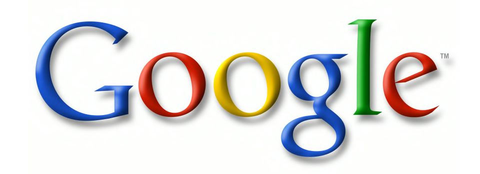



600086397$

[redacted]

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Fortsetzung achter Band.

Mainz 1830,
in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Zwei und zwänzigster Band.

Erste Abtheilung.

Mohamed, dessen Lehre und das Kaliphat

(569—715.)

Mainz 1830.

in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des
veiten Zeitlaufes
neunzehnter Zeitraum.

n dem Tode des Kaisers Heraklius 641.
bis zu dem Concilium Quinisextum 692.

I.

1. Seit Justinians Thronbesteigung (527) Einleitung.
tte Nationaleifersucht die beiden mächtigsten Welt-
che — Römer und Perser — in blutigen, bei-
he ununterbrochenen Kampf verflochten. Alle Frie-
nsschlüsse waren gleichsam nur Waffenstillstände,
d blutige, stets lange anhaltende Kriege lößten
wöhnlich den kurzen Frieden bald wieder ab.
er am verderblichsten für beide Reiche war un-
eitig der letzte, unter Phocas begonnene, und
t leidenschaftlicher Erbitterung, vier und zwan-
Jahre hindurch gekämpfte mörderische Kampf.
den unmäßigsten Kraftanstrengungen suchten die

beiden Gegner sich wechselseitig zu überbieten, und um den Andern zur Verzweiflung zu bringen, wühlte grausam und schonungslos ein Jeder in seinen eigenen Eingeweiden. Aber diese unnatürlichen Anstrengungen mußten endlich nothwendig eine gänzliche Entkräftung herbeiführen; und eine ungeheuere Staatsschuld *), schreckliche Zerrüttung der Finanzen, völlige Verarmung der reichsten Provinzen, fühlbare Abnahme der Bevölkerung und überall sichtbarer Verfall des Ackerbaues und bürgerlichen Gewerbfleißes waren nun die unausbleiblichen Folgen, welche selbst der am Ende zu Stande gekommene Friede weder von dem römischen noch persischen Reiche mehr abwenden konnte. Jedem der beiden colossalen Staatskörper waren jetzt gleichsam die Hauptadern durchschnitten, und aus den nur noch matt schlagenden Pulsen schien, selbst nachdem der Friede geschlossen war, alle Fülle von Lebenskraft erloschen. In Persien wüthete noch überdies, zwei Jahre lang, eine furchtbare, zwei Fünftheile der ganzen Bevölkerung hinwegraffende Pest; und als nach Cobad Schirouieh's kurzer, verhängnißvoller Regierung, dessen Sohn, ein noch unmündiges Kind, den Thron von Ctesiphon bestieg, ward Persien endlich auch

*) Um die Staatsgläubiger zu befriedigen, errichtete Heraklius einen bleibenden Fond, wozu aber die, durch den langen unseligen Krieg und die grenzenlose Raubgier der 18 Jahre lang siegreichen Perser, völlig erschöpften und zu Grunde gerichteten Provinzen, durch nochmalige Bezahlung der schon abgetragenen Steuern und Abgaben eines Jahres, das erste Grundcapital herbeischaffen mußten. Strenge und schonungslos ward das Geld eingetrieben, und jeder Rückstand, besonders der wenigen, noch wohlhabenden Staatsbürger, durch ungeheure Geldstrafen, oft verdoppelt, oder gar dreifach erhöhet.

noch die gemeinschaftliche Beute der wildesten Anarchie und des ausschweifendsten Militär-Despotismus. Mehr als zwölf Könige, größtentheils kühne Emporkömmlinge winden sich jetzt, in dem engen Zeitraum von kaum sechs Jahren, die königliche Binde um das Haupt, berauschen sich einige Monate, oft selbst blos einige Tage an dem Taumelkelch unumschränkter Macht, und verschwinden dann plötzlich, um den, durch Schwert oder Dolch, mit Blut befleckten Thron wieder einem andern Räuber zu überlassen. Ununterbrochen toben während dieser Zeit Empörung und anarchischer Aufruhr in allen Theilen der persischen Monarchie, und überall, in den großen Städten, und auf dem platten Lande, kämpfen und schlagen sich ehrgeizige Partheihäupter um die blutigen Fetzen des einst so blühenden und mächtigen, und nun völlig entkräfteten, zerrissenen Reiches der Sassaniden. Kein Wunder, daß bei dieser schrecklichen Verwirrung und unter dem eisernen Joch überall hervorsprossender Tyrannei, die persische Nation jeder fremden Herrschaft mit offenen Armen entgegen eilte, und um so mehr Gutes sich von ihr versprach, je weniger sie dieselbe noch kannte.

2. Innere Kriege zerfleischten zwar nicht das römische Reich; aber demungeachtet war die Lage desselben nicht minder gewaltsam, durch die vielen, tief eingewurzelten Staatsübel nicht minder unglücklich. Dreimal hundert tausend, im Kampfe gegen Persien, gefallene Soldaten waren vielleicht ein für den Staat noch ziemlich erträglicher Verlust; aber da der lange, mit ungeheuerm Aufwand an Menschen und Geld geführte Krieg unermeßliche Summen erfoderte, und man zur Herbeischaffung derselben, durch die imperiösen Zeitumstände gezwungen, oft zu gewaltsamen Maßregeln greifen mußte; so

traten bald an die Stelle einer gerechten und geregelten Verwaltung blos schnöde Beamten-Willkühr und rohe Militairgewalt, und zwar im Gefolge aller damit gewöhnlich verbundenen Räubereien, Bedrückungen und Ungerechtigkeiten; und bei den verarmten, hart gedrückten und gequälten Einwohnern und Staatsbürgern verschwanden natürlicher Weise nun eben sobald auch alle Vaterlandsliebe, wie alle Theilnahme an dem gemeinsamen Interesse und Wohl des Staates. Zudem war der kaiserliche Schatz jetzt wieder völlig erschöpft. Ein Theil der reichen persischen Beute war längst schon an die Soldaten vertheilt, der andere und zwar größte Theil durch einen fürchterlichen Sturm in den Wellen des Euxinus begraben. Die Sieger waren jetzt wieder eben so geldbedürftig und arm, als nur immer die Besiegten es seyn mochten; und der schwelgende Luxus in einigen großen Städten bildete einen schauerlichen Contrast mit dem unabsehbaren Elend der Provinzen und des platten Landes. Indessen wäre doch Hülfe noch immer nicht sehr ferne gewesen; denn die Remedur aller dieser Uebel lag auch jetzt noch in dem bizantinischen Staate selbst. Aber statt die dem Reiche geschlagenen Wunden nun mit zarter und schonender Hand nach und nach zu heilen, jede eingerissene Unordnung in ihrer Wurzel zu ersticken, und manches tiefer liegende, und daher nicht ganz leichte Staatsproblem mit ächter Regenten-Weisheit zu lösen, beschäftigte sich der Kaiser beinahe ausschließlich mit müßigen, Geist und Zeit tödtenden, sogenannten theologischen Speculationen, ward das blinde Werkzeug in der Hand eines ränkevollen, neuerungssüchtigen Patriarchen, weckte den lästigen, nichts als Haß und Zwiespalt erzeugenden Sektengeist wieder auf das neue in seinem Reiche, half die Kirchen verwirren, rechtgläubige Bischöfe

und Priester verfolgen, sank dabei, indem er mit stumpfen Waffen für fremden Wahn kämpfte, immer tiefer in der öffentlichen Meinung, und in der Achtung seiner Völker, und zog endlich, bei dem nothwendig daraus entstehenden Verfall ächter Religiosität und wahrer Gottesfurcht, und der unter der Nation nun immer allgemeiner werdenden Sittenlosigkeit, die schon von ferne drohenden Gerichte Gottes nur noch rascher und furchtbarer über das verwahrloßte Reich herbei.

3. Aber während jetzt die zwei größten, schönsten und cultivirtesten Reiche des Morgenlandes mit stets rascherm Schritte ihrem gänzlichen Verfalle entgegen eilten, und Asiens einst reichsten und blühendsten Provinzen überall Nichts, als einen öden, traurigen, oder gar besudelten Anblick darboten, trug in einem Winkel Westasiens ein nur wenig bekanntes, dem historischen Gesichtskreise bisher völlig entrücktes, und nur auf noch ziemlich tiefen Stufen der Cultur stehendes Land Ereignisse in seinem Schoße, die in betäubend-schneller Entwickelung, in kurzer Zeit die mächtigsten Throne stürzten, drei Welttheile erschütterten, der Zeit und zahllosen Völkern ein ganz anderes Gepräg aufdrückten, und wie durch höllischen Zauber plötzlich ein neues Weltreich schufen, das, bevor noch ein Jahrhundert verflossen war, schon den Erdkreis zu verschlingen, und über die ganze sittliche Menschheit den graunvollsten Zustand herbeizuführen drohete *).

*) Dies letztere, vielleicht manchem Leser jetzt noch hart scheinende Urtheil ist auch jenes eines unserer scharfsinnigsten, philosophischen Geschichtsforscher, nämlich des verstorbenen Hrn. Friedr. von Schlegel. Man sehe dessen Vorlesungen 2. B. S. 72. gleich in den ersten, obersten Zeilen.

Sonnenstrahlen ist einiges, in einer Cisterne sparsam gesammeltes Regenwasser ein hoher Gewinn; aber gar ein Brunnen, oder eine entdeckte Quelle ein nicht zu berechnender Schatz; und nicht selten sind solche Reichthümer ein Gegenstand hartnäckiger Kämpfe unter den herumziehenden Stämmen. Von einem kleinen Strom, oder einer reich sprudelnden Quelle bewässert, erheben sich bisweilen, wie Inseln auf dem Ocean, auch auf dieser weiten, öden und verbrannten Oberfläche, grüne, mit Pflanzen, Bäumen und schattigen Gebüschen bedeckte, kleine Strecken. Diese Oasen, so nennt man dergleichen glückliche Erdflecken, ziehen dann natürlicher Weise sehr bald einige Familien der herumwandernden Söhne der Wüste an sich. Da der Boden ihnen und ihrem Vieh Nahrung und frischen kühlenden Trank gewährt; so siedeln sie sich an, pflanzen Palmbäume und andere Früchte, und bilden nach und nach eine, wo nicht auf immer, doch auf lange Zeit bleibende Colonie. Merkwürdig ist die Besitzergreifung einer solchen Strecke. Sobald nämlich das Oberhaupt der Familie oder des Stammes auf der fetten Trifte seine Zelte aufgeschlagen hat, läßt er alle seine Hunde bellen. Die Entfernung, in welcher man dies Bellen hört, bestimmt die Grenzen der in Besitz genommenen Gegend, welcher alsdann keine andere herumziehende Horde mit ihrem Vieh, oder ihren Horden sich nahen darf.

3. In seinem Vieh und in seinen Herden besteht überhaupt der Reichthum des Arabers. Aber zwei vorzüglich treue Freunde und arbeitsame und nützliche Gehülfen hat die wohlthätige Natur für den Sohn der Wüste erschaffen, nämlich das Pferd und das Kameel. Arabien ist das wahre Vaterland der Pferde; zwar sind sie weder groß, noch sehr

schön; aber dafür gab das Clima ihnen desto mehr Kraft, Schnelligkeit und Feuer. Mit religiöser Sorgfalt bewahrt der Araber die Geschlechtsregister seiner edelen Rosse *); nie oder nur selten verkauft er eine Stute, eher noch einen Hengst, aber auch diesen um einen ungeheuern Preis. Die Geburt eines Füllen wird ein Familienfest, und veranlaßt nicht minder aufrichtige Glückwünsche auch von Seite der Nachbarn. In den Zelten des Arabers und unter seinen Kindern wird das junge Thier von schmeichelnden Händen groß gezogen, lernt Anhänglichkeit an seine Herren und wird von diesen wie ein junger Freund und Hausgenosse geliebt. Sporn und Peitsche sind dem edeln arabischen Pferde unbekannte Dinge. Es bedarf bei demselben nur eines sanften Druckes der Hand oder des Schenkels, und sogleich eilt es, wie auf den Flügeln des Sturmwindes, pfeilschnell davon; stürzt sein Reiter während des schnellen Laufes, so steht es auf der Stelle still, und kann jener, durch den Fall schwer beschädiget, von selbst nicht mehr aufstehen; so ruft es durch anhaltendes Wiehern fremde Hülfe herbei. Mit gleicher Treue bewacht es auch seinen Herrn, wenn dieser des Nachts in freiem Felde unter ihm schläft; sobald Räuber sich nur noch von ferne zeigen, weckt und warnt es ihn schon wiehernd vor der annähernden Gefahr. Es ist stark genug, die größten Beschwerden auszuhalten, bedarf,

---

*) Der arabischen Pferde gibt es zwei Arten, wovon jede ihre besondere Benennung hat; eigentlich edle und minder edle Pferde. Nur von den erstern ist hier die Rede. Es gibt derselben jetzt in Arabien, deren Abkunft man schon seit länger als zwei tausend Jahren aufgeschrieben hat, und von welchen die Araber behaupten, daß sie ursprünglich von der Stuterei des Königes Salomo abstammen. (Niebuhr Beschreibung von Arabien. S. 161.)

wenn es seyn muß, oft Tage lang nicht der mindesten Nahrung, und lebt dann, wie man zu sagen pflegt, gleichsam vom Winde. Wird es in einem Gefechte gefährlich verwundet, und fühlt sich nun unfähig, seinen Herrn länger zu tragen; so ist es zuerst auf dessen Sicherheit bedacht, verläßt eiligst den Kampfplatz, bringt jenen an einen sichern Ort; und oft ist dieser kaum abgestiegen, als das treue edle Thier auch todt zu den Füßen seines Gebieters niedersinkt.

4. Ein nicht minder kostbares Naturgeschenk ist für den Araber auch das Kameel. Lebend und todt bringt es seinem Herrn großen und mannichfaltigen Nutzen. Das eben so starke als sanfte und geduldige Thier trägt eine Last von zehen Centnern; macht, ohne zu essen und zu trinken, einige Tagreisen, und zum Behälter des ihm durchaus nothwendigen Wassers dient ihm dann ein Sack oder fünfter Magen. Seine Milch gewährt eine reichliche und stärkende Nahrung, und aus seinem Urin wird ein kostbares Salz bereitet. Der Mist des Kameels ersetzt den Mangel an Holz; denn getrocknet, gibt er treffliche und anhaltende Feuerung. Seine, jedes Jahr, ausfallenden und wieder heranwachsenden Haare werden von den Arabern zu grober Kleidung, zu Zelten und mancherlei anderem Geräthe verarbeitet; und wird endlich das nutzbare Thier in Zeiten der Noth und des Mangels, oder bei feierlichen Gelegenheiten zum festlichen Mahl, geschlachtet; so ist sein Fleisch nicht nur sehr nährend und kräftig, sondern auch eben so schmackhaft, wie das Kalbfleisch *).

*) Dem Kameel zunächst steht das Dromedar; beinahe ganz gleichförmig mit jenem gestaltet, kann nur ein, an diese Thiere gewöhntes Auge beide von einander

5. Das alte Königreich Jemen macht den größten Theil des glücklichen Arabiens aus. Zu diesem gehören jedoch auch die theils am untern persischen Meerbusen, theils am arabischen Meere gelegenen Seebezirke Oman und Bahrein. Den Beinamen: glücklich gab diesem Theile Arabiens blos der überraschende Contrast, den er mit dem ganzen übrigen, nichts als nackte Felsen, unwirthbare Sandwüsten und todte Einöden darbietenden Theile der Halbinsel macht. Natürlicher Weise muß derjenige, welcher einen Theil dieser ungeheuern Wüste durchzogen hat, nun sich selbst und das Land überschwänklich glücklich preisen, wo der Anblick des Palmbaumes und Weinstocks wieder sein Herz erfreut, wo er Holz und Wasser in Fülle findet, und ein dankbarer Boden unter einem viel mildern Clima zum Ackerbau ermuntert, und den Schweiß des Landmanns lohnt. Kurz, dieser Theil Arabiens ist das Vaterland des Kaffees und der Gewürze; aromatische Pflanzen füllen die Luft mit balsamischen Düften, die Erde verbirgt in ihrem Schoße Gold und Silber; und der Reichthum an Naturprodukten lockte seit undenklichen Zeiten alle Faktoren der Handelswelt in die arabischen Häfen am indischen Meere, wie an dem persischen und arabischen Meerbusen.

6. Arabiens Ureinwohner waren Joctaniden, von Joctan, dem Sohne Hebers und Bruder des Phalegs, von welchem letztern die Hebräer abstammen. Araber und Hebräer waren demnach zwei mit einander verwandte Stammvölker. Spätere Einwan-

---

unterscheiden. Aber das Dromedar läuft schneller, als das Kameel, und selbst der flüchtigste, englische Renner ist nicht im Stande, demselben im Laufe gleich zu bleiben.

Beschützung der Frauen fechtend zu fallen, ist sein höchster Ruhm, sein größter Stolz. Aber eine Art Höhenmesser des sittlichen Charakters eines Volkes ist unstreitig dessen mindere oder höhere Achtung für das andere Geschlecht. Im Vergleich mit den Sitten anderer morgenländischen Völker, ist das Loos der Frauen in Arabien wahrhaft beneidenswerth. Auch der herumstreifende Araber trägt ein fühlend Herz in seinem Busen, hängt mit Zärtlichkeit und Liebe an seinem Weibe, erblickt in ihr nicht blos ein Werkzeug zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern liebt und ehrt sie, als eine Freundin, als eine treue Gefährtin auf der rauhen Bahn seines mühevollen Lebens. Aber alle diese Zärtlichkeit und selbst die Ehrfurcht, welche die Frau dem Manne einflößt, hindern diesen dennoch nicht, von seinem Weibe die, ihr geziemende Folgsamkeit und Unterwürfigkeit unter seinen Willen zu fodern. Grenzenlos und unerschütterlich ist das Ansehen des Familienvaters; seit Jahrtausenden tief gewurzelt in heiligem Herkommen und in den Sitten der Nation, ist es eigentlich die einzige Gewalt, welche der freie Bewohner der Wüste als rechtmäßig erkennt. Der Vater ist Herr über Leben und Tod seiner Kinder; jedoch kennt man von einem, von dieser Gewalt gemachten Mißbrauch bis jetzt nur äußerst wenige Beispiele, und selbst diese erst in den spätern Zeiten.

8. Aber an diese Nationaltugenden ketteten sich leider nicht minder gehässige, auch dem heutigen Araber zum Theil noch eigene Laster und Thorheiten. Heftiger, wilder und unbändiger, als anderswo, sind alle Leidenschaften unter dem heißen arabischen Himmel; denn von der Glut der Sonne immer noch mehr entflammt, und in der, den Wüstenbewohner umgebenden Stille und Einsamkeit noch mehr ge-

...ht, nehmen sie bei ihm alle einen ungleich höhern ...schwung. Aber desto schrecklicher und verderblicher ... dann auch ihr Ausbruch. In dem Momente ...wältigender Leidenschaft setzt der Araber seiner ...ach keine Grenzen; und in seinem glühenden Her- ... reift jede Geburt seines Gehirns nur gar zu leicht ...d schnell zur Leidenschaft heran. Unversöhnlich in ... Feindschaft, kann seine, jede Sühne, wie jede ...rmittelung verschmähende Rachgier blos durch das ...ut des Gegners befriediget werden. Selbst von ...em, blos durch Zufall begangenen Todschlag war ...mals die Vertilgung einer ganzen Familie bisweilen ... schreckliche Folge *). Trotz des Arabers zärtlicher

*) Ein falsches Ehrgefühl macht es jedesmal dem nächsten Anverwandten des Getödteten zum unverbrüchlichen Gesetze, den Tod desselben zu rächen. Er sucht also Gelegenheit und sollte er Jahre lang darauf warten, den vorsätzlichen oder schuldlosen Mörder, und wenn er dessen nicht habhaft werden kann, ein anderes, und oft durch rafinirte Bosheit gerade das vornehmste Glied von der Familie desselben zu ermorden. War aber ehemals auch dieser zweite Mord vollbracht; dann lastete die nämliche Verpflichtung der Rache auch auf der Familie dieses Ermordeten. Ein drittes blutiges Opfer mußte demnach fallen, und aus den nämlichen Gründen nun bald auch das vierte, fünfte 2c., das gegenseitige Ermorden ging nun fort, und es bedurfte nicht selten einer ziemlich langen Reihe von Jahren, bis endlich die blutige Rechnung gegenseitiger Rache abgethan war. Unter den heutigen Arabern sind jedoch jetzt solche Feindseligkeiten minder blutig, denn wenn auch im Anfange derselben eine gütliche Ausgleichung der streitenden Partheien noch äußerst schwer, ja wohl unmöglich ist, so wird sie doch, nachdem das Blut blos zweier Glieder der sich befeindenden Familien geflossen ist, gewöhnlich schon durch eine Geldbuße oder die Vermittelung eines Dritten zu Stande gebracht. In einem kleinen Theil von Arabien, nämlich in der

Anhänglichkeit an sein Weib, verwandelt sich dessen ganze Liebe in glühenden Haß, sobald der Dämon der Eifersucht sich seines Herzens bemächtiget; boshaft deutet dann auch die unschuldigste Sache seine erhizte Phantasie; mit lechzender Zunge schlürft er dann gleichsam jeden Tropfen tödtenden Giftes der Eifersucht hinunter, bis endlich diese schreckliche Leidenschaft ihn völlig übermannt, und dann blos der Tod der oft schuldlosen Frau den Wüthenden wieder zur Besinnung bringt **). — So edelmüthig sich

bergigen Gegend von Themen ist jezt sogar die Selbstrache abgeschafft, und jeder Mörder wird von der Obrigkeit in Sana mit dem Tode bestraft. In dem übrigen Arabien aber steht es den Anverwandten eines Ermordeten immer noch frei, sich vor der Obrigkeit mit der Familie des Mörders zu vergleichen, oder dessen Auslieferung zu federn, und ihn dann mit eigener Hand zu tödten. Dies leztere geschieht jedoch selten; denn sie würden, sagen die Araber, die Familie des Mörders durch Bestrafung desselben von einem schlechten Gliede, mithin von einer Last befreien. Viel lieber behalten sie sich das Recht vor, ihre Blutrache nach eigener Wahl auf irgend ein anderes Glied der Familie des Mörders zu legen. Aber dies muß alsdann im Zweikampfe geschehen, und da erfodert es nun die Ehre, daß eine gewisse Gleichheit der Kräfte beobachtet werde; so daß z. B. ein junger starker Mann sich nicht aus der Familie, der er gleichsam den Krieg angekündiget hat, ein altes, schwaches oder krankes Individuum wählen darf; wollte er dieses wagen; so würde er sich mit ewiger Schmach bedecken, und nicht nur die Verachtung seines eigenen Stammes, sondern auch aller übrigen Stämme für seine ganze Lebenszeit sich zuziehen.

**) Durch Nichts wird der Araber leichter gereizt, durch Nichts dessen Ehre tiefer und schmerzhafter verwundet, als durch irgend Etwas, das sich auf die Frauen, sey es sein Weib, seine Tochter oder Schwester,

der Araber gegen den erzeiget, der, vertrauungsvoll

---

undelikater Weise beziehen läßt. Ein schaudervolles Beispiel dieser ganz übermäßigen, unseligen Reitzbarkeit erzählt Niebuhr in seiner Beschreibung Arabiens S. 31. Ein angesehener Mann aus dem Stamme Menteñdšji hatte seine Tochter an einen Jüngling von nicht minder angesehener Familie verheirathet. Nicht lange darauf ward er auf einem Caffeehause von einem Araber aus einem andern Stamme gefragt, ob Er der Vater der jungen und schönen Frau des N. N. wäre. Vielleicht daß jener die Worte: der jungen und schönen Frau, auf eine gewisse, Mancherlei bedeutende Weise accentuirte; vielleicht auch daß eine sichtbare, spöttische Miene die ganze Frage begleitete; genug, eine furchtbare Röthe überzog sogleich das Gesicht des Vaters; er argwohnte, schändlicher Verdacht beflecke die Ehre seiner Tochter und, einen wüthenden Blick dem Fragenden zuwerfend, sagte er ihm, daß er unverzüglich jetzt hingehe, den Kopf seiner Tochter zu holen. Der Rasende ging wirklich fort, vollbrachte, von Wuth verblendet, die schreckliche That, und eilte dann, Verzweifelung und glühende Rache im Herzen wieder nach dem Caffeehause, in der Hoffnung, seinen Feind dort noch zu finden. Aber dieser, der die unseligen Folgen seiner Unbesonnenheit nun einsah und das herannahende Ungewitter ahndete, hatte sich schon entfernt. Fruchtlos bemühete sich nun der unglückliche Vater einige Tage, seinen Gegner zu entdecken; da jedoch seine Rachgier schnelle Befriedigung foderte, so erschlug er einstweilen im Zweikampfe einige der nächsten Anverwandten des Beleidigers, ermordete bald darauf mehrere von dessen Bedienten und Sclaven, und erwürgte endlich auch noch einen Theil des Viehes und der Heerden, die seinem Feinde angehörten. Dieser, der nun nicht mehr wußte, wo er sich verbergen sollte, und seinen unvermeidlichen Untergang vor Augen sah, ging zu der Obrigkeit, und bot ihr eine große Summe, wenn sie ihn von seinem Feinde und der ihn jetzt unaufhörlich quälenden Todesfurcht befreien wollte. Der Aga zeigte sich

und um Schutz ihn flehend, in seine Hütte tritt, eben so schonungslos und grausam behandelt er den Fremdling, der in seine Hände fällt, und von dem er nie den Begriff eines Feindes zu trennen weiß **). Von Natur aus räuberisch und raubbegierig, weil Armuth und Nakthcit seines Bodens ihn dazu zwingen, ist die Beraubung fremder Reisenden, oder auch friedlicher, von den Einfällen ganzer Horden herumziehender Araber nicht selten beunruhigter Grenzbewohner, für ihn eine gewöhnliche Quelle seines Unterhaltes, bisweilen sogar seines Reichthums. Mit

---

willfährig, ließ den Andern vor sich fodern, ermahnte ihn, sich mit seinem Gegner zu versöhnen, redete ihm lange freundlich zu, wechselte Bitten mit Drohungen, und gab endlich, als Alles nichts fruchten wollte, Befehl ihn selbst hinzurichten, ließ auch, um ihn desto mehr zu schrecken, auf der Stelle alle Anstalten dazu machen. Aber auch der Anblick eines nahen, gewaltsamen Todes vermochte nichts über das erbitterte Herz des Beleidigten. Diese Standhaftigkeit rührte den Aga; er fing an das Ehrgefühl eines Mannes zu ehren, der lieber den Tod leiden, als eine ihm zugefügte Schmach ungestraft dulden wollte. Er versprach, ihm volle Genugthuung zu verschaffen. Einige andere vornehme Araber wurden jetzt noch zu Rathe gezogen, und zwischen diesen und dem Aga ward beschlossen, daß der Beleidiger dem Beleidigten, um ihm den Verlust seiner Tochter zu ersetzen, nun seine eigene Tochter, mit einer sehr ansehnlichen Aussteuer an Geld, Pferden, Waffen 2c. zur Gattin geben sollte. Dieser Vertrag ward endlich nach vielem Bitten und Zureden angenommen. Der Beleidiger ward also jetzt der Schwiegervater des Beleidigten, durfte aber demungeachtet nie vor den Augen seines neuen Schwiegersohnes erscheinen.

**) Bei jedem, von andern Völkern völlig abgeschlossenen, und durch Nichts mit irgend einer andern Nation in Berührung gesetzten Volke sind die Benennungen: Fremder und Feind stets vollkommen gleichbedeutend.

den räuberischen Einfällen in die Grenzländer sind, bei dem mindesten Widerstande, stets auch Mord und Brand verbunden. Indessen wird nicht aus Mordlust gemordet, sondern man mordet blos, um desto bequemer rauben zu können. Auch den harmlosen Wanderer, einzeln oder in ganzen Karavanen, trifft kein besseres Loos, wenn sein unglücklicher Stern ihn einem auf Raub ausziehenden Araber entgegenführt *). Unter höhnenden Worten nimmt nun der, in seiner Hütte gegen Fremdlinge sonst so gutmüthige Sohn der Wüste dem Unglücklichen, den er überfallen hat, alles, was derselbe besitzt, wirft ihm höchstens ein Paar Datteln zu und überläßt ihn nackt und blos seinem verzweiflungsvollen Schicksale in der weiten, ihm völlig unbekannten Einöde.

9. Der Araber ist weder zänkisch noch zanksüchtig; aber in Allem, was seine persönliche Ehre und Würde betrifft, leicht zum Zorn zu reitzen, und dann schwer wieder zu besänftigen. Trotz seiner Ernsthaftigkeit liebt er dennoch die Gesellschaft; erhebt sich aber dann ein Streit im traulichen Gespräche; so blitzen Dolch und Schwert sich sogleich einander entgegen, und die unbedeutendste, erbärmlichste Kleinigkeit verwandelt sodann bis jetzt friedlich

*) Die Araber behaupten, daß, weil Ismaël schuldlos aus dem Vaterhause verstoßen, und ungerechter Weise eines Theiles des väterlichen Erbes wäre beraubt worden, es ihnen, Ismaëls Nachkömmlingen, nun ebenfalls erlaubt wäre, sich dieses Verlustes wegen, so gut sie könnten, zu entschädigen. Was sie raubten, sey nichts fremdes, sondern blos ein Theil des eigenen, ihnen einst rechtswidrig entzogenen Gutes. Wie man sieht, haben die Araber auch ihr Staatsrecht, von welchem, wie es scheint, die Beraubung der Fremden das erste und wichtigste Kapitel ausmacht.

neben einander wohnende Nachbarn, oft auf lange, in unversöhnliche Feinde. Wie unter einzelen Individuen, so auch unter ganzen Stämmen; und die arabischen Geschichtschreiber erwähnen eines Krieges unter mehreren Stämmen, welchen zwei Pferde veranlaßten, und der ununterbrochen länger als vierzig Jahre dauerte. Indessen sind einzele, persönliche Zwiste, in den Städten wie auf dem Lande doch nur äußerst selten; denn das, den Araber nie verlassende, in seinem ganzen Benehmen sich aussprechende Gefühl seiner Würde, so wie seine langsame, besonnene Sprache. und der Ernst, der ihn überall hin begleitet, schützen ihn vor der Gefahr, durch leichtsinnige oder leichtfertige Worte seines Gleichen oder gar seinen Obern zu beleidigen; auch ist es überhaupt eine seltene Erscheinung, einen Araber lachen zu sehen. Wenn irgend Etwas ihm Freude macht, oder seinen Beifall erhält, so ist ein gravitätisches Streicheln seines Barts das einzige äußere Zeichen seines Wohlgefallens oder seiner innern Zufriedenheit *).

10. Tapferkeit ist bei dem Araber weder eine Tugend, noch ein Verdienst; sie ist ihm gleichsam angeboren, erbt, so zu sagen, sich von Geschlecht zu Geschlecht und ist dem Manne so natürlich, wie der Kreislauf seines Blutes. Auch in Zeiten des Frie-

---

*) Der Bart, dieß Zeichen der Mannheit und männlicher Kraft, bei den Arabern auch Zeichen männlicher Würde, steht bei denselben in ganz ungemein hohen Ehren. Das mindeste, den Bart eines Arabers schmähende Wort würde einen Zweikampf auf Leben oder Tod zur unausbleiblichen Folge haben; daher auch nur Leute aus dem niedrigsten Pöbel sich dergleichen gegenseitige Beleidigungen erlauben.

übt das Oberhaupt des Stammes die waffenfähige Jugend oft im Bogen, Wurfspieß und Säbel; und diese Waffen, die sie trefflich zu gebrauchen wissen, sichern nicht nur ihre eigene Freiheit, sondern dienen auch ihren, in den Städten und Flecken im glücklichen Arabien wohnenden, und durch die Ueppigkeit des Bodens und Climas schon mehr verweichlichten Brüdern zur Vormauer. Auf das erste Aufgebot des Emirs rücken zehen tausend Reiter in das Feld. Den Frauen wird dann die Sorge für die Heerden und Kamele überlassen. Sind alle Stämme mit einander verbunden; so sind ihre Heere so zahlreich, wie der Sand in ihrer Wüste. Bei der Annäherung des gemeinschaftlichen Feindes ruhet jeder innere Zwist. Muthig rücken sie dem Feinde entgegen. Vor ihnen her zieht die Wahrscheinlichkeit oder wenigstens die Hoffnung des Sieges und der Beute, und hinter sich erblicken sie, durch die Schnelligkeit ihrer Rosse, die Gewißheit eines sichern, gefahrlosen Rückzuges. Werden sie geschlagen; so entschwinden sie pfeilschnell den Blicken des Siegers; und während dieser, bei dem fruchtlosen Nachsetzen eines unsichtbaren Feindes, im Kampfe mit Hunger, Durst, Hitze, Sandwirbeln und glühenden Winden seine Kräfte erschöpft, hat der flüchtige Araber, dessen Roß und Kameel in 6 oder 8 Tagen einen Weg von 100 bis 140 Meilen zurücklegt, in dem Herzen seiner unzugangbaren Wüste schon wieder ausgeruhet, und zu einem neuen Feldzug sich gerüstet.

11. Wie lange die Idee eines einzigen wahren Gottes sich in Arabien erhalten hat, ist unbekannt. Indessen lehrt uns eines der ältesten und ehrwürdigsten Bücher, das Buch Hiob nämlich, daß der einzige wahre Gott wenigstens in Idumäa, einem Theile Arabiens, noch erkannt und angebetet

ward, auch Opfer ihm gebracht wurden, als längst schon die angrenzenden Länder, Aegypten und Chaldäa in Götzendienst, in Pantheismus und Politheismus versunken waren. Wie es scheint, ging der menschliche Verstand in seinen Verirrungen, wie bei den angrenzenden Völkern, auch bei den Arabern den nämlichen Weg. Der Lauf der Sonne und des Mondes und besonders die am nächtlichen Horizont leuchtenden Gestirne mußten für den, unter einem beinahe stets klaren Himmel, auf einer grenzenlosen Ebene herumwandernden Araber bald ein Gegenstand vorzüglicher Aufmerksamkeit werden. Bei ihren nächtlichen Zügen wurden jene himmlischen Lichter ihre Führer; durch fortgesetzte Beobachtung lernten sie ihre tägliche Stellung kennen, und ihr natürlicher Scharfsinn lehrte sie bald, den Lauf des Mondes in gewisse Zeittheile eintheilen, und diese Theile durch willkührlich angenommene Bilder eines Thierkreises sich an dem Himmel zu bezeichnen. Aber über der Betrachtung dieser leuchtenden Gestirne, dieser herrlichen und wohlthätigen Gebilde, ging endlich der Gedanke an den großen Bildner, kurz über dem Geschöpfe die Idee des Schöpfers verloren. Des Arabers erhitzte, stets in das Ungeheure ausschweifende Einbildungskraft fing nun an, jene Himmelslichter zu beseelen, schrieb ihnen leitenden Einfluß auf die Ereignisse der Erde und Schicksale der Völker zu, glaubte, jenen Gestirnen, unter deren Herrschaft erfrischender Regen herabströmte — unstreitig für eine verbrannte, stets dürstende Einöde die größte Wohlthat — danken, auch um fernere Huld sie anflehen zu müssen, und die einfache, einen Einzigen wahren Gott, Schöpfer aller Dinge, lehrende Urreligion der arabischen Stammväter ging nun nach und nach, wie bei den Chaldäern, in Sternendienst über, verbunden mit göttlicher Ver-

ehrung noch mancherlei anderer guter und böser Geister. Zu diesen Verirrungen gesellte sich bald ein noch größerer Wahn. Auch Menschen, glückliche Krieger, Familien- und Stammhäupter wurden vergöttert und göttlich verehrt, und mehrere Stämme sanken sogar bis zu dem sinnlosen Fetischen-Dienst herab. Immer gröber und sinnlicher ward jetzt die Abgötterei, und immer greuelvoller, abscheulicher und sittenverderbender der, mit dem gottlosesten Aberglauben, den schändlichsten Ceremonien, mit astrologischer Wahrsagerei und allen schwarzen Künsten der Magie verbundene Götzendienst der Araber. Aber wie bei allen Völkern, selbst mitten im Greuel des vernunftlosesten Heidenthums, verlor auch in Arabien sich nie ganz der Strom heiliger Ueberlieferungen. Zu allen Zeiten findet man bei den Arabern kenntliche und leuchtende Spuren davon, und die Patriarchen, vorzüglich Abraham, von welchem sie mit selbstgefälliger Zufriedenheit ihre Abstammung herleiten, lebt bei jedem Araber, welchem Götzendienst er auch zugethan seyn mag, in segenvollem, frommen Andenken.

12. Eine allgemeine National- oder Staatsreligion, wie bei den Aegyptiern, Chaldäern, Persern ꝛc. kannten die Araber nie. In der ersten Hälfte des Zeitlaufes, den wir jetzt durchgehen, hatte jede Art und Abart abgöttischen Wahnes in Arabien ihre Anhänger. Jeder Stamm hatte seine eigenen Götter, Tempel, Altäre und Heiligthümer. Jeder Familienvater seine besonderen Hausgötter, deren Schutz er sich empfahl, wenn er ausging, und die er zuerst wieder begrüßte, sobald er nach Hause kam. Zahllos war der Chor der Götter und weiblichen Gottheiten, welchen man in Arabien göttliche Ehre erzeigte, auch Opfer, und unter diesen bisweilen sogar grauenvolle

Menschenopfer brachte *). Endlich hatten einige Stämme auch schon die Religion der Magier angenommen, andere wieder dem unlautersten Fetischen-Dienste sich zugewandt. Das größte, allen Arabern gemeinsame Heiligthum war die Kaba zu Mekka, der Nation berühmtester und ältester Tempel. Außer diesem gab es in der Nähe der Stadt auch noch heilige Berge, Thäler und Brunnen, von welchen letztern der berühmte, heilige Brunnen Zemzem dem ganzen Volke ein Gegenstand der höchsten, abergläubigsten Verehrung war **).

---

*) Noch zu den Zeiten Justinians opferte Alamundar, ein mit Persien im Bunde stehender sarazenischer Fürst, einen sehr vornehmen Gefangenen Einer seiner weiblichen Gottheiten. Dieser Gefangene war ein Sohn des Aretas, eines christlichen, in dem damascenisch-syrischen Arabien herrschenden und mit den Römern verbündeten Fürsten. (Procop. de bell. Pers. l. 2. c. 28.)

**) Die Kaba, der, nach der Tradition der Araber, schon von Adam auf Gottes Geheiß gebaute, und nach der Sündfluth von Abraham auf das neue wieder auferbaute Tempel, bildet ein längliches Viereck. Die zwei, gegen Sonnen-Auf- und Niedergang gerichteten Seiten haben eine Länge von 24, jene gegen Mittag und Mitternacht von 23 Ellen; und die Höhe des Gebäudes beträgt ungefähr 27 Ellen. Der Eingang ist gegen Morgen und hat eine Erhöhung von vier Ellen, jedoch ohne Treppe; vor demselben ist der schwarze Stein eingegraben. Von diesem schwarzen Stein (Hagiar Alassovad) wird Mancherlei und Vieles gefabelt; aber gewiß ist es, daß er schon in den ältesten Zeiten für die abgöttischen Araber der Gegenstand einer eben so allgemeinen und hohen Verehrung war, als er es auch noch heute zu Tage den Mahomedanern ist. Um die Kaba herum führt ein geräumiger, bedeckter Gang, und an dem obern Dach, welches auf 4 Säulen von Holz ruhet, ist eine goldene Rinne angebracht, durch welche das Regenwasser abläuft. Welcher Art abgöttischen Wahnes die alten Ara-

13. So wie das Gesetz der Causalverbindung dem menschlichen Geiste gleichsam angeboren ist, eben so ist es auch der Begriff eines höchsten Wesens; und verloren gehen kann dieser Begriff nur dann, wenn durch eine gewaltsame, totale Verdrehung der ganzen menschlichen Denkweise und ihrer natürlichen Ge-

---

der auch ergeben seyn möchten, so war ihnen Allen doch stets die Kabe der heiligste ihrer Tempel. Alle Gegenstände, welchen man in Arabien göttliche Ehre erzeigte, fand man darin beisammen. Er enthielt mehr denn drei hundert und sechzig Götzen und Götzenbilder; so daß hier jeder Stamm, so wie jeder einzelne Araber auch die Gottheit fand, vor welcher er sein Knie zu beugen gewohnt war. Zahlreiche Scharen von Pilgern wallten jedes Jahr, in dem letzten Monate desselben, nach diesem, allen Arabern so heiligen Tempel. Aber sonderbar war die Art, wie sie demselben und den darin wohnenden Gottheiten ihre Ehrfurcht bezeigten. Sobald sie nämlich die Kaba auch nur aus weiter Ferne erblickten, warfen sie sogleich ihre Kleider von sich, näherten sich dann so schnell sie konnten dem heiligen Hause, liefen aus vollem Athem siebenmal um dasselbe herum, küßten eben so oft den schwarzen Stein, besuchten hierauf abermals siebenmal die umliegenden heiligen Berge und Thäler, beteten siebenmal jedes Thal und jede Bergspitze an, warfen siebenmal Steine in das heilige Thal von Mekka, tranken siebenmal aus dem heiligen Brunnen Zemzem, und endeten ihren mehrtägigen Götterdienst damit, daß sie von ihren Haaren und Nägeln in heilige Erde vergruben, und zu guter letzt auch noch ein Opfer schlachteten, der Reiche ein Kameel, der minder wohlhabende ein Schaf. Alle diese albernen, aus dem finstern Heidenthum herabgekommenen Gebräuche werden auch heute zu Tage noch von den Mahomedanern geübt. — Der heilige Brunnen Zemzem entstand, nach dem festen Glauben der Araber, so wie aller rechtgläubigen Moslemen, aus der Quelle, welche wunderbarer Weise plötzlich hervorsprudelte, als Agar mit ihrem Sohne Ismaël auf dem Punkte stand, vor Durst in der Wüste umzukommen.

setze, der alsdann völlig umnachtete Verstand in der von ihm selbst geschaffenen Finsterniß untergeht. Wie tief also auch in Arabien die Völker in dem Schlamm des Götzendienstes versunken waren, so gab es dennoch unter den edlern Geschlechtern, wozu vorzüglich jenes der Koreischiten gehörte, Manche, denen eine höhere Bildung zu Theil ward, und die, obgleich sie sich allen abergläubischen Gebräuchen ihres Stammes fügten, dennoch über den gemeinen Volkswahn erhaben, keine andere Religion als die eines reinen Deismus hatten, und unter dem Namen Allah ein höchstes Wesen, einen einzigen höchsten Gott erkannten und verehrten. Mehrere arabische Gedichte, deren hohes Alterthum nicht bezweifelt werden kann, sind voll schöner, erhabener Gedanken über die Weisheit, Allmacht und Allgegenwart Gottes, sogar über die Unsterblichkeit der Seele, über Auferstehung und künftiges Leben jenseits des Grabes: offenbar flammende Spuren heiliger Ueberlieferungen aus den Zeiten Jobs, oder der frühern Patriarchen.

14. Auch die Juden waren ungemein zahlreich in Arabien. Schon nach der Zerstörung Jerusalems flüchteten viele dahin; noch ungleich mehrere während der allgemeinen, unter Kaiser Hadrian, über das unglückliche Volk verhängten, blutigen Verfolgung; und seit dieser Zeit ward ihre Anzahl durch stets neue Ankömmlinge aus allen Ländern noch um Vieles vermehrt. Bei dem gänzlichen Verfall des Judenthums, oder der mosaischen Religion, errichteten die Juden in Arabien aus talmudischen Fabeln und abgeschmackten Rabinerträumereien eine Art von neuem religiösen Gebäude, wurden aber durch den Aberwitz desselben und das unter ihnen immer mehr zunehmende Sittenverderbniß, bald ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung, wußten jedoch durch Handel

zu bereichern, sogar nach und nach sich furcht-
und mächtig zu machen. Einige arabische Stämme
Fürsten nahmen endlich selbst die jüdische Reli-
ion an; und zu den Zeiten Justinians saß sogar
Jude auf dem Thron der Homeriten (Hamja-
); da er in seinem kleinen Reiche eine blutige
ristenverfolgung begann, ward er von einem christ-
en abyssinischen Fürsten, Justinians Bundesgenos-
, bekriegt, überwunden und des Thrones entsetzt,
rauf derselbe aus Verzweiflung sich in das Meer
rzte.

15. Schon sehr frühe ward die Leuchte des
angeliums, und zwar höchst wahrscheinlich von
heiligen Apostel Bartholomäus den Arabern ge-
cht. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts
rd auch der heilige Pantänus nach Arabien ge-
dt, und fand allda mehrere Abschriften von dem
angelium des heiligen Matthäus. In Jemen wur-
in einigen Städten Bisthümer errichtet; und in
zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nahm ein
abischer Fürst, der in dem Lande der Homeriten
rrschte, das Christenthum an, hatte aber das Un-
ick, einem, von dem arianischen Kaiser Valens
hin gesandten, ebenfalls der Irrlehre des Arius er-
benen Bischofe in die Hände zu fallen; und ob-
ich nun dieser Charibael — dies war der Titel,
die homeritischen (hamjarischen) Fürsten führten
auf seine Kosten in drei Städten christliche Kir-
n bauen ließ, so blieben doch Heidenthum und Ju-
nthum in diesem, wie in den folgenden Jahrhun-
rten, in Jemen immer bei weitem noch vorherr-
end. Unstreitig würde das Evangelium seine mil-
n und wohlthätigen Strahlen immer weiter, und
bst in das Innere der Halbinsel verbreitet haben,
tten nicht alle, von der Kirche abgefallene und aus

dem römisch-morgenländischen Reiche verbannte Sekten in Arabien eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden. Arianer, Nestorianer, Jacobiten und alle Arten und Abarten von Monophysiten trieben sich in dem Lande herum, hatten ihren unruhigen, gehässigen, unduldsamen Sektengeist dahin mitgebracht, verläumdeten die Rechtgläubigen, gaben Anstoß durch zänkisches und lästerndes Geschrei, machten durch Sittenlosigkeit und grobe Laster sich allgemein verächtlich, und hemmten dadurch offenbar bei den Abgöttern, welche noch nicht Wahrheit von Irrthum, die falsche von der wahren Kirche zu unterscheiden wußten, alle fernere Fortschritte des Christenthums.

16. Einen Gesammtstaat bildeten die Araber nie. Frei und ungefesselt zog in dem Innern der Halbinsel der arabische Hirt umher, seine persönliche Unabhängigkeit behauptend, und keine andere Gewalt erkennend, als die des Oberhauptes seiner Familie oder seines Stammes. Aber in den, durch den Handel mit den angrenzenden Ländern und dem entferntern Indien, frühzeitig an Pracht und Reichthum gewöhnten Küstenländern an dem persischen Meerbusen und an dem rothen und indischen Meere blüheten schon in den ältesten Zeiten Königreiche, Fürstenthümer, sogar auch Republiken, und selbst Mekka und Medina in dem Königreich Jemen hatten, obgleich erst in spätern Zeiten, wenn auch nicht alle Formen, doch vollkommen das Wesen eines Freistaates. Eines der berühmtesten dieser Königreiche war das uralte Königreich Saba in dem peträischen Arabien, größtentheils von Königinnen regiert, wovon Eine, um Salomo's Weisheit zu huldigen, nach Jerusalem kam. In der großen und hohen Landschaft Hedschas erhob sich das Reich der Dschoremiden, unter welchen einer Sage nach Ismael sich niedergelassen hatte.

Noch tiefer in dem südlichen Arabien, blühete in Jemen ein anderes, nicht minder altes Königreich Saba, welches später mit dem Reiche der Homeriten (Hamjaren) vereiniget ward. Aber das mächtigste und größte Königreich war jenes von Jemen. Zu den Beherrschern desselben, den Topas, standen, wie es scheint, die übrigen arabischen Könige und Fürsten in einer Art von abhängigem Verhältniß. Wenn es wahr ist, was uralte arabische Sagen uns von großen, weit nach Asien und Afrika hinein sich erstreckenden Eroberungszügen einiger Könige von Jemen erzählen; so hatten solche Eroberungen doch keine Festigkeit, waren demnach nicht von Dauer, und jene sogenannten Eroberungszüge wahrscheinlich blos vorübergehende, in weit entfernte Länder mit vielem Erfolge unternommene Raubzüge, worauf jedesmal jene Könige, mit Beute beladen und bereichert durch den augenblicklichen Tribut der von ihnen überwundenen Völker, wieder in die alten Grenzen ihrer Herrschaft zurückkehrten. Merkwürdig sind endlich auch noch die beiden arabischen, stets in die römisch-persischen Kriege verflochtenen Königreiche Hira und Ghassan. Das Erstere in dem babylonischen, das Andere in dem damascenisch-syrischen Arabien. Hira stand unter persischem, Ghassan unter römischem Schutz, jedoch völlig unabhängig von den Kaisern in Constantinopel, und blos deren oft sehr zweifelhafter unzuverläßiger Bundesgenosse *). —

*) Fünf von den Fürsten von Ghassan führten den Namen Hareth, welchen die Griechen und Römer in Aretas verwälschten. Einer dieser Fürsten war es, dessen Landpfleger, um den heiligen Apostel Paulus zu greifen, die Thore von Damascus zu schließen und zu bewachen befohlen hatte. Ungefähr zu den Zeiten Theodosius II. wurden die Fürsten oder Könige von Ghassan sammt dem größten Theil ihres Volkes zum Christenthum bekehrt.

Obgleich mit vieler Pracht und äußerm Glanze umgeben, war doch in Arabien die Macht der Könige sehr beschränkt. Im Kriege waren sie die Anführer des Heeres, und diesem ehrenvollen Auftrage durften selbst die Königinnen sich nicht leicht entziehen. Im Frieden schlichteten sie die Zwiste ihrer Unterthanen, entweder öffentlich, oder mit Zuziehung einiger angesehener, erfahrungsreicher Männer. Bei den Nationalversammlungen führten sie den Vorsitz; aber hier mußten sie mehr durch ihre Beredtsamkeit, als durch königliche Machtgebote die Gemüther zu lenken und zu regieren suchen; so wie auch überhaupt die bald engern bald weitern Grenzen ihrer Herrschermacht blos von der Liebe und dem Zutrauen bestimmt wurden, die sie dem Herzen ihrer Unterthanen einzuflößen wußten. Was die tiefer im Innern des Landes wohnenden freien Araber betrifft; so gab es beinahe in jedem Stamme eine, über die andern Geschlechter erhobene, edlere Familie, von welcher stets der Aelteste die Würde eines Scheiks oder Emirs bekleidete. Die Vorzüge desselben bestanden blos darin, daß er die Züge des, entweder im Kriege oder in friedlichen Wanderungen begriffenen Stammes leitete, und bei Privatstreitigkeiten das schiedsrichterliche Amt führte, ohne jedoch von den streitenden Partheien Etwas anderes erwarten zu dürfen, als blos freiwillige Unterwerfung unter seine schiedsrichterlichen Aussprüche; weil jeder Einzele, wenigstens jedes Familien-Oberhaupt die Befugniß hatte, oder zu haben glaubte, in seiner eigenen Sache auch selbst Richter zu seyn. Traten mehrere Stämme mit einander in einen Verband, so hieß der, welcher an der Spitze des Bundes stand, Emir al Omra. Während des feindlichen Zuges war seine Macht beinahe unumschränkt, aber mit Beendigung der Feindseligkeiten sogleich auch wieder erloschen; und wollte ein

[redacted]

Emir al Omra sein Ansehen mißbrauchen; so war ein allgemeiner Abfall die augenblickliche Folge der mißbrauchten Gewalt, indem jeder, der Freiheit suchte, in der weiten, grenzenlosen Wüste auch stets gegen Willkühr und Bedrückung eine sichere Freistäte fand. Bei den immerwährenden, oft lange anhaltenden Fehden unter den Stämmen selbst, waren indessen solche Vereine nur augenblicklich, nie von bleibender Dauer; und arabische Schriftsteller aus dem zwölften Jahrhundert erwähnen in der frühern Geschichte Arabiens über siebzehen hundert große, unter den Stämmen selbst gelieferte Schlachten. Nichts beweiset mehr die permanente Anarchie unter den arabischen Volksstämmen, so wie die endlosen blutigen Privatstreitigkeiten, als der allgemein unter den Arabern eingeführte, dem Gottesfrieden des Mittelalters ähnliche heilige Waffenstillstand. Die Araber hatten nämlich vier, nach Procopius zwei Monate geheiliget; während dieser Zeit mußten alle Zwiste und Streitigkeiten zwischen ganzen Stämmen, wie unter einzelen Individuen ruhen, und kein Schwert durfte weder gegen einheimische noch fremde Feinde gezogen werden. Arabische Schriftsteller sind stolz darauf, behaupten zu können, daß in dem Laufe vieler Jahrhunderte frevelnder Weise dieser heilige Waffenstillstand nur viermal sey gebrochen worden. Aber in diesem völligen Mangel an Einheit unter den Stämmen, und deren gegenseitigem, oft in Stamm- und Familien-Haß übergehenden Mißtrauen lag auch das gar nicht tief verdeckte Geheimniß ihrer Schwäche. Die Leichtigkeit, sie einzeln anzugreifen, zu besiegen und zu unterwerfen, konnte einen kühnen und herrschsüchtigen Emir ermuntern, nach der Oberherrschaft zu streben. Einen solchen, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönten Versuch machte nun wirklich im Anfange des siebenten Jahrhunderts der tapfere Emir des mächtigen

Stammes der Taglebiten, und schon stand er im Begriffe, die ganze arabische Halbinsel seiner Oberherrschaft zu unterwerfen und, wie er selbst sagte: mit seinen Zelten die Erde und wenn diese zu enge würde, auch alle Meere mit seinen Schiffen zu bedecken; als er selbst sammt seinem schon so mächtig gewordenen Stamm, von der, durch Mohamed bewirkten, alle Verhältnisse der Nation umstürzenden Revolution, in das gemeinsame Schicksal Arabiens mit fortgerissen ward.

17. Eine biblische Weissagung zu Gunsten der Nachkommenschaft des Ismaëls verbürgt den Arabern ihre fortdauernde Unabhängigkeit. Von drei Meeren umspült, und durch unzugängliche Wüsten gedeckt, trotzte Arabien hinter seinen Natur-Vesten Jahrtausende hindurch, dem Andrang jedes Welteroberers. Weder die mächtigen Beherrscher des großen, Mittel- und Westasien bedeckenden assyrisch-babylonischen Reiches, weder Sesostris noch Cyrus, weder die Römer noch die Sassaniden vermochten je, es zu unterjochen, und zwei persische Heere wurden unter den Sandwellen der arabischen Wüste begraben *). Vielleicht wäre dennoch dem großen Alexander gelungen, was die Perser in der Blüthenzeit ihrer Macht nicht auszuführen vermochten. Nach seiner Rückkehr aus

*) Arabien ward nie bezwungen, nie unterjocht. Im Gegentheil waren es vielmehr die Araber selbst, welche im grauen Alterthum einmal einen, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönten Eroberungs-Versuch machten; denn ganz gewiß war jenes wilde Volk, welches ganz Aegypten eroberte, und diesem Lande unter dem Namen Hiskos (Hirtenkönige) eine lange Reihe von Beherrschern gab, kein anderes, als einige mit einander verbundene arabische Stämme.

abien hatte der macedonische Held die Eroberung abiens beschlossen; dorthin, in das Herz von Asien, ter Jemens freundlichem Himmel wollte er seinen ächtigen Königssitz verlegen; aber der Tod setzte m Laufe seiner Siege ein Ziel; Arabiens bedrohete nabhängigkeit war demnach auf das neue wieder sichert, und bald darauf widerstanden mit dem glänndsten Erfolge die nabathäischen Araber ganz allein, d ohne die Hülfe ihrer Brüder, des Antigonus und ines Sohnes bis dahin siegreichen Waffen. Auch der ömer Weltherrschaft erstreckte sich nie über die arasche Halbinsel; nur von den Küstenländern ward nen bisweilen ein örtlicher, schnell vorübergehender esitz. Augusts Legionen verschmachteten in der Wüste, d es bedurfte einer Flotte, um einen Theil von emen zu erobern. Aber bald schwand diese Eroberung ieder dahin, und es dauerte nicht lange, so beränkten sich alle römische Besitzungen blos auf eige, höchstens von einem Centurio mit einer Mapel, besetzten Zollstätten am obern Euphrat und dem abischen Meerbusen. Glücklicher war Trajans Unrfeldherr Patána; er eroberte einen Theil des peäischen Arabiens und drang dann weiter auch in emen ein. Aber schon Trajans Nachfolger Hadrian, s er die lästigen, schwer zu behauptenden Eroberunen seines Vorgängers jenseits des Euphrats verließ, og auch aus Palaestina tertia — so nannten die Römer den von ihnen in dem petraischen Arabien roberten Bezirk — die dort stehende Legion wieder eraus. Die oströmischen oder griechischen Kaiser beaupteten über die, in dem syrischen Arabien wohenden, größtentheils christlichen Stämme eine Art on Oberlehnsherrlichkeit, die im Ganzen genommen hr zweifelhaft war; denn sie mußten gewöhnlich e Freundschaft dieser arabischen Fürsten um hohen reis erkaufen; und wenn diese unzuverlässigen Va-

fallen, dem Aufgebot der Kaiser folgend, einmal die Waffen ergriffen hatten, so legten sie dieselben nicht leicht ohne sehr bedeutende, ihnen vorher zugestandene Vortheile wieder nieder. Um sie bei guter Laune zu erhalten, mußte Kaiser Justinian ihnen in Syrien ein, wenig oder gar nicht bewohntes, Palmland von zehen Tagereisen abtreten. Die Oberherrschaft des Fürsten von Abyssinien (Habesch) über das Königreich der Homeriten hatte ebenfalls keinen Bestand, und von noch ungleich kürzerer Dauer war jene der Perser unter Chosrou Parwiz über dasselbe Königreich. Schon unter der Regierung Kaisers Heraklius wurden die Abissinier von den Hamjaren wieder vertrieben, und die Oberherrschaft der Perser nahm selbst noch zu Chosrous Lebzeiten, während seines Krieges mit den Römern, ein Ende. Kurz, von den urältesten Zeiten an bis in die Periode, die uns jetzt beschäftiget, das heißt, bis in das siebente Jahrhundert, hatte Arabien nie einer fremden Herrschaft gehorcht; und wenn einige Länder auf der westlichen Seite bisweilen ein fremdes Joch trugen, so wußten sie stets es bald wieder zu zerbrechen, und ihre, ihnen angestammte Freiheit und Unabhängigkeit noch ferner zu behaupten *).

*) Auch nachher, und bis auf den heutigen Tag, beugte Arabien nie seinen Nacken unter einem fremden Joch. Als das Caliphat, anfänglich blos ein Priesterstaat, nachher in ein förmliches, weltliches Regiment übergegangen, und der Sitz der Regierung von Medina nach dem Tigris verlegt worden war, riß auch Arabien sich von demselben los und hatte wieder seine eigenen Fürsten, und zwar so völlig unabhängig von den Caliphen, daß diese vielmehr in dem achten und neunten Jahrhundert den Arabern einen jährlichen Tribut bezahlen mußten, damit ihre Unterthanen jedes Jahr die Wallfahrt nach Mekka in voller Sicher-

18. Der, durch den Austausch einer Fülle von
..r= und Kunsterzeugnissen, Länder und Völker
..ähernde Handel erweitert gewöhnlich auch überall
. Gebiet des menschlichen Wissens, setzt nach und
.. eine Menge neuer Ideen in Umlauf, und be=
..dert und beschleuniget die Fortschritte jedes Volkes
. der Bahn wissenschaftlicher Cultur. Auch die,
..nders in den großen Städten des glücklichen Ara=
..s wohnenden Stämme, genossen dieses Vortheils,
.. selbst den wilden Söhnen der Wüste brachten
. jährlichen Karavanen, obgleich von ihnen oft räu=
..isch und drohend angefallen und zu einem schwe=
. Lösegeld gezwungen, doch manche nützliche Kennt=
..e, gaben ihnen einige festere und bestimmtere Be=
..ffe von Recht und milderten wenigstens in Etwas
. nicht selten in Wildheit übergehende Rohheit ih=
. Sitten. Dem gewöhnlichen Gange intellectueller
..twickelung zu Folge hätte demnach Arabien, weil

---

heit verrichten konnten. — Bei den anhaltenden ein=heimischen Kriegen unter den vielen arabischen Für=sten, gelang es in dem 16ten Jahrhundert dem Sultan Selim dem Ersten und dessen Sohn Soliman, mit Hülfe einer zu Suez erbauten und ausgerüsteten Flotte, sich der Küste von Arabien am rothen Meere, und einestheils des Königreichs Jemen zu bemächtigen. Aber gleich unter seinen ersten Nachfolgern gingen diese Eroberungen bald wieder verloren: und die gegenwärtigen Besitzungen der Türken in Arabien beschränken sich blos auf den Hafen von Jodda an den arabischen Meerbusen, wo sie einen Bascha haben, dessen Ansehen aber eben so gering als sein Einfluß unbedeutend ist, und der im Ganzen genommen nicht so wohl als eine obrigkeitliche Person von hoher Würde zu betrachten ist, sondern gleichsam nur einen türkischen Agenten vorstellt, dessen Geschäft es ist, die gefürchteten kriegerischen Nachbarn, so viel möglich, dem Interesse der hohen Pforte günstig zu erhalten.

so unendlich lange Zeit der Mittelpunkt des Gesammthandels der ganzen Welt, das Land eines der cultivirtesten, durch Wissenschaft, Kunst, Geist und Phantasie starkes Volk werden müssen. Aber, wie es scheint, lag dieses nicht in dem Plane der Vorsehung. Nicht selten geschieht es — und wirklich war dies, wie es auf unleugbaren ethnographischen Beweisen beruhet, bei den Arabern der Fall — daß ein einziger, oft wenig zahlreicher Stamm der ganzen Nation das Gepräge seines eigenen Charakters in unauslöschlichen Zügen aufdrückt, ihr einen, in Denkart und Gesinnung gleichsam ewig fortlebenden Nationalgeist mittheilt. Offenbar ist es dieser, allen Arabern gemeinsame, geistige Stammcharakter, welcher es durchaus nicht zugab, daß aus dem Araber etwas Anderes werden sollte, als wozu Natur und Boden ihn schon vor dreitausend Jahren bestimmt hatten; und so blieb er dann, trotz seiner vielseitigen, in einer langen Reihe von Jahrhunderten fortgesetzten Berührungen mit den cultivirtesten Nationen der Welt, dennoch auf den Stufen wissenschaftlicher Cultur weit hinter allen ihn umgränzenden Völkern zurück. Obgleich die Araber unstreitig schon in dem frühesten Alterthum die Buchstabenschrift von den Phöniciern, Aegyptern oder Hebräern erhalten hatten *); so waren doch, selbst noch in dem Zeit-

*) Beweise hierüber liefern mehrere hamjarische Denkmäler mit uralten, jetzt nicht mehr zu erklärenden, wahrscheinlich mystischen Schriftzeichen; so wie die vielen, im peträischen, wüsten und glücklichen Arabien noch vorhandenen, mit nicht mehr zu entziffernden Schriftcharakteren gemachten Inschriften in Steine, Felsenwände und andere, dort noch vorfindliche uralte Denkmäler — denn Buchstaben, welche dem heutigen Alphabet seinen Ursprung gaben, wurden erst sehr

raume, den wir jetzt betreten, auch in den volkreichsten, mit allen Bedürfnissen und Foderungen des Luxus bekannten Städten, oft sogar die angesehensten Männer aus den edelsten Geschlechtern des Schreibens und nicht selten auch des Lesens unkundig. Sie hielten größtentheils die Schrift für ein trauriges Surrogat der Rede, welche sie, in ihrer an harmonischem Stoffe so reichen, allen Regungen der Seele entsprechenden, das Starke kräftig, das Sanfte gefällig wiedergebenden Sprache für das höchste und edelste Geschenke des Himmels hielten *). Bücher gab es also keine unter ihnen **). Der Araber kannte nur ein Buch, nämlich das große Buch der Menschheit und Natur, und dieses wollte er lieber im lebendigen Original, als in todten Copien lesen. Aber diesen Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen ersetz-

---

spät, nicht viele Jahre vor Mohamed von Moramer-Ibn-Morra aus Anbar, einer Stadt in Syrien erfunden und nach Mekka gebracht. Obgleich diese Buchstaben ungemein plump und den Cufischen ziemlich ähnlich waren; so nahmen die Araber sie doch an, brachten sie aber nach und nach zu immer größerer Reinheit und Vollkommenheit und gaben ihnen endlich die gegenwärtige ungleich schönere Form.

*) In drei Dinge setzten die alten Araber ihren Stolz: in ihr Schwert, ihre Gastfreiheit und in ihre Beredtsamkeit, unter welcher zugleich auch die Gabe der Dichtung begriffen war. Non gloriabantur antiquitus Araber, nisi *gladio*, *hospite* et *eloquentia*. Erat autem Oratio Arabibus duplex, *ligata* et *soluta*. (Pocop. specim. hist. Arab.) Den Vortrag in gebundener Rede nannten sie eine Perlenschnur, den in ungebundener Rede aber unangereihete Perlen.

**) Und zum größten Glück daher auch weder Journale noch Zeitungen.

ten bei ihnen hinreichend ein natürlicher, ungemein lebhafter, Alles leicht auffassender Verstand, ein ungewöhnlicher Scharfsinn, und eine warme, leicht erglühende, Alles auf eigene Weise gestaltende und umbildende Phantasie. Ihr scharfer Blick in die Zukunft war schon der gesammten alten Welt bekannt, daher man ihnen auch eine ganz vorzügliche Gabe in der Wahrsagerkunst zuschrieb; und nicht minder berühmt war auch schon in dem grauesten Alterthum ihr, in Erfindung und Lösung sinnreicher Räthsel sich beurkundender Scharfsinn *). Eine ganze Reihenfolge, eine lange Kette von abstrackten Begriffen, Sätzen und Folgerungen ist nicht die Sache des Zöglings der Natur. Die todte Stille der, den Araber umgebenden, weiten Einöde konnte demselben nur wenige Begriffe geben; aber die, welche sie ihm gab, gruben sich tief in seiner Seele ein, und öffneten ihm das Gebiet der innern Anschauung. Die Leere des grenzenlos vor ihm sich hinstreckenden Raums, der seinen äußern Sinnen keine, die Aufmerksamkeit fesselnde Gegenstände darbot, mußte sein geistiges Auge nur um so mehr zur Beschaulichkeit schärfen; seine gegen das, über ihm jede Nacht, mit seinen zahllosen schimmernden Lichtern ausgebreitete Sternenzelt gerichteten Blicke, erleuchtet durch flammende Spuren heiliger Ueberlieferung, mußten in ihm die Begriffe von Ewigkeit und Unendlichkeit erzeugen, und zugleich auch zu den erhabensten Vorstellungen über Natur, deren Urheber, und dessen Allmacht und unendliche Weisheit ihn führen. Treffliche Beweise hierüber liefert die, durch ihre hohe

*) Einen Beweis arabischen Scharfsinnes finden wir in der Erzählung vom verlornen Kameel, bei Gagnier, la vie de Mohamed T. I. p. 38 — 42.

Einfalt eben so rührende als entzückende Geschichte Hiobs, und das Gespräch zwischen diesem weisen, mit ungemeinem Seelenadel geschmückten arabischen Emir und seinen Freunden. Welche Herz erhebende Anschauung der göttlichen Weltordnung; welche tiefe und richtige Blicke in das Verhältniß von Zeit und Ewigkeit des, dem natürlichen Lichte treuen Idumäers, und endlich welche erhabene, Gottes Wege mit den Menschen rechtfertigende Gedanken und Bilder! Das nämliche, unter dem Einfluß des Geistes Gottes geschriebene Buch beweiset auch, daß Ismaels Nachkommen schon in den frühesten Zeiten die Sternkunde nicht fremd war; wenigstens standen sie hierin mit den Babyloniern auf gleicher Stufe; denn der arabische Himmel ist eben so klar und wolkenlos, wie jener, der auch den Babyloniern oder Chaldäern leuchtete. — Philosophen, Lehrschulen und gelehrte Systeme hatten die Araber nicht. Bücher- und Schul-Weisheit war ihnen unbekannt, denn der todte Buchstabe tödtet den Geist. Aber in Sprüchwörtern und kurzen Sentenzen prägte sich dafür gleichsam der gesunde Sinn und natürlich-richtige Verstand der Araber aus; Gedichte und Erzählungen überlieferten den kommenden Geschlechtern die Lehren ächter Lebensweisheit der Väter, und wegen seiner Weisheit war Aktham, der am Ende des sechsten und im Anfange des siebenten Jahrhunderts blühete, unter den Arabern eben so berühmt, als es Salomo unter den Juden war, und noch heute zu Tage unter den Juden, wie unter den Christen ist. Obgleich die Araber geborne Hirten waren, und Viehzucht dem Ackerbau und städtischen Betrieb vorzogen; so sammelten sie sich doch auch, wie der Leser schon weiß, nach und nach in Städten, baueten Thürme, Tempel und Paläste, und die Baukunst war bei ihnen, auch in ihrer frühesten Periode, schon lange nicht mehr in

ihrer ersten Kindheit. Aber auch die Werke der Architektur trugen bei ihnen das Gepräge der Denk- und Empfindungsweise einer phantasiereichen Nation; stets überladen mit Schnirkeln, Schnitzwerken und Bildern; und ganz dem Charakter eines unsteten, herumwandelnden Volkes treu, standen die Gebäude leicht und wie in der Luft schwebend da, und schienen gleichsam zum Einpacken und Weitertransportiren bereit.

19. Aber nichts stand bei den Arabern, und zwar allgemein und unter allen Stämmen in höherm und verdienterm Ansehen, als das Talent der Dichtkunst und Beredtsamkeit. Wo es keine Gesetze gibt; mithin auch ihre Macht keinen Gehorsam erzwingen kann, und dieser nur eine Folge der Ueberredung ist, da muß, besonders bei einem Volke, bei dem überall die Gefühlhörner hervorragen, auch die Kunst, das Herz zu rühren und durch das Gemüth den Verstand zu überzeugen, von entscheidendem Einfluß, mithin von der höchsten Wichtigkeit seyn. Der Araber Beredtsamkeit war jedoch nicht ein Abstraktum von Grundsätzen und Regeln der Rhetorik; dem feinern Ohr eines Griechen aus den Zeiten des Pericles würde sie schwerlich wohl Genüge geleistet haben; aber sie war die Sprache der Empfindung und des überströmenden Gefühls, dem eine üppige Einbildungskraft Farben und Bilder lieh, und das daher nicht selten mit Tiefe des Gedankens und einem, dieser Tiefe entsprechenden Ausdruck doch auch Uebertreibung, Schwulst und Unnatur verband. Zu nicht minderm Ruhm und gleicher Ehre führte bei den Arabern auch das Talent der Dichtung. Die natürliche Wärme ihres Genies, in der Einsamkeit genährt und durch weite öftere Reisen noch mehr befruchtet, brachte zu jeder Zeit eine Menge Dichter in Arabien hervor. Da aber

Wüsten und Einöden und das eingezogene monotone Leben der Handelsstädte auf der Küste, ihnen weder große, Interesse erregende Gegenstände, noch eine Mannichfaltigkeit contrastreicher Vergleichungspunkte darbieten konnten; so versetzten sie stets den Schauplatz ihrer Dichtungen in weit entfernte, der Nation nur durch Sagen bekannte Länder cultivirterer Völker. Gewöhnlich waren es Persien, Indien und die Schimmerscenen der prächtigen Paläste der Sultane von Cachemir und Samarkand, an welche sie den Faden ihrer Erzählungen und Dichtungen anknüpften. Aber gerade durch die weite Entfernung dieser Länder, wie durch das magische Helldunkel, in welchem sie ihnen erschienen, noch mehr begünstiget, spielte nun ihre, so gerne im Wunderbaren schwelgende Einbildungskraft die, allen morgenländischen Völkern eigene, großartige Schicksalsidee bald in eine phantastische Welt von Geistern, Genien, Riesen, Zwergen und Zaubern hinüber. Indessen besangen die Dichter auch die Thaten der Nation, große Beispiele von Edelmuth, Tapferkeit und Gastfreiheit, fremde und einheimische Kriege, blutige Fehden zwischen Familien und einzelen Individuen ꝛc. ꝛc. und der Eindruck, den diese Gesänge machten, war so mächtig, daß bisweilen selbst lange besänftigte Leidenschaften plötzlich wieder erwachten, die feindseligen Familien auf das neue wieder zu den Waffen griffen, und die, wie man glaubte, längst geschlossene Rechnung gegenseitiger Blutrache jetzt noch einen neuen, nicht minder blutigen Anhang erhielt.

20. Solche Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede, welche man zugleich auch gleichsam als das Archiv der ältesten Geschichte dieser Nation betrachten muß, gewährten von jeher und auch jetzt noch den Arabern den entzückendsten Ge-

bei den Arabern, Könige, Fürsten, Emirs, Priester, Lehrer, auch tapfere und glückliche Räuber; und der Innbegriff aller Tugenden eines arabischen Helden waren Tapferkeit, Freigebigkeit und Gastfreiheit, dann das Talent der Dichtung und Beredtsamkeit, und endlich Glück auf räuberischen Zügen, und Fülle und Ueberfluß an Raub und Beute jeglicher Art *).

21. Eine allgemeine, fest bestimmte, auf der ganzen Halbinsel befolgte Zeitrechnung hatten die Araber nicht. Da schon nach der ersten Zerstörung Jerusalems eine Menge Juden sich nach Arabien geflüchtet hatte; auch nachher alle neue, jüdische Ankömmlinge, unter den Zelten, wie in den Städten der Araber stets eine sichere Freistätte fanden, aber dafür auch den Eingebornen gewöhnlich einige neue Kenntnisse und Begriffe mitbrachten; so geschah es, daß bald einige Stämme der jüdischen, andere der samaritanischen und nachher noch andere wieder der christlichen Zeitrechnung folgten. In frühern Zeiten, wie es scheint, zählten die Araber größtentheils ihre Jahre

bestehet; so war unstreitig die Sprache der alten Araber die vollkommenste von allen. Für jede Sache hatten sie eine Menge von Benennungen; für Honig z. B. achtzig verschiedene Worte, zwei Hundert für Schlange, gegen fünf Hundert für Löwe oder Schwert ꝛc. Welch ein Gedächtniß erfoderte nicht ein solch' ungeheures Wörterbuch!

*) Von uralten arabischen Gedichten, welchen die Ehre der Kaba zu Theil worden, haben sich ziemlich viele bis auf unsere Zeiten erhalten. Ein gelehrter Engländer, Namens Williams Jones, hat sieben derselben übersetzt; da er ihnen aber keine erläuternden und belehrenden Anmerkungen beifügen wollte; so hat der veraltete, dunkle und verworrene Text nicht viel Anziehendes, und im Ganzen genommen, wenig oder gar kein Interesse.

großen, für die ganze Nation oder einen Theil
den wichtigen Ereignissen. Die Koreischit-
z. B. von der Erbauung der heiligen Kaba;
Hamjaren und übrigen Bewohner von Jemen
dem Regierungsantritt ihrer Könige und Für-
Eine der allerältesten, zugleich auch allgemeinen,
arabischen Aeren scheint jene der Epoche Seil
.rim (Ueberschwemmung oder Durchbrechung
Dämme) gewesen zu seyn. Ein arabischer Fürst,
ens Abd-Schems, hatte die, anfänglich
ba, nachher Mareb genannte Stadt erbaut,
um dieselbe, so wie die ganze Gegend mit Wasser
ersehen, ein ungeheures Schleußenwerk errichtet.
beinahe unbegreiflich hoher, dichter, starker und
mehreren Schleußen versehener Damm oder Wall
loß ein ungewöhnlich großes, einem kleinen
ähnliches Wasserbehältniß. In dieses ergoß sich,
ls der Regenbäche und mehrerer kleinen Flüsse,
nach starkem Regen von den Bergen der gan-
sich weit hin erstreckenden Thalgegend herabströ-
e Wasser. Gewöhnlich erhob sich das hier ge-
nelte Wasser zu der beinahe unglaublichen Höhe
hundert und fünf und zwanzig Fuß.
h einem Felsen stand dieser erstaunungswürdige,
scheinlich durch die Natur, wo nicht völlig zu
nde gebrachte, doch wenigstens begünstigte und
rstützte Bau über der Stadt in einem engen,
i Gebirgsketten trennenden Paß. Das ungeheure
leußenwerk hatte einen mehrfachen Zweck. Durch
serleitungen erhielt jedes Haus in Mareb täglich
n bestimmten Antheil an Wasser. Mittels der
n Schleußen wurden die, in weiter Umgebung
zwei Richtungen hin sich erstreckenden dürren
den in grüne Fluren, lachende Gärten und
tfelder verwandelt; und endlich diente es auch
Pfand der Unterwürfigkeit mehrerer fremder,

am indischen Meere, wie an dem persischen und arabischen Meerbusen besuchten, bekümmerten sich doch wenig um Arabien, und hatten nur höchst dürftige Notionen, sowohl von der Geographie des Landes, als von den Schicksalen seiner Bewohner. Zudem war der arabische Handel lange Zeit größtentheils blos in den Händen anfänglich der Aegyptier und nachher der Perser, die mit Arabiens Produkten, Gewürzen und Specereien einen Alleinhandel treibend, alle mit diesen Bedürfnissen schon bekannte Länder damit versahen. Mit Ausnahme der die Halbinsel umgränzenden Nationen, war demnach den Uebrigen Arabien nur sehr wenig, oft selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt. Aber dieß nämliche Volk, das selbst von seinen nächsten Nachbarn wenig gekannt und daher von ihnen verachtet, drei Jahrtausende hindurch der Geschichte gleichsam fremd blieb, bricht nun im siebenten Jahrhundert plötzlich aus seiner tiefen Verborgenheit hervor, erfüllt den Erdkreis mit Schrecken und Staunen, und erscheint in demselben Augenblicke, in welchem es die historische Weltbühne betritt, auch sogleich als ein eroberndes, weltbeherrschendes Volk *).

III.

1. Nach dem bisher Gesagten, wird gewiß jeder unserer Leser in sich die Ueberzeugung fühlen,

*) Die Quellen, aus welchen wir bei obiger Einleitung schöpften, sind: Abulfeda Descr. Arab. — Procop. Specimen Hist. Arab. — Sale, Préliminairy Discourse to the traduct: of Koran. — Des Herrn Prof. Wahls treffliche und gründliche Einleitung zu seiner neuen Uebersetzung des Koran. — D'Herbelot Bibliothèque Orientale — und endlich noch Büsching, Shaw und Niebuhr. —

[redacted]

ß bei dem immer mehr zunehmenden Sinken des römischen Reiches, bei dem noch größern Verfall d der völligen Entkräftung Persiens, bei dem gesunkenen Zustand der, durch Ketzereien und iges ketzerisches Gezänke verwirrten, christlichen rchen im Morgenlande, bei der grenzenlosen Sitlosigkeit der, in den großen Städten in Ueppig: und allen Lastern schwelgenden Christen, bei der vrischen Schlechtigkeit der byzantinischen Regieng, bei der sich immer mehr kundgebenden Inep des Kaisers, und endlich bei der gänzlichen und lständigen Zerrissenheit und der mannigfaltigsten altung in dem Innern Arabiens selbst, wo nirds, weder in politischer noch religiöser Hinsicht, h nur die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen ittelpunktes, eines Punktes der Einheit und Verigung gedenkbar war: daß, sagen Wir, bei einem hen schwankenden, faulenden und gährenden Zunde so vieler Völker in dem Morgenlande, der ze Orient endlich nothwendig an der Schwelle r totalen Umwälzung, einer verhängnißvollen kunft stehen mußte, und daß es zu einer, über asiatischen Länder und selbst über deren Grenzen aus bis nach Afrika sich erstreckenden Revolution, s eines talentvollen, kühnen und entschlossenen entheurers bedurfte. Aber eben dieser, mit allen genschaften und geistigen wie körperlichen Erfodersen dazu ausgerüstete, mehr als kühne und schlaue, d nicht unwahrscheinlich von irgend einem Geiste dem Abgrund getriebene und gehobene Abenurer ließ jetzt nicht lange mehr auf sich warten. erschien in der Person Mohameds, von der milie Haschem, aus dem fürstlichen Geschlecht der reischiten *).

*) Zu den so eben erst angeführten Quellenschriften müssen

2. Die Oberaufsicht und Schirmvogtei der Kaba war anfänglich bei der Familie Ismaëls, kam nachher in das Haus Jorham, einige Jahrhunderte später an den Stamm Khoza, und ward endlich gegen das Jahr 464 (nach Chr. Geb.) theils durch List, theils durch Gewalt den Khozaiten von dem Geschlechte Koreisch entrissen *). Das Amt eines Schirmvogts und Oberpriesters an der Kaba gab demjenigen, der es bekleidete, nicht blos vorherrschenden Einfluß in alle Angelegenheiten Mekkas, sondern, weil das heilige Haus ein gemeinschaftlicher Gegenstand der Verehrung aller Araber war, auch ein überwiegendes Ansehen auf der ganzen Halbinsel. In gerader Linie, durch vier Glieder war diese hohe Würde, verbunden mit der Herrschaft über Mekka, auf Haschems Sohn Abd-el-Motalleb, Mohameds Großvater, und Haupt und Fürst seines Geschlechts herabgekommen **). Abdel

---

*) Abu-Gabschan, der Khozait, liebte den Wein. Eines Tages betrunken verkaufte er an Kosai, den Koreischiten, die Schlüssel der Kaba um eine Tonne Wein. Aber kaum hatte er seinen Rausch ausgeschlafen, als es ihn des Verkaufes reuete; auch die Khozaiten wollten ihn durchaus nicht gelten lassen. Es kam hierüber zu einer ziemlich blutigen Fehde. Die Khozaiten wurden jedoch geschlagen, und der Sieg der Koreischiten, in Verbindung mit einem bald darauf erfolgten schiedsrichterlichen Ausspruch, bestätigte den Letzteren den Besitz der Schlüssel und Schirmvogtei der Kaba. Daher das, auch unter den heutigen Arabern noch übliche Sprichwort: »ein Kauf noch schlechter, als jener des Abu-Gabschan.«

**) Wenn also die traurigen und beugenden Rückerinnerungen, welche in der Seele jedes Christen sich an Mohameds Namen knüpfen, einige christliche Schriftsteller bewogen haben, dem Pseudopropheten ganz niedrige,

Motalleb hatte sich große Verdienste um sein Vaterland erworben. Gegen sehr oft eintretende Theurung und Hungersnoth hatte schon Motallebs Vater, durch bleibende Einrichtung geregelter Zufuhren, mittels zweier zahlreichen, jedes Jahr abgehenden und zurückkehrenden Karavanen, Mekka auf immer gesichert, und der Sohn sie erst vor einigen Jahren durch Klugheit und Tapferkeit von der Herrschaft der Abyssinier befreiet. Seine Freigebigkeit erstreckte sich nicht blos auf die Menschen; auch die Vögel in der Luft und die Thiere des Feldes empfanden die Wirkungen seiner Milde. An einem gewissen Tage in jedem Monate speiste er alle Armen der Stadt auf den flachen Dächern seiner Wohnung, und ließ dann durch seine Knechte auf alle Gipfel der herumliegenden Berge auch für die, sie bewohnenden Thiere die ihnen angemessene Nahrung bringen; kurz, Abdel-Modalleb war das Muster eines arabischen Weisen und in dem ganzen Lande, vom Euphrat bis zum rothen Meer hin, berühmt. Aber diesen wohl erworbenen Ruhm krönte auch noch Fülle häuslichen Segens, und in dem Kreise von dreizehen hoffnungsvollen Söhnen und sechs blühenden Töchtern war Abdel Motalleb zugleich auch der glücklichste Vater von ganz Mekka. Abdallah war einer der jüngern seiner Söhne und der Liebling seines Herzens. Ungemeine Wohlgestalt des Körpers und sanfte Bescheidenheit schmückten den Jüngling. Er war die-

---

gemeine und obscure Geburt vorzuwerfen; so ist dieses ein eben so grundloser als ziemlich alberner Vorwurf, der weder Mohameds wirkliche Vorzüge vermindern, noch den gerechten Abscheu, den ein viele Jahre fortgesetztes System von Heuchelei, Lug, Trug und Gewaltthätigkeit jedem unbefangenen Gemüthe nothwendig einflößen muß, auch nur um die Breite eines Haares erhöhen kann.

unverkennbar eine schändliche Anspielung auf das, was das Evangelium von den Hirten erzählt, als auf nächtlicher Flur sie plötzlich die Herrlichkeit Gottes umleuchtete, die ganze Gegend erhellte, und der Engel und zahllose Chöre seliger Geister ihnen den so eben zu Betlehem Ephrata gebornen Messias verkündigten. Ferner lassen Mohameds bethörte Schüler aus Persien einen Weisen, Namens Satich, nach Mekka kommen, Aminas neugebornes Kind aufsuchen, dann in seine Arme nehmen und dessen künftige Größe und Herrlichkeit weissagen. Aber wer erkennt auch selbst in diesem Zerrbild nicht theils die Magen, welche von Sonnenaufgang kamen, um den neugebornen König in Betlehem anzubeten, theils auch den heiligen Greis Simeon, als er im Tempel das Heil der Völker in seinen Armen hatte, und große, nahe und ferne Zukunft verkündigte. Nicht mit Unrecht nannten heilige Väter den Teufel einen Affen Jesu Christi. Auch die Art und Weise, wie Abdel-Modalleb dem Kinde der Amina einen Namen gegeben haben soll, ist offenbar wieder eine Nachahmung von dem, was das Evangelium uns bei der Geburt des heiligen Johannes des Täufers von dessen Vater Zacharias erzählt. Abdel-Modalleb nannte den Knaben Mohamed, weil er demselben keinen ganz gemeinen und dabei wohllautenden Namen geben wollte, wie dieß auch heute zu Tage noch geschieht. Uebrigens ist es eine grobe Unwahrheit, daß vor dem Pseudopropheten Niemand noch Mohamed geheißen haben soll; denn selbst ein arabischer Schriftsteller, nämlich Ebn Thalecan, gibt Zeugniß, daß lange vor Mohamed auch schon Andere diesen Namen geführt haben. Weder mit den heiligen Schriften des alten noch neuen Bundes waren die Araber, vor und nach Mohameds Zeiten, bekannt; was sie von den Erstern zu wissen glaubten, waren nur talmudische und rabinische Fabeln; und statt der letztern kannten sie blos die, von den mancherlei in Arabien eingewanderten Sekten dahin gebrachten falschen Evangelien: das Evangelium des Valentinus, des Basilides, das Evangelium von der Kindheit Jesu, von der Jugend Mariä rc. rc., wie es scheint, war es vorzüglich jenes des Valentinus, welchem sie einigen Werth beilegten. Endlich war auch Manches von dem christlich-gnostischen Unsinn ihnen nicht völlig fremd.

5. Amina stillte den Knaben einige Tage selbst,
d übergab ihn dann, nach Sitte des Landes, einer
nme, Namens Thawibe. Diese säugte ihn mit
ch zwei andern Säuglingen, wovon Einer des
inen Mohameds väterlicher Oheim war, und jetzt
sen Milchbruder ward. Aber Mekkas ungesunde
st bewog bald Mutter und Großvater, das Kind
er Amme auf dem Lande zu übergeben. Sie hieß
alime und hatte ebenfalls noch andere Säuglinge,
daß auch hier das Kind Mohamed wieder neue
ilchbrüder und Milchschwestern erhielt. Als er der
rüste schon entwöhnt war, blieb er doch noch auf
n Lande, und hütete, in Gesellschaft mit Hali
's Söhnlein, seiner ehemaligen Amme kleine Heerde.
i der gesunden und reinen Landluft und einfachen,
och nahrhaften Kost gedieh der Knabe trefflich.
: war munter an Geist und stark an Körper,
d die Farbe der Gesundheit blühete auf seinen
angen. Aber auf einmal zeigten sich Symtome
r fallenden Sucht, und ein epileptischer Unfall war
stark, daß Halime, dadurch geschreckt, den Kna
n eiligst wieder zu seiner Mutter nach Mekka
rückbrachte.

6. Der zarten mütterlichen Pflege genoß der
ch nicht vierjährige Mohamed keine volle drei Jahre.
chon in dem sechsten Jahre seines Lebens ward sie
m durch den Tod entrissen. Auch Amina, noch in
r Blüthe ihres Lebens, erkrankte plötzlich auf einer
eise, und zwar auf dem Rückweg von einem Be
che bei ihren Oheimen; sie starb, bevor sie noch
Mekka erreicht hatte. Zu El-Eba, einem Ort zwi
chen Yatreb und Mekka ward sie begraben. Nach
minas Tod übernahm Abdel-Modaleb die Vor
undschaft und Erziehung der vater- und mutterlosen
Waise. Aber auch der nicht minder zärtlichen Sorg-

9. In Bosra, einer alten Stadt in dem damascenischen Syrien, mußte Abu-Taleb sich einige Zeit aufhalten, und durch seine frühern Reisen mit den dort wohnenden nestorianischen Mönchen schon bekannt, nahm er jetzt mit seinen Reisegefährten seine Wohnung in ihrem Kloster. Hier war es nun, wo in Mohameds jugendliche Seele der erste Keim künftiger Schwärmerei gelegt ward, und er den ersten Impuls erhielt, der ihn nachher so weit über die gewöhnliche Sphäre menschlichen Denkens und Strebens hinwegführte. In dem Kloster zu Bosra wohnte ein Mönch, Namens Sergius, die Araber nennen ihn Boheira. Es war ein höchst unruhiger, nichts als Neuerungen brütender Kopf, unaufhörlich beschäftiget mit den überspanntesten, aberwitzigsten Planen von Umwälzungen in der Kirche wie in dem Staate. Den jungen Mohamed hatte die Natur mit vielen ihrer herrlichsten Gaben und Anlagen geschmückt. In einem männlich schönen Körper wohnte ein ungemein lebhafter, zu Allem fähiger Geist; und mit einer gewissen, jetzt schon von der jugendlichen Stirne strahlenden Würde und dem, seiner Nation eigenen Ernste verband der noch nicht fünfzehenjährige Mohamed eine ganz eigene, über sein ganzes Wesen ausgegossene Anmuth, die, noch erhöhet durch die Reize der Jugend und einer blühenden Gesundheit, jedes Herz sogleich bestach, schon bei dem ersten Blick es ihm gewann. In diesem feurigen, ungewöhnlich fähigen Jüngling, der, ausgerüstet mit Allem, was dazu nöthig war, um halb cultivirten Völkern zu imponiren, noch überdies der geliebte Neffe des in ganz Arabien im höchsten Ansehen stehenden Oberpriesters an der Kaba, und Fürsten des in Jemen so mächtigen Geschlechtes der Koreischiden war, glaubte der schlaue Mönch ein treffliches, bald völlig vollendetes Werkzeug seiner künftigen, weitaussehenden Entwürfe

erblicken. Um Oheim und Neffen bei Zeiten für
ire verderblichen Absichten zu gewinnen, wollte er
r gegenwärtigen Augenblick nicht unbenutzt vorüber
sen.

10. Sergius oder Boheira gab also dem Abu
leb und dessen Neffen und Gefährten ein präch
es Mahl in seiner Zelle. Als dieses beendiget war,
nte er seine Gäste auf eine an die Zelle stoßende
allerie, ging mit bedeutungsvollem Ernste um den
gen Mohamed herum, küßte ihn mit der größten
rfurcht zwischen den Schultern, trat dann mit der
iene eines Sehers in ferne Zukunft vor den Oheim
d Neffen, und weissagte ihnen, daß der Letztere
n Gott zu etwas Großem, zu etwas ganz Außer
dentlichem bestimmt wäre. Durch wunderbare Zei
n sey ihm diese Offenbarung geworden; er habe
sehen, wie eine lichte Wolke sein Haupt umschat
, und ein völlig verdorrter Baum, als Mohamed
ter demselben sich niedergelassen, sogleich wieder mit
schen grünen Blättern geprangt habe; auch sey un
tbar das Prophetensiegel Mohameds Schultern
gedrückt, daher er, wie sie gesehen, diese Stelle
t der größten Ehrfurcht geküßt habe. Beide, setzte
heira hinzu, möchten jetzt unverzüglich nach Mekka
rückkehren, in der Stille dort die Erfüllung seiner
eissagung abwarten, aber ja gegen die Männer
on dem Buch *) stets auf ihrer Hut seyn. Wohl

*) Männer von dem Buche nannten die alten Araber gewöhnlich die Christen wegen der Bibel, welches denselben natürlicher Weise das Buch aller Bücher war. Aber auch den Juden gaben die Araber bisweilen, jedoch nur selten, eben denselben Namen, weil auch sie ein Buch hatten, nämlich die Bücher Moses, worauf sie, wie billig, einen hohen Werth legten. — In

am indischen Meere, wie an dem persischen und arabischen Meerbusen besuchten, bekümmerten sich doch wenig um Arabien, und hatten nur höchst dürftige Notionen, sowohl von der Geographie des Landes, als von den Schicksalen seiner Bewohner. Zudem war der arabische Handel lange Zeit größtentheils blos in den Händen anfänglich der Aegyptier und nachher der Perser, die mit Arabiens Produkten, Gewürzen und Specereien einen Alleinhandel treibend, alle mit diesen Bedürfnissen schon bekannte Länder damit versahen. Mit Ausnahme der die Halbinsel umgränzenden Nationen, war demnach den Uebrigen Arabien nur sehr wenig, oft selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt. Aber dieß nämliche Volk, das selbst von seinen nächsten Nachbarn wenig gekannt und daher von ihnen verachtet, drei Jahrtausende hindurch der Geschichte gleichsam fremd blieb, bricht nun im siebenten Jahrhundert plötzlich aus seiner tiefen Verborgenheit hervor, erfüllt den Erdkreis mit Schrecken und Staunen, und erscheint in demselben Augenblicke, in welchem es die historische Weltbühne betritt, auch sogleich als ein eroberndes, weltbeherrschendes Volk *).

III.

1. Nach dem bisher Gesagten, wird gewiß jeder unserer Leser in sich die Ueberzeugung fühlen,

*) Die Quellen, aus welchen wir bei obiger Einleitung schöpften, sind: Abulfeda Descr. Arab. — Procop. Specimen Hist. Arab. — Sale, Préliminairy Discourse to the traduct: of Koran. — Des Herrn Prof. Wahls treffliche und gründliche Einleitung zu seiner neuen Uebersetzung des Koran. — D'Herbelot Bibliothèque Orientale — und endlich noch Büsching, Shaw und Niebuhr. —

[redacted]

daß bei dem immer mehr zunehmenden Sinken des oströmischen Reiches, bei dem noch größern Verfall und der völligen Entkräftung Persiens, bei dem tief gesunkenen Zustand der, durch Ketzereien und ewiges ketzerisches Gezänke verwirrten, christlichen Kirchen im Morgenlande, bei der grenzenlosen Sittenlosigkeit der, in den großen Städten in Ueppigkeit und allen Lastern schwelgenden Christen, bei der notorischen Schlechtigkeit der byzantinischen Regierung, bei der sich immer mehr kundgebenden Ineptie des Kaisers, und endlich bei der gänzlichen und vollständigen Zerrissenheit und der mannigfaltigsten Spaltung in dem Innern Arabiens selbst, wo nirgends, weder in politischer noch religiöser Hinsicht, auch nur die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes, eines Punktes der Einheit und Vereinigung gedenkbar war: daß, sagen Wir, bei einem solchen schwankenden, faulenden und gährenden Zustande so vieler Völker in dem Morgenlande, der ganze Orient endlich nothwendig an der Schwelle einer totalen Umwälzung, einer verhängnißvollen Zukunft stehen mußte, und daß es zu einer, über alle asiatischen Länder und selbst über deren Grenzen hinaus bis nach Afrika sich erstreckenden Revolution, blos eines talentvollen, kühnen und entschlossenen Abentheurers bedurfte. Aber eben dieser, mit allen Eigenschaften und geistigen wie körperlichen Erfodernissen dazu ausgerüstete, mehr als kühne und schlaue, und nicht unwahrscheinlich von irgend einem Geiste aus dem Abgrund getriebene und gehobene Abentheurer ließ jetzt nicht lange mehr auf sich warten. Er erschien in der Person *Mohameds*, von der Familie Haschem, aus dem fürstlichen Geschlecht der Koreischiten *).

*) Zu den so eben erst angeführten Quellenschriften müssen

2. Die Oberaufsicht und Schirmvogtei der Kaba war anfänglich bei der Familie Ismaëls, kam nachher in das Haus Jorham, einige Jahrhunderte später an den Stamm Khoza, und ward endlich gegen das Jahr 464 (nach Chr. Geb.) theils durch List, theils durch Gewalt den Khozaiten von dem Geschlechte Koreisch entrissen *). Das Amt eines Schirmvogts und Oberpriesters an der Kaba gab demjenigen, der es bekleidete, nicht blos vorherrschenden Einfluß in alle Angelegenheiten Mekkas, sondern, weil das heilige Haus ein gemeinschaftlicher Gegenstand der Verehrung aller Araber war, auch ein überwiegendes Ansehen auf der ganzen Halbinsel. In gerader Linie, durch vier Glieder war diese hohe Würde, verbunden mit der Herrschaft über Mekka, auf Haschems Sohn Abd-el-Motalleb, Mohameds Großvater, und Haupt und Fürst seines Geschlechts herabgekommen **). Abdel

*) Abu-Gabschan, der Khozait, liebte den Wein. Eines Tages betrunken verkaufte er an Kosai, den Koreischiten, die Schlüssel der Kaba um eine Tonne Wein. Aber kaum hatte er seinen Rausch ausgeschlafen, als es ihn des Verkaufes reuete; auch die Khozaiten wollten ihn durchaus nicht gelten lassen. Es kam hierüber zu einer ziemlich blutigen Fehde. Die Khozaiten wurden jedoch geschlagen, und der Sieg der Koreischiten, in Verbindung mit einem bald darauf erfolgten schiedsrichterlichen Ausspruch, bestätigte den Letzteren den Besitz der Schlüssel und Schirmvogtei der Kaba. Daher das, auch unter den heutigen Arabern noch übliche Sprichwort: „ein Kauf noch schlechter, als jener des Abu-Gabschan.“

**) Wenn also die traurigen und beugenden Rückerinnerungen, welche in der Seele jedes Christen sich an Mohameds Namen knüpfen, einige christliche Schriftsteller bewogen haben, dem Pseudopropheten ganz niedrige,

...talleb hatte sich große Verdienste um sein Vater-
...nd erworben. Gegen sehr oft eintretende Theurung
...d Hungersnoth hatte schon Motallebs Vater,
...ch bleibende Einrichtung geregelter Zufuhren, mit-
...l. zweier zahlreichen, jedes Jahr abgehenden und
...rückkehrenden Karavanen, Mekka auf immer ge-
...ert, und der Sohn sie erst vor einigen Jahren
...rch Klugheit und Tapferkeit von der Herrschaft
... Abyssinier befreiet. Seine Freigebigkeit erstreckte
... nicht blos auf die Menschen; auch die Vögel in
... Luft und die Thiere des Feldes empfanden die
...irkungen seiner Milde. An einem gewissen Tage
... jedem Monate speiste er alle Armen der Stadt
... den flachen Dächern seiner Wohnung, und ließ
...m durch seine Knechte auf alle Gipfel der herum-
...genden Berge auch für die, sie bewohnenden Thiere
... ihnen angemessene Nahrung bringen; kurz, Ab-
... Modalleb war das Muster eines arabischen Wei-
... und in dem ganzen Lande, vom Euphrat bis
...m rothen Meer hin, berühmt. Aber diesen wohl
...worbenen Ruhm krönte auch noch Fülle häuslichen
...gens, und in dem Kreise von dreizehen hoffnungs-
...llen Söhnen und sechs blühenden Töchtern war
...del Motalleb zugleich auch der glücklichste Vater
...n ganz Mekka. Abdallah war einer der jün-
...n seiner Söhne und der Liebling seines Herzens.
...gemeine Wohlgestalt des Körpers und sanfte Be-
...eidenheit schmückten den Jüngling. Er war die-

gemeine und obscure Geburt vorzuwerfen; so ist dieses ein eben so grundloser als ziemlich alberner Vorwurf, der weder Mohameds wirkliche Vorzüge vermindern, noch den gerechten Abscheu, den ein viele Jahre fortgesetztes System von Heuchelei, Lug, Trug und Gewaltthätigkeit jedem unbefangenen Gemüthe nothwendig einflößen muß, auch nur um die Breite eines Haares erhöhen kann.

unverkennbar eine schändliche Anspielung auf das, was das Evangelium von den Hirten erzählt, als auf nächtlicher Flur sie plötzlich die Herrlichkeit Gottes umleuchtete, die ganze Gegend erhellte, und der Engel und zahllose Chöre seliger Geister ihnen den so eben zu Betlehem Ephrata gebornen Messias verkündigten. Ferner lassen Mohameds bethörte Schüler aus Persien einen Weisen, Namens Satich, nach Mekka kommen, Aminas neugebornes Kind aufsuchen, dann in seine Arme nehmen und dessen künftige Größe und Herrlichkeit weissagen. Aber wer erkennt auch selbst in diesem Zerrbild nicht theils die Magen, welche von Sonnenaufgang kamen, um den neugebornen König in Betlehem anzubeten, theils auch den heiligen Greis Simeon, als er im Tempel das Heil der Völker in seinen Armen hatte, und große, nahe und ferne Zukunft verkündigte. Nicht mit Unrecht nannten heilige Väter den Teufel einen Affen Jesu Christi. Auch die Art und Weise, wie Abdel-Modalleb dem Kinde der Amina einen Namen gegeben haben soll, ist offenbar wieder eine Nachahmung von dem, was das Evangelium uns bei der Geburt des heiligen Johannes des Täufers von dessen Vater Zacharias erzählt. Abdel-Modalleb nannte den Knaben Mohamed, weil er demselben keinen ganz gemeinen und dabei wohllautenden Namen geben wollte, wie dieß auch heute zu Tage noch geschieht. Uebrigens ist es eine grobe Unwahrheit, daß vor dem Pseudopropheten Niemand noch Mohamed geheißen haben soll; denn selbst ein arabischer Schriftsteller, nämlich Ebn Thalecan, gibt Zeugniß, daß lange vor Mohamed auch schon Andere diesen Namen geführt haben. Weder mit den heiligen Schriften des alten noch neuen Bundes waren die Araber, vor und nach Mohameds Zeiten, bekannt; was sie von den Erstern zu wissen glaubten, waren nur talmudische und rabinische Fabeln; und statt der letztern kannten sie blos die, von den mancherlei in Arabien eingewanderten Sekten dahin gebrachten falschen Evangelien: das Evangelium des Valentinus, des Basilides, das Evangelium von der Kindheit Jesu, von der Jugend Mariä ꝛc. ꝛc., wie es scheint, war es vorzüglich jenes des Valentinus, welchem sie einigen Werth beilegten. Endlich war auch Manches von dem christlich-gnostischen Unsinn ihnen nicht völlig fremd.

5. Amina stillte den Knaben einige Tage selbst, d übergab ihn dann, nach Sitte des Landes, einer me, Namens Thawibe. Diese säugte ihn mit ch zwei andern Säuglingen, wovon Einer des inen Mohameds väterlicher Oheim war, und jetzt sen Milchbruder ward. Aber Mekkas ungesunde st bewog bald Mutter und Großvater, das Kind er Amme auf dem Lande zu übergeben. Sie hieß lime und hatte ebenfalls noch andere Säuglinge, daß auch hier das Kind Mohamed wieder neue ilchbrüder und Milchschwestern erhielt. Als er der üste schon entwöhnt war, blieb er doch noch auf n Lande, und hütete, in Gesellschaft mit Hali's Söhnlein, seiner ehemaligen Amme kleine Heerde. i der gesunden und reinen Landluft und einfachen, och nahrhaften Kost gedieh der Knabe trefflich. : war munter an Geist und stark an Körper, d die Farbe der Gesundheit blühete auf seinen angen. Aber auf einmal zeigten sich Symtome : fallenden Sucht, und ein epileptischer Unfall war stark, daß Halime, dadurch geschreckt, den Knan eiligst wieder zu seiner Mutter nach Mekka rückbrachte.

6. Der zarten mütterlichen Pflege genoß der ch nicht vierjährige Mohamed keine volle drei Jahre. chon in dem sechsten Jahre seines Lebens ward sie m durch den Tod entrissen. Auch Amina, noch in r Blüthe ihres Lebens, erkrankte plötzlich auf einer eise, und zwar auf dem Rückweg von einem Besche bei ihren Oheimen; sie starb, bevor sie noch lekka erreicht hatte. Zu El-Eba, einem Ort zwischen Yatreb und Mekka ward sie begraben. Nach minas Tod übernahm Abdel-Modaleb die Vormundschaft und Erziehung der vater- und mutterlosen aise. Aber auch der nicht minder zärtlichen Sorg-

9. In Bosra, einer alten Stadt in dem damascenischen Syrien, mußte Abu-Taleb sich einige Zeit aufhalten, und durch seine frühern Reisen mit den dort wohnenden nestorianischen Mönchen schon bekannt, nahm er jetzt mit seinen Reisegefährten seine Wohnung in ihrem Kloster. Hier war es nun, wo in Mohameds jugendliche Seele der erste Keim künftiger Schwärmerei gelegt ward, und er den ersten Impuls erhielt, der ihn nachher so weit über die gewöhnliche Sphäre menschlichen Denkens und Strebens hinwegführte. In dem Kloster zu Bosra wohnte ein Mönch, Namens Sergius, die Araber nennen ihn Boheira. Es war ein höchst unruhiger, nichts als Neuerungen brütender Kopf, unaufhörlich beschäftiget mit den überspanntesten, aberwitzigsten Planen von Umwälzungen in der Kirche wie in dem Staate. Den jungen Mohamed hatte die Natur mit vielen ihrer herrlichsten Gaben und Anlagen geschmückt. In einem männlich schönen Körper wohnte ein ungemein lebhafter, zu Allem fähiger Geist; und mit einer gewissen, jetzt schon von der jugendlichen Stirne strahlenden Würde und dem, seiner Nation eigenen Ernste verband der noch nicht fünfzehenjährige Mohamed eine ganz eigene, über sein ganzes Wesen ausgegossene Anmuth, die, noch erhöhet durch die Reize der Jugend und einer blühenden Gesundheit, jedes Herz sogleich bestach, schon bei dem ersten Blick es ihm gewann. In diesem feurigen, ungewöhnlich fähigen Jüngling, der, ausgerüstet mit Allem, was dazu nöthig war, um halb cultivirten Völkern zu imponiren, noch überdies der geliebte Neffe des in ganz Arabien im höchsten Ansehen stehenden Oberpriesters an der Kaba, und Fürsten des in Jemen so mächtigen Geschlechtes der Koreischiden war, glaubte der schlaue Mönch ein treffliches, bald völlig vollendetes Werkzeug seiner künftigen, weitaussehenden Entwürfe

[illegible] Mit Oheim und Neffen bei Zeiten für
[illegible]erblichen Absichten zu gewinnen, wollte er
[illegible]wärtigen Augenblick nicht unbenutzt vorüber
[illegible]
[illegible]

[illegible] Sergius oder Boheira gab also dem Abu
[illegible] und dessen Neffen und Gefährten ein präch
[illegible] Mahl in seiner Zelle. Als dieses beendiget war,
[illegible]te er seine Gäste auf eine an die Zelle stoßende
[illegible]lerie, ging mit bedeutungsvollem Ernste um den
[illegible] Mohamed herum, küßte ihn mit der größten
[illegible]furcht zwischen den Schultern, trat dann mit der
[illegible]e eines Sehers in ferne Zukunft vor den Oheim
[illegible] Neffen, und weissagte ihnen, daß der Letztere
[illegible] Gott zu etwas Großem, zu etwas ganz Außer
[illegible]lichem bestimmt wäre. Durch wunderbare Zei
[illegible] sey ihm diese Offenbarung geworden; er habe
[illegible]hen, wie eine lichte Wolke sein Haupt umschat
[illegible], und ein völlig verdorrter Baum, als Mohamed
[illegible] demselben sich niedergelassen, sogleich wieder mit
[illegible]chen grünen Blättern geprangt habe; auch sey un
[illegible]bar das Prophetensiegel Mohameds Schultern
[illegible]gedrückt, daher er, wie sie gesehen, diese Stelle
[illegible] der größten Ehrfurcht geküßt habe. Beide, setzte
[illegible]heira hinzu, möchten jetzt unverzüglich nach Mekka
[illegible]kehren, in der Stille dort die Erfüllung seiner
[illegible]issagung abwarten, aber ja gegen die Männer
[illegible]on dem Buch *) stets auf ihrer Hut seyn. Wohl-

*) Männer von dem Buche nannten die alten Ara-
ber gewöhnlich die Christen wegen der Bibel, welches
denselben natürlicher Weise das Buch aller Bücher war.
Aber auch den Juden gaben die Araber bisweilen, je-
doch nur selten, eben denselben Namen, weil auch sie
ein Buch hatten, nämlich die Bücher Moses, worauf
sie, wie billig, einen hohen Werth legten. — In

ten waren stolz auf diesen Sprossen ihrer Familie, und in ganz Mekka war kein Mann erfunden, so schön an Gestalt, so lieblich in Worten und so tapfer im Kriege, als Abdallahs Sohn und Abu-Talebs Neffe.

13. Hatte Mohamed durch seine Tapferkeit sich jetzt grosses Ansehen unter seinen Landesleuten erworben, so sollte nun nicht minder auch der Ruf der Klugheit und Besonnenheit des jungen Kriegers sich bald im ganzen Lande verbreiten. Folgendes gab die Veranlassung dazu. Den Koreischiten hatte die heilige Kaba viel zu niedrig geschienen. Sie entschlossen sich also, sie niederzureissen, und dann von neuem und zwar um vieles höher aufzubauen. Dieses geschah, und an die Stelle der alten Einfachheit von Abrahams und Ismaëls sogenanntem Hause trat nun schon etwas mehr Geschmack und grössere Pracht. Als aber der Bau vollendet war, entstand unter den Stämmen ein Streit, welchem von ihnen die Ehre gebühre, den heiligen schwarzen Stein in den neuen Bau zu legen. Lange konnte man sich nicht verstehen, und beinahe wäre es zum blutigen Kampfe gekommen. Zum Glück kam man endlich doch darin überein, die Sache einem schiedsrichterlichen Ausspruch zu unterwerfen. Aber nun erhob sich die zweite Frage: wer denn Schiedsrichter seyn sollte? Da man sich hierüber eben so wenig vereinigen konnte, so ward die Entscheidung dieses Umstandes dem Zufall überlassen, und festgesetzt, daß derjenige, welcher, um in den heiligen Tempel einzugehen, zuerst an der Pforte desselben erscheinen würde, auch der verlangte Schiedsrichter seyn sollte. Mohameds Glück wollte, daß er es seyn sollte, der zuerst an der Pforte der Kaba erschien. Ihm ward also das schiedsrichterliche Amt übertragen, und er verordnete, daß der heilige Stein auf einen grossen Teppich gelegt, aus jedem Stamme Einer einen

Theil des Teppichs fassen, und auf diese Weise das Heiligthum von sämmtlichen Stämmen bis zu der erforderlichen Höhe emporgehoben werden sollte. Er selbst nahm hierauf den Stein, und legte ihn an die, für denselben bereitete heilige Stätte *). Mohameds Aus-

*) Daß von dem schwarzen Stein vieles und mancherlei gefabelt wird, haben wir unsern Lesern schon gesagt. Das unter den alten Arabern, wie unter den heutigen Mohamedanern am meisten accreditirte, und auch in dem Koran aufgenommene Mährchen ist folgendes: Der Erzengel Gabriel brachte, bei der Erschaffung der Welt, diesen Stein vom Himmel. Anfänglich war er ganz weis, sein Glanz übertraff weit den Schimmer des glänzendsten Edelsteins, und sein Feuer erleuchtete bei Nacht eine ganze Landschaft. Bei der Sündfluth ward er wieder in den Himmel hinaufgehoben, aber nachher abermal von dem Erzengel Gabriel dem Abraham zum Bau der Kaba gebracht. Auch jetzt war er noch glänzend weis, und gleich einem Licht leuchtete sein Glanz auch bei finsterer Nacht. Aber nach und nach fing er nun an über die Sünden der Menschen zu trauern, und da diese sich immer mehr häuften, trauerte und weinte er Tag und Nacht, bis er endlich vor lauter Weinen und Jammern ganz schwarz ward und bis auf die heutige Stunde, weil die Menschen sich nicht bessern, auch schwarz blieb. — Kein lebloses oder lebendes Wesen ward seit der Welt Schöpfung so sehr geliebkoset, als dieser Stein. Seit länger als einem Jahrtausend erhält er jedes Jahr Millionen der zärtlichsten Küsse; der fromme Muselmann kann nicht aufhören, ihn zu küssen; und Wem es gar gelingt, Etwas davon abzukratzen, hat eine Reliquie, ungleich heiliger, als selbst Salomo's Pantoffel, die doch für die Araber schon in den allerältesten Zeiten, nebst dem Hemde des Adams und noch einigen andern Kostbarkeiten dieser Art, die größten Heiligthümer waren. — — Alle diese erbaulichen Sachen lehrt und verkündiget uns das, seiner hohen Weisheit wegen, heute zu Tage von so vielen unserer Gelehrten so hoch geschätzte, so sehr gepriesene Buch, der Koran.

spruch brachte demselben unter seinen Landesleuten große Ehre; und da er unter den Stämmen dadurch Friede gestiftet, und einen Zwist, der blutig hätte werden können, glücklich beendiget hatte; so erhielt er jetzt den Beinamen: El-Amin, das heißt, der Getreue.

14. Bei Abdel-Motalleds so zahlreicher Familie konnte in der Theilung des väterlichen Erbes der Antheil des Einzelen nur wenig bedeutend seyn. Dem Abu-Taleb erlaubten daher dessen nur mittelmäßige Vermögensumstände keine weit aussehenden, mit großen Vorschüssen verbundenen kaufmännischen Speculationen; auch war er, wie es scheint, mehr, um der vaterländischen Sitte sich zu fügen, als aus innerm Antriebe und Vorliebe zu diesem Stande ein Kaufmann. Aber gerade diese enge Sphäre, in welcher er, theils aus Neigung, theils aus Mangel an Geldkräften sich eingeschlossen hielt, entsprach durchaus nicht den feurigen Hoffnungen seines Neffen. Der gütige Oheim sann also auf Mittel, den Wirkungskreis desselben zu erweitern, ihm die Bahn zum Reichthum und durch diesen zu größerm Ansehen unter seinen Mitbürgern zu eröffnen, und empfahl ihn demnach bald darauf einer noch ziemlich jungen, dabei seelenguten und durch Beerbung zweier verstorbenen Gatten ungemein reichen Wittwe, Namens Cadidscha. Der kluge Onkel wußte wohl, wozu seine Empfehlung führen könnte. Wirklich gefiel der gutmüthigen Wittwe der nun zum jungen Manne gereifte Jüngling nicht übel; sie nahm ihn in ihre Dienste, und übertrug ihm, als ihrem ersten Faktor, die ganze Leitung ihres Handlungshauses.

15. Im Dienste seiner neuen Herrin machte Mohamed gleich darauf wieder eine Reise nach Syrien, kam abermals nach Bosra, und erneuerte allda

r Boheira vor einigen Jahren gemachte Be-
nschaft. Der Betrüger hatte sich indessen noch ei-
n andern, nicht minder schelmischen Mönch, Na-
ns Sergius, zugesellt. Gemeinschaftlich unternah-
n es nun beide, Abu-Talebs ohnehin schon etwas
r Schwärmerei geneigten Neffen noch mehr zu be-
ken, begannen demnach auf das neue das alte
aukelspiel mit allerlei, von ihnen gesehenen, Mo-
meds künftige Herrlichkeit verkündenden Gesichten,
chten ihn mit mehrern, wie sie vorgaben, sich auf
n beziehenden Stellen, sowohl aus den Büchern
s alten wie neuen Bundes bekannt, erklärten und
stellten dieselben, wie ihre verderblichen Zwecke es
derten, und erhitzten mit Wundern und wunder-
ren Erscheinungen die Einbildungskraft des jungen
annes so sehr, daß der Gedanke, zu einem Pro-
eten Gottes berufen zu seyn, in seinem Kopfe end-
h zur vollen Ueberzeugung reifte.

16. In dem Interesse und den Geschäften Ca-
dschas machte Mohamed noch verschiedene andere
isen, und zwar in ungleich weiter entfernte Länder.
r bereisete die ganze arabische Küstenstrecke am in-
schen Meere, wie an dem persischen und arabischen
eerbusen, ging über den Euphrat, sah sich auf den
uinen von Babylon, besuchte die bedeutendsten
tädte Mesopotamiens und Syriens und durchreisete
ehrere Grenzprovinzen Persiens und des römischen
eiches. Aber jetzt reisete Mohamed nicht mehr blos
s Verweser eines großen Handlungshauses; seinem
rmeintlichen, künftigen, hohen Berufe treu, suchte
nun auch durch eine Menge anderer Kenntnisse
inen Geist und seinen Kopf zu bereichern. Ueberall
rschte er nach dem innern Zustande, der Verfassung,
r Stärke oder Schwäche der Länder, nach den Ge-
tzen, Sitten, Gebräuchen und dem Charakter der

Völker; und vorzüglich waren dann stets die verschiedenen Religionen, und der nie endende Zwist der, überall wo er hin kam, sich bekämpfenden religiösen Sekten und Partheien ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit. Lehrbegierig, wie er war, schloß er sich Jedem an, von welchem er etwas lernen zu können glaubte: Sabäer, Parsen, Magier, Schüler des Zoroaster, Christen, christliche Gnosticker, Marcioniten, Valentinianer, Nestorianer, Eutychianer rc. rc.; nur von den Juden, was sonderbar ist, wollte er jetzt nichts mehr wissen; gegen diese hatte er ein solches Vorurtheil, daß er sie als die ärgsten Feinde der Menschheit betrachtete.

17. Wie zerstückt, lückenhaft, verwirrt und unvollständig bei dieser Lehrmethode der Unterricht, den er ohnehin nur eilend und im Vorübergehen erhielt, auch immer seyn mochte, und mit welchen zahllosen Irrthümern und falschen Begriffen die wenigen Wahrheiten, die er erfuhr, nothwendig vermischt seyn mußten; so konnte ihm doch wenigstens in dem byzantinischen Reiche nicht entgehen, daß unter allen Calamitäten, welche einen Staat oder ein Volk treffen können, die immerwährende, leidenschaftliche Reibung religiöser Systeme und Sekten unstreitig die allertraurigste, verderblichste sey. Nothwendig mußte er dann dabei auch noch das Lieb- und Schonungslose jeder Orthodoxie gehässiger Parteisucht, den Stolz der Philosophen und die schamlose Heuchelei der sogenannten doktrinären Volksführer und Staatsmänner kennen lernen; und wenn endlich seinem, übrigens ziemlich scharfen Blicke überall die Symtome des gänzlichen Verfalles des persischen und zum Theil auch römischen Reiches sichtbar entgegen traten, so konnte nun ein an sich lebhafter und feuriger, aber bei dem völligen Mangel an wissen-

schaftlicher Bildung, auch in seinem Eigendünkel um so mehr anmaßender Kopf leicht mit der Ueberzeugung nach Hause eilen, daß die Geschichte eines solchen, entweder schon abgelebten, oder dahin sterbenden Staates auch das nicht zu bestreitende Resultat untrügerischer historischer Erfahrung sey; kurz Mohameds Reisen waren für ihn eine wahre Hochschule der verderblichsten Halbwisserei, ganz geeignet, einen für den logischen Gedanken unempfänglichen, im strengen Denken daher ungeübten, dabei an gründlichen, wissenschaftlichen Kenntnissen völlig leeren, aber an ungeregelter Phantasie desto reichern Kopf nach und nach zu einem vollendeten, überall störend und gewaltsam in das Leben eingreifenden Schwärmer zu machen.

18. Aber bei allen Träumen und Chimären, denen er sich jetzt bisweilen überließ, vergaß er dennoch nicht die Pflichten seines wirklichen Berufes. Immer noch vermochte sein natürlicher gesunder Verstand die Flügel einer noch nicht völlig entzügelten Phantasie zu rechter Zeit zu falten; und in Allem, was sich auf das praktische Leben bezog, stets besonnen und der Richtschnur des Angemessenen und Zeitgemäßen folgend, knüpfte er überall neue, vortheilhafte Handelsverbindungen an, erweiterte um Vieles den Bereich seines Handlungshauses und ordnete mit wohl berechnender Klugheit alle Geschäfte so trefflich, daß, als er zurückkam, Cadidscha, welcher der junge, wohl gebaute Mann ohnehin schon sehr wohlgefiel, ihm für seine, mit so vieler Treue geleisteten Dienste, mit ihrem Herzen, ihrer Hand und ihrem ganzen Reichthum lohnte. Mohamed war fünf und zwanzig, Cadidscha vierzig Jahre alt *).

*) Die arabischen Schriftsteller erzählen sehr umständlich, und mit frommem Ernste Mohamed's und Chadidscha's

21. Von der Epoche seiner Verbindung, bis zu jener, wo Mohamed öffentlich die Rolle eines Propheten übernahm, verflossen jetzt noch fünfzehen Jahre. Gewissenhaft erfüllte er in den ersten zehen Jahren alle Pflichten eines treuen Gatten und sorgsamen Familienvaters, leitete mit Umsicht und Klugheit die Geschäfte seines Handelshauses, zeigte Nachsicht und Schonung gegen seine Untergebenen, und theilte alle seine Zeit zwischen seinen Berufsgeschäften und der zärtlichsten Sorgfalt für die, gegen ihn so großmüthige Cadidscha. Tadellos waren seine Sitten, rein war sein Wandel, wenigstens vor den Augen der Menschen, die, unvermögend, das Innere, die tiefern Falten des menschlichen Herzens zu durchschauen, nur das Aeußere erblicken, nur nach dem Aeußern urtheilen und richten. Das Interesse seines Handlungshauses rief ihn indessen doch noch einigemal in mehrere entfernte Seestädte auf der mittägigen Seite von Arabien. Aber verschiedene unangenehme Vorfälle, welche jedoch die arabischen Geschichtschreiber nicht näher bezeichnen, benahmen ihm endlich alle Lust zu fernern Reisen. Auch die kaufmännischen Sorgen und Geschäfte wurden nach und nach ihm lästig; bald legte er sie auf andere, mit Klugheit gewählte Schultern, lebte blos sich und seiner Familie, fing aber nun auch an, die Einsamkeit immer mehr und mehr zu lieben und zu suchen, floh das Geräusch des gesellschaftlichen Lebens, und zog sich endlich einige Jahre nach einander jedes Jahr in eine Höhle des nur drei Stunden von Mekka liegenden Berges Hera zurück. Hier weilte er stets einen ganzen Monat, um, wie er vorgab, in ungestörter Ruhe sich heiligen Betrachtungen zu überlassen, und in stiller Abgeschiedenheit sich mit Allah zu unterhalten.

ch 22. So wie die Wahrheit, auch in ihren man-
faltigen Verzweigungen überschwänklich fruchtbar,
s fortschreitet und bis in das Unendliche sich ent-
elt; eben so sind auch menschlicher Wahn und
thum, in ihren zahllosen Aesten und Zweigen
minder fruchtbar, in stetem Fortschreiten und
unwährendem Wachsthum begriffen. Nichts ist
er am Ende schwieriger, nichts weniger möglich,
von irgend einem, besonders in einer langen
he von Folgen immer verderblicher werdenden
thu dessen primitiven Ursprung oder eigentliche
lle genau und richtig zu bezeichnen. War Mo-
med, als er die Höhle des Berges Hera verließ,
im der Gestalt eines Propheten und Abgesand-
des Allerhöchsten vor das Volk trat, blos ein
lbstgetäuschter, oder war er schon ein plan-
ßiger, mit allen Labyrinthen des Truges vertrau-
, vollendeter Volksverführer, ein Betrüger, dessen
ssen Gedanken-Organe längst schon ein Dämon
dem Abgrunde sich völlig bemächtiget hatte? — —
lleicht wollte er blos die Götzen und den Götzen-
nst in seinem Vaterlande stürzen, die ganze Na-
n in der Erkenntniß eines einzigen höchsten We-
s vereinigen, und durch dieses gemeinsame religiöse
tionalband alle Stämme Arabiens, bis jetzt viel-
tig von einander getrennt und geschieden, zu einem,
seinem Innern starken und von Außen geachteten
esammtvolk erheben. In dem Bewußtseyn dieses
ein Strebens glaubte er anfänglich vielleicht, sich
nen sogenannten frommen Betrug erlauben zu dür-
n, ward aber gerade dadurch, weil Betrug unter
der Beziehung immer Betrug bleibt, und nie anders
s im Bunde mit dem Geist der Lüge einhergeht,
m schnell in jenes unabsehbare Labyrinth von Täu-
ungen, Wahn und Thorheiten verwickelt, aus
ssen zahllosen Irrgängen, weil verblendet durch

allein nur wußte, daß blos ein einziges Lamm zube-
reitet worden, wurde von diesem Wunder so sehr er-
griffen, daß er, wie wir gleich sehen werden, ein be-
geisterter Verehrer des Propheten ward. Als das
Mahl beendiget war, erklärt Mohamed der Gesell-
schaft, daß in ganz Arabien noch Niemand seinen
Anverwandten ein so köstliches Geschenk angeboten
habe, als er ihnen jetzt zu machen bereit sey. Un-
unterbrochene Glückseligkeit in diesem, wie in dem
zukünftigen Leben biete er ihnen an; Gott der All-
mächtige selbst habe ihn dazu berufen, ihm diesen Auf-
trag gegeben und ihn zu ihnen gesandt. Wer also
seinen Worten glauben, seine Lehre annehmen, sie ver-
breiten und demnach sein Bruder werden wollte, möchte
es jetzt sagen. — In stummer Verwunderung hatten
die Gäste ihn angehört, staunend blickten sie einan-
der an, durch Winke sich zu verstehen gebend, ob nicht
wohl der Redner im Kopfe verrückt seyn möchte.
Als Mohamed ihren Unglauben sah, bedrohete er sie
mit den furchtbarsten Strafgerichten Gottes, worüber
Abu-Leheb, einer der Oheime des Propheten, so in
Zorn entflammte, daß er mit grimmiger Stimme
ihm zurief: „Möchtest du auf der Stelle verderben!
„Hast du uns deswegen hier alle versammelt?“ Schon
griff Abu-Leheb nach einem Steine, um ihn dem
Mohamed an den Kopf zu werfen; als Ali sich in
das Mittel schlug, und mit der Erklärung auftrat,
daß er jedem Widersacher des von Gott gesandten
Propheten die Zähne einschlagen, die Augen ausreis-
sen, den Bauch aufschlitzen und die Beine zerbrechen
werde. Mohamed war über dieses schöne Bekennt-
niß des Ali so erfreut, daß er ihn sogleich unter der
Benennung eines Bruders umarmte; als er aber gar
den kaum vierzehnjährigen Knaben zu seinem Wesir
und Kalaf (Caliph, d. i. Nachfolger) ernannte,
welchem in Zukunft jedermann gehorchen müßte, bra-

seiner ergreifendern, blendenden Nähe, schon
andem, freilich gewöhnlich ziemlich blöden Auge,
r vorwärts noch rückwärts zu blicken, mehr er-
ht. Glich der erste Akt von Mohameds Leben
m stillen, klaren, ruhig dahin fließenden und
ts als freundliche Naturgegenstände zurückspiegeln-
n Bach; so war der zweite desto trüber, desto stür-
ischer und gefahrvoller und, obgleich am Ende mit
ieg und Erfolge gekrönt, doch nicht minder ver-
rblich für die Welt, die Gesammt-Menschheit, und
ren höchstes und heiligstes Interesse.

2. Mohameds treue Chadidscha war die Erste,
r er sich als den längst erwarteten, in der, von
Moses und den Propheten auf dem Berge Sinai
gehaltenen Versammlung *), angekündigten und ge-

*) Nach einer alten, von Mohamed aus den Rabinen und Talmudisten entlehnten Sage. — — Wir müssen bei dieser Gelegenheit jetzt schon bemerken, daß Mohamed alle, in den Büchern des alten Bundes sich auf Jesum Christum beziehenden Stellen, das heißt, alle, die ihm bekannt waren, so wie auch jene, welche in den Schriften des neuen Bundes auf den heiligen Geist sich beziehen, auf Sich Selbst anwandte. Auch alle, von seinen ersten bethörten Anhängern ihm angedichteten Wunder, so wie die wenigen, die er selbst am Ende, als er sah, daß er keiner Wunder mehr bedurfte, von sich vorgab, sind größtentheils nichts als teuflische Nachäffungen der wunderbaren Krafterweisungen Jesu. In dieser Hinsicht war Mohamed wahrhaft der Antichrist, wenigstens der erste, denn allem Ansehen nach haben wir einen zweiten, wahrscheinlich noch ärgern und vielleicht nicht mehr sehr fernen Antichrist noch zu erwarten — Lucipher wollte blos Gott gleich, Mohamed aber noch größer als der Sohn Gottes, mithin auch als Gott selbst seyn; denn obgleich er, um den Christen zu schmeicheln, Jesu den Rang vor allen übrigen Propheten einräumte, so setzte er sich Selbst doch noch weit

ligionen des Landes an, schalt Alle, die an seine Propheten-Würde nicht glauben wollten, Unwissende, Verstockte, Ungläubige. Darüber entstand eine heftige Bewegung unter den Koreischiten; die neue Lehre wollten sie in ihrer Geburt ersticken; zwar vermochten sie nichts gegen Mohamed selbst, denn noch immer stand er unter dem Schutze seines Oheims, des Fürsten der Koreischiten; aber um so unduldsamer verfuhren sie gegen seine Anhänger; und Mohamed, noch zu schwach, sie zu schützen, gab ihnen selbst den Rath, sich nach Mekka zu entfernen.

7. Drei und achtzig Männer und achtzehen Frauen, ohne die Kinder zu rechnen, schifften sich also ein, und flohen nach Habesch (Abyssinien) jenseits des arabischen Meerbusens. Man nennt dies die erste Hedschra (Flucht). Der Ragusch *) war ein Christ, hielt die Eingewanderten ebenfalls für Christen, nahm sie daher freundlich auf, und versprach ihnen seinen Schutz. Nicht lange darauf ordneten die Koreischiten eine Gesandtschaft mit mancherlei Geschenken nach Habesch, die Auslieferung der Flüchtlinge begehrend. Die Koreischitischen Gesandten suchten dem Ragusch seinen Irrthum in Ansehung ihrer Feinde zu benehmen und gaben ihm den Rath, sie selbst über ihre Lehre zu erforschen. Der Ragusch fragte sie, was sie von Christus hielten. Mohameds schlaue Schüler beantworteten die Frage mit einer, in dem Koran enthaltenen, sich auf Christum beziehenden, sehr ehrenvollen Stelle; und der Ragusch, dadurch getäuscht und in seiner vortheilhaften Meinung von diesen Leuten gestärkt, schlug den Korei-

*) Dies war der Titel, den die Fürsten oder sogenannten Könige von Habesch lange Zeit führten.

beleuchtet, und der Koran, d. i. die ein=
ẞre und letzte Offenbarung Gottes
Menschen, vollständig und ganz vollendet,
nmel herabstieg. Der Ueberbringer desselben
Erzengel Gabriel; da diesen aber die ihm
liche, angeborne Herrlichkeit umstrahlte, deren
Mohamed nicht vertragen konnte, so bat er
: so wie für die Zukunft ihm stets nur in
er Gestalt zu erscheinen. Der Engel fügte
der Stelle dem Wunsche des Propheten,
ı aber, hinzu zu treten und den Koran zu
lohamed entschuldigte sich, daß er nie lesen
ıbe *); aber der Engel gebot zum zweiten=
nun kam Mohamed herbei, nahm den Ko=
konnte so leicht und geläufig lesen, wie nur
:r gelehrteste Iman von ganz Arabien. Von
jel ward er jetzt als der höchste Prophet
:grüßt; aber den Koran nahm Gabriel wie=
sich, gab jedoch Mohamed die tröstende Zu=

——————

ei dem fortlaufenden Faden der Geschichte ergeben
, unsern Lesern mitzutheilen. Aus dem Ganzen

unsere Jahre von der, für den Himmel und die E
gleich glorreichen Geburt Jesu Christi, dieses e
gen Königes, dessen Reich und Herrschaft
Ende nehmen. Schon achtzehen hundert Ja
zählen wir nach derselben, und werden, weil
ähnliches Ereigniß sich mehr ergeben kann, auch
an das Ende aller Zeit und Zeitrechnungen so
len. Aber höhnend und grinsend, steht dieser, so gr
und beglückende Rückerinnerungen hervorrufen
christlichen Zeitrechnung Jene der Hedschre ge
über. Auch zahllose, das Islam bekennende Na
nen zählen nach ihr, zählen ebenfalls schon zw
Jahrhunderte hindurch nach ihr, und zäh
wahrscheinlich auch ferner noch so, und vielleicht s
bis zu dem großen, jeden Zeit-Ciklus schließen
Tage, an welchem alle Werke der Finsterniß,
Gebilde des Truges und der Lüge vor dem G
der Sonne der ewigen Gerechtigkeit auf immer
hinschwinden.

V.

1. Um den Koran, wie um Mohameds
phetenwürde war es auf immer geschehen, hätte
das alte Yatreb, von jetzt an Medina, die
phetenstadt, ihn aufgenommen und dem geächt
Flüchtling zum zweiten Male gehuldiget. Auf
Hügel El-Akaba, als in nächtlicher Versamml
zwei und siebenzig Medinenser dem Mohamed den
der Treu-Pflicht leisteten, stand schon die Wiege
ner weltlichen Herrschaft, wie des künftigen gr
Saracenen-Reiches; aber von jetzt an bekleidet den
hamed nicht blos Propheten-, sondern zugleich Kö
würde; denn beugen muß nun auf immer sich
Macht vor dem, den Gott selbst unterrichtet, selb
alle Weisheit eingeleitet hat.

1. Nach einer beschwerlichen Reise von zwölf
n, längs der Seeküste, war Mohamed mit sei-
Gefährten in der kleinen, zwei Meilen von
na gelegenen Stadt Coba angekommen. Eine
glückliche Vorbedeutung für ihn war es, als
waltige Boreida, Haupt des Stammes der
iten, bis jetzt noch nicht Moslem, mit sieben-
Männern zu ihm nach Koba kam, des Prophe-
itliche Sendung anerkannte, das Islam anzu-
en versprach, und sogleich den Eid der Treu-
t in Mohameds Hände ablegte.

3. Vier Tage ruhete Mohamed zu Koba;
m fünften, einem Freitage, brach er auf, um
feierlichen Einzug in Medina zu halten. Um
zu verherrlichen, waren fünf Hundert angese-
Bürger aus der Stadt in feierlicher Kleidung
ntgegen gekommen. Alle seine aus Mekka ver-
nen Anhänger hatten sich ebenfalls um ihn
melt, und drängten jetzt in dichten Reihen sich
ine geheiligte Person. Einer der siebenzig Seh-
, ausgezeichnet durch Körpergröße und das
e arabische Roß, das er ritt, führte den Zug.
med saß auf einem weiblichen Kameele, und
Schirm aus Palmblättern geflochten schützte sein
t gegen die brennenden Strahlen der Sonne.
iner Seite hatte er Abu-Becr, den treuen Zeu-
her unmittelbar vor ihm her ging Boreida,
vor diesem flatterte, aus Mangel einer Fahne,
on ihm an eine Lanzenspitze befestigtes, von
Turban gewundenes Tuch. Als Mohamed der
t sich nahete, ergoß ganz Medina sich in die
sen oder bestieg die flachen Dächer seiner Häu-
Unter ununterbrochenen Segenswünschen und
n Jubel ward er empfangen. Eine Art epide-
en Schwindels hatte alle Köpfe ergriffen; und

... wurden aus
förmlicher Akt ward darüber
Augen alles Volkes in der Kab
einen Haufen Mekkaner verstä
schiten hierauf feindlich gegen
Veste. Durch Abschneidung de
Wassers suchten sie die Hasche
zu zwingen. Aber Mohamed
heime Gönner und Anhänger;
heimlich unterstützt, und die Ko
ren Zweck nicht erreichen.

13. Drei Jahre dauerte d
stand der Dinge, und glückliche
fälle wechselten während dieser Z
theien. Aber in den vier, allen A
naten, in welchen alle Schwerter
mußten, ging Mohamed jedes Ja
hängern aus der kleinen Feste her
Volke und kündigte sich nun au
Anzahl nach Mekka wallenden P
Propheten und Abgesandten an.
folgungen und die Erbitterung sein
seinem wilden Eifer jetzt noch einen
er sprach wie ein Begeisterter

[illegible] wurden gläubig, und von jetzt an seine treuen Anhänger.

14. Gegenseitiger Haß und Groll waren indessen auf das höchste gestiegen. Völliger Umsturz des Staats und der Verfassung von Mekka war zu befürchten. Die Koreischiten wählten den Habib, einen mächtigen arabischen Fürsten, dem 20,000 Reiter zu Gebote standen, zu ihrem Schiedsrichter zwischen ihnen und den Haschemiten. Habib war ein ehrwürdiger Greis, schon über hundert Jahre alt, in seiner Jugend ein Jude, dann Magier und jetzt ein Christ, aber wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe in ganz Yemen berühmt. Willig übernahm er das schiedsrichterliche Amt, und lagerte mit einer Schaar von drei tausend Reitern in der schon erwähnten Ebene Mahazzeb. Obgleich schon zweimal von seinem Oheim Abu-Taleb vorgefordert, wagte der, jetzt kleinmüthig gewordene Prophet dennoch nicht, auf dem Kieselfelde zu erscheinen. Erst auf Chadidscha's und des treuen Abu-Becrs kräftiges Zureden, faßte er wieder Muth, ging nach Mahazzeb, und stellte sich vor Habibs Richterstuhl. Aber hier sprach nun auch Mohamed mit solcher Besonnenheit und einschmeichelnder Rede, daß Habib, dadurch getäuscht, in ihm blos einen Feind der Götzen und des Götzendienstes zu erblicken glaubte, ihn von der Anklage freisprach und sogar in seinen Schutz nahm. Ein Vergleich, der keinen Bestand haben konnte, und daher auch keinen hatte, kam zwischen den streitenden Partheien jetzt zu Stande, und die Ruhe ward wenigstens dem Scheine nach auf kurze Zeit in Mekka wieder hergestellt.

15. Den schnell vorübergehenden Friedensstand benutzte Mohamed, um den gegen die Hasche-

eine Stunde davon, nach der Seeseite liegenden Berges Thur. Die Satelliten der Koreischiten durchsuchten Berg und Thal, jede Höhle und jeden Schlupfwinkel in der Nachbarschaft der Stadt; auch an die Höhle Thur kamen sie. Die, welche darin verborgen waren, hörten zitternd die Tritte und Reden ihrer Verfolger; aber, sey es Nachlässigkeit von Seite dieser oder Fügung und Blendwerk einer höhern Macht, kurz, sie gingen vorüber, ohne die Höhle zu durchsuchen, und kein glücklicher Dolch- oder Lanzenstoß befreiete die Welt von der ihr nahenden Pest *).

*) Mohamed, der jeden Zufall zu benutzen suchte, um sein Ansehen zu vermehren, und seine Anhänger in ihrem Glauben an ihn zu bestärken, gab nachher vor, wunderbarer Weise gerettet worden zu seyn. Er erzählte, seine Verfolger hätten ein Taubennest mit Eyern an dem Fuße der Höhle, und dann den Eingang derselben mit einem großen Spinnengewebe überzogen gefunden, und daher den an sich ganz richtigen, nothwendigen Schluß gemacht, daß unmöglich erst unlängst Jemand in die Höhle eingegangen seyn könnte. — Diese Erzählung, die an sich schon vollkommen die Physionomie und das Gepräge einer Lüge hat, ist auch deswegen verwerflich, weil die Talmudisten gerade das Nämliche von der Höhle erzählen, in welche David, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, sich verborgen hatte. Auch an dieser Höhle gingen Sauls Trabanten vorüber und hielten es, eines Taubennestes und Spinnengewebes wegen, für unnöthig, dieselbe zu durchsuchen. — Um dieser Lüge größern Bestand zu geben, und das Andenken an seine wunderbare Rettung zu verewigen, erklärte Mohamed die Tauben für heilig, und verbot, die Spinnen zu tödten. Daß der sogenannte Prophet aber eine Taube gewöhnt habe, ihm an die Ohren zu fliegen, wenn er öffentlich zu dem Volke redete, um dadurch das Ansehen zu gewinnen, als wenn der Geist Gottes selbst ihm die Worte in den Mund lege: dieß ist eine offenbare Fabel, zu der

8. Drei Tage blieben Mohamed und Abu-Becr nebst einem Sclaven in der Höhle. Als sie die sich sicher glaubten, ging Abu-Becr heraus, sorgte in der umliegenden Gegend für Kameele und auch für einen Wegweiser, der Abdallah hieß und ein Götzendiener war. Jetzt ward die Reise nach Medina angetreten; aber noch waren sie nicht jeder, auf sie lauernden Gefahr entronnen. Nicht sehr ferne von Mekka stießen sie auf einen der, von den Koreischiten ihnen nachgesandten Reiter; er hieß Soraka, und schon rannte derselbe mit eingelegter Lanze auf sie los, als plötzlich sein Pferd stürzte, und Mohamed abermals, sammt seinen Gefährten, auch dieser Gefahr glücklich entrann *). Von jetzt an begegnete ihnen kein widriger Zufall mehr auf ihrer Reise.

---

blos die so eben erwähnte Heiligsprechung der Tauben den Anlaß gab. — Uebrigens ist Mohameds doppelter Befehl, ein Gebot und Verbot enthaltend, eben nicht so unrecht. Auch uns, wenn anders unserm Alles begehrenden und Alles verschlingenden Magen Etwas heilig seyn könnte, sollte und müßte die sanfte, schuldlose Taube heilig seyn. — Löblich ist es ebenfalls, keine Spinne zu tödten, dieses ungemein gutmüthige, den Menschen liebende, ihm trauende, daher so gerne seiner Lagerstädte sich nahende, für alle Töne der Musik, besonders des Gesanges so gefühlvolle Insekt; dabei unstreitig das intelligenteste aller, unter dem Allgemeinbegriffe: Insekt, begriffenen kleinen Thiere.

*) Auch diese, durch den Sturz des Reiters, auf ganz natürlichem Wege zu erklärende Rettung Mohameds wird von dessen Biographen auf die wunderbarste Weise ausgeschmückt. Ueberhaupt sind die arabischen Schriftsteller, und selbst der sonst so verständige und weise Abulfeda mit Wundern, die sie Mohamed zuschreiben, gar nicht sparsam, aber zugleich auch in Erfindung derselben nichts weniger als sinnreich. Eines ist immer

...icher den Mohamed zum ... ihm Lehre und Unterricht ert... in dem zwölften Jahre seine... 621) fiel es ihm ein, seinen ... viele Stufen noch höher zu st... Gott Selbst seyn, der eine ne... über ihn aussprach und wie e... auch mit Mohamed, von Ang... mit einem Freunde sich unterh... sich nun der schamlose Betrüge... nats Redscheb vor die Natio... abgeschmackteste Mähre, deren ... sinn jedes Maß gedenkbaren ... steigt, als göttliche Offenbarun... kündigen, und so mit der Leicht... müthigen, dabei unwissenden un... derbaren geneigten Volkes das ... lichste gotteslästerlichste Possenspi...

19. Es bedarf jetzt keiner ... alles, in der Sunna *), enthalten...

*) Die Sunna, lex oralis. auch ...

...sche Zeitrechnung. Sie zählten größtentheils
... den Regierungsjahren ihrer Könige, bisweilen
..., jedoch seltener, nach den Jahren ihrer Dyna-
... Da aber die Existenz sowohl der großen Reiche,
... auch Republiken, sich gewöhnlich blos auf einige
...hunderte beschränkte, so hatte die Zeitrechnung
... Römer, welche von Erbauung ihrer Stadt zähl-
... noch unter allen den längsten Bestand. Als aber
... Himmel sich zerrissen, und das lange ersehnte,
... dem Geiste Gottes durch den Mund seiner Pro-
...n lange vorher verkündete Heil der Völker auf
... Erde herabstieg, dann war die Geburt des Na-
...llosen, auf dessen Schultern Macht und Herr-
...t lagen, der das Antlitz der Erde erneuete oder
...mehr eine neue Erde schuf, und auf diese den
...mel herabzog, ein so großes, die ganze Natur
...rschendes, Zeit und Ewigkeit umfassendes Er-
...ß, daß alle Völker, die den Namen Jesu be-
...n, ihre Geschichte und Zeitrechnung an diese
...e Epoche knüpfen. Aber mit dieser Epoche be-
...t auch in Wahrheit erst eine Zeit und eine
...schichte; jenseits derselben liegt Alles in dichtem,
... hie und da sich erhellendem Nebel gehüllt. Gleich-
... wie nur von Ferne hören wir das Brausen
... Wogen der Jahrhunderte und der darin unter-
...genen Völker; aber wir wissen nicht, woher
... Wellen kommen und wohin sie treiben; und nur
... dem höhern Momente an, in welchem jener große
...pfungstag, als Gottes Stimme rief: „Es werde
...t" sich zum zweitenmale wiederholte, und
... große, starke Gott in den zarten Armen der hol-
... Mutter lag, liegen auch die Welt und ihre Er-
...nungen in der vollen Beleuchtung der Mittags-
...e vor den Augen des christlichen Geschichtfor-
...s. Mit allem Rechte — denn wahrhaftig kein
...eres kann es geben — zählen wir Christen also

wie die Sterne, wenn der S
tet. Ehemals hatte dieses H
mung, mit den Propheten an
wohin sie Gott sandte, herun
seit langer Zeit keine Prophet
hin auch Borac nichts mehr z
so war das Thier jetzt muthwill
vor sich und hinter sich aus.
zwingen, dem Thiere zu beme
Mohamed stehe, dem großen Pr
den alle Menschen hofften selig
seiner Rechten das Paradies, z
die Hölle stünden. Des Engel
tete jedoch nicht viel; erst als
seine Fürbitte zusicherte, und
wollte, daß ihm einst in dem
Stall sollte angewiesen werden, w
Rasch schwang sich Mohamed au
ben; Gabriel ergriff die Zügel,
genblicke, schneller als eines Men
ren sie in Jerusalem. Hier vo
Tempels war eine Menge Patria
ten versammelt; Alle empfingen
Ehrfurcht, empfahlen ...

[redacted]

2. Nach einer beschwerlichen Reise von zwölf
agen, längs der Seeküste, war Mohamed mit sei-
n Gefährten in der kleinen, zwei Meilen von
dina gelegenen Stadt Coba angekommen. Eine
r glückliche Vorbedeutung für ihn war es, als
r gewaltige Boreida, Haupt des Stammes der
chmiten, bis jetzt noch nicht Moslem, mit sieben-
Männern zu ihm nach Koba kam, des Prophe-
n göttliche Sendung anerkannte, das Islam anzu-
hmen versprach, und sogleich den Eid der Treu-
licht in Mohameds Hände ablegte.

3. Vier Tage ruhete Mohamed zu Koba;
t am fünften, einem Freitage, brach er auf, um
nen feierlichen Einzug in Medina zu halten. Um
sen zu verherrlichen, waren fünf Hundert angese-
e Bürger aus der Stadt in feierlicher Kleidung
n entgegen gekommen. Alle seine aus Mekka ver-
ebenen Anhänger hatten sich ebenfalls um ihn
ammelt, und drängten jetzt in dichten Reihen sich
seine geheiligte Person. Einer der siebenzig Seh-
ten, ausgezeichnet durch Körpergröße und das
rige arabische Roß, das er ritt, führte den Zug.
ohamed saß auf einem weiblichen Kameele, und
n Schirm aus Palmblättern geflochten schützte sein
aupt gegen die brennenden Strahlen der Sonne.
n seiner Seite hatte er Abu-Becr, den treuen Zeu-
n; aber unmittelbar vor ihm her ging Boreida,
d vor diesem flatterte, aus Mangel einer Fahne,
n von ihm an eine Lanzenspitze befestigtes, von
em Turban gewundenes Tuch. Als Mohamed der
tadt sich nahete, ergoß ganz Medina sich in die
traßen oder bestieg die flachen Dächer seiner Häu-
. Unter ununterbrochenen Segenswünschen und
utem Jubel ward er empfangen. Eine Art epide-
ischen Schwindels hatte alle Köpfe ergriffen; und

alles Volk, Vornehm und Niedrig, Jung und Alt, huldigten dem Kommenden als einem von Gott selbst gesandten und gesalbten Priesterkönig. Alle Stamm- und Familien-Häupter buhlten und baten demüthig um die Gunst, den Propheten beherbergen zu dürfen. Diese ausgezeichnete Ehre ward endlich dem Abu-Tajub aus dem Geschlecht der El-Auß; an der Wohnung desselben stieg Mohamed ab, dessen Kameele keiner der Sclaven Tajubs, sondern blos Tajub selbst in den Stall zu führen gewürdiget ward.

4. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Medina legte Mohamed den Grund zum Bau einer Moschee, einer Wohnung für sich und auch einer für seine Frauen. Da das Paradies der Lohn der Arbeiter war, so verschmähete es auch der angesehenste Medinenser nicht, ebenfalls dabei Hand anzulegen, und so war der dreifache Bau schon nach eilf Monaten vollendet. Bald nach Cadidschas Tod hatte der Prophet zwei Frauen auf einmal geheirathet, nämlich die Sauda und die damals erst siebenjährige Tochter Abu-Becrs Ajescha, welche letztere er, weil sie nun ihr neuntes Jahr vollendet hatte, jetzt zu sich nahm. Da Mohamed, zu Folge der von dem Engel Gabriel ihm vom Himmel gebrachten Dispensation, sich so oft es ihm einfiel eine neue Gattin beilegte, und seiner Gewohnheit nach auch Jeder derselben ein eigenes Haus bauete; so standen in kurzer Zeit, für die Frauen des Propheten, zwölf Häuser an der Abendseite der Moschee *).

*) Blos der gesetzlich angetrauten und in unaufgelöster Ehe gebliebenen Frauen Mohameds zählt man zwölf; rechnet man aber auch noch diejenigen, die er verstieß, ferner jene, welche er als Nebenweiber oder Beischläferinen unterhielt, und endlich auch die vielen,

[illegible] der Eine ununterbrochen über die Sünden der Menschen weinte, und der Andere unaufhörlich [illegible] aufschrieb und Namen wieder ausstrich. Jene, welche er aufzeichnete, waren die Namen der Neugebornen; sobald er aber andere wieder auslöschte, starben auch in demselben Augenblick die Menschen, die sie auf Erde getragen hatten. Nachdem Mohamed alle Wunder des Baums Sedra genug angestaunt hatte, erklärte ihm Gabriel, daß er jetzt allein seine Reise weiter fortsetzen müße, ihm selbst sey es nicht erlaubt, weiter als bis in den siebenten Himmel empor zu dringen. Mohamed bestieg also den Baum Sedra, und erhob sich von da, durch einen ungeheuern, die Summe aller Entfernungen der sieben Himmel, weit übersteigenden Raum, und durch ein gränzenloses Meer von Lichtglanz bis zu dem Throne Gottes. Als er sich demselben nahete, las er an den Stufen desselben die Worte: „Es gibt keinen andern Gott, als Gott, und Mahomed ist sein Prophet.“ — In die Gegenwart des Allerhöchsten gestellt, erblickte nun Mahomed denselben auf seinem Thron. Zum Zeichen seiner Gnade legte Gott die eine Hand auf die Brust des Propheten, die andere auf dessen Schulter. Anfänglich empfand er eine solche, den ganzen Körper durchdringende Kälte, daß alle seine Glieder zitterten; aber gleich darauf durchströmte auch eine ganz unbeschreibliche Süßigkeit alle seine Adern. Zwischen Gott und seinen Propheten erfolgte nun eine lange trauliche Unterredung. Dem Mahomed wurden jetzt viele, tief verborgene Geheimnisse offenbart; er selbst in der Erkenntniß des göttlichen Gesetzes noch näher unterrichtet, und ihm Anweisung gegeben, wie er dasselbe dem Volke, über welches er als oberster Richter und Gesetzgeber erhoben wäre, bekannt machen sollte. Ganz besondere Vorrechte und Prärogative wurden nun auch von

alle Beute, die er im Krieg
Eigenthum zu behalten. End
von Gott den Befehl, den G
jeden Tag fünfzigmal zu
hamed nichts weniger, als ei
het die langen Gebete nicht
seine Moslemen Fürbitte ein,
seinen Propheten gefiel es auch
50 auf 5 zu reduciren, übrig
zu überlassen, die verschiedene
maligen Gebet zu bestimmen.
lerhöchste seinem Propheten i
Unterricht ertheilet und der Ge
selben überschattet hatte, war d
auch nun darauf bedacht, du
durch, sich auf die niedern Re
der herabzulassen. Sein getreue
Gabriel, gesellte in dem siebenten
und nun ward die Rückreise du
unverzüglich angetreten. Auf ih
den sie überall gerade eben so b
bei ihrer Ankunft; nur umschwel
wege jetzt noch eine ungleich grö
geln, die sie mit Segnungen un
lichsten ...

der desselben, und diese Erklärung war, zu
Natur und den Statuten des Bündnisses
Gewicht, daß nach Mohameds Tod die
Ali's, dessen Ansprüche auf das Chaliphat
darauf begründeten.

Durch diesen brüderlichen Verein schuf Mo-
eine heilige Schaar, deren Eingeweiheten, in
gegen den Propheten und blinder Unterwür-
unter dessen Geboten wetteifernd, furchtlos
ht entgegen gingen und Wunder der Tapfer-
richteten; auch hatte diesem klug ausgedachten
Mohamed allen Erfolg seiner ersten Kriege
erischen Streifzüge zu danken. Nie ward
tracht in diesem Bunde gestört; nur ein ein-
l geschah es, daß Einer der Anzaren, bei
heit einer Beutevertheilung über den Ueber-
er Mohadscherum klagte, ihre Vertreibung
dina verlangte. Aber alle Moslemen gerie-
über in Bewegung; und auf einen solchen
r schon ihre schwärmerische Hingebung an
d gestiegen, daß selbst der eigene Sohn je-
aren sich erbot, den Kopf seines Vaters
ßen des Propheten zu legen.

Den in Arabien so zahlreichen und zum
h mächtigen jüdischen Stämmen, hatte
so abgeneigt er ihnen auch war, dennoch,
das Islam zu gewinnen, auf mancherlei
hmeichelt, auch daher der Juden Kebla *)

*) Kebla war die Richtung, welche der Betende
nem Körper geben mußte. Der Juden Antlitz, wenn
beteten, war bekanntlich stets nach Jerusalem und
m Tempel gerichtet.

seinen Moslemen vorgeschrieben. Aber jetzt, als Erfahrung ihn gelehrt hatte, wie hartnäckig die Juden der Annahme des Islams sich weigerten, fing er an, aus seiner Abneigung gegen diese Nation kein Geheimniß mehr zu machen, verordnete, für die Zukunft die Kebla nach der Gegend der Kaba in Mekka zu nehmen, und vertrieb bald darauf zwei zahlreiche jüdische Stämme mit bewaffneter Hand aus Medina. Die Veranlassung dazu gab dem Mohamed ein unbedeutender Zwist zwischen den beiden Stämmen und einigen Mohadscherum. Der Prophet befahl den Seinigen, zu den Waffen zu greifen, die Juden verschanzten sich so gut sie konnten, wurden aber nach einer siebzehntägigen Belagerung zur Uebergabe gezwungen. Mohamed gab Befehl, sie sämmtlich nieder zu hauen. Auf die Fürbitte eines sehr angesehenen arabischen Stammhauptes schenkte er ihnen jedoch das Leben; verbannte aber sie und ihre Nachkommen aus ganz Arabien, und ließ sie unter der Bedeckung einer Anzahl Mohadscherum nach der Wüste von Syrien abführen. Der Vertriebenen sämmtliche, bewegliche und unbewegliche Habe ward bestimmt, für die Sache Gottes verwandt zu werden, das heißt, es ward das Eigenthum des raubsüchtigen, weil herrschsüchtigen Propheten.

9. Das Lehramt und die Sorge für die Einrichtung des äußern Gottesdienstes, womit Mohamed in den ersten sechs Jahren der Hedschre sich vorzüglich beschäftigte, hinderten indessen ihn nicht, auch an einer Menge theils mehr, theils minder wichtiger, kriegerischer Ereignisse Theil zu nehmen. Schon im zweiten Jahre nach seiner Niederlassung in Medina, als er sich nicht nur gegen die Angriffe seiner Feinde geschützt, sondern sogar sie selbst anzugreifen

[redacted]

stark genug glaubte, erklärte er, was früher zu
ben das Gefühl seiner Schwäche ihm verbot.
ne Herrschsucht noch immer unter dem Gewande
Religion verhüllend, verkündiget nun Mohamed,
Gottes Langmuth jetzt erschöpft sey. Er habe
Befehl erhalten, mit den Waffen in der Hand
Nationen zur Annahme des Islams zu zwingen,
e Unterlaß die Ungläubigen zu verfolgen; vom
mpfe gegen diese dürfte keine Rücksicht auf die,
Frieden geheiligten Monate oder Tage den Gläu-
n zurückhalten. Ununterbrochener Krieg gegen Alle,
he nicht an Mohameds göttliche Sendung glau-
wird jetzt gleichsam ein Dogma des Islams,
igstens die erste und heiligste Pflicht jedes Mos-
, und aus hundert Stellen des Korans und der
na athmet derselbe zerstörende, blutdürstige Geist.
r ist befohlen," sagt Mohamed in der Letztern,
e Menschen zu tödten, bis sie bezeugen, es
kein Gott außer Gott, und Mohamed sey sein
phet. Wenn sie dieses thun; so haltet Euch rein
ihrem Gut und Blut; es sey denn, daß das
gentheil zum Heil des Islams ge-
ehe x. x."*) An einem andern Ort: "Ihr sollt
Städte und Wohnungen der Völker angreifen,
sie verbrennen, bis sie beten, wie sie beten sol-
." Anderwärts wieder: "das Schwert ist
wahre Schlüssel zum Paradies." — "Eine Nacht
ter den Waffen und in dem Lager zugebracht,
mehr Werth, als alle Werke der Frömmigkeit
Andacht." — "Wer in der Schlacht fällt, des-
Sünden, wie groß sie auch immer seyn mögen,
ihm vergeben; glänzen werden seine Wunden

---

*) Leider geschah zum Heil des Islams das Gegentheil nur gar zu oft.

„am Tage des Gerichts, und wohlriechender duften, „als Arabiens kostbarste Gewürze; und wer ein Glied „verliert, dem wird dasselbe durch Flügel, ähnlich „jenen der Engel und Cherubim, wieder ersetzt „werden.“

10. Um den Enthusiasmus seiner Moslems noch mehr zu entflammen, und sie desto furchtloser, ja sogar freudig dem Tode in der Schlacht entgegen zu senden, stellte Mohamed den Lehrsatz von dem Verhängniß und einer absoluten Vorherbestimmung auf, und mahlte dann das Bild der zukünftigen Welt und die Freuden des Paradieses, die den unerschrockenen Krieger erwarten, mit so reitzenden, alle Sinne des fleischlichen Menschen bezaubernden Farben aus; daß der Tod in der Schlacht ein Gegenstand der Sehnsucht des Moslems ward *).

---

*) Ueber die Lehre eines unabänderlichen Verhängnisses hat Mohamed, weil das Ungereimte und Widersprechende derselben wohl fühlend, sich in mehrern Stellen des Korans, ohne sich in eine bestimmte und klare Darstellung seiner Begriffe einzulassen, nur ganz dunkel und räthselhaft ausgesprochen. Aber aus vielen andern Stellen seines Korans, besonders wenn man sie mit den Aussprüchen in der Sunna vergleicht, geht ganz deutlich und handgreiflich der gröbste Fatalismus hervor; offenbar zu keinem andern Zwecke, als blos seine Moslemen zu tollkühnen, keine Gefahr scheuenden, blind in den Tod rennenden Soldaten zu machen. Wer auf dem Bette zu sterben bestimmt ist, sagte Mohamed, der wird auch unter einem Hagel von Pfeilen und Wurfspießen von keinem derselben verletzt werden; und wessen Loos es ist, durch das Schwert zu fallen, der wird demselben nicht entgehen, und wenn er auch in eine, keinem Menschen zugängliche Veste sich zurückzöge. — — Was das Paradies betrifft, dessen Thore das Schwert leichter, als jeder andere

11. In dem kurzen Zeitraum von zehen Jahren

Schlüssel, öffnet; so ist das bei Mohamed der Sitz der ausgesuchtesten, rafinirtesten Wollust, und das Gemälde, das er davon entwirft, ist ganz geeignet, unwissende, aber bei ihrer Unwissenheit, von einer zügellosen, und zum Theil kindischen Phantasie beherrschte Völker, besonders in ihrer ersten jugendlichen Rohheit völlig zu berauschen. „Alle Genüsse, welche die Welt kennt und sich wünscht, erwarten in einem, bis in das Unendliche erhöheten Grade den seligen Moslem in Mohameds Paradies. In ewigem Frühling blühen und grünen die unermeßlichen Gärten und Haine, die ihm dort zu Theil werden. Ein einziger seiner Winke setzt ein Heer treuer und schöner Sclaven in Bewegung. Auf seinen Wunsch sprossen in demselben Augenblicke die edelsten, seltensten Früchte aus dem paradiesischen Boden für ihn hervor; dieselben zu pflücken, hat für ihn keine Beschwerde; denn gehend, stehend, sitzend oder liegend, bricht er sonder Mühe die anmuthige, kostbare Frucht. Ihm steht es frei, entweder beim sanften Murmeln eines Baches, unter einem Wollust duftenden Gebüsche, sich in süßen Träumen zu wiegen, oder in einem Palaste von Rubinen und Hyacinthen, auf einem, Alles an Ueppigkeit übertreffenden Lager zu ruhen. Alle Flüsse und Bäche, welche das Paradies durchströmen, sind klar und durchsichtig, wie Krystall, und der Selige, welcher an ihren Ufern lustwandelt, sieht mit staunendem Entzücken, wie die Wellen des Stroms in einem Bette von Diamanten und Smaragden dahin gleiten. Den seligen Moslem drückt weder die Hitze des Tages, noch belästiget ihn die Feuchte der Nacht; und will er sich auf einem prächtigen Teppich, auf einem mit den schönsten Blumen bedeckten Boden, zu seinem Mittags- oder Abendmahle niederlassen; so werden ihm auf goldenen Schüsseln die ausgesuchtesten Speisen gebracht, und zwar stets drei Hunderte auf jeden Gang. Aus krystallenen Gefäßen schlürft er die köstlichsten Getränke des Paradieses hinunter: Getränke, die, in welchem Uebermaße er sie auch genießet, ihn nie berauschen, sondern die Heiterkeit seines Gemüthes nur stets noch,

wurden zwei und siebenzig kriegerische Unternehmun

mehr erhöhen. Während des Mahls ertönen aus alle Zweigen der Bäume anmuthige Engelsstimmen in de lieblichsten Melodien, und das Rauschen der Bäche un Flüsse gleicht den sanften Harmonien einer Aeols-Harfe. Erhebt sich endlich der selige Moslem von dem Mahl, so haucht er sogleich alles Genossene, wie einen Wohl geruch, und kann auf der Stelle wieder mit vermehr ter Eßlust zu einem neuen Mahle sich niederlassen Neunzig schwarzäugige Houris, frisch wie der Morgen thau, glänzend wie die Mittagssonne, voll sittsame Scham und in ewiger Jugend und Schönheit blühend, harren in freundlichen, aus großen Perlen erbauter Lauben des Winkes ihres Gebieters. Kein Mensch, ja selbst kein Engel darf sich ihnen auch nur von wei tem nahen; sie sind das ausschließliche Eigenthum des seligen Moslems, für welchen sie geschaffen wurden, und dessen Lust, wie Kraft jede Befriedigung der Lust stets noch erhöhet und vermehrt ꝛc. ꝛc.“ Dieses wahr haft Ekel erregende, alle reinere Genüsse des Herzens und des Geistes ausschließende Gemälde ist indessen noch lange nicht zu Ende; nur einige seiner Haupt umrisse theilten wir dem Leser hier mit; und dies war nothwendig, denn es charakterisirt die Lehre des Korans, es charakterisirt den Lehrer, der sie predigte, und endlich auch das Volk, dem sie gepredigt ward. Aus dem moralischen Standpunkte betrachtet, ist Mohameds Beschreibung des Paradieses eine wahre Abscheulichkeit, indem alle, selbst die niedrigsten und gröbsten Lüste schon hier auf Erde dadurch vollkommen sanktionirt und gleichsam geheiliget werden. — Man stelle Mohameds Paradies jenes des Christen gegenüber. Zwar beschreibt das Evangelium uns nicht die Freuden, die den Begnadigten in dem Sitze der Seligen erwarten; aber es belehrt uns doch, daß die höchste, alle seligen Geister durchströmende Wonne in der feurigsten, stets wachsenden Liebe zu Gott und dem namenlosen Genuß seines göttlichen Anschauens bestehen wird, und auch durchaus in nichts Anderem bestehen kann. Daß wir die Freuden des Himmels nicht kennen; dies ist nicht nur gar kein Verlust für uns; son-

[illegible] theils durch Mohamed selbst, theils durch dessen Feldherren geleitet. In neun Haupttreffen und [illegible] Belagerungen focht der Prophet in eigener Per-

---

dem es ist uns sogar über Alles heilsam und nützlich; denn nur so allein können wir der gestade- und grenzenlosen Wonne einer völlig reinen, uneigennützigen, nur aus Gott, dem Urquell aller Liebe herströmenden, und in Ihm sich wieder verlierenden Liebe hier auf Erde schon theilhaftig werden. „Was frage ich nach Himmel und Erde,“ seufzte die, mit dem Pfeile göttlicher Liebe verwundete, heilige Theresa, wenn ich nur Dich, o, Jesu mein Erlöser! habe.« — Wie unaussprechlich arm und krank ist nicht derjenige, der mit dieser liebenswürdigen Heiligen nicht das Nämliche mit Wahrheit aus dem Innersten eines glühenden Herzens zu Gott zu rufen im Stande ist! — Ein Beweis, daß man jedes Maß gottlosen Unsinnes in unsern Tagen erschöpft hat, mag auch darin liegen, daß besonnene, christliche Gelehrten es endlich sogar für nöthig hielten, eine Paralelle zu ziehen zwischen dem Koran und dem Evangelium, zwischen der Moral des Erstern und der Sittenlehre des Christenthums: daß, sage ich, sie es endlich für nöthig fanden, erst durch eine solche Zusammenstellung die Vorzüge des Evangeliums vor dem Koran recht anschaulich und, so viel als möglich, wieder etwas geltend zu machen. Unter andern hat dies auch Herr Immanuel Berger in einer, Herrn Stäudleins Beiträgen zur Philosophie im fünften Bande eingerückten Abhandlung gethan, obgleich auf eine, schwerlich einem von dem Geiste des Evangeliums durchdrungenen Christen völlig genügende Art. Für jetzt wollen wir diesem Gelehrten nur in der Kürze bemerken, daß die christliche Moral, d. h. die Moral des wahren Christen keine andere ist, und keine andere seyn kann, als die Moral des Evangeliums, und daß, wenn zu gewissen Zeiten, wie auch jetzt geschieht, Christen eine Moral befolgten, welche nicht die Moral des Evangeliums ist, jene auch nicht eine christliche Moral genannt werden darf.

son. Vor seinen Heeren wehete die weise Fahne; aber der Moslemen heiliger Oriflam war Mohameds eigenes schwarzes Panier. Seine Privatwaffenkammer bestand aus neun Schwertern, vier Lanzen, acht Piken, einem Köcher und 3 Bogen, acht Kürassen, drei Schilden und drei Helmen; größtentheils Trophäen über überwundene oder erschlagene Feinde.

12. Die Offenbarungen, welche, während des Propheten kriegerischer Laufbahn, der Engel Gabriel demselben brachte, enthalten der Moslemen neues Kriegess- und Völkerrecht. Alle Nationen, die dem Koran nicht huldigen, sind Feinde Gottes und seines Propheten. Ihnen muß jedoch die Wahl gelassen werden, entweder den von Mohamed verkündeten Glauben anzunehmen, oder den Gläubigen sich zu unterwerfen und ihnen Tribut zu zahlen *), oder zum

*) Mohameds Toleranz, Schonung und Milde gegen Jene, welche das Islam nicht annehmen, sondern blos einen gewissen, anfangs auch ziemlich leichten Tribut bezahlten, recht hoch zu erheben und zu preisen, ist jetzt ebenfalls schriftstellerische Sitte geworden. Aber man möchte wohl fragen: auf welchen historischen Gründen beruhen denn alle diese Lobeserhebungen? — Wahrscheinlich weil Mohamed in dem Koran und in der Sunna Vieles von Schonung und Milde schwätzt; was aber weder von ihm, noch seinen Nachfolgern befolgt ward; ausgenommen allenfalls im Anfange seiner kriegerischen Periode, wo aber seine sogenannte Toleranz offenbar blos ein Werk seiner Schwäche war. So hatte er z. B. gleich in den ersten Jahren mit den in Arabien wohnenden Christen einen Vergleich geschlossen, ihnen Schutz und Gewissensfreiheit zugestanden, und diese hatten dafür zu jährlichem Zins sich verpflichtet. Als aber bald darauf der Prophet sich etwas mächtiger fühlte, dabei auch nicht ohne Grund befürchtete, daß jene Christen, nicht sowohl ihrer Zahl,

...pfe sich zu rüsten. Wer aber den Kampf einmal ...gonnen hat, und in demselben überwunden wird, ...bleibt nur die Wahl, entweder nun einzusehen, ...ß Mohamed der Gesandte Gottes sey, oder er wird ...t der Schärfe des Schwerts geschlagen, oder auch ...s Sclave verkauft. Zwischen Alt- und Neugläu... ...gen soll indessen kein Unterschied gemacht werden; ...d derjenige, den das Schwert zum Moslem ge... ...cht, genießt alle die Rechte und Vorzüge, wie je... ...r, den seine eigene Ueberzeugung längst schon zum ...slam geführt hat. Alle im Kriege gemachte Beute ...tte zwar Gott dem Mohamed, bei dessen in den ...immel gemachten nächtlichen Reise schon als Eigen... ...m geschenkt. Aber nähere Bestimmungen hierüber ...rden nun von Gabriel dem Propheten überbracht.

---

als vielmehr ihrer reinen Sittenlehre wegen, seiner neuen Religion gefährlich werden könnten; so machte er einen, zwar dem Anscheine nach friedlichen, aber in der That drohenden Versuch, dieselben zur Annahme des Islams zu bewegen. Ein Versuch, der leider einen bedeutenden Abfall der arabischen Christen zur Folge hatte. — Sollte auch die Urkunde, welche im 14ten Jahrhundert aus dem Morgenlande nach Europa kam und einen, im Geiste der Schonung entworfenen Vergleich Mohameds mit den Christen enthält, wirklich ächt seyn, welches jedoch noch sehr bestritten wird; so haben doch Mohamed und dessen Nachfolger die darin ausgesprochenen Grundsätze nie befolgt. Zahllose Beweise davon wird die Geschichte in der Folge noch liefern; und haben auch die Mohamedaner nachher gegen die, in ihren Ländern und besonders in Palästina wohnenden, oder dahin pilgernden Christen, eine mit einer Menge empörender Quälereien, harter Bedrückungen und niedriger Beschimpfungen verbundene Toleranz gezeiget, so war blos Geldgeiz die einzige wahre und zugleich höchst unlautere Quelle dieser sogenannten, gewiß mehr als zweideutigen, obgleich von einigen Schriftstellern so sehr gepriesenen Duldung.

Alle Beute, befiehlt jetzt der Koran, soll gewissenhaft auf einen Haufen vor dem Lager zusammen gelegt werden. Von allem gemünzten oder ungemünzten Gold und Silber, von den Gefangenen, wie von dem erbeuteten Vieh, und was noch immer der beweglichen Habe mehr ist, gehört der fünfte Theil zu frommen und wohlthätigen Zwecken dem Propheten. Alles Uebrige wird unter das ganze Heer, das heißt, sowohl unter jene, die in der Schlacht gefochten, als auch unter die, welche während des Treffens das Lager bewacht haben, in gleichen Theilen vertheilt, jedoch so, daß ein Reiter den doppelten Antheil eines Fußgängers erhält. Von den in der Schlacht Gefallenen fällt der Antheil an der Beute auf deren hinterlassene Kinder, Wittwen, Brüder oder Schwestern. Was aber für Gläubige, nach Art der Moslemen, den größten Reiz hatte, war, daß der Prophet ihnen erlaubte, alle im Kriege gemachte weibliche Gefangene, wenn sie dieselben nicht verkaufen wollten, sich selbst als Nebenfrauen beizulegen. Endlich wird noch in dem Koran festgesetzt, daß, wenn eine Stadt mit dem Schwert in der Faust gewonnen, oder ein ganzer Volksstamm auf göttlichen Befehl vertilget würde, alles unbewegliche Eigenthum der Ueberwundenen, Erschlagenen oder Vertriebenen, ihre Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen ꝛc. ꝛc. des Propheten ausschließliches Eigenthum sey. Alle diese Verfügungen sollten auch für Mohameds Nachfolger verbindliche Kraft haben, sogar Er Selbst nur dann davon abgehen dürfen, wenn für irgend einen speciellen Fall ihm ein besonderer Befehl von Gabriel würde überbracht werden *).

*) Man vergleiche den, mit dem Schwert und der Mordfackel, seine Religion verbreitenden Propheten und dessen Gehülfen und Nachfolger mit jenen zwölf fried-

[redacted]

13. Die Gewißheit, entweder das Paradies oder die Beute zu gewinnen, lockte bald nicht nur Mohadscherums und Anzaren, sondern auch eine Menge umherstreifender Araber unter die Fahnen des Propheten. Dieser führte anfänglich blos Krieg gegen der Koreischiten Handel und Caravanen, überfiel manche derselben, plünderte sie rein aus und füllte seine Privatkasse mit dem Lösegeld gefangener Kauf-

---

fertigen Eroberern, die, arm und der Welt unbekannt, zu Jerusalem einst in der Stille der Nacht, den mit Götzen und Götzentempeln bedeckten und in alle Greul der Abgötterei, wie in allen Lastern versunkenen Erdkreis friedlich unter sich theilten, hierauf ohne Eisen und ohne Gold den mit Allmacht ausgerüsteten, halb wahnsinnigen römischen Cäsaren und deren unmenschlichen Proconsuln und Statthaltern, und mit diesen zugleich auch dem zahllosen Heere blutdürstiger Götzenpfaffen und eitler, geschwätziger, allen Lüsten ergebener, und daher das Christenthum anfeindender Philosophen und Sophisten den Krieg ankündigten, und nach dreihundertjährigem Kampfe, in welchem jedoch kein anderes Blut floß, als blos das ihrige und das ihrer Nachfolger und Jünger, alle diese mächtigen Feinde überwanden, und in allen Theilen des civilisirten Erdbodens die siegende und triumphirende Kreuzfahne aufpflanzten. — „Es gibt wohl," sagt der verstorbene, geist- und verdienstvolle Friederich von Schlegel, „keinen schneidendern Gegensatz, als jenen stillen „Anwachs des neuen, innern höhern Lichts in dem ersten „Christenthum mitten unter Druck und Verfolgung, in „Demuth und Gehorsam gegen jedes bestehende „Recht, und auch, den Glauben allein ausgenommen, „gegen die denselben anfeindende, übrigens aber recht„mäßige weltliche Macht, in unermüdlicher Geduld und „Liebe; verglichen mit der fanatischen Eroberungssucht, „welche von Mohamed ausging, und dessen ausdrückli„chen Gebote, den neuen arabischen Einheitsglauben mit „Feuer und Schwert, zerstörend nach allen vier Weltge„genden hin, über den ganzen Erdkreis zu verbreiten." —

leute. Bis zur Schlacht bei dem Brunnen Bedr war Mohamed ein bloßer, größtentheils, glücklicher Partheigänger, und erst nach diesem siegreichen Treffen erscheint er in der Gestalt eines Heerführers und Eroberers.

14. Schlacht bei Bedr. Abu Sofian, Fürst der Koreischiten, Mohameds Streifzüge fürchtend, hatte in eigener Person eine zahlreiche Caravane nach Syrien geführt. Auf der Hinreise war sie der lauernden Aufmerksamkeit des Propheten entgangen. Er beschloß also, sie auf ihrer Rückreise zu überfallen, und legte sich mit ungefähr dreißig Mann in einen Hinterhalt, dicht an der Straße, auf welcher die Koreischiten vorüber ziehen mußten. Von dieser Bewegung des Propheten hatte jedoch Abu Sofian zeitlich Kunde erhalten. Einen Eilboten schickte er also nach Mekka und ließ den Koreischiten sagen, ihm schleunige Hülfe zu senden. Die Vornehmsten des Geschlechts Koreisch mit neun hundert und fünfzig Mann zogen jetzt unverzüglich ihrem Fürsten entgegen. Als Mohamed davon Nachricht erhielt, kehrte er eilends nach Medina zurück und zog alle seine Mannschaft zusammen, konnte aber wegen allzugroßer Eile nur drei hundert und dreizehn Mann unter seiner Fahne sammeln. Mit diesen zog er dem Feinde entgegen, übergab aber, weil er selbst einen Angriff auf Medina befürchten mußte, den Oberbefehl über dieselbe dem wilden und tapfern Omar. Unter Weges erhielt Mohamed die Nachricht, daß die Caravane der Mekkaner der Gegend von Bedr sich nahe. Dorthin richtete er nun ebenfalls seinen Marsch, und schlug nicht ferne von dem Feinde sein Lager an dem Fuß einer Anhöhe auf. Schon am Morgen des folgenden Tages kamen die koreischitischen Hülfsvölker an. Als Mohamed sie über die Hügel herab-

...h, ward ihm gemeldet, daß in seinem Rü... die Karawane mit ihrer Bedeckung heran... Der Prophet stellte seine Schaaren in ...ordnung; aber kaum hatte er sie geordnet, ...im Angesichte seines ganzen, kleinen Heeres ...zückung fällt. Alle seine Glieder sind erstar... ein Körper scheint entseelt; aber eben so schnell ...chen nach einigen Sekunden neues Leben wie... ihn zurück. „Muthig, Ihr Brüder," ruft ...aus, „ziehet eure Schwerter, spannet eure ... Der Feind ist in eure Hände gegeben; so eben hat mich in einem Gesichte Gott selbst ...Siegs versichert." — Der Gaukler nimmt ... eine Handvoll Sand, wirft ihn gegen die ...und spricht: „Möge ewige Schande euer Ant...decken." Mit Abu-Becr besteigt er nun eine ...ung, von welcher er das Schlachtfeld über... konnte, und gibt dann das Signal zum ... Siebenzig Mohadscherum bildeten den Kern ...Heeres. Tollkühn stürzen diese sich auf den ... Aber auch die Koreischiten fochten tapfer; ... Zahl ihrem Feinde weit überlegen, werfen ... in Unordnung zurück. Jetzt springt Mo... von seinem Throne, schwingt sich auf sein ... ruft mit lauter Stimme: „Gabriel, komm ...esandten Gottes mit drei Tausend Engeln ...hülfe." Beide Heere hatten des Propheten ...Stimme gehört, und Beide glaubten schon in ...bildung die flammenden Schwerter der En... sehen. Den Koreischiten entsinkt der Muth; ...lemen verdoppeln ihre Anstrengungen und ...lacht ist in wenigen Minuten zu Mohameds ... entschieden. Das ganze Heer der Koreischiten ...sich auf die Flucht; Siebenzig derselben, worun...ehrere der vornehmsten Männer aus Mekka ... erschlagen auf der Wahlstätte, und noch größer

auch Civil= und Kriegsbeamten, machte es aber
n Moslem ohne Ausnahme zur heiligsten Pflicht,
den ersten Ruf des Apostels für Gottes Sache
Waffen zu ergreifen, oder wenn er dieses nicht
vermöchte, eine gewisse Beisteuer zum heiligen
ge — und alle Kriege, die Mohamed führen
te, waren an sich schon heilig — nach dem Ver=
iß seines Vermögens zu zahlen; wer sich dessen
erte, welches jedoch unter der Regierung des
heten nie der Fall war, ward mit dem Bann
et und als ein Gottloser von den Gläubigen
ieden. Endlich legte er sich auch noch ein großes
phetensiegel bei, ließ es in Gold und Silber
en, bediente sich aber blos des Letztern, auf
hem man in drei untereinander stehenden Linien
Worte las: Mohamed
der Apostel
Gottes.

6. Damit nicht innerer Zwist den aufblühen=
jungen Staat schwäche, suchte Mohamed alle
arun und Mohadscherum *) in einem ge=

...ist, zog mit einem auserlesenen Haufen die...
...straße, holte bald die Mekkaner ein, hieb die...
...ng zusammen und bemächtigte sich der ganzen...
...re. Die Beute war sehr groß; denn blos von
...nen Gelde belief sich das Fünftel, als des
...en Antheil, auf zwanzig tausend Drachmen.

... Abu-Sofian, tief gebeugt über eigenen,
...r seiner Mitbürger Verlust, gelobte, so lange
...em Weibe sich zu trennen, auch weder des
...noch der Gewürze sich zu bedienen, bis er die
...erlittene Schmach wieder getilgt hätte. Mit
...vier mit Mekka verbündeten arabischen Stämme
...ich in kurzer Zeit unter Abu-Sofians Fahnen
...ls dreitausend Mann gesammelt, und unter
...eben hundert Schwerbewaffnete und eine Rei-
...n zwei hundert Pferden. Mit diesem Heere
...-Sofian gegen Medina. Vor ihm her flat-
... Kaba heilige Fahne, und des Tempels vor-
... Gottheit, Hobal ward dem Heere voran-
..., und dicht an dasselbe schloß sich Henda,
...fians Gattin, mit fünfzehen der angesehen-
...tronen aus Mekka. Abwechselnd schlugen diese
...mmeln, ermunterten das Heer zum Kampf,
...gen Lieder zum Lobe der, den abgöttischen
... beliebtesten Gottheit. Drei tausend Kameele,
...mit dem Gepäcke des Heers, schlossen endlich
...gerischen Zug.

... Schlacht bei dem Berge Ohod.
...ed vermochte nicht, dem Feinde ein gleich star-
...r entgegen zu setzen. Aber diese Ungleichheit
...eitkräfte beunruhigte keines Weges den kriegs-
...t Propheten; nur beschloß er mit seiner ge-
...jen Besonnenheit, mit seinen Truppen hinter
...auern von Medina zu bleiben, seine Opera-

tionen anfänglich blos auf die Vertheidigung der Stadt zu beschränken, und erst dann das feindliche Heer anzugreifen, wenn dasselbe, durch beschwerliche und fruchtlose Belagerung entmuthiget und durch bedeutenden Verlust an Mannschaft geschwächt, nur schwachen Widerstand zu leisten im Stande seyn würde. Aber zum erstenmale ward jetzt der Prophet von allen seinen Vertrauten und Gehülfen überstimmt. Die Mehrzahl der Feinde, sagten sie, wäre jetzt nicht beunruhigender, als sie auch vor der Schlacht bei Bedr gewesen sey. Was ihnen an der Anzahl abgehe, werde ihre Tapferkeit und hoffentlich auch der Engel Gabriel ersetzen. Mohamed erzählte ihnen nun seinen Traum in der verflossenen Nacht, in welchem ihm, unter allerlei geheimnißvollen Bildern wäre angedeutet worden, Medinas Thore und Mauern nicht zu verlassen. Aber auch die Traumbilder ihres Propheten machten auf die kampflustigen Moslemen jetzt keinen Eindruck. Ungestüm foderten sie, daß man unverzüglich dem Feinde sie entgegen führen sollte.

19. Mohamed war gezwungen, nachzugeben. Er zog nun alle seine Truppen zusammen; und als er sie gemustert hatte, bestand seine gesammte Streitkraft blos in neun hundert fünfzig Mann; Alles nur Fußvolk, und unter diesem kaum zwei hundert Geharnischte. An Reiterei fehlte es gänzlich. Um seine Truppen zu desto größerem Wetteifer zu entflammen, theilt Mohamed das kleine Heer in drei Haufen, wovon jeder nur aus Kriegern eines und desselben Stammes bestand. In dem Ersten waren nichts als Mohadscherum; in dem Zweiten blos Chasredschiten und in dem Dritten endlich nur Außiten. Jeder Schaar ertheilte er eine Fahne; aber vor Ihm selbst in dem Mittelpunkt der Streitlinie wehete die Hauptfahne,

schicktesten Bogenschützen und Schleuderer, mit
drücklichen Befehl, unter keinem Vorwand,
r möchte siegen, oder zurückgedrängt werden,
Posten zu verlassen. Ihr einziges Geschäft
m, jeden feindlichen Haufen, der dem Heere
kommen in den Rücken kommen sollte, mit ih-
llen zu vertreiben. — Das Heer der Korei-
das jenes der Propheten auf beiden Seiten
rflügelte, bildete einen halben Mond, und
nter Trommelschall in der größten Ordnung
lacht heran. Sobald es sich auf die Weite
ogenschusses genähert hatte, gab Mohamed
nal zum Angriff. — Des Sieges gewiß, und
od noch Gefahren scheuend, stürmen Moha-
oldaten, besonders die Mohadscherum gegen-
dliche Centrum, durchbrechen es nach kurzem
und werfen es auf die Reserve zurück. In
tscheidenden Moment sprengt der tapfere Ali
nd stürzt mit einem einzigen Hiebe von sei-
rken Arm der Kaba Fahnenträger zu Boden.
nken der heiligen Fahne verbreitet Schrecken

werden jetzt vergessen; die Stimme keines Anführ wird mehr gehört, und das feindliche Gepäck pl dernd, zerstreuen sich die Moslemen nach allen S ten. Als Mohameds Bogenschützen auf der Anh dieses sahen, wollten sie ebenfalls nicht zurückbleib auch sie hörten jetzt nicht mehr auf das Rufen ih Führer, und uneingedenk der strengen Befehle ih Propheten, stiegen sie von der Anhöhe herab, dr gen immer weiter vor, zerstreuten sich, und nahm an der Plünderung Theil. Aber diese gewaltige, gänzliche Auflösung grenzende Unordnung in Mo meds Heere gewahrte bald der kühne nnd nicht m der tapfere Kaled. In der Schlacht hatte er linken Flügel der Koreischiten befehliget. Schnell s melt er jetzt einen Haufen seiner fliehenden Rei führt dieselben wieder gegen den Feind, und f den zerstreuten, nur nach Beute gierigen Moslem in die Flanke und den Rücken. Ein schreckliches metzel nimmt jetzt seinen Anfang. Kaled ruft mit l ter Stimme: „Mohamed, der falsche Prophet ist schlagen.“ Dieser betäubende Ruf vollendet die N derlage der Moslemen. Umsonst eilet Mohamed hei, stürzt sich in jede Gefahr und sucht die Flie den wieder gegen die Feinde zu wenden. Ein ko schitischer Soldat verwundet ihn mit einem Wurfsp in dem Gesicht, ein Anderer zerschmettert mit sei Schleuder ihm zwei Zähne in dem Mund. Inde gelingt es ihm doch, von Ali und Omar unterst einen Theil des geschlagenen Heeres zu sammeln, sogleich auch den von Medinas Nähe begünstigten R zug zu beginnen. Die Koreischiten, erstaunt über d ganz unerwartete, plötzliche Wendung der Schl und gleichsam noch an ihrem eigenen Siege zweifel sehen wie erstarrt dem Rückzug der Feinde zu, Mohamed, Omar und Ali kommen glücklich mit Trümmern ihres Heeres wieder in Medina an. T

...eischiten nicht blos zu siegen, sondern auch
...g zu benutzen gewußt; so wäre wahrschein-
...ag der Schlacht bei Ohod auch der letzte
... Mohameds Apostelamt gewesen.

... Mancherlei Muthwille ward jetzt an den
... Erschlagenen verübt. Unter den Todten war
...amsa, Mohameds Oheim. Aerger, als mit
... trieben mit diesem die Koreischiten ihr grau-
Spiel; sie schnitten ihm Nase und Ohren ab,
...melten ihn noch auf andere Weise, und die
... Henda wühlte gar mit ihren Händen in
...geweiden des todten Feindes. Aber bei allem
...gten es die Sieger dennoch nicht, Medina
...fen; sie ordneten einen Herold an Moha-
... schlossen mit dem Propheten einen zwölf-
...gen Waffenstillstand, sandten ihm aber zu-
...ch einen Fehdebrief, sich das nächste Jahr bei
...nnen Bedr mit den Seinigen zum Kampfe
...n. Mohamed nahm die Herausfoderung wie
...affenstillstand freudig an, worauf die Mekka-
...ner nach Hause zogen. Zwei von diesen wa-
... Mohadscherum in die Hände gefallen, und
...s der Prophet nach dem Abzug der Feinde
...erwürgen.

... Es fehlte wenig, so hätte die unglückliche
...t beim Berge Ohod für Mohamed, wie für
...sehr verderbliche Folgen gehabt. Alle, welche
... Treffen Väter, Brüder oder Söhne verloren
... murrten laut gegen den Propheten, fingen
...n, dessen Apostelamt zu bezweifeln, während
...ndere wirklich und zwar ohne alle Scheu von
...fielen; denn, sagten diese, wäre Mohamed in
...at ein Gesandter des Allerhöchsten, so würde
...m nicht den Händen seiner Feinde übergeben

haben. Aber Mohamed wußte sich zu helfen. Der Engel Gabriel brachte ihm eine Sure vom Himmel, worin die gläubigen Moslemen belehrt wurden, daß sie blos ihrer eigenen Sünden wegen sich diese Züchtigung zugezogen hätten; und da der Prophet bald darauf einen sehr glücklichen Streifzug in das Gebiet der Asaditen machte und mit reicher Beute beladen zurückkam; so befestigte er dadurch auf das neue wieder seinen, seit jenem unglücklichen Treffen, nicht wenig erschütterten Credit.

23. Indessen war Mohamed von offenen und geheimen Feinden umgeben. Sofian, der Hodeilit, Stammhaupt der Lahia, zog Mannschaft gegen Mohamed zusammen. Aber der Prophet kam ihm zuvor, indem er ihn durch einen, von ihm ausgesandten Meuchelmörder, Namens Obdollah Ibn Onais, aus dem Wege räumen ließ. Verschiedene mörderische Anschläge wurden auf das Leben des Pseudopropheten gemacht; aber auch den Nachstellungen seiner geheimen Feinde entging er durch seinen, ihn von jetzt an überall begleitenden Glücksstern. Einmal sollte er mit seinem eigenen Schwert ermordet werden. Ein dem alten Götzendienst seines Stammes eifrigst ergebener Araber versprach seinen Brüdern, den Feind ihrer Götter, den sie alle von Herzen haßten, zu ermorden. Das Anerbieten ward freudig angenommen, der Araber zur kühnen That noch mehr ermuntert durch Vorstellungen des unsterblichen Ruhms, den er dadurch bei dem ganzen Stamm sich erwerben würde. Der Mörder suchte und fand bald Gelegenheit, sich dem Mohamed zu nähern. Er fand ihn eines Tages sitzend unter einem Baume und sein Schwert neben ihm liegend. Unter schmeichelnder Rede trat der Araber zu ihm, bewunderte die Schönheit des Schwerts, begehrte und erhielt die Erlaub-

niß, es näher zu betrachten, auch selbst in die Hände zu nehmen. Der Mörder zog es aus der Scheide, machte, gleichsam als wenn er die Schwungkraft desselben versuchen wollte, einige Hiebe in die Luft; aber in dem nämlichen Augenblicke, als er auf den Kopf seines Feindes den tödtlichen Hieb führen wollte, glitschte er aus, fiel rückwärts auf den Boden, und das Schwert ihm aus der Hand. Des Verräthers Absicht war jetzt am Tage; da aber Mohamed diesmal ohne Begleitung war; so hatte jener noch Zeit, sich eiligst zu entfernen. Noch größere Gefahr ermordet zu werden, lief Mohamed bei einem, von dem jüdischen Stamme Nadhir ihm gegebenen Gastmahle. Schon lag er, mit Abu-Becr, Ali, Omar und noch sieben andern Gefährten, am Tische, als ein bedeutender Wink eines, ihm in Geheim anhangenden Juden ihm zu erkennen gab, daß Gefahr in diesem Hause ihm drohe. Unter dem Vorwande eines ihm anwandelnden Bedürfnisses stand Mohamed sogleich von der Tafel auf; das Nämliche thaten auch seine Begleiter; aber kaum waren sie aus dem Hause, als sie unverzüglich ihre Pferde bestiegen und nach Medina zurückeilten. Bald darauf erfuhr der Prophet, daß, hätte er noch einige Augenblicke länger gezögert, aus einer, in dem Dache vorsätzlich dazu gemachten Oeffnung ein ungeheurer, alle seine Gebeine zermalmender Stein auf ihn herabgefallen wäre.

24. Der jüdische Stamm Nadhir war einer der reichsten und mächtigsten Stämme Arabiens, stand auch mit einigen andern, nicht minder angesehenen Stämmen im Bunde; aber dieses hinderte Mohamed nicht, ihn für die an ihm begangene Verrätherei empfindlich zu züchtigen. Als die Juden hörten, daß der Prophet von Medina Mannschaft sammle, um sie feindlich zu überziehen, begaben sie sich mit aller

Vor seinen Heeren wehete die weiße Fahne;
der Moslemen heiliger Oriflam war Mohameds
nes schwarzes Panier. Seine Privatwaffenkam-
bestand aus neun Schwertern, vier Lanzen,
Piken, einem Köcher und 3 Bogen, acht Kü-
n, drei Schilden und drei Helmen; größtentheils
phäen über überwundene oder erschlagene Feinde.

12. Die Offenbarungen, welche, während des
pheten kriegerischer Laufbahn, der Engel Gabriel
selben brachte, enthalten der Moslemen neues
ges- und Völkerrecht. Alle Nationen, die dem
an nicht huldigen, sind Feinde Gottes und seines
pheten. Ihnen muß jedoch die Wahl gelassen wer-
entweder den von Mohamed verkündeten Glau-
anzunehmen, oder den Gläubigen sich zu unter-
fen und ihnen Tribut zu zahlen *), oder zum

Mohameds Toleranz, Schonung und Milde gegen
Jene, welche das Islam nicht annehmen, sondern blos

schenkte ihnen jetzt Ländereien, Kameele und Schafe.

25. Nach diesem glücklichen Feldzuge nahm Mohamed zu seinen vier Frauen nun noch die fünfte; und da schon nach einigen Monaten auch die Reitze einer jungen schönen Wittwe, Namens Om-Salama, seine wilden Begierden entflammten; so legte er auch diese als Gattin sich bei. Aber selbst mit sechs Frauen noch nicht zufrieden, ging der Prophet bald darauf eine neue, und zwar doppelt blutschänderische, eheliche Verbindung ein. Seinem Sclaven Said hatte Mohamed vor mehreren Jahren schon die Freiheit geschenkt, ihn endlich, um ihm seine treuen Dienste zu lohnen, zu dem schwarzen Stein der Kaba geführt, und allda feierlich an Kindes Statt angenommen. Der vaterländischen Sitte, wie den Statuten des Korans zu Folge, traten, durch eine solche feierliche Adoption, zwischen dem Adoptirenden und Adoptirten vollkommen und in ihrem ganzen Umfange alle Verhältnisse eines wirklichen Vaters und wirklichen Sohnes ein; und ganz Arabien nannte den ehemaligen Sclaven seit dieser Zeit Mohameds Sohn. Dieser Said ward nachher mit Zainab, Jahasch's Tochter, verheirathet. Aber die Mutter von Zainab war Amina gewesen, Abdel-Modallebs Tochter, mithin Muhme des Mohameds, und dieser stand daher mit Zainab in einem Grade der Verwandtschaft, in welchem weder Arabiens Gebräuche noch Islams Gesetze ihm die Ehe gestatteten. Was für jeden Andern eine nicht zu durchbrechende Schranke gewesen seyn würde, war für den Propheten, sobald es darauf ankam, seine Lüste zu befriedigen, nur loses Spinnengewebe. Die mit Jugend und Schönheit geschmückte Zainab hatte er im leichten Nachtkleide gesehen, war sogleich in unlautere Flammen

gegen sie entbrannt, hatte durch seine in Ehrfurcht und Bewunderung sich ergießenden Aeußerungen dem treuen Diener, was zu thun sey, einen Wink gegeben, und dieser, seinem ehemaligen knechtischen Charakter getreu, unverzüglich seinem Weibe einen Scheidebrief gesandt. Aber wie war nun dem schrecklichen, allgemeinen Aergerniß, das des Vaters Heirath mit der Frau seines Sohnes erregen würde, vorzubeugen? Einem Propheten ist nichts unmöglich, und so erschien nun wieder Gabriel mit der drei und dreißigsten Sure, in welcher Gott Saids Adoption annullirt, jedes, durch Mohameds Verwandtschaft mit der Tochter seiner Muhme, bestehende Hinderniß hebt, selbst dem Propheten einen sanften Verweis ertheilt, daß er an der Güte und gefälligen Nachsicht seines Gottes nur einen Augenblick habe zweifeln können, und endlich ihn nicht nur berechtiget, sondern auch sogar ihm gebietet, die schöne Zainab, ohne fernere Zögerung, als sein rechtmäßiges Weib nach Hause zu führen *). Prächtiger, als irgend eines seiner frühern

*) Die ärgerliche, die größten Ausschweifungen einsegnende und heiligende Sure führt die Ueberschrift: die Bundesgenossen. — Wenn in dieser Sure nicht der frechste, schamloseste Gotteslästerer sich in der ganzen Größe seiner Abscheulichkeit spiegelt; so ist es wahrhaftig schwer zu errathen, welcher noch höhere Grad von Ruchlosigkeit, und welche noch schrecklichere Blasphemien dazu gehören, um den Charakter und Titel eines der Hölle entstiegenen, die Majestät und Heiligkeit des Ewigen schmähenden und lästernden Bösewichts zu verdienen. Der Heuchler führt Gott selbst redend ein, der ihm sagt, daß die Brunst, die seine unkeusche Brust verzehre, sein eigenes Werk sey; er (Mohamed) also sehr gefehlt habe, diese von Gott in seinem Herzen entzündete Flamme, aus Scheu vor den Menschen, zu unterdrücken. Als Prophet sey er aus allen gewöhnlichen, wie natürlichen Verhält-

Hochzeitfeste, feierte Mohamed seine Vermählung mit Zainab. Zu dem glänzenden Gastmahle mußten selbst die entferntesten Gegenden ihren Tribut liefern. Zahllos war die Menge der geladenen Gäste beiderlei Geschlechts; und alle diese, sammt der ganzen stupiden Volksmasse von Medina und der umliegenden Gegend, wünschten dem hochbegnadigten, zu jeder Ausschweifung berechtigten Propheten zu seiner neuen Verbindung Glück.

26. Aber gefahrvoller als je noch ein Zeitpunkt, ward für den Propheten das fünfte Jahr der Hedschre. Alle, in den an Medinas Gebiete grenzenden Provinzen, wohnende arabische Stämme hatte Mohamed schon seiner Herrschaft unterworfen. Mit jedem Tage waren seine Macht und sein Anse-

---

nissen der Menschen herausgenommen, weit über dieselben erhaben. Blos als Apostel Gottes und nicht als Vater, Bruder oder Oheim müsse er betrachtet werden, sey daher auch berechtiget, jedes Weib, das ihm gefalle, zu begehren. "O, Prophet," heißt es in dieser schändlichen, Gott zugeschriebenen Erklärung, "Wir haben Dir alle deine Weiber erlaubt, "wie auch alle Sclavinnen, die deine rechte Hand be-"sitzt von der Beute, die Dir Gott gegeben hat, wie "auch die Tochter deines Vetters und die Tochter dei-"ner Muhmen, und ein jedes gläubiges Weib, das "sich dir ergibt, und Du der Prophet sie zu deinem "Weibe verlangst. Dieß ist ein, blos Dir, vor allen "andern Gläubigen von mir verliehenes Vorrecht ꝛc." — Arabische Schriftsteller bemerken, daß diese dem Mohamed ertheilten Vorrechte unter den Moslemen nicht das mindeste Aergerniß, wohl aber einigen Neid, jedoch zugleich auch eine noch viel größere Ehrfurcht gegen ihren Propheten zu Folge gehabt hätten; denn sagten sie, wie groß muß nicht der seyn, dem Alles, was allen übrigen Menschen verboten ist, selbst Ehebruch und Blutschande von Gott erlaubt sind.

gegen sie entbrannt, hatte durch seine in Ehrfurcht und Bewunderung sich ergießenden Aeußerungen den treuen Diener, was zu thun sey, einen Wink gegeben, und dieser, seinem ehemaligen knechtischen Charakter getreu, unverzüglich seinem Weibe einen Scheidebrief gesandt. Aber wie war nun dem schrecklichen, allgemeinen Aergerniß, das des Vaters Heirath mit der Frau seines Sohnes erregen würde, vorzubeugen? Einem Propheten ist nichts unmöglich, und so erschien nun wieder Gabriel mit der drei und dreißigsten Sure, in welcher Gott Saids Adoption annullirt, jedes, durch Mohameds Verwandtschaft mit der Tochter seiner Muhme, bestehende Hinderniß hebt, selbst dem Propheten einen sanften Verweis ertheilt, daß er an der Güte und gefälligen Nachsicht seines Gottes nur einen Augenblick habe zweifeln können, und endlich ihn nicht nur berechtiget, sondern auch sogar ihm gebietet, die schöne Zainab, ohne fernere Zögerung, als sein rechtmäßiges Weib nach Hause zu führen *). Prächtiger, als irgend eines seiner frühern

*) Die ärgerliche, die größten Ausschweifungen einsegnende und heiligende Sure führt die Ueberschrift: die Bundesgenossen. — Wenn in dieser Sure nicht der frechste, schamloseste Gotteslästerer sich in der ganzen Größe seiner Abscheulichkeit spiegelt; so ist es wahrhaftig schwer zu errathen, welcher noch höhere Grad von Ruchlosigkeit, und welche noch schrecklichere Blasphemien dazu gehören, um den Charakter und Titel eines der Hölle entstiegenen, die Majestät und Heiligkeit des Ewigen schmähenden und lästernden Bösewichts zu verdienen. Der Heuchler führt Gott selbst redend ein, der ihm sagt, daß die Brunst, die seine unkeusche Brust verzehre, sein eigenes Werk sey; er (Mohamed) also sehr gefehlt habe, diese von Gott in seinem Herzen entzündete Flamme, aus Scheu vor den Menschen, zu unterdrücken. Als Prophet sey er aus allen gewöhnlichen, wie natürlichen Verhält-

Hochzeitfeste, feierte Mohamed seine Vermählung mit Zainab. Zu dem glänzenden Gastmahle mußten selbst die entferntesten Gegenden ihren Tribut liefern. Zahllos war die Menge der geladenen Gäste beiderlei Geschlechts; und alle diese, sammt der ganzen stupiden Volksmasse von Medina und der umliegenden Gegend, wünschten dem hochbegnadigten, zu jeder Ausschweifung berechtigten Propheten zu seiner neuen Verbindung Glück.

26. Aber gefahrvoller als je noch ein Zeitpunkt, ward für den Propheten das fünfte Jahr der Hedschre. Alle, in den an Medinas Gebiete grenzenden Provinzen, wohnende arabische Stämme hatte Mohamed schon seiner Herrschaft unterworfen. Mit jedem Tage waren seine Macht und sein Anse-

---

nissen der Menschen herausgenommen, weit über dieselben erhaben. Blos als Apostel Gottes und nicht als Vater, Bruder oder Oheim müsse er betrachtet werden, sey daher auch berechtiget, jedes Weib, das ihm gefalle, zu begehren. „O, Prophet,“ heißt es in dieser schändlichen, Gott zugeschriebenen Erklärung, „Wir haben Dir alle deine Weiber erlaubt, „wie auch alle Sclavinnen, die deine rechte Hand be„sitzt von der Beute, die Dir Gott gegeben hat, wie „auch die Tochter deines Vetters und die Tochter dei„ner Muhmen, und ein jedes gläubiges Weib, das „sich dir ergibt, und Du der Prophet sie zu deinem „Weibe verlangst. Dieß ist ein, blos Dir, vor allen „andern Gläubigen von mir verliehenes Vorrecht rc.“ — Arabische Schriftsteller bemerken, daß diese dem Mohamed ertheilten Vorrechte unter den Moslemen nicht das mindeste Ärgerniß, wohl aber einigen Neid, jedoch zugleich auch eine noch viel größere Ehrfurcht gegen ihren Propheten zu Folge gehabt hätten; denn sagten sie, wie groß muß nicht der seyn, dem Alles, was allen übrigen Menschen verboten ist, selbst Ehebruch und Blutschande von Gott erlaubt sind.

hen gestiegen, aber zugleich auch die Eifersucht und gerechte Besorgnisse der Koreischiten. Noch mehr gereizt und zum Kriege entflammt, wurden sie jetzt von den Vertriebenen des Stammes Nadhir, wovon sehr viele sich in dem Gebiete von Mekka niedergelassen hatten. Die gemeinschaftliche, dem Freistaate von Mekka und allen noch nicht bezwungenen Stämmen drohende Gefahr brachte bald ein Bündniß zwischen den Koreischiten und den mächtigen Stämmen Koreida, Ghatfan, Tehama und noch einigen andern minder mächtigen Stämmen zu Stande. Alles griff zu den Waffen und in kurzer Zeit stand ein Heer von mehr als zwölftausend Mann gegen den verhaßten Propheten im Felde.

27. Krieg der Nationen. Sobald Mohamed von dem Anzug des verbündeten Heeres der Koreisch Kunde erhielt; zog er in größter Eile alle seine Mannschaft zusammen; aber sein kleines Heer bestand höchstens aus drei tausend Mann. Zu klug, um sein ganzes Glück, das Werk so vieler mühevollen Jahre, in einer einzigen Schlacht auf das Spiel zu setzen, beschloß er, blos vertheidigungsweise zu Werke zu gehen; warf demnach einige Verschanzungen vor Medina auf, und deckte durch einen tiefen und breiten Graben sein Heer gegen den Angriff eines an Zahl weit überlegenen Feindes. — Das Heer der Verbündeten befehligte Yusuf, Abu Sofians Bruder. Zwei Stunden von Medina machte er Halt. Mit einer Schaar auserlesener Reiter recognoscirte er die Stellung des Feindes und überzeugte sich bald, daß Mohamed keine Schlacht liefern wollte, und die Verbündeten keine liefern konnten; demungeachtet rückte er mit seinem Heere vor, und stellte es in entwickelter Schlachtlinie vor dem Graben auf. Ohne was bedeutendes zu unternehmen,

standen beide Heere einen ganzen Monat einander gegenüber; das Einzige, was geschah, war blos, daß beide Heere jeden Tag einige Tausend Pfeile mit einander wechselten.

28. Diese Zeit der Unthätigkeit wußte indessen Mohamed trefflich zu benutzen. Die durch eigenes Interesse vielseitig getrennten Stämme hatte blos die gemeinschaftliche Gefahr auf kurze Zeit mit einander vereint. Mohamed schickte demnach geheime Emissäre in das feindliche Lager, und diese fanden bald Gelegenheit, unter den verschiedenen Anführern des Heeres überall den Samen des Argwohns und der Zwietracht zu streuen. Einige Stammhäupter wurden durch Geschenke, Andere durch Versprechungen und wieder Andere durch schreckende Phantome gewonnen, das heißt, es gelang dem Propheten, diese Stämme wegen der geheimen Absichten der Koreischiten selbst in Furcht und Besorgniß zu setzen. In dem feindlichen Heere fing man nun bald an, über allzu große Dauer einer fruchtlosen Belagerung zu klagen; den ganzen Feldzug, hieß es, müsse man auf das nächste Jahr oder auf einen noch günstigern Zeitpunkt zurücksetzen; die Dattelerndte nahe heran, es sey Zeit, wieder nach Hause zu gehen. Um diesen, theils klagenden, theils murrenden Reden Einhalt zu thun, traten drei Koreischiten hervor und foderten eben so viele Moslemen zum Zweikampfe heraus. Ali nahm sogleich die Ausfoderung an; aber des Sieges Ehre wollte er mit keinem Andern theilen, er allein mit jedem der drei Koreischiten den Kampf bestehen. Der Kampfplatz war diesseits des Grabens; beide Heere, in Schlachtordnung gestellt, waren Zuschauer und Zeugen des Zweikampfes. Den Ersten spaltete Ali mit einem Säbelhiebe bis auf den Gürtel; den Andern rannte er mit seiner Lanze

zu Boden, und als endlich, um die doppelte Schmach zu rächen, der Dritte sich stellte, so erlag, nach kurzem Gefechte, auch dieser, gleich seinen Vorgängern, unter dem schweren Arm des tapfern Ali.

29. Bei dieser dreifachen Niederlage entsank den Verbündeten aller Muth; denn der allgemeinen Meinung nach waren die Erschlagenen gerade die drei tapfersten und stärksten Männer des Heeres gewesen; und des langwierigen und nur wenig oder nichts versprechenden Feldzuges war man nun noch überdrüssiger als vorher. Ein ganz gewöhnliches, gar nicht befremdendes Naturereigniß gab jetzt den Ausschlag. Ein heftiger nächtlicher Sturm unter Donner, Blitz, Hagel und stromweise herabfallendem Regen hatte das Lager der Verbündeten überschwemmt, ihre Zelte gestürzt und Einiges von ihrem Schlachtvieh der Hagel getödtet. Frühe am folgenden Morgen verbreitete sich sogleich das Gerücht, Mohamed sey ein Zauberer und durch dessen Zauberkünste das nächtliche Ungewitter erregt worden. Gegen einen Zauberer, rief eine Stimme, vermögen unsere Waffen nichts; und ohne auf die Reden und das Bitten der Koreischiten zu hören, schlugen nun die Stämme Koreihda, Ghalfan, Tehanna rc., sogleich ihre Zelten ab und traten ohne weiteres den Rückzug an, worauf dann die Koreischiten, weil von allen ihren Bundesgenossen verlassen, nun ebenfalls nach Mekka zurückkehrten.

30. Ein, Tod und Verderben drohendes, mit ungewöhnlichem Aufwande von Kraft begonnenes Unternehmen war also blos an Mohameds Schlauheit gescheitert. Hätten nicht Zwist und lauernder Argwohn die Häupter der Verbündeten getrennt; hätten diese, jedes kleinliche Privatinteresse vergessend,

und für eine große Idee eines großen Opfers fähig, mit vereinten Kräften und ausdauerndem Muth ihren Zweck verfolgt; was wäre aus Mohamed und dessen Herrschaft und welche ganz andere freundlichere Richtung der Weltgeschichte geworden; wahrscheinlich würde dann die nämliche dunkle Grube den erschlagenen Propheten und dessen gehaltloses Islam auf ewig umschlossen haben. So ist nicht selten die Geschichte ganzer Völker nur die Geschichte einzelner Menschen; und selbst oft dann noch, wenn diese, obgleich in ihrem Innern äußerst arm, blos durch die Stelle, wohin die Vorsehung sie gehoben, in das Triebwerk der Begebenheiten eingreifen und, was noch sonderbarer ist, ohne es zu wissen und zu empfinden, es mächtig zu treiben helfen.

31. Das ganze Ungewitter, das sich über Medina zusammengezogen hatte, brach nun über den Häuptern der Juden des Stammes Koreihda aus. Der Prophet hatte ihnen blutige Rache geschworen; denn, obgleich mit ihm durch Verträge verbunden, waren sie doch im Kriege der Nationen den Fahnen der Koreischiten gefolgt. Noch an demselben Tage, an welchem das verbündete Heer auseinander ging, brach Mohamed schon gegen die von Koreihda auf; seinen Truppen vergönnte er nur bis zur zwölften Stunde zu ruhen; er selbst eilte mit Einigen seiner Begleiter voraus. Bei dem Brunnen Dha-Ena*) musterte er sein kleines Heer. Es bestand aus siebenzehen hundert Mann, wovon jedoch die Mehrsten diesmal nur mit Unwillen den Fahnen ihres Propheten folgten, der aber jetzt durch eine seiner gewöhnlichen Alfanzereien mit dem Engel Gabriel, welcher, als Beduin gekleidet, dem Heere vorangegangen

*) Dha — Ena, d. i. Gefäß des klaren Wassers.

den jetzt vergessen; die Stimme keines Anführers
mehr gehört, und das feindliche Gepäck plün-
d, zerstreuen sich die Moslemen nach allen Sei-
Als Mohameds Bogenschützen auf der Anhöhe
s sahen, wollten sie ebenfalls nicht zurückbleiben;
sie hörten jetzt nicht mehr auf das Rufen ihrer
rer, und uneingedenk der strengen Befehle ihres
pheten, stiegen sie von der Anhöhe herab, dran-
immer weiter vor, zerstreuten sich, und nahmen
der Plünderung Theil. Aber diese gewaltige, an
liche Auflösung grenzende Unordnung in Moha-
s Heere gewahrte bald der kühne nnd nicht min-
tapfere Kaled. In der Schlacht hatte er den
n Flügel der Koreischiten befehliget. Schnell sam-
er jetzt einen Haufen seiner fliehenden Reiter,
t dieselben wieder gegen den Feind, und fällt
zerstreuten, nur nach Beute gierigen Moslemen
ie Flanke und den Rücken. Ein schreckliches Ge-
el nimmt jetzt seinen Anfang. Kaled ruft mit lau-
Stimme: „Mohamed, der falsche Prophet ist er-
gen.“ Dieser betäubende Ruf vollendet die Nie-

res Vaters, Bruders und aller ihrer Stamm-
en zu Theil zu werden. Sie hieß Rihana und
ie Tochter eines gewissen Simeons. Das Jü-
wollte sie durchaus nicht annehmen, daher der
et sie seinen rechtmäßigen Weibern nicht zuzäh-
urfte, ihr also blos einen Platz unter seinen
esten Concubinen anwies. — Der Korheiden
dung, wie auch Mohameds neues Concubinat,
n beinahe alle arabischen, ihren Propheten ver-
den Geschichtschreiber. Sogar Abulfeda über-
beides nicht mit Stillschweigen. Aus Moha-
eben ist es einer jener Züge, in welchem Mord-
d Wollust, sich schwesterlich die Hand reichend,
oßen Heuchler uns als einen offenbaren Götzen-
undgeben, der, obgleich er nur Einen Gott
, dennoch seinen Lüsten und verworfenen Lei-
ften, als eben so vielen Götzen, unablässig
, ihnen sclavisch diente, und ihnen sogar, so
es foderten, auch blutige Menschenopfer

. Der für die Koreischiten und ihre Ver-
sehr schmachvolle Krieg der Nationen und die
ung des Stammes Koreihda hatten der Wage
chsals zum Vortheil des Propheten den Aus-
gegeben. Die getheilte, gebrochene und ge-
Macht seiner Feinde erleichterte ihm jetzt
ner Eroberungen. Sogar den Stamm El
ck, den mächtigsten der heidnisch-arabischen
nöthigte Mohamed nun zur Unterwerfung,
von den minder mächtigen Stämmen einen
m andern, und ward durch Wegnahme ihrer
, durch Plünderung koreischitischer Karavanen
en, mit dem Kaiser Heraklius, zum Besten
bischen Kaufleute, geschlossenen, vortheilhaf-
ndelsvertrag mit jedem Tage mächtiger und

und den sie umgebenden, nicht minder heiligen Thälern und Brunnen. Ein wirklicher, oder erdichteter Traum ward zu hoher Offenbarung und göttlicher Weissagung gestempelt. Eine feierliche Proklamation machte die fromme Absicht ihres Propheten allen Gläubigen bekannt. Vor einer auserlesenen Schaar von vierzehen hundert Mohadscherum und Anzaren wehete auf das neue wieder Mohameds heiliges Panier. Eine zahllose Menge herumstreifender Araber oder Beduinen, gelockt durch das lang entbehrte Schauspiel heiliger Opfer und festlicher Umgänge um die Kaaba, und die heiligen Thäler und den Brunnen Zem-Zem, schlossen sich dem Zuge an, und vor demselben gingen, von sieben hundert Führern geleitet, siebenzig zum Opfer bestimmte und mit Opferkränzen geschmückte Kameele. Der ganze Zug hatte das Ansehen einer feierlichen, gottesdienstlichen Procession; aber ein Haufe von vierzehen hundert wohlbewaffneten Kriegern gab ihm zugleich auch die Phisionomie eines feindlichen Heerzuges.

36. Die Koreischiten, nicht wenig bestürzt über diesen, mehr eine feindliche als fromme Absicht verkündenden Anzug, rüsteten sich sogleich zu dem kräftigsten Widerstand, riefen alle waffenfähige Mekkaner unter ihre Fahnen, sandten Boten zu den mit ihnen verbündeten Stämmen, und verstärkten noch durch diese ihr ohnehin schon sehr ansehnliches Heer. Alle Wege wurden nun dem Propheten verlegt. Er war gezwungen, die gewöhnliche Landstraße zu verlassen, durch mühsame Gebirgsdefileen sich durchzuwinden, und stieg endlich nach einem höchst beschwerlichen Marsch, auf welchem Menschen und Vieh von heftigem Durst geplagt wurden, in Mekkas Ebene, süd-westlich der Stadt herab. Bei der, theils innerhalb, theils außerhalb des heiligen Gebietes, lie-

genannten Burg Al-Hodaibija schlug er sein Lager auf.

37. Schon sehr frühe am folgenden Morgen erschien ein Herold von Mekka in Mohameds Lager, machte dem Propheten den, von allen Häuptern der Stadt gefaßten Beschluß bekannt, nämlich weder Ihm noch seinen Begleitern den Einzug in ihre Stadt zu erlauben; wolle er durchaus auf seinem Begehren bestehen, so müße er mit dem Schwert in der Faust sich erst seinen Eintritt in die Stadt an den Thoren derselben erkämpfen. Diese Widersetzlichkeit der Häupter von Mekka gegen ein so heiliges Verlangen der Gläubigen und ihres frommen Propheten wußte Mohamed sogleich zu seinem Vortheil zu benutzen. Er rief sein Heer zusammen, ließ sich von demselben, unter gegenseitiger Verpflichtung, einen neuen feierlichen Eid der Treue ablegen, machte ihm seinen Entschluß, die Stadt zu erstürmen, bekannt, und hielt eine Rede an dasselbe, wovon jedes Wort den Fanatismus seiner, ohnehin schon so sehr exaltirten Anhänger bis zum höchsten Grad der Wuth entflammte.

38. Als die Koreischiten dieses erfuhren, wankte ihr Muth; sie sandten neue Gesandten in das Lager, um mit Mohamed zu unterhandeln. Wie es scheint, war der Koreischiten Kleinmuth ansteckend; denn auch Mohamed mißtraute seinen Kräften, und der Beduinen ziemlich große Gleichgültigkeit gegen jede Religion und religiöse Gebräuche kennend, befürchtete er deren Abfall im Moment eines gefahrvollen Kampfes. Ein zehnjähriger Waffenstillstand ward demnach geschlossen, und Mohamed that, was er zu thun, bisher stets noch sich geweigert hatte. In dem Vertrag nämlich verzichtete er auf den Titel eines Abgesandten Got-

nämlich der hundert und dreizehnten und vierzehnten, erschienen sey. Nach der Anweisung des Engels habe er diese beiden Kapitel des Korans über dem Wachsbild gelesen. Nach jedem Verse habe sich ein Knoten von selbst gelößt, und als endlich auch der zwölfte und letzte Knoten verschwunden war, habe er sich plötzlich wieder in dem ganzen Gefühle seiner vorigen Kräfte vollkommen wohl befunden. Mehr bedurfte es nicht, um dem armen Lobei das Todesurtheil zu sprechen; zwar wollte Mohamed ihn begnadigen, aber der frommen Moslemen Eifer ließ dieses nicht zu, und Lobei ward enthauptet.

41. Indessen hatten die Juden von Khaibar, welche das, gegen sie sich zusammenziehende Ungewitter voraussahen, sich ebenfalls zum Kriege gerüstet, alle ihre Schätze in die für uneinnehmbar gehaltene Feste, Al-Kamus gebracht. Mohamed hatte 1400 Mann Infanterie und 200 Pferde. Aber die Juden vermieden eine offene Feldschlacht, und vertheidigten sich desto verzweifelter hinter den Mauern ihrer Schlösser. In acht auf einander folgenden Belagerungen hatten Mohameds Truppen mit den größten Mühseligkeiten zu kämpfen. Indessen wußte der Prophet stets wieder ihren Muth zu beleben; war in seinem Lager Mangel an Lebensmitteln, so speißte er seine Soldaten mit Versen aus dem Koran; und wurden ihm durch die Pfeile und Wurfspieße der Belagerten viele Leute getödtet; so mahlte er den Uebergebliebenen die Freuden des Paradieses, deren jetzt die gefallenen Glaubensmärtyrer theilhaftig würden. Den hartnäckigsten Widerstand erfuhr er vor der Festung Al-Kamus. Alle Stürme wurden zurückgeschlagen. Mit Hülfe einiger Mauerbrecher war eine Bresche in die Mauer gemacht worden. Abu-Becr drang mit einer auserlesenen Schaar durch diese Oeffnung in das Schloß,

und aber mit grossem Verlust wieder herausgetrieben; die kühnsten Anführer verzweifelten an einem glücklichen Erfolg, und nur des unerschrockenen Ali's ausdauernder Muth machte, daß man die Belagerung noch fortsetzte. Ein allgemeiner Sturm, vielleicht der letzte, sollte noch gewagt werden. Im Angesicht der Belagerer und Belagerten erschlug Ali im Zweikampf einen Juden von ungeheuerer Größe und Stärke. Der Fall dieses Riesen schreckte die Belagerten. Mohamed benutzte diesen Augenblick; das Schloß ward von mehrern Seiten angegriffen und durch Alis Tapferkeit nun glücklich erstürmt. Aber die Juden hatten ihre Schätze mit großer Sorgfalt verborgen; nur ein kleiner Theil fiel dem Mohamed in die Hände. Um von dem Oberhaupt des Stammes, dem Kenana Al-Rabi, das Geständniß der verborgenen Schätze zu erpressen, ward derselbe unter Mohameds Augen auf das grausamste gefoltert. Aber des erbarmungslosen Propheten Raubsucht scheiterte diesmal an der Standhaftigkeit des Kenana, dem weder der Tod noch die grausamsten Martern sein Geheimniß entreissen konnten, und ohne Nutzen und Gewinn hatte der saubere Apostel nur eine Blutschuld mehr auf seinem besudelten Gewissen.

42. Nach dem Fall von Al-Kamus und der Eroberung der übrigen Schlösser unterwarf sich auch die Stadt Chaibar. Den Einwohnern ward gegönnt, die Hälfte ihres Vermögens zu behalten, auch ihre Ländereien noch fernerhin zu bebauen, jedoch die Hälfte des Ertrages den Moslemen zu überlassen. Indessen ward ihnen die Begünstigung, auf ihrem heimathlichen Boden bleiben zu dürfen, nicht auf ewige Zeiten ertheilt; sondern blos so lange, bis es dem Sieger anders zu verordnen gefällig seyn würde. Dieß geschah unter der Regierung des Omars, Mo-

zwei hundert Mann Cavallerie in seinem Gefolge. In Kraft des mit den Koreischiten geschlossenen Vertrages legten die Moslemen auf der Grenze des heiligen Gebietes ihre Waffen ab; Mohamed ließ eine Bedeckung von 200 Mann dabei, setzte sich auf sein Leib-Kameel, welches Kaswa hieß, und zog nun in feierlicher Procession und langsamen Schrittes gegen Mekka und durch die, ihm jetzt offen stehenden Thore in die beinahe völlig menschenleere Stadt hinein. Wohl bewaffnet hatten die Mekkaner sich auf den Anhöhen gelagert, nur wenige Leute in der Stadt gelassen, um die Bewegungen der gefürchteten Pilger zu beobachten. Mit religiösem Ernste und der größten Gewissenhaftigkeit würden nun alle, aus den uraltesten Zeiten herabgekommenen heiligen Gebräuche der Araber von Mohamed und sämmtlichen Moslemen beobachtet. Siebenmal ward in feierlicher Procession um die Kaba, Arabiens größtes Heiligthum gezogen, Siebenzig zum Opfer bestimmte Kameele wurden geschlachtet. Der schwarze Stein ward mit zahllosen Küssen von dem Propheten und allen Pilgern bedeckt; siebenmal durch die heiligen Thäler gezogen; siebenmal aus dem Brunnen Zem-Zem, dessen Wasser einen ganz vorzüglichen Grad von Heiligkeit gewährte, getrunken, und endlich wurden auch die, von des Propheten Kopfe, wie von den übrigen Moslemens-Köpfen geschornen Haare, nebst den abgeschnittenen Nägeln in heiliger Erde vergraben. Alle Zuschauer, besonders die Mekkaner waren tief von Mohameds Frömmigkeit gerührt; aber die Koreischiten nur um so mehr dadurch geschreckt. Das gemeine Volk und selbst Viele von den angesehenern Männern neigten sich im Stillen zu dem Propheten hin; denn in Allem, was er that, glaubten sie die Würde und Heiligkeit eines wahrhaften Gesandten Gottes zu erblicken. Nur drei

wie der Vertrag es gebot, blieb Mohamed
kka; friedlich zog er am vierten mit allen den
gen wieder ab; aber der gleich darauf erfolgte
ang mehrerer Mekkaner und drei der angese-
, tapfersten und kühnsten Anführer von den
chiten zu Mohamed und dessen Islam *) war
tbare Gewinn des dreitägigen, frommen Gau-
s des verschmitzten Propheten.

Mohameds staatskluge, schlau berechnete
hatte vollkommen ihren Zweck erreicht;
masse in Mekka und der umliegenden Ge-
größtentheils durch anscheinende Hei-
für sich gewonnen; selbst Viele der Koreischi-
ihm im Stillen nicht abhold, und die Ue-
theils geschreckt, theils unter sich getheilt; kurz,
staat von Mekka war seinem Falle reif. Ein
und, den zehenjährigen Waffenstillstand zu bre-
ward gesucht und bald gefunden. Ein Mos-
es, sey von einem Koreischiten erschlagen
In größter Stille zog Mohamed seine Trup-
sammen. Bei seiner jetzt so sehr angewachsenen
hatte er in wenigen Tagen ein Heer von
tausend Mann unter seinen Fahnen versam-
In angestrengten Eilmärschen zog er gegen
Enthusiasmus und Mohameds Beispiel be-
ten den Zug, die Schnelligkeit des Marsches
das Geheimniß der Unternehmung, und die
chiten ahneten keinen Angriff, bis auf einmal
, nächtliche Wachtfeuer ihnen Mohameds Ab-

*) Diese drei waren der tapfere Khaled, welcher das Treffen bei Ohod zum Vortheil der Koreischiten entschied, ferner Amru, der nachher Syrien und Aegypten eroberte, und endlich Othman, welcher in der Folge zum Kaliphen erwählt ward.

sicht und feindlichen Anzug verkündigten. Am folgenden Morgen vor Anfang der Sonne stellte Mohamed sein Heer in Schlachtordnung. Saad, Fürst des Stammes Chasredsch, führte den Vortrab. Er hatte Befehl, die, Mekkas Ebene beherrschenden Anhöhen von Coda zu besetzen. Khaled befehligte den rechten, aus neu bekehrten Arabern bestehenden Flügel. Ihm war befohlen, damit in die Ebene hinabzuziehen. Den linken Flügel, der größtentheils aus Anzaren und Mohadscherums bestand, führte der tapfere Ali. Ihm übergab Mohamed des Islams heilige Hauptfahne, mit dem Befehle, sie auf den Höhen von Al-Hajum aufzupflanzen. Die beiden Flügel bestanden aus Reiterei, aber das Centrum, unter des ehrlichen Obeidahs Oberbefehl blos aus Fußgängern. Die Reserve führte der Prophet in eigener Person; um desto schneller seinen Unterfeldherren die nöthigen Befehle oder Verstärkung senden zu können. Als alle Heeres-Abtheilungen die ihnen angewiesenen Stellungen genommen hatten, gab Mohamed das Zeichen zum Vorrücken. Ein Herold ward vorausgesandt, Mekkas Einwohner aufzufodern, dem Propheten zu huldigen und, ihren Götzen entsagend, sich zu dem Islam zu bekennen.

45. Weder Saad noch Ali fanden Widerstand, besetzten ohne Schwertstreich die ihnen bezeichneten Posten. Aber Khaled stieß auf einen bewaffneten Haufen Koreischiten, griff ihn sogleich an, tödtete 27 Mann, sprengte die Uebrigen auseinander, drang hierauf mit den Fliehenden zugleich in Mekka ein, ließ Alles, was ihm unter das Schwert kam, niedermetzeln, und verbreitete einen solchen Schrecken in der Stadt, daß alle Einwohner die Flucht ergriffen. Einige schlossen sich in ihren Häusern ein; Andere flohen auf die Höhen oder in die Klüfte und Schlüchte

der nahen Gebirge. An einen Widerstand war nicht mehr zu denken. Der stolze Abu-Sofian ging dem Sieger entgegen, überreichte ihm die Schlüssel von Mekka und bekannte, unter zwölf tausend ihn umgebenden Piken und Lanzen, daß Mohamed wirklich ein Prophet und Gottes wahrhafter Gesandter sey. In drei Abtheilungen ließ Mohamed sein Heer in die Stadt einrücken. Er selbst, von einer auserlesenen Schaar der wildesten Fanatiker umgeben, hielt, gerade als die Sonne an dem Horizont hervorbrach, seinen feierlichen Einzug in Mekka. Zu seinen Füßen lagen nun die Häupter der Koreischiten. „Welche „Behandlung," fragte sie Mohamed, „könnt ihr von „dem erwarten, den Ihr so lange verfolgt, so grau„sam mißhandelt habt?" — „Von deiner Großmuth," erwiederten die Flehenden, „erwarten wir alles Gute; „denn du bist der Sohn eines unserer Brüder, bist „selbst unser edelmüthiger Bruder." — „Euer Ver„trauen und eure Hoffnung sollen nicht zu Schande „werden. Stehet auf! Ich schenke Euch Leben und „Freiheit." Dem Beispiel ihrer Häupter folgten nun auch Mekkas Bürger, erkannten Mohameds Prophetenwürde, nahmen das Islam an, und huldigten auf dem Hügel Al-Safa dem Apostel Gottes, als ihrem künftigen königlichen Herrn und Gebieter. Zum Lohn dieser unbedingten Unterwerfung sicherte eine allgemeine, auf Mohameds Gebot proclamirte Amnestie allen Mekkanern Leben, Freiheit und Eigenthum. Indessen erstreckte sich diese Milde des Siegers doch nicht auf Alle. Ein und zwanzig seiner ihm verhaßtesten Gegner, theils Männer theils Frauen, wurden in die Acht erklärt. Aber auch von diesen erhielten Alle, die einen mächtigen Fürsprecher fanden, dessen Fürbitte Mohameds Staatsklugheit berücksichtigen zu müssen glaubte, ihre Begnadigung. Wem das Glück einer solchen Fürsprache nicht ward,

zu Boden, und als endlich, um die doppelte Schmach zu rächen, der Dritte sich stellte, so erlag, nach kurzem Gefechte, auch dieser, gleich seinen Vorgängern, unter dem schweren Arm des tapfern Ali.

29. Bei dieser dreifachen Niederlage entsank den Verbündeten aller Muth; denn der allgemeinen Meinung nach waren die Erschlagenen gerade die drei tapfersten und stärksten Männer des Heeres gewesen; und des langwierigen und nur wenig oder nichts versprechenden Feldzuges war man nun noch überdrüssiger als vorher. Ein ganz gewöhnliches, gar nicht befremdendes Naturereigniß gab jetzt den Ausschlag. Ein heftiger nächtlicher Sturm unter Donner, Blitz, Hagel und stromweise herabfallendem Regen hatte das Lager der Verbündeten überschwemmt, ihre Zelte gestürzt und Einiges von ihrem Schlachtvieh der Hagel getödtet. Frühe am folgenden Morgen verbreitete sich sogleich das Gerücht, Mohamed sey ein Zauberer und durch dessen Zauberkünste das nächtliche Ungewitter erregt worden. Gegen einen Zauberer, rief eine Stimme, vermögen unsere Waffen nichts; und ohne auf die Reden und das Bitten der Koreischiten zu hören, schlugen nun die Stämme Koreihda, Ghalfan, Tehanna ꝛc., sogleich ihre Zelten ab und traten ohne weiteres den Rückzug an, worauf dann die Koreischiten, weil von allen ihren Bundesgenossen verlassen, nun ebenfalls nach Mekka zurückkehrten.

30. Ein, Tod und Verderben drohendes, mit ungewöhnlichem Aufwande von Kraft begonnenes Unternehmen war also blos an Mohameds Schlauheit gescheitert. Hätten nicht Zwist und lauernder Argwohn die Häupter der Verbündeten getrennt; hätten diese, jedes kleinliche Privatinteresse vergessend,

und für eine große Idee eines großen Opfers fähig, mit vereinten Kräften und ausdauerndem Muth ihren Zweck verfolgt; was wäre aus Mohamed und dessen Herrschaft und welche ganz andere freundlichere Richtung der Weltgeschichte geworden; wahrscheinlich würde dann die nämliche dunkle Grube den erschlagenen Propheten und dessen gehaltloses Islam auf ewig umschlossen haben. So ist nicht selten die Geschichte ganzer Völker nur die Geschichte einzelner Menschen; und selbst oft dann noch, wenn diese, obgleich in ihrem Innern äußerst arm, blos durch die Stelle, wohin die Vorsehung sie gehoben, in das Triebwerk der Begebenheiten eingreifen und, was noch sonderbarer ist, ohne es zu wissen und zu empfinden, es mächtig zu treiben helfen.

31. Das ganze Ungewitter, das sich über Medina zusammengezogen hatte, brach nun über den Häuptern der Juden des Stammes Koreihda aus. Der Prophet hatte ihnen blutige Rache geschworen; denn, obgleich mit ihm durch Verträge verbunden, waren sie doch im Kriege der Nationen den Fahnen der Koreischiten gefolgt. Noch an demselben Tage, an welchem das verbündete Heer auseinander ging, brach Mohamed schon gegen die von Koreihda auf; seinen Truppen vergönnte er nur bis zur zwölften Stunde zu ruhen; er selbst eilte mit Einigen seiner Begleiter voraus. Bei dem Brunnen Dha-Ena *) musterte er sein kleines Heer. Es bestand aus siebenzehen hundert Mann, wovon jedoch die Mehrsten diesmal nur mit Unwillen den Fahnen ihres Propheten folgten, der aber jetzt durch eine seiner gewöhnlichen Alfanzereien mit dem Engel Gabriel, welcher, als Beduin gekleidet, dem Heere vorangegangen

*) Dha — Ena, d. i. Gefäß des klaren Wassers.

am Abend desselben Tages starb der blutdür Richter an seiner am Graben erhaltenen Wunde. gefangenen Korheiden wurden jetzt sogleich in den geschlagen, und mit dem zurückkehrenden nach Medina geschleppt.

33. Auf einem, von Medinas öffentlichen Pl ließ Mohamed mehrere tiefe und sehr breite Gr graben. Jeder Moslem glaubte sich geehrt, so der Prophet es gebot, Henkers Arbeit zu verrid In Ketten wurden die unglücklichen Korheiden diesen Platz gebracht. Je zehen und zehen mu sie, nachdem man ihnen die Banden abgenom hatte, in die Gruben hinabsteigen, wo die Mo ihrer schon harrten und dann einen nach dem an erbarmungslos erwürgten. Bei dieser lange dau den, blutigen Henkers Arbeit war der Prophet Anfang bis zu Ende gegenwärtig, und mit u wandtem Auge und starrem Blicke sah er dem vermetzeln von acht hundert jammernden Men kalt und gefühllos zu. Eine bald darauf vom mel herabgekommene Sure rechtfertigte und san nirte die, bis zu Mohameds Zeiten, in Arabien erhörte Greuelthat. Das Eigenthum der Ermort ward unter den Moslemen, die den Feldzug gem zu gleichen Theilen vertheilt. Auch der Prophe hielt sein, im Koran ihm bestimmtes Fünftel, nebst diesem auch noch den, wahrscheinlich ihm s barsten Theil der Beute, nämlich drei hundert nische, fünf hundert und fünfzig Piken, zwölf dert Lanzen und drei hundert Schwerter. Alle lichen Gefangenen wurden in den benachbarten dern entweder gegen Waffen vertauscht, oder als vinnen verkauft; bis auf Eine, deren körper Wohlgestalt des Propheten geiles Blut in Wal setzte, und die daher das Unglück hatte, dem

s Vaters, Bruders und aller ihrer Stamm-
zu Theil zu werden. Sie hieß Rihana und
Tochter eines gewissen Simeons. Das Is-
lte sie durchaus nicht annehmen, daher der
sie seinen rechtmäßigen Weibern nicht zuzäh-
te, ihr also blos einen Platz unter seinen
en Concubinen anwies. — Der Korheiden
ng, wie auch Mohameds neues Concubinat,
wähnte alle arabischen, ihren Propheten ver-
n Geschichtschreiber. Sogar Abulfeda über-
ies nicht mit Stillschweigen. Aus Moha-
er ist es einer jener Züge, in welchem Mord
Wollust, sich schwesterlich die Hand reichen,
n Heuchler uns als einen offenbaren Götzen-
ngeben, der, obgleich er nur Einen Gott
dennoch seinen Lüsten und verworfenen Trie-
n, als eben so vielen Götzen, unablässig
ihnen sclavisch diente, und ihnen sogar, so-
es foderten, auch blutige Menschenopfer

Der für die Koreischiten und ihre Ver-
so schmachvolle Krieg der Nationen und die
ig des Stammes Koreihda hatten der Wage
chals zum Vortheil des Propheten den Aus-
geben. Die getheilte, gebrochene und ge-
Macht seiner Feinde erleichterte ihm jetzt
er Eroberungen. Sogar den Stamm El-
ck, den mächtigsten der heidnisch-arabischen
nöthigte Mohamed nun zur Unterwerfung,
von den minder mächtigen Stämmen einen
andern, und ward durch Wegnahme ihrer
durch Plünderung Koreischitischer Karawanen
s, mit dem Kaiser Heraklius, zum Besten
ischen Kaufleute, geschlossenen, vortheilhaf-
elävertrag mit jedem Tage mächtiger und

und den sie umgebenden, nicht minder heiligen Thälern und Brunnen. Ein wirklicher, oder erdichteter Traum ward zu hoher Offenbarung und göttlicher Weissagung gestempelt. Eine feierliche Proklamation machte die fromme Absicht ihres Propheten allen Gläubigen bekannt. Vor einer auserlesenen Schaar von vierzehen hundert Mohadscherum und Anzaren wehete auf das neue wieder Mohameds heiliges Panier. Eine zahllose Menge herumstreifender Araber oder Beduinen, gelockt durch das lang entbehrte Schauspiel heiliger Opfer und festlicher Umgänge um die Kaaba, und die heiligen Thäler und den Brunnen Zem-Zem, schlossen sich dem Zuge an, und vor demselben gingen, von sieben hundert Führern geleitet, siebenzig zum Opfer bestimmte und mit Opferkränzen geschmückte Kameele. Der ganze Zug hatte das Ansehen einer feierlichen, gottesdienstlichen Procession; aber ein Haufe von vierzehen hundert wohlbewaffneten Kriegern gab ihm zugleich auch die Phisionomie eines feindlichen Heerzuges.

36. Die Koreischiten, nicht wenig bestürzt über diesen, mehr eine feindliche als fromme Absicht verkündenden Anzug, rüsteten sich sogleich zu dem kräftigsten Widerstand, riefen alle waffenfähige Mekkaner unter ihre Fahnen, sandten Boten zu den mit ihnen verbündeten Stämmen, und verstärkten noch durch diese ihr ohnehin schon sehr ansehnliches Heer. Alle Wege wurden nun dem Propheten verlegt. Er war gezwungen, die gewöhnliche Landstraße zu verlassen, durch mühsame Gebirgsdefileen sich durchzuwinden, und stieg endlich nach einem höchst beschwerlichen Marsch, auf welchem Menschen und Vieh von heftigem Durst geplagt wurden, in Mekkas Ebene, süd-westlich der Stadt herab. Bei der, theils innerhalb, theils außerhalb des heiligen Gebietes, lie-

genannten Burg Abu-Hodaibija schlug er sein Lager auf.

37. Schon sehr frühe am folgenden Morgen erschien ein Herold von Mekka in Mohameds Lager, machte dem Propheten den, von allen Häuptern der Stadt gefaßten Beschluß bekannt, nämlich weder Ihm noch seinen Begleitern den Einzug in ihre Stadt zu erlauben; wolle er durchaus auf seinem Begehren bestehen, so müße er mit dem Schwert in der Faust sich erst seinen Eintritt in die Stadt an den Thoren derselben erkämpfen. Diese Widersetzlichkeit der Häupter von Mekka gegen ein so heiliges Verlangen der Gläubigen und ihres frommen Propheten wußte Mohamed sogleich zu seinem Vortheil zu benutzen. Er rief sein Heer zusammen, ließ sich von demselben, unter gegenseitiger Verpflichtung, einen neuen feierlichen Eid der Treue ablegen, machte ihm seinen Entschluß, die Stadt zu erstürmen, bekannt, und hielt eine Rede an dasselbe, wovon jedes Wort den Fanatismus seiner, ohnehin schon so sehr exaltirten Anhänger bis zum höchsten Grad der Wuth entflammte.

38. Als die Koreischiten dieses erfuhren, wankte ihr Muth; sie sandten neue Gesandten in das Lager, um mit Mohamed zu unterhandeln. Wie es scheint, war der Koreischiten Kleinmuth ansteckend; denn auch Mohamed mißtraute seinen Kräften, und der Beduinen ziemlich große Gleichgültigkeit gegen jede Religion und religiöse Gebräuche kennend, befürchtete er deren Abfall im Moment eines gefahrvollen Kampfes. Ein zehnjähriger Waffenstillstand ward demnach geschlossen, und Mohamed that, was er zu thun, bisher stets noch sich geweigert hatte. In dem Vertrag nämlich verzichtete er auf den Titel eines Abgesandten Got-

nämlich der hundert und dreizehnten und vierzehnten, erschienen sey. Nach der Anweisung des Engels habe er diese beiden Kapitel des Korans über dem Wachsbild gelesen. Nach jedem Verse habe sich ein Knoten von selbst gelößt, und als endlich auch der zwölfte und letzte Knoten verschwunden war, habe er sich plötzlich wieder in dem ganzen Gefühle seiner vorigen Kräfte vollkommen wohl befunden. Mehr bedurfte es nicht, um dem armen Lobei das Todesurtheil zu sprechen; zwar wollte Mohamed ihn begnadigen, aber der frommen Moslemen Eifer ließ dieses nicht zu, und Lobei ward enthauptet.

41. Indessen hatten die Juden von Khaibar, welche das, gegen sie sich zusammenziehende Ungewitter voraussahen, sich ebenfalls zum Kriege gerüstet, alle ihre Schätze in die für uneinnehmbar gehaltene Feste, Al-Kamus gebracht. Mohamed hatte 1400 Mann Infanterie und 200 Pferde. Aber die Juden vermieden eine offene Feldschlacht, und vertheidigten sich desto verzweifelter hinter den Mauern ihrer Schlösser. In acht auf einander folgenden Belagerungen hatten Mohameds Truppen mit den größten Mühseligkeiten zu kämpfen. Indessen wußte der Prophet stets wieder ihren Muth zu beleben; war in seinem Lager Mangel an Lebensmitteln, so speißte er seine Soldaten mit Versen aus dem Koran; und wurden ihm durch die Pfeile und Wurfspiese der Belagerten viele Leute getödtet; so mahlte er den Uebergebliebenen die Freuden des Paradieses, deren jetzt die gefallenen Glaubensmärtyrer theilhaftig würden. Den hartnäckigsten Widerstand erfuhr er vor der Festung Al-Kamus. Alle Stürme wurden zurückgeschlagen. Mit Hülfe einiger Mauerbrecher war eine Bresche in die Mauer gemacht worden. Abu-Beer drang mit einer auserlesenen Schaar durch diese Oeffnung in das Schloß,

ward aber mit grossem Verlust wieder herausgetrieben; die kühnsten Anführer verzweifelten an einem glücklichen Erfolg, und nur des unerschrockenen Ali's ausdauernder Muth machte, daß man die Belagerung noch fortsetzte. Ein allgemeiner Sturm, vielleicht der letzte, sollte noch gewagt werden. Im Angesicht der Belagerer und Belagerten erschlug Ali im Zweikampf einen Juden von ungeheuerer Größe und Stärke. Der Fall dieses Riesen schreckte die Belagerten. Mohamed benutzte diesen Augenblick; das Schloß ward von mehrern Seiten angegriffen und durch Alis Tapferkeit nun glücklich erstürmt. Aber die Juden hatten ihre Schätze mit großer Sorgfalt verborgen; nur ein kleiner Theil fiel dem Mohamed in die Hände. Um von dem Oberhaupt des Stammes, dem Kenana Al-Rabi, das Geständniß der verborgenen Schätze zu erpressen, ward derselbe unter Mohameds Augen auf das grausamste gefoltert. Aber des erbarmungslosen Propheten Raubsucht scheiterte diesmal an der Standhaftigkeit des Kenana, dem weder der Tod noch die grausamsten Martern sein Geheimniß entreissen konnten, und ohne Nutzen und Gewinn hatte der saubere Apostel nur eine Blutschuld mehr auf seinem besudelten Gewissen.

42. Nach dem Fall von Al-Kamus und der Eroberung der übrigen Schlösser unterwarf sich auch die Stadt Chaibar. Den Einwohnern ward gegönnt, die Hälfte ihres Vermögens zu behalten, auch ihre Ländereien noch fernerhin zu bebauen, jedoch die Hälfte des Ertrages den Moslemen zu überlassen. Indessen ward ihnen die Begünstigung, auf ihrem heimathlichen Boden bleiben zu dürfen, nicht auf ewige Zeiten ertheilt; sondern blos so lange, bis es dem Sieger anders zu verordnen gefällig seyn würde. Dieß geschah unter der Regierung des Omars, Mo-

zwei hundert Mann Cavallerie in seinem Gefolge. In Kraft des mit den Koreischiten geschlossenen Vertrages legten die Moslemen auf der Grenze des heiligen Gebietes ihre Waffen ab; Mohamed ließ eine Bedeckung von 200 Mann dabei, setzte sich auf sein Leib-Kameel, welches Kaswa hieß, und zog nun in feierlicher Procession und langsamen Schrittes gegen Mekka und durch die, ihm jetzt offen stehenden Thore in die beinahe völlig menschenleere Stadt hinein. Wohl bewaffnet hatten die Mekkaner sich auf den Anhöhen gelagert, nur wenige Leute in der Stadt gelassen, um die Bewegungen der gefürchteten Pilger zu beobachten. Mit religiösem Ernste und der größten Gewissenhaftigkeit würden nun alle, aus den uráltesten Zeiten herabgekommenen heiligen Gebräuche der Araber von Mohamed und sámmtlichen Moslemen beobachtet. Siebenmal ward in feierlicher Procession um die Kaba, Arabiens größtes Heiligthum gezogen, Siebenzig zum Opfer bestimmte Kameele wurden geschlachtet. Der schwarze Stein ward mit zahllosen Küssen von dem Propheten und allen Pilgern bedeckt; siebenmal durch die heiligen Thäler gezogen; siebenmal aus dem Brunnen Zem-Zem, dessen Wasser einen ganz vorzüglichen Grad von Heiligkeit gewährte, getrunken, und endlich wurden auch die, von des Propheten Kopfe, wie von den übrigen Moslemens-Köpfen geschornen Haare, nebst den abgeschnittenen Nägeln in heiliger Erde vergraben. Alle Zuschauer, besonders die Mekkaner waren tief von Mohameds Frömmigkeit gerührt; aber die Koreischiten nur um so mehr dadurch geschreckt. Das gemeine Volk und selbst Viele von den angesehenern Männern neigten sich im Stillen zu dem Propheten hin; denn in Allem, was er that, glaubten sie die Würde und Heiligkeit eines wahrhaften Gesandten Gottes zu erblicken. Nur drei

Tage, wie der Vertrag es gebot, blieb Mohamed in Mekka; friedlich zog er am vierten mit allen den Seinigen wieder ab; aber der gleich darauf erfolgte Uebergang mehrerer Mekkaner und drei der angesehensten, tapfersten und kühnsten Anführer von den Koreischiten zu Mohamed und dessen Islam *) war der kostbare Gewinn des dreitägigen, frommen Gaukelspiels des verschmitzten Propheten.

44. Mohameds staatskluge, schlau berechnete Wallfahrt, hatte vollkommen ihren Zweck erreicht; die Volksmasse in Mekka und der umliegenden Gegend hatte er größtentheils durch anscheinende Heiligkeit für sich gewonnen; selbst Viele der Koreischiten waren ihm im Stillen nicht abhold, und die Uebrigen theils geschreckt, theils unter sich getheilt; kurz, der Freistaat von Mekka war seinem Falle reif. Ein Vorwand, den zehenjährigen Waffenstillstand zu brechen, ward gesucht und bald gefunden. Ein Moslem, hieß es, sey von einem Koreischiten erschlagen worden. In größter Stille zog Mohamed seine Truppen zusammen. Bei seiner jetzt so sehr angewachsenen Macht hatte er in wenigen Tagen ein Heer von zwölf tausend Mann unter seinen Fahnen versammelt. In angestrengten Eilmärschen zog er gegen Mekka. Enthusiasmus und Mohameds Beispiel beschleunigten den Zug, die Schnelligkeit des Marsches verbarg das Geheimniß der Unternehmung, und die Koreischiten ahneten keinen Angriff, bis auf einmal zahllose, nächtliche Wachtfeuer ihnen Mohameds Ab-

*) Diese drei waren der tapfere Khaled, welcher das Treffen bei Ohed zum Vortheil der Koreischiten entschied, ferner Amru, der nachher Syrien und Aegypten eroberte, und endlich Othman, welcher in der Folge zum Kaliphen erwählt ward.

sicht und feindlichen Anzug verkündigten. Am folgenden Morgen vor Anfang der Sonne stellte Mohamed sein Heer in Schlachtordnung. Saad, Fürst des Stammes Chasredsch, führte den Vortrab. Er hatte Befehl, die, Mekkas Ebene beherrschenden Anhöhen von Coda zu besetzen. Khaled befehligte den rechten, aus neu bekehrten Arabern bestehenden Flügel. Ihm war befohlen, damit in die Ebene hinabzuziehen. Den linken Flügel, der größtentheils aus Anzaren und Mohadscherums bestand, führte der tapfere Ali. Ihm übergab Mohamed des Islams heilige Hauptfahne, mit dem Befehle, sie auf den Höhen von Al-Hajum aufzupflanzen. Die beiden Flügel bestanden aus Reiterei, aber das Centrum, unter des ehrlichen Obeidahs Oberbefehl blos aus Fußgängern. Die Reserve führte der Prophet in eigener Person; um desto schneller seinen Unterfeldherren die nöthigen Befehle oder Verstärkung senden zu können. Als alle Heeres-Abtheilungen die ihnen angewiesenen Stellungen genommen hatten, gab Mohamed das Zeichen zum Vorrücken. Ein Herold ward vorausgesandt, Mekkas Einwohner aufzufodern, dem Propheten zu huldigen und, ihren Götzen entsagend, sich zu dem Islam zu bekennen.

45. Weder Saad noch Ali fanden Widerstand, besetzten ohne Schwertstreich die ihnen bezeichneten Posten. Aber Khaled stieß auf einen bewaffneten Haufen Koreischiten, griff ihn sogleich an, tödtete 27 Mann, sprengte die Uebrigen auseinander, drang hierauf mit den Fliehenden zugleich in Mekka ein, ließ Alles, was ihm unter das Schwert kam, niedermetzeln, und verbreitete einen solchen Schrecken in der Stadt, daß alle Einwohner die Flucht ergriffen. Einige schlossen sich in ihren Häusern ein; Andere flohen auf die Höhen oder in die Klüfte und Schlüchte

der nahen Gebirge. An einen Widerstand war nicht mehr zu denken. Der stolze Abu-Sofian ging dem Sieger entgegen, überreichte ihm die Schlüssel von Mekka und bekannte, unter zwölf tausend ihn umgebenden Piken und Lanzen, daß Mohamed wirklich ein Prophet und Gottes wahrhafter Gesandter sey. In drei Abtheilungen ließ Mohamed sein Heer in die Stadt einrücken. Er selbst, von einer auserlesenen Schaar der wildesten Fanatiker umgeben, hielt, gerade als die Sonne an dem Horizont hervorbrach, seinen feierlichen Einzug in Mekka. Zu seinen Füßen lagen nun die Häupter der Koreischiten. „Welche Behandlung," fragte sie Mohamed, „könnt ihr von dem erwarten, den Ihr so lange verfolgt, so grausam mißhandelt habt?" — „Von deiner Großmuth," erwiederten die Flehenden, „erwarten wir alles Gute; denn du bist der Sohn eines unserer Brüder, bist selbst unser edelmüthiger Bruder." — „Euer Vertrauen und eure Hoffnung sollen nicht zu Schande werden. Stehet auf! Ich schenke Euch Leben und Freiheit." Dem Beispiel ihrer Häupter folgten nun auch Mekkas Bürger, erkannten Mohameds Prophetenwürde, nahmen das Islam an, und huldigten auf dem Hügel Al-Safa dem Apostel Gottes, als ihrem künftigen königlichen Herrn und Gebieter. Zum Lohn dieser unbedingten Unterwerfung sicherte eine allgemeine, auf Mohameds Gebot proclamirte Amnestie allen Mekkanern Leben, Freiheit und Eigenthum. Indessen erstreckte sich diese Milde des Siegers doch nicht auf Alle. Ein und zwanzig seiner ihm verhaßtesten Gegner, theils Männer theils Frauen, wurden in die Acht erklärt. Aber auch von diesen erhielten Alle, die einen mächtigen Fürsprecher fanden, dessen Fürbitte Mohameds Staatsklugheit berücksichtigen zu müssen glaubte, ihre Begnadigung. Wem das Glück einer solchen Fürsprache nicht ward,

mußte bluten, größtentheils eines schmerzhaften Todes sterben. So z. B. ward eine Sängerin, welche einst Spottlieder auf Mohamed gesungen, jetzt an das Kreuz geschlagen. Ein Anderer, welcher ebenfalls des rachsüchtigen Propheten Haß sich zugezogen, nun aber in der Kaba sich verborgen hatte, ward auf Befehl desselben sogar in diesem, allen Arabern so heiligen Tempel ermordet. An dieser unerhörten blutigen Entweihung nahmen selbst Mohameds eifrigste Anhänger schreckliches Aergerniß; um ihr Murren zu stillen, mußte Gabriel von dem Himmel eine Sure bringen, die sie zu ihrer vollkommenen Beruhigung belehrte, daß Gott selbst seinem Apostel ausdrückliche Erlaubniß gegeben habe, das Heiligthum auf eine Stunde zu entweihen.

46. Gestürzt und zertrümmert wurden nun alle die dreihundert und sechzig, in und auf der Kaba stehenden Götzen. Mit kaltem Blut sahen die Mekkaner der Zerstörung ihrer bisher angebeteten Gottheiten zu; denn Khaleds noch von dem Blut ihrer Mitbürger gefärbtes Schwert hatte sie jetzt vollkommen von der Göttlichkeit des Islams überzeugt. Um die von den Götzen gereinigte Kaba auf das neue zu heiligen, bestieg Mohamed darin seinen hölzernen Kanzelstuhl, lehrte das Volk, betete mit demselben in und außerhalb des Tempels, stellte endlich eine feierliche Procession an, und übte dabei alle bei den jährlichen Wallfahrten gewöhnlichen, heiligen Gebräuche der Pilger. Um seine, an dem Heiligthum begangene Entweihung in ewiger Vergessenheit zu begraben, erklärte er nicht nur die Kaba, sondern auch die ganze Stadt und deren Gebiet für ein unverletzliches Asyl, und schloß zugleich, durch ein unwiderrufliches, ewiges Gesetz, allen nicht gläubigen Moslemen auf immer den Zutritt zu Mekkas

ßiger Stadt und deren nicht minder heiligem Ge-
ete.

47. Mit Mekkas Eroberung war zugleich ganz
abien erobert, und der bisherige Prophet nun
ch Fürst und unumschränkter Beherrscher der Halb-
el. Aber nicht blos den Götzen Mekkas, auch
en übrigen Götzen in ganz Arabien hatte Moha-
d den Untergang geschworen. Unter verschiedenen
führern sandte er also jetzt bald mehr bald min-
starke Heerhaufen aus, um überall das Islam
predigen und alle Götzen und deren Bilder zu
nichten. Indessen gab er denselben doch den Be-
l, nur dann von ihren Schwertern Gebrauch zu
chen, wann sie bewaffneten Widerstand finden
irden. Aber trotz dieses Befehls wurden von Mo-
meds, mit den Waffen in der Hand ausgesandten
ostelm wieder mancherlei Greul und Grausamkeit
übt. Der tapfere, aber unmenschliche Khaled zog
gen die Jadhimiter; als er bei einem, auf
em Gebiete liegenden Brunnen angekommen war,
ß er sie sämmtlich vor sich fodern. Sie erschienen,
och alle wohl bewaffnet. Er befahl ihnen, die
affen abzulegen und sich zu dem Islam zu be-
nen. Geschreckt bei dem Anblick eines über-
ächtigen Feindes, thaten sie Beides willig und
ne Widerrede. Aber nun ließ Khaled sie umrin-
n, ihnen die Hände auf den Rücken binden, und
e ohne Ausnahme erbarmungslos niedermetzeln.
eise, Weiber und Kinder der Jadhimiter wurden
Gefangenen gemacht. Der blutdürstige Khaled
munterte seine Leute auch diese zu ermorden; aber
n Glück weigerten sie sich alle, diesem unmensch-
en Gebote sich zu fügen. Mohamed zürnte dem
aleb, als er dessen unmenschliche That erfuhr.
er derselbe entschuldigte sich, daß die Jadhimiter

gelegt. Kaum war also Mohameds Heer in der Ebene angelangt, als es plötzlich, und gerade da es seine Schlachtlinien entwickeln wollte, mit einem Hagel von Pfeilen, Steinen und Wurfspießen in seinem Rücken angegriffen ward. Schon dieser ganz unvermuthete Angriff brachte Mohameds, der mancherlei kriegerischen Evolutionen noch unkundige Schaaren etwas in Unordnung. Aber nun stürzte Malecs ganzes Heer mit gezücktem Schwert auf dieselben. In der Fronte und in dem Rücken angegriffen, ward bei den Moslemen die Verwirrung nun bald allgemein; auf allen Punkten wichen sie zurück; und einige Heerabtheilungen hatten in verwirrter Flucht beinahe völlig sich aufgelößt, Schon freuten die Koreischiten sich heimlich der gänzlichen Vernichtung der Moslemen, ihres Propheten und dessen Islams. Mohamed, von Feinden umgeben, that Wunder der Tapferkeit; sah aber selbst jetzt blos in einem ehrenvollen Tode noch Rettung von Schmach und Schande. Mitten unter die feindlichen Spere wollte er sich stürzen; aber Abu-Becr, Omar, Ali und die übrigen Gefährten, die ihn umgaben, hielten ihn zurück; Einige faßten ihn bei den Sporen oder ergriffen die Zügel seines Maulthiers; Andere dienten mit ihrer Brust ihm zum Schilde, und drei davon fielen todt zu seinen Füßen nieder. Unaufhörlich schrie er: „ich bin Abdallahs Sohn, der Apostel und Prophet des wahren Gottes." — „O, Mensch! stehe fest in „deinem Glauben." — „Gott, sende mir Legionen „deiner Engel zu Hülfe!" — Aber alle frommen Sprüche und Verse vermochten nicht die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Endlich ließ Mohameds Oheim, Abas mit seiner Alles überschreienden, Alles danieder donnernden Stimme, die Thäler und Gebirge von Honein wiederhallen. Er erinnerte die weichenden und fliehenden Bataillons an die Verhei-

[redacted]

ngen des Korans, an die Freuden des Paradieses
d die furchtbaren Strafen der Hölle. Dies that
irkung. Die Fliehenden standen still, wandten sich
en den Feind und, fest entschlossen, entweder zu
en oder heute noch alle Freuden des Paradieses
genießen, griffen sie das verbündete Heer mit
doppelter Wuth wieder an. Mohameds und seiner
terfeldherren Klugheit und Beispiel stellten in
zer Zeit die Schlacht wieder her. Von beiden
iten ward mit ungewöhnlicher Tapferkeit gefoch-
. Mohamed ermunterte die Seinigen, durch Ver-
gung der Feinde die eigene Schande des Tages
vertilgen. Aber gleich Verzweifelten fochten die
awasiten und Thekifiten; lieber in Stücken wollten
sich hauen lassen, als ihre Fahnen verlassen.
rchterlich war das Gemetzel, die Niederlage der
rbündeten endlich allgemein, und die ganze Ge-
d mit den Leichen erschlagener Götzendiener bedeckt.

51. Besiegt waren jetzt zwar diese heidnischen
ämme, aber noch lange nicht überwunden. Ein
iner Theil des geschlagenen Heeres zog sich in die
gemein befestigte Stadt Tayef zurück; ein anderer,
rch ein sehr zahlreiches, ihm entgegen gekommenes
ilfscorps verstärkt, stellte bei dem Thale Autas
h wieder auf, und bot dem Sieger abermals ein
reffen an. Mohamed rückte unverzüglich dem Feinde
tgegen; aber gewitziget durch den gefahrvollen Tag
n Honein, ging er jetzt besonnener und mit grö-
rer Vorsicht zu Werke. Den tapfern Obaid
aschirte der Prophet seitwärts, um über das Ge-
g den linken Flügel des Feindes zu umgehen.
as Treffen war hartnäckig und dauerte lange,
dete jedoch abermals wieder mit einer völligen
iederlage der Feinde. Groß war der Verlust der
eiden an Todten und Gefangenen. Aber auch

gen, für jetzt noch Nachsicht mit den Tayefiten zu haben, für die Bekehrung der ungläubigen Stadt einstweilen blos noch zu beten und zu fasten.

53. Auf seinem Rückzuge plünderte er die Städte Waba und Nakhla, wohin die Einwohner von Tayef alle ihre Reichthümer gebracht hatten. Ungeheuer war die Beute, welche dem Mohamed theils nach den gewonnenen Schlachten bei Honein und Autas, theils während der Belagerung von Tayef, und endlich durch die Plünderung der beiden so eben genannten Oerter in die Hände gefallen war. Der Prophet ließ ein Verzeichniß davon fertigen, und nun ergab es sich, daß die gesammte Beute in sechstausend Gefangenen beiderlei Geschlechts *), vier und zwanzigtausend Kameelen, vierzigtausend Schafen und viertausend Unzen Silbers bestand. Der Stamm der Thawasiten lösete seine Gefangenen und seine ihm hinweggenommenen Heerden dadurch wieder ein, daß er, seine Götzen zu zertrümmern und zu dem Islamisch zu bekennen versprach. Um durch diesen Vergleich seinem Heere nichts zu entziehen, überließ er demselben sein eigenes Propheten-Fünftel. Er äußerte bei dieser Gelegenheit, daß er, um sein Heer zu belohnen, so viel Stück Vieh haben möchte, als Bäume in der Provinz Tehama stünden. Auch den tapfern Malec wußte Mohamed jetzt zu gewinnen; da er dessen ganze Familie gefangen hatte, so bot er ihm die Freiheit derselben und noch tausend Kameele an.

*) Unter den Gefangenen weiblichen Geschlechtes befand sich auch eine Milchschwester Mohameds. Als ein Kind hatte er sie in die rechte Wange gebissen. Noch trug sie die Narbe davon; sie zeigte solche dem Propheten. Dieser trennte sie sogleich von den übrigen Gefangenen und sandte sie, nicht ohne ein bedeutendes Geschenk, wieder ihrer Familie zurück.

m er den Götzendienst verlassen und in Zukunft
Fahne des Isläms folgen wollte. Diese Gründe
ren unwiderlegbar, und Malec ward auf der Stelle
rzeugt, daß Mohamed ein Prophet und das Is-
der wahre Glaube sey.

54. In Vertheilung der Beute handelte Mo-
ned ganz nach Willkühr. Die verrätherische Freude
Koreischiten über der Moslemen schon nicht mehr
bezweifelnde Niederlage in der Schlacht bei
nein, war dem beobachtenden Auge des Prophe-
nicht entgangen. Aber zu staatsklug, um durch
iedrigung oder völlige Unterdrückung dieses zahl-
chen und angesehenen Geschlechtes seine eigene Macht
schwächen, war Mohamed vielmehr darauf be-
t, aus diesen zweideutigen Freunden, so schnell
möglich, warme und eifrige Anhänger sich zu
ffen. Reicher Antheil an der Beute schien ihm
u der sicherste und kürzeste Weg. Abu-Sofian,
st der Koreischiten, erhielt demnach allein mehrere
dert Kameele, und bei fünfzig Unzen Silbers.
ne beiden Söhne Yezid und Moawiyah,
von der letztere in der Folge der Jahre auf den
iphen-Thron erhoben ward, erhielten eben so viel,
in dem nämlichen Verhältniß alle übrige Korei-
ten und mekkanische Moslemen. Aber dafür gin-
die Alt-Gläubigen leer aus. Als sie sich beklag-
, wußte der ränkevolle Mann bald wieder ihr
rren in lauten Jubel zu verwandeln. „Jene,“
e er, „bedürfen noch irdischer Geschenke, um in
rem Glauben befestiget zu werden. Ihr, meine
eunde, aber stehet fest. Jene erhielten nur zeit-
he Güter; Ihr aber habt Mich; in eurer Mitte
re ich nach Medina zurück, sowie ihr hier stets
eine treuen Gefährten waret, werde ich auch einst
ein Paradies mit Euch theilen.“ Mohamed hatte

nicht umsonst gesprochen. Weder Anzaren noch Mohadscherum beneideten mehr die Fremdlinge; denn ihr Prophet und dessen Paradies waren ihnen weit lieber, als Kameele, Rinder und Schafe.

55. An Malec hatte Mohamed nicht fruchtlos seine Gaben verschwendet. Die tausend Kamele und übrigen Geschenke hatten ihn zum frömmsten und eifrigsten Moslem gemacht. Mit den neubekehrten arabischen Stämmen, an deren Spitze ihn der Prophet gestellt hatte, plagte er unaufhörlich die armen Tayefiten, raubte ihnen ihr Eigenthum, verwüstete ihr Gebiet, stürzte sie in Elend und Noth. Um diesen Drangsalen zu entgehen, und eine zweite Belagerung fürchtend, ordneten sie eine Gesandtschaft nach Medina. „Schenke uns, großer Prophet," sagten die Abgeordneten, als sie vor Mohamed erschienen, „einen Waffenstillstand auf drei Jahre, und „gestatte uns, nur während dieser Zeit unsern alten „Göttern noch treu zu bleiben." — „Nicht einen „Monat, nicht eine Stunde," erwiederte Mohamed. — „Nun so befreie uns doch von dem täglichen, fünfmaligen Gebete" — „Ohne Gebet gibt es keine „Religion," antwortete Mohamed — „So spreche „uns doch wenigstens von dem Lesen im Koran frei. „Wir verstehen nicht, was darin steht; er macht „uns Langeweile, und wir versäumen darüber den „Anbau unserer Aecker und die Pflege unserer Heerden." — „Das Lesen im Koran," war abermals Mohameds Antwort, „ist ein Hauptartikel des Islams. Wer einen ganzen Tag, mit Sonnenaufgang „anfangend, bis zur Stunde, daß die Sterne am „Himmel leuchten, in dem Koran liest, dem werden alle seine Sünden vergeben werden." — Die wehrlosen Tayefiten mußten sich dem Willen des Propheten fügen. Ihre Tempel wurden zerstört, ihre

hen zertrümmert, und sie selbst, wo nicht von
rzen, doch wenigstens mit dem Munde, eben so
lubig wie jene, die Omars, Alis oder Khaleds
hwert von der Göttlichkeit des Korans überzeugt
te.

56. Durch die Unterwerfung der Koreischiten
d des Freistaates von Mekka ward die Religion
Islams nun bald die allein herrschende auf der
zen Halbinsel. Alle arabischen Stämme hatten
her blos auf den Ausgang des langen Kampfes
ischen Mohamed und Koreisch gewartet. In ganz
abien war dieser Stamm der angesehenste; Nie-
nd fiel es ein, dessen Vorzüge zu bestreiten, denn
h der Ueberzeugung aller Araber war er ein ächter
prosse von Ismaels unmittelbarer Nachkommen-
aft. Sobald also die Kunde von Koreisch und
lekkas Annahme des Islams sich in dem Lande
rbreitet hatte, kamen aus allen Gegenden Abge-
dnete, welche, im Namen ihrer Stämme, Moha-
d als einem Propheten huldigten, dessen Religion
nahmen, und die jährlichen gottesdienstlichen, frei-
lligen Beiträge und Opfer an Geld und Zehnten
entrichten gelobten *).

57. Jetzt ward Mohamed auch den Arabien
ngrenzenden Nationen als Eroberer furchtbar, und
allem Ernste sann er nun darauf, auch außer

*) Den von ihm unterjochten Stämmen legte Mohamed keinen Tribut auf; als eines wahren Moslems unwürdig, ward dieses Wort sogar proscribirt; aber an dessen Stelle traten nun freiwillige religiöse Beiträge, die man ganz gewiß um so freiwilliger gab, als sie gewöhnlich von Schaaren wohl bewaffneter Reiter eingesammelt wurden.

den Grenzen Arabiens seine Religion mit den Waffen in der Hand zu verbreiten. Schon vor etwas mehr als zwei Jahren, in dem siebenten der Hedschra, hatte er unter seinem Siegel Briefe an die beiden mächtigsten Monarchen des Orients erlassen; nämlich an den Kaiser Heraklius und König Chosrou-Parwiz von Persien, ferner an den Naguscht von Abyssinien, an die Könige von Hira und Ghassan und an die beiden römischen Statthalter von Aegypten und Syrien, sie alle ermahnend, der Wahrheit ihre Augen zu öffnen, ihn als den Apostel Gottes zu hören, und sammt ihren Völkern sich zu dem Islam zu bekennen. Zürnend zerriß Chosrou das Schreiben und gab dem, seit einiger Zeit unter persischer Hoheit stehenden König Badam von Jemen Befehl, entweder den Kopf des Uebermüthigen, oder ihn selbst in Fesseln nach Persien zu senden. Es war leichter, diesen Befehl zu ertheilen, als ihn auszuführen. Badam setzte den Mohamed davon in Kenntniß, und der Prophet, dem für jetzt noch Persiens König ein zu mächtiger Gegner war, nahm zu Einigen seiner gewöhnlichen Gaukeleien seine Zuflucht und leitete dadurch den ihm drohenden Blitzstrahl wenigstens einstweilen wieder von sich ab; und als bald darauf Chosrou von seinem Sohne entthront und ermordet ward, gelang es dem Propheten, durch erlogene Erscheinungen und Offenbarungen des Engels Gabriel, den Badam so zu bethören, daß dieser das Interesse seines Oberherrn verrieth, und sammt allen, an seinem Hofe sich aufhaltenden Persern, zu Mohamed und dessen Islam überging. Kaiser Heraklius hatte weder Lust, ein Moslem zu werden, noch auch das erhaltene Schreiben zu beantworten; aber demungeachtet wurden doch diejenigen, die es überbracht hatten, mit Ehren von seinem Hofe entlassen. Mokakas,

Statthalter in Aegypten, nahm Mohameds Brief mit der größten Ehrerbietung aus den Händen derer, die ihn überbrachten, küßte ihn, drückte ihn an seine Brust und legte ihn in eine goldene Kapsel; darauf antworten wollte er jedoch für jetzt noch nicht; behandelte aber dafür Mohameds Gesandten mit desto größerer Auszeichnung, schickte auch dem Propheten selbst mehrere kostbare Geschenke; unter andern eine Sclavin von ausnehmender Schönheit, Namens Maria *). Die Könige von Ghassan und Hira erwiederten Mohameds Schreiben mit Bitterkeit und Hohn. Am übelsten kam davon der Bote, den der Prophet an den Statthalter oder Vicekönig von Bossra sandte; er ward in Syrien, vielleicht mit, vielleicht auch ohne Vorwissen des kaiserlichen Statthalters ermordet. Aber die Pflicht der Blutrache erlaubte nun auch dem Mohamed nicht, diesen Mord geduldig zu ertragen. Um das Land zu verwüsten und den Tod des Erschlagenen zu rächen, sandte er also ein kleines Heer von dreitausend Mann nach der syrischen Grenze. Die heilige Fahne und mit dieser den Oberbefehl über das Heer gab Mohamed dem Said und, würde derselbe im Treffen fallen, dem Jaafar und wenn auch dieser Saids Loos theilen sollte, dem Abdallah; würde es endlich gar noch eines vierten Feldherrn bedürfen, so sollte das Heer berechtiget seyn, sich selbst einen Anführer zu wählen.

58. Bei Muta war Mohameds Bote ermor-

*) Die nämliche, von der weiter oben in einer Note schon die Rede gewesen, wegen welcher er sich mit seinen Weibern entzweite, und gegen seine eigenen Gesetze, das heißt, gegen die Gebote des Korans sich versündigte.

det worden, und bei dieser ungemein festen Stadt, dem Schlüssel zu Syrien, erwartete nun auch Said mit seinem Heere den Feind. Um einem feindlichen Einfall in ihr Gebiet zuvorzukommen, hatten die Römer in der Geschwindigkeit ihre Truppen zusammengezogen. Nur wenige Veteranen befanden sich unter denselben; größtentheils waren es neu geworbene, in der Eile zusammengeraffte Leute, verstärkt durch die Hülfsvölker einiger christlichen arabischen Emirs, aber an Zahl den Moslemen wenigstens drei bis viermal überlegen. Sobald Said das römische Heer zu Gesicht bekam, griff er es auch unverzüglich an. Aber von einem feindlichen Pfeile getroffen, fiel er schon bei dem ersten Angriffe fechtend in dem ersten Gliede, gleich einem gemeinen Soldaten. Jaafar ergriff nun die Fahne. Kaum hatte er sie mit der rechten Hand gefaßt, als diese ihm abgehauen ward. Er nahm sie in die linke, aber ein zweiter Hieb trennte auch die linke vom Körper. Mit den blutenden Stumpen hielt und drückte er nun die Fahne fest an seine Brust, bis ein dritter, ihm den Kopf spaltender Säbelhieb sie in die Hände des Abdallah brachte. „Vorwärts, meine Brüder," schrie Abdallah „muthig vorwärts, uns ist der Sieg oder das Paradies!" — Ein römischer Wurfspieß verhalf ihm zum Letztern. Ohne einen Auftrag dazu zu haben, ergriff jetzt Khaled das sinkende Panier. Neun Säbel zerbrachen in seiner Hand; seine Tapferkeit und sein Beispiel hielten den feindlichen Andrang zurück. Die Nacht trennte endlich die Streitenden. Die Moslemen hatten Viele der Ihrigen verloren; aber in dem nächtlichen Kriegsrath ward Khaled einstimmig zum Anführer gewählt. Noch vor Anbruch des Tages machte der eben so kriegskundige, als tapfere Khaled einige sehr zweckmäßige Bewegungen in eine der beiden feindlichen Flanken

[illegible] Linien verdünnend und daher sie ungee
[illegible]verlängernd, täuschte er die Römer, daß diese
[illegible], die Moslemen hätten in der Nacht bedeu-
[illegible]Verstärkung erhalten. Durch diesen Wahn
[illegible]ckt, wollten sie keine zweite Schlacht mehr
, zogen in unordentlicher Eile sich zurück.
[illegible]griff die Zurückziehenden an, tödtete ihnen
[illegible]ute, eroberte selbst einen Theil ihres Lagers
[illegible]epäckes, trat aber hierauf selbst sogleich sei-
[illegible]ückzug an. Ohne Khaled wäre das Heer der
[illegible]men vernichtet worden. Mit Ruhm, wie mit
beladen, kam er bei dem Propheten an; und
[illegible] ehrenvollen Beinamen: Schwert Got-
[illegible]erherrlichte nun Mohamed den Khaled und
heldenmüthigen Rückzug.

[illegible]9. Der heilige Krieg. Das Treffen bei
[illegible] hatte indessen keine weitere Folgen, und der
[illegible] zwischen den Römern und Arabiens Prophe-
[illegible]urd dadurch nicht gestört. Aber nun, nicht
beunruhiget über Mohameds seit zwei Jahren
[illegible]eheuer angewachsene Macht, zogen die Rö-
[illegible] zahlreiches, aus dem Kern ihrer Legionen be-
[illegible]s Heer an den Grenzen zusammen. Der
[illegible]t beschloß ihnen zuvorzukommen, und ohne
[illegible]n Schwierigkeiten und Gefahren, denen er
[illegible] gehen würde, ein Geheimniß zu machen,
[illegible]er feierlich den gegen die Römer beschlosse-
[illegible]ieg und nannte ihn den heiligen. Aber
[illegible]war man jetzt gerade mitten in der größten
[illegible]rhitze; zudem drückten Theuerung und Dürre
[illegible]nd, und die Dattel-Erndte und anderer Feld-
[illegible] war ganz nahe. Nur mit Widerwillen folg-
[illegible]smal die Moslemen der Fahne ihres Pro-
Viele einzelne und ganze Stämme baten
Erlaubniß, zu Hause bleiben zu dürfen.

Viele Andere blieben zurück, ohne diese Erlaubniß zu begehren; und Mohamed wagte es nicht, oder hielt es unter seiner Propheten Würde, sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Auch an Geld fehlte es dem Mohamed, um Zurüstungen zu machen, wie die Macht des Feindes, den er bekämpfen wollte, sie erforderte. Aber des Propheten vertrautere Freunde und alle Großen unter den Moslemen kamen ihm hierin mit verschwenderischer Freigebigkeit zu Hülfe. In der Größe der Opfer, die sie ihm brachten, suchten sie gegenseitig sich zu überbieten. Abu-Becr gab dem Mohamed Alles, was er an Werth besaß; eben so auch Al-Abas, und nach dem Verhältniß seines Vermögens jeder andere Befehlshaber oder Anführer in dem Heere. Aber vor Allen zeichnete Othmann sich aus. Dreihundert Kameele schenkte er dem Heere als Schlachtvieh, gab tausend Golddenaren in den Schatz, und warb noch auf eigene Kosten einige tausend Araber an, die er ebenfalls aus seinem eigenen Vermögen mit Waffen, Proviant und andern Kriegsbedürfnissen versah. Als Mohamed dieß hörte, soll er gesagt haben, daß Othmann das, was er jetzt gethan, in der Folge nicht bereuen würde *).

*) Man sieht, daß diese Worte Mohameds offenbar eine blos ganz gewöhnliche, bei ähnlichen Gelegenheiten häufig gebrauchte Redensart sind, die an sich keinen bestimmten, auf etwas Positives hindeutenden Sinn hat. Demungeachtet wollte man lange nachher, als Othmann endlich ebenfalls Chalif ward, auf seine Erhebung jene Worte Mohameds beziehen, und darauf den Beweis der, dem Propheten beiwohnenden Weissagungsgabe begründen. Wie lächerlich! Wenn man so verfahren will; so möchte es schwerlich je einen Menschen gegeben haben, oder auch jetzt noch geben, der auf diese Weise nicht wenigstens einmal in

seinem Leben ein in die Zukunft blickender Prophet gewesen wäre. — Aehnliche Bewandtniß hat es auch mit jener andern mohamedischen Weissagung, welcher der Engländer *Sale* und der Franzos *Boulainviller* und mehrere Andere eine noch ungleich größere Wichtigkeit beilegen. Als nämlich die Waffen der Römer, in dem langen vier und zwanzigjährigen römisch-persischen Kriege, anfänglich überall jenen der Perser weichen mußten; soll Mohamed vorausgesagt haben, daß die Römer am Ende dennoch die Sieger seyn würden. Um diese Weissagung gehörig zu würdigen, darf man nur, mit etwas mehr Unbefangenheit als Herr Sale und Consorten, die sie begleitenden Nebenumstände prüfen. Als Chosrous Macht durch seine anfänglichen Siege über die Römer auf das höchste gestiegen war, fürchteten Mohameds Anhänger, daß dessen zahlreiche und angesehene Feinde ihren Propheten endlich wohl bei dem mächtigen persischen König anklagen dürften. Um sie zu beruhigen, tröstete sie Mohamed mit den Worten: *daß die Griechen doch gewiß am Ende* (wie schon einigemal geschehen) *wieder Sieger seyn würden*. Uebrigens setzte er sehr weislich hinzu, stünden Beides, die Gegenwart wie die Zukunft in den Händen der Allmacht. Als auf diese Worte hin der schwärmerische, auch das tollste und selbst, wie wir gesehen, Mohameds nächtliche Reise in den Himmel steif und fest glaubende Abu-Becr eine Wette von zehen Kameelen eingehen wollte, daß die Römer schon in zwei Jahren die Perser besiegen würden; so hielt ihn Mohamed davon ab, und sagte ihm, daß, wenn er durchaus wetten wollte, er wenigstens eine längere Zeitbestimmung, ungefähr *auf neun Jahre* festsetzen müßte. Die Sachen möchten nun kommen, wie sie wollten; so hatte der schlaue und, wie jeder kluge Mann, Vieles von der Zeit erwartende Prophet seinen Zweck erreicht. Seine Anhänger waren für jetzt getröstet und ohne Furcht; und traf auch seine Vorhersagung nach neun Jahren nicht ein; so konnte ihm wenig daran gelegen seyn; da er wohl wissen mußte, daß alsdann, bei der ganz unmäßigen, beinahe ganz Asien, einen Theil Afrikas und

60. Auf diese Weise von seinen schwärmerischen Anhängern unterstützt, hatte Mohamed in wenigen Tagen zwanzigtausend Mann Fußvolk und

---

Indiens beherrschenden Macht Chosrous, es wahrscheinlich mit seinem Apostelamt bald am Ende seyn würde. Endlich müssen wir noch bemerken, daß die einzige Gewährleistung, welche wir über diese vorgebliche, und an sich schon höchst zweideutige, weil auf Schrauben gesetzte Prophezeihung haben, blos in dem dreißigsten Kapitel des Korans enthalten ist. Aber bekanntlich ward der Koran erst zwei Jahre nach Mohameds Tod, mithin acht Jahre nach dem hier in Sprache liegenden Ereigniß, unter Abu-Becrs Regierung gesammelt, und zwar theils aus vorhandenen Blättern, theils auch aus mündlichen Ueberlieferungen Jener, welche den Koran, oder wenigstens Vieles von demselben auswendig zu wissen behaupteten; und dieser Traditionen, die alle auf einen ehrenvollen Platz in dem Koran einen Anspruch machten, waren es so viele, daß, wenn Abu-Becr ihnen nicht eine Schranke gesetzt hätte, das vom Himmel gekommene Buch einen ganz ungeheuren Zuwachs an Suren, oder Kapiteln erhalten haben würde. Welche Beschaffenheit es mit diesen mündlichen Traditionen gehabt haben mag, dieß thut sich, bei der bekannten, kindischen Neigung der Araber zum Wunderbaren, und ihrem ängstlichen Bestreben; ihren Propheten durch allerlei erdichtete Wunderwerke und wunderbare Prophezeihungen zu verherrlichen, schon so ziemlich unumwunden von selbst kund. Welchen Glauben verdienen Jene, die in allem Ernste der Welt erzählen, daß ihrem Herrn Mohamed auf seiner Reise von Mecca nach Medina alle Bäume entgegen kamen, und in tiefster Ehrfurcht ihr unterthänig-gehorsamstes Compliment ihm machten? Und solche mohamedische Vorhersagungen, oder vielmehr solches unverbürgte, in den Tag hinein geschickte Gewäsch will man nun mit den, alle innere und äußere Merkmale der Göttlichkeit tragenden Weissagungen der heiligen Schrift zusammenstellen. O, des Aberwitzes ohne Maaß und Ziel!

zehntausend Reiter unter seinen Fahnen. Mit diesem Heere zog Mohamed, und zwar zum letztenmale in eig[illegible]erson gegen Balka, die syrische Grenzfeste, [illegible] Römer zahlreiches Heer im Lager stand. Bevor er Medina verließ, gab er seiner Familie den Ali, während seiner Abwesenheit zum Vorstand, ernannte ihn zu seinem Stellvertreter in der Regierung und, wie Einige erzählen, sogar zum Kaliphen, das heißt, zu seinem Nachfolger in der geistlichen und weltlichen Herrschaft. Der Zug ging durch das Thal El-Hedschr. Aber unsäglich waren die Beschwerden und Mühseligkeiten, denen das Heer, ohne zu kämpfen, beinahe unterlag. Der Wüste glühende Sonnenhitze, ihre erschlaffenden, halb tödtenden vergifteten Winde, und der unerträgliche brennende Durst in einer öden, völlig wasserlosen Sandwüste. Um nicht zu verschmachten, war man gezwungen, die Kameele zu tödten, um sich mit dem, von diesen Thieren in ihrem, einem Magen ähnlichen Behältniß aufbewahrten Wasser zu laben. Allgemein war das Murren in dem Heere, dem Mohamed weiter nichts entgegen zu setzen wußte, als einige seiner gewöhnlichen Alfanzereien von Legionen unsichtbarer Engel, die das Heer begleiteten und daß Gott jetzt blos der Moslemen festen Glauben und Standhaftigkeit prüfen wollte. Nach vielen ausgestandenen Drangsalen und den beschwerlichsten Märschen langte man endlich bei der, drei Tagreisen von Syriens Grenzen, gelegenen Stadt Tabuc an. Fruchtbar war die Gegend, reich an Oel- und Palmbäumen, und das Heer lagerte in schattigen Hainen und unter einer Menge wasserreichen Quellen und Bäche. Zwanzig Tage hielt Mohamed sich bei Tabuc auf. Aber die in der großen Wüste ausgestandenen, seinem Heere oft Untergang drohenden Beschwerden und

Drangsalen und die damals sichtbare Muthlosigkeit seiner Moslemen hatten den Eroberer indessen zu mehrerer Besonnenheit gebracht. Er berechnete die langen, nicht minder beschwerlichen Märsche durch die syrischen Wüsten. Er kannte das Land und dessen Localitäten. Er mußte befürchten, daß die Römer, im Zurückziehen, die ganze Gegend verheeren und die Einwohner sammt aller ihrer beweglichen Habe in die vielen, wohl befestigten Städte Syriens in Sicherheit bringen würden. Er sah die Gefahren voraus, denen er unbesonnen entgegen gehen würde, wenn er, von Feinden umgeben, und wegen Mangel an Belagerungsgeschütze außer Stande, sich dieser Festungen schnell zu bemächtigen, nur mit einem abgematteten muthlosen Heere, in einem von Subsistenzmitteln völlig entblößten Lande, ein wohl gerüstetes, im Kriege geübtes, von erfahrnen Feldherren geführtes, ihm an Zahl wenigstens dreimal überlegenes Heer zu bekämpfen haben würde. Diese Betrachtungen flößten ihm friedlichere Gesinnungen ein; er machte sie seinem Heere bekannt, schrieb von Tabuc aus an Heraklius einen, in den gemessensten, schonungsvollsten Ausdrücken abgefaßten Brief, in welchem er den Kaiser, blos *dessen eigenen Bestens* wegen, noch einmal freundlichst ermahnte, die Stimme eines Propheten zu hören, und sammt seinen Völkern sich zu dem Islam zu bekehren. Er rief hierauf den Khaled zurück, der einstweilen die ganze Gegend verwüstet und weit umher den Schrecken seines Namens verbreitet hatte. Khaled stieß also wieder zu dem Heere; aber den vielen Gefangenen, welche er mitbrachte, schenkte der nun plötzlich friedlich gesinnte Prophet sämmtlich die Freiheit; und trat mit seinem Heere den Rückzug an.

Der heilige Feldzug war demnach offenbar ... der Zweck desselben gänzlich verfehlt. Aber ... Entschädigung dafür fand Mohamed in ...unterwerfung aller kleinern oder größern arabi... Stämme, Fürsten, Emirs und Städte, von ...ündung des Euphrats bis in die innerste ... des arabischen Meerbusens. Alle erschienen, ... Mohameds Aufenthalt bei Tabuc, theils ...son, theils durch Abgeordnete vor dem Thron ...ropheten. Die mehrsten derselben waren Chri... Aber Mohameds Staatsklugheit machte es ... Gesetze, das zahlreiche Christenvolk, so ...öglich für sich zu gewinnen und gegen die ...ekte, über den halben Erdkreis verbreitete Re... ...ungleich mehr Achtung und Schonung zu be... ... als gegen die schwachen, in Arabien zer... ... größtentheils ganz isolirten heidnischen ...me. Die christlichen Fürsten und Emirs fan... ...demnach im Lager des Propheten eine ungemein ...liche Aufnahme. Mohamed schloß mit ihnen ...äge, in welchen er ihnen und ihren Untertha... ...einen Schutz und vollkommene Handelsfreiheit ... alle Provinzen Arabiens zusicherte; wogegen sie ...Seits sich zu Entrichtung eines, mit der Größe ... Gebieters im Verhälteiß stehenden, jährlichen ... verpflichteten. Einigen machte Mohamed ...ansehnliche Geschenke. Dem Yoanna (Jo... ... Ebn-Rawba, Fürsten von Ailah, z. B. ... er einen kostbaren Mantel, den nachher ei... ...ner folgenden Kailphen von Yoannas Erben ...dreitausend Goldstücken kaufte, als eine un... ...bare Reliquie sorgfältig bewahrte, bis er end... ... in die Hände der türkischen Kaiser kam, von ...en, wie Abulfeda versichert, Sultan Murat, ... der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhun... den Thron bestieg, (1574) einen ganz eige...

bräuche, und machte alles, was er jetzt selbst beobachtet hatte, auf ewige Zeiten zur bindenden Norm für alle nach Mekka wallenden Pilger. Da Mohamed nachher Mekka nie wieder sah, so wird diese Wallfahrt von den Moslemen Haddschet-El-Weda, das ist, die Abschiedswallfahrt genannt.

65. Mit dem eilften Jahre der Hedschre schloß sich endlich Mohameds leider nur zu merkwürdige, größtentheils blutige, unselig thatenreiche Laufbahn. Seit einiger Zeit fühlte er schon eine Abnahme seiner Kräfte; aber trotz seines kränkelnden Zustandes und immer zunehmenden Uebelbefindens ordnete er doch noch einen neuen Heereszug gegen Syriens Grenzen und übertrug den Oberbefehl über das Heer dem zwanzigjährigen Osama, Sohn seines geliebten, in der Schlacht bei Muta gefallenen Said. Bald darauf ward er in der Wohnung der Zainab, einer seiner Frauen, von einem, mit einem schleichenden Fieber verbundenen, sehr schmerzhaften Kopfweh überfallen. Noch heftiger ward das Uebel am folgenden Tage, an welchem er sich in das Haus der Maimuma begab. Hier erhielt er Nachricht von der Empörung zweier sehr angesehenen mächtigen Araber, die mit Verwerfung des Islams sich ebenfalls zu Propheten Gottes, mithin zu Mohameds Nebenbuhlern aufgeworfen hatten. Ungeachtet seiner beinahe unerträglichen, von einem heftigen Fieber begleiteten Kopfschmerzen, fertigte er dennoch an demselben Tage an Einige seiner vertrautesten Anhänger geheime Befehle aus, die beiden Abtrünnigen entweder durch schnell wirkendes Gift, oder durch das Schwert aus dem Wege zu räumen *).

*) Mit dem Einen gelang es; nicht aber mit dem Andern Die beiden Araber, welche, weil sie das Propheten-

Er ließ hierauf den Osama rufen, überreichte ihm die heilige Fahne und drang so sehr auf schleunigen Abmarsch des Heeres, daß Osama noch an demselben Abend von Medina aufbrach, aber schon bei dem nur ungefähr dreiviertel Stunden von der Stadt gelegenen Flecken Giorf sein Lager aufschlug.

66. Wohlthätigkeit war von den urältesten Zeiten her ein National-Charakterzug der Araber, und es war gleichsam bei ihnen zur Sitte geworden,

---

gewerb nicht für ein, blos dem Mohamed ausschließlich octroyirtes Monopol hielten, es ebenfalls treiben wollten, hießen Mosleima und Aswad. Der Erstere war Oberhaupt des Stammes Honeifa und wohnte in der Provinz Yaman. Der Andere war Fürst des Stammes Ans, den er nebst noch einigen andern arabischen Stämmen als ein ziemlich mächtiger Emir beherrschte. Aswad wurde von zweien seiner geheimen Feinde, Namens Kais und Firuz, mit Hülfe einiger Araber von Hamdan in seinem eigenen Hause ermordet. Um die That zu vollbringen, mußten sie Aswads Weib in ihr Interesse ziehen. Dies gelang ihnen. Das Weib öffnete ihnen in der Nacht die Thüre des Hauses und dann auch des Gemaches, worin Aswad schlief. Als dieser von Mördern sich überfallen sah, fing er ganz fürchterlich an zu brüllen. Sogleich eilten Wache und Sclaven herbei, um ihrem Herrn zu Hülfe zu kommen. Aber Aswads Gattin stand vor der Thüre und sagte ihnen, daß ihr Gemahl jetzt gerade von Engeln instruirt werde, und göttliche Offenbarungen erhalte, daher er auch in so heftige Bewegungen gerathe. Ehrfurchtsvoll gingen sogleich Wache, Sclaven und Diener wieder fort. Das Nämliche thaten gleich darauf auch die Mörder, jedoch mit dem Kopfe des verunglückten Propheten unter dem Arm. — Mosleima war gegen die, auch auf ihn lauernden Mörder besser auf seiner Hut. Sein Unwesen trieb er noch mehrere Monate, sammelte große Heeresmacht und ward erst unter Abu-Becrs Regierung in offener Feldschlacht besiegt und getödtet.

ward doch seit Mohameds Tod in ganz Arabien keine andere als die von ihm gepredigte Religion geduldet.

Welchem Mufti ist es noch je eingefallen, in dem Divan einen Gesetzvorschlag zu machen, wie erst unlängst in der Hessen-Darmstädtischen Stände-Versammlung ein Deputirter, gewiß nicht ohne tiefe Kränkung mancher vernünftiger, und gerechter denkenden Mitglieder, ihn gemacht und die Berichterstattungs-Commission für eine weitere öffentliche Discussion vollkommen geeignet gefunden hat? Kann man den Unsinn, oder freche Anmaßung weiter treiben, als eine, schon seit achtzehen hundert Jahren in der katholischen Kirche bestehende, und von dem dritten Jahrhundert an, in einer Reihe von Concilien in allen drei Welttheilen, auf das neue bestätigte und in Kraft gesetzte apostolische Constitution zum Gegenstand der ständischen Berathung eines nicht-katholischen Staates zu machen? Hat jener ständische Deputirte, der durch ein Gesetz den Cölibat der katholischen Geistlichkeit aufgehoben wissen will, auch daran gedacht, daß die Stände mit diesem Gesetze zugleich die Summen votiren müßten, welche die Errichtung einer zahlreichen Gensd'armerie erfordert, um das, Gott sey Dank, noch katholische Volk mit Gewalt in die Kirchen, Beichtstühle und zu den Altären solcher verheiratheter, und daher jetzt nicht mehr katholischer Geistlichen zu führen? Hat er ferner erwogen, daß, wenn es wirklich in dem Großherzogthum unwürdige, ihrem Berufe untreue Geistliche gäbe, die, weil von ihren entzügelten Begierden übermannt, Weiber sich beilegen sollten, das katholische Volk aus den unreinen Händen solcher gegen die Kirche und ihre Gebete sich empörender Neuerer die Spendung der heiligen Sacramente gar nicht würde annehmen wollen, daß demselben daher die Möglichkeit, sich dem Tische des Herrn zu nahen, entzogen, es also nicht blos in der Ausübung seiner Religion gestört, sondern ihm eben diese Religion völlig geraubt würde. Bei den Katholiken ist das heilige Abendmahl nicht blos eine, nur in Ceremonien bestehende Gedächtnißfeier zum Andenken eines gewissen Ereignisses. Es ist weit mehr, es ist das höchste my-

[redacted]

In Ansehung des zweiten Punktes, so enthält dieser den Erklärungs-Grund, warum auch jetzt, wie zu jeder Zeit, alle Renegaten in dem türkischen Reiche, wie man zu sagen pflegt, so schnell ihr Glück machen, und gewöhnlich in kurzer Zeit zu den angesehensten und einträglichsten Aemtern und

---

sterium fidei catholicae; es ist das heilige Band, welches alle Glieder der katholischen Kirche unter sich, und mit Jesu Christo, ihrem göttlichen Erlöser geistig und leiblich unauflöslich vereiniget. Ohne Spendung der heiligen Sacramente gibt es keine katholische Religion; aber, wir wiederholen es, von den unlautern, besudelten Händen verheiratheter, gegen ihre Kirche sich empörender Priester kann diese Spendung nicht angenommen werden; kein Katholik darf dazu beitragen, daß solche Frevler das Heiligste entweihen, vielleicht gar den höchsten Segen in Fluch verwandeln. — — Aber wie würde ein solcher Umsturz der katholischen Religion sich wohl mit jenen staatsrechtlichen Verbindlichkeiten vertragen, welche in der Periode der Ländertheilung, oder besser der Länder-Devastation, alle protestantische Fürsten, welchen katholische Länder zugetheilt wurden, öffentlich eingegangen sind? — Wenn jenen Gesetzmachern der Cölibat so anstößig ist, warum sorgen sie nicht vor allem dafür, daß die kärglich und sparsam besoldeten Beamten, die daher nicht vermögend sind, Frau und Kinder zu ernähren, bald möglichst in Stand gesetzt werden, zur Ehe zu schreiten? Warum werden in großen und kleinen Heeren so viele Tausende, und zwar in der vollen Kraft ihres Lebens, nicht zu einem selbstgewählten (wie bei den katholischen Geistlichen) sondern zu einem, ihnen von Außen aufgelasteten Cölibat gezwungen? — Welche Folge jener alberne Gesetzvorschlag haben mag, können wir jetzt, da wir dieses schreiben, noch nicht wissen; aber höchst wahrscheinlich wird die, bisher stets so geräuschlos fortschreitende, weise und besonnene großherzogliche Regierung, auf einen solchen, blos von einer leidenschaftlichen Persönlichkeit herrührenden, sinnlosen Gesetzvorschlag gar nicht eingehen.

Würden in dem Staate befördert werden. Was endlich den dritten Punkt betrifft; so liegt darin ein etwas tiefer versteckterer Sinn, der durchaus einer nähern, richtigern Deutung bedarf. — Mohameds und seiner Schüler Gebet ist ein ganz anderes Gebet, als jenes der Christen. Bei den Bekennern des Korans ist es unmittelbarer, für sich bestehender Zweck, mithin überall nur Lippengebet; bei den demüthigen Schülern des Evangeliums aber ist es blos Mittel zu einem noch ungleich höhern, erhabenern Zweck. Durch das Gebet wird der betende Christ in die unmittelbare Gegenwart des Ewigen versetzt, der heilige Geist betet dann mit ihm, in ihm und für ihn; er versenkt sich in heilige, begeisternde Betrachtungen der unendlich vollkommenen, unendlich liebenswürdigen Eigenschaften seines Gottes, und somit sich in jenem unendlichen göttlichen Licht, das nicht nur seinen Geist erleuchtet, sondern auch sein Herz zu glühender, alles Irdische verzehrender Liebe zu Gott entflammt. Aber um so beten zu können, bedarf es eines lautern und einfältigen Herzens und, was eine Folge davon ist — denn nur reine Augen können Gott nicht schauen — einer richtigen Erkenntniß Gottes, mithin ganz anderer Begriffe von Gott, als jene, welche von seinem Allah Mohamed seinen bethörten Anhängern und deren Nachkommen beizubringen wußte. Des schlauen und staatsklugen Heuchlers strenges Gebot eines täglichen, fünfmaligen, zu gewissen Zeiten zu verrichtenden Gebetes hatte offenbar keinen andern Grund, als dem, durch eine falsche Religion theils schon gegründeten, theils noch zu gründenden Reiche durch eben diese Religion sichern Bestand und feste Dauer zu verschaffen. Der Moslem nämlich sollte durch das tägliche, öftere, größtentheils aus Sprüchen des Korans bestehende,

mit mancherlei Grimassen verbundene Gebet stets an eben dieses mohamedische Gesetzbuch erinnert, das Andenken an Den, der es gegeben, sowie an dessen politische und kirchliche Gesetze und Institutionen täglich erneuert, lebendig erhalten und er selbst in den, von dem listig-klugen Propheten ihm gezogenen engen Kreis von frömmelnden Ceremonien und andächtelnden, aber den Geist völlig erstickenden, religiösen Kleinkrämereien nach und nach so fest gebannt werden, daß endlich, wie es auch der Erfolg erwies, gar keine Erlösung daraus für ihn mehr möglich werden könnte.

67. Indessen vermehrte sich mit jedem Tage die Krankheit des Propheten. Endlich warf sie ihn auf das Krankenlager, und nun erhielt er von der Gefälligkeit seiner Frauen, daß ihm gestattet ward, in der Wohnung und in dem Gemach der Ayescha, der geliebtesten seiner Weiber, der er daher auch vorzüglichere Pflege zutraute, von jetzt an zu bleiben. Wenn sein Zustand nur einigermaßen erträglich war, sprach er mit seinen ihn umgebenden Frauen und seiner Tochter Fatime, die beinahe sich gar nicht mehr von ihm trennte, über religiöse Gegenstände, das heißt, er unterhielt sie mit Erzählungen von albernen Wundern und erlogenen Engelerscheinungen, vermischte jedoch diese, freilich an sich schon nicht sehr ernsten Gespräche auch jetzt noch bisweilen mit einigem Scherze. Aber bei allem dem ward das Fieber immer heftiger, und die Glut, die ihn verzehrte, stieg endlich auf einen solchen Grad, daß Niemand auch nur einige Minuten lang die Hand auf seinen Kopf oder Magen legen konnte. Jammernd rief er jetzt in seinen Qualen aus: „Noch „nie hat ein Prophet Martern, wie ich sie leide, „erduldet!“ Man hätte ihm antworten können:

„auch nie hat ein Prophet so viel und so frevelhaft gelogen, wie Du.“ — In dem Uebermaß der Schmerzen befahl er seinen Frauen, mehrere Eimer kalten Wassers über ihn und seinen ganzen Leib zu gießen. Dieser Befehl ward befolgt, und die verzweifelte Cur that eine so unerwartet gute Wirkung, daß er das Bett verlassen, in die Moschee gehen und das tägliche Gebet öffentlich verrichten konnte. Um das Volk in dem Wahne, in den er es gestürzt, ja recht zu erhalten und wo möglich, es noch tiefer hinein zu stürzen, sagte er ihm am Schluß des Gebetes, daß Gott seinem Diener die Wahl gelassen, noch länger auf Erden zu bleiben, oder zu Ihm zu kommen, und daß der Diener das Letztere gewählt habe. Der schon bejahrte Abu-Becr brach in lautes Schluchzen aus, und eben so laut weinte das bethörte Volk mit dem, gleich seinem Herrn und Meister, nicht minder verschmitzten Graukopf.

68. Aber das Ende des merkwürdigen, in seiner Art einzigen Gaukelspiels nahte jetzt heran. Als Mohamed in Ayeschas Gemach wieder zurückgekommer war, sank er ganz entkräftet auf sein Lager, und sein bisheriges heftiges Kopfweh ging nun in eine förmliche, mit immer häufiger eintretendem Wahnsinn verbundene Hirnentzündung über. Jetzt kam Osama mit mehrern der Vornehmsten des Heeres aus dem Lager, um sich nach dem Befinden des Propheten zu erkundigen. Mohamed vermochte kaum, einige sie segnende Verse des Korans über Osama und dessen Begleiter auszusprechen; unverzüglich schickte er sie wieder in das Lager. Aber der, obgleich erst zwanzigjährige Anführer war zu klug, um mit dem Heere abzuziehen, in einem Augenblicke, wo des Propheten nicht mehr zu bezweifelnder Tod

bald die Gegenwart aller Häupter der Moslemen nothwendig machen würde. Die Expedition ward auf mehrere Monate hinausgesetzt.

69. Gänzlich entkräftet, und auf Augenblicke schon seines Bewußtseyns beraubt, war Mohamed gezwungen, einen Andern an seiner Statt in der Moschee das öffentliche Gebet vor dem Volke verrichten zu lassen. Diesen Auftrag gab er dem Abu-Becr, und schien dadurch ihn gleichsam als seinen Nachfolger zu bezeichnen. Aber kaum hatte dieser sich entfernt, als eine neue Furie, der Eifersucht quälender Argwohn den Kranken ergriff. Unerträglich war ihm der Gedanke, daß, während er noch lebte, schon ein Anderer die Augen des Volkes auf sich ziehen sollte. Seine letzten Kräfte zusammenraffend, erhob er sich von seinem Lager, und auf Alis und Abdallahs Schultern gestützt, schleppte er sich halb bewußtlos nach der Moschee, sank auf den Predigtstuhl nieder, und sagte mit leiser, gebrochener Stimme dem Abu-Becr die Gebets-Formeln vor, die dieser hierauf laut dem versammelten Volke vorsprechen mußte. Nach seiner Wohnung wieder zurückgebracht, fiel er in eine anhaltende Geistes-Abwesenheit. Aber auch im Tode noch ein Lügner wie im Leben, phantasirte er von nichts, als von Gabriels freundlichen Besuchen, und allerlei Engelerscheinungen; er sagte zu seinen Umgebungen, daß Azariel, der Engel des Todes vor seiner Thüre erschienen sey, jedoch in der Stellung eines demüthig Bittenden, und eingelassen zu werden begehrt, worauf er im Tone eines Gebieters ihm hereinzutreten befohlen habe. Ehrfurchtsvoll stehe jetzt dieser Engel in einer Ecke des Gemachs und erwarte seinen Wink; denn der Herr des Himmels habe demselben ausdrücklichen Befehl ertheilt, nicht eher, als bis der Pro-

demüthigen Schülern des Evan
blos *Mittel* zu einem noch
habenern Zweck. Durch das
tende Christ in die unmittelb
Ewigen versetzt, der heilige G
ihm, in ihm und für ihn; er
lige, begeisternde Betrachtungen
kommenen, unendlich liebenswü
seines Gottes, und sonnet sich i
göttlichen Licht, das nicht nur
tet, sondern auch sein Herz zu
Irdische verzehrender Liebe
Aber um so beten zu können, b
tern und *einfältigen* Herze
Folge davon ist — denn unreine
nicht schauen — einer *richtig*
Gottes, mithin ganz *anderer* E
als jene, welche von seinem Alla
bethörten Anhängern und deren
bringen wußte. Des schlauen und
lers strenges Gebot eines täglichen
gewissen Zeiten zu verrichtenden (
bar keinen andern Grund, als
falsche Religion theils schon gear

urrungen des Al-Abas vermochten
ther zu beruhigen, bis endlich Abu-
endes Ansehen den Ausschlag gab.
ie Wahrheit der Worte des Al-Abas,
as Aussagen sich stützend, versicherte
der Prophet habe selbst einigemal in
und noch kurz vor seinem Tode seinen
, daß er gleich jedem andern Men-
werde.

dieser Punkt berichtiget war, erhob sich
noch lebhafterer Zwist über die Frage,
phet begraben werden sollte. Die Mec-
pteten, daß in Mecca, wo die Wiege
ten gestanden, auch dessen Gebeine ruhen
Diesem widersprachen die Medinenser.
a, sagten sie, den Apostel Gottes ver-
be es sich aller seiner Rechte an ihn ver-
acht und diese seyen auf Medina, die
iebenen und Geächteten aufgenommen, von
gen übergegangen. Eine dritte Parthei
erusalem vor, weil dort, wie sie sagten,
er aller frühern Propheten zu finden wären.
er entschied die einflußreiche, sich gerne in
gelegenheiten einmischende Ayescha; sie erklärte,
ied, ihr Gemahl habe den Boden von Me-
seiner Ruhestätte gewählt, auch selbst vor
Tode, wegen seines Begräbnisses das Nöthige
net.

3. Aber ein noch dringenderes Geschäft, als die Be-
ung des Verstorbenen, war die Wahl eines neuen
phen. Geburt, Charakter, Tapferkeit und Ver-
ste jeder Art gaben unstreitig Fatimens Gemahl,
liebenswürdigen Ali, die gerechtesten Ansprüche
den erledigten Thron. Aber Regierungseifer-

phet es ihm gebieten werde, dessen Seele vom Leibe zu trennen. Immer schwächer und schwächer ward indessen seine Stimme. Der Todeskampf begann; er fing an röcheln, und gab endlich nach einer halben Stunde, mit dem Kopfe auf Ayeschas Schoos liegend, gegen die Mittagsstunde den Geist auf. (17. Juni 632). — Als Mohamed starb, hatte er 63 Jahre gelebt, und zehn Jahre theils über Arabien zu herrschen gesucht, theils wirklich darüber geherrscht.

VI.

1. Verschiedenheit der Meinung erzeugte nach Mohameds Tod mancherlei Spaltungen unter seinen Anhängern. Zuerst stritt man darüber, ob er auch wirklich gestorben sey. Omar drohete, jedem den Kopf zu spalten, der es wagen würde zu sagen, Mohamed sey todt. Gleich Isa (Jesus) habe ihn Gott von der Welt hinweggenommen, und die vor ihnen liegende Leiche sey ein fremder, nur jenem des Apostels Gottes ähnlicher Körper. Auch, glaubte Omar, wäre es möglich, daß Mohamed, wie einst Moises, blos hingegangen sey, um wieder mit Gott von Angesicht zu Angesicht zu reden, und daß in diesem Falle seine Seele ebenfalls nach vierzig Tagen wieder in ihren Körper zurückkehren und denselben auf das neue beleben werde. Von dem tollen Schwärmer aufgeregt, strömte alles Volk aus Medina herbei, erhob lautes Geschrei, und widersetzte sich der Beerdigung ihres blos todt scheinenden Propheten. Um den Tumult zu stillen, trat Al-Abas, Mohameds Onkel vor das Volk, und betheuerte bei dem, in dessen Händen seine Seele wäre, daß der Prophet wirklich gestorben sey.

Aber alle Betheurungen des Al-Abas vermochten nicht, die Gemüther zu beruhigen, bis endlich Abu-Becrs überwiegendes Ansehen den Ausschlag gab. Er zeugte für die Wahrheit der Worte des Al-Abas, und auf Ayeschas Aussagen sich stützend, versicherte er dem Volke, der Prophet habe selbst einigemal in seinem Leben und noch kurz vor seinem Tode seinen Frauen gesagt, daß er gleich jedem andern Menschen sterben werde.

2. Als dieser Punkt berichtiget war, erhob sich ein neuer, noch lebhafterer Zwist über die Frage, wo der Prophet begraben werden sollte. Die Meccaner behaupteten, daß in Mecca, wo die Wiege des Propheten gestanden, auch dessen Gebeine ruhen müßten. Diesem widersprachen die Medinenser. Weil Mecca, sagten sie, den Apostel Gottes vertrieben, habe es sich aller seiner Rechte an ihn verlustig gemacht und diese seyen auf Medina, die den Vertriebenen und Geächteten aufgenommen, von Rechtswegen übergegangen. Eine dritte Parthey schlug Jerusalem vor, weil dort, wie sie sagten, die Gräber aller frühern Propheten zu finden wären. Auch hier entschied die einflußreiche, sich gerne in alle Angelegenheiten einmischende Ayescha; sie erklärte, Mohamed, ihr Gemahl habe den Boden von Medina zu seiner Ruhestätte gewählt, auch selbst vor seinem Tode, wegen seines Begräbnisses das Nöthige verordnet.

3. Aber ein noch dringenders Geschäft, als die Beerdigung des Verstorbenen, war die Wahl eines neuen Kaliphen. Geburt, Charakter, Tapferkeit und Verdienste jeder Art gaben unstreitig Fatimens Gemahl, dem liebenswürdigen Ali, die gerechtesten Ansprüche auf den erledigten Thron. Aber Regierungseifer-

phet es ihm gebieten werde, dessen Seele vom Leibe zu trennen. Immer schwächer und schwächer ward indessen seine Stimme. Der Todeskampf begann; er fing an röcheln, und gab endlich nach einer halben Stunde, mit dem Kopfe auf Ayeschas Schoos liegend, gegen die Mittagsstunde den Geist auf. (17. Juni 632). — Als Mohamed starb, hatte er 63 Jahre gelebt, und zehn Jahre theils über Arabien zu herrschen gesucht, theils wirklich darüber geherrscht.

VI.

1. Verschiedenheit der Meinung erzeugte nach Mohameds Tod mancherlei Spaltungen unter seinen Anhängern. Zuerst stritt man darüber, ob er auch wirklich gestorben sey. Omar drohete, jedem den Kopf zu spalten, der es wagen würde zu sagen, Mohamed sey todt. Gleich Isa (Jesus) habe ihn Gott von der Welt hinweggenommen, und die vor ihnen liegende Leiche sey ein fremder, nur jenem des Apostels Gottes ähnlicher Körper. Auch, glaubte Omar, wäre es möglich, daß Mohamed, wie einst Moises, blos hingegangen sey, um wieder mit Gott von Angesicht zu Angesicht zu reden, und daß in diesem Falle seine Seele ebenfalls nach vierzig Tagen wieder in ihren Körper zurückkehren und denselben auf das neue beleben werde. Von dem tollen Schwärmer aufgeregt, strömte alles Volk aus Medina herbei, erhob lautes Geschrei, und widersetzte sich der Beerdigung ihres blos todt scheinenden Propheten. Um den Tumult zu stillen, trat Al-Abas, Mohameds Onkel vor das Volk, und betheuerte bei dem, in dessen Händen seine Seele wäre, daß der Prophet wirklich gestorben sey.

Aber alle Betheurungen des Al-Abas vermochten nicht, die Gemüther zu beruhigen, bis endlich Abu-Becrs überwiegendes Ansehen den Ausschlag gab. Er zeugte für die Wahrheit der Worte des Al-Abas, und auf Ayescha's Aussagen sich stützend, versicherte er dem Volke, der Prophet habe selbst einigemal in seinem Leben und noch kurz vor seinem Tode seinen Frauen gesagt, daß er gleich jedem andern Menschen sterben werde.

2. Als dieser Punkt berichtiget war, erhob sich ein neuer, noch lebhafterer Zwist über die Frage, wo der Prophet begraben werden sollte. Die Meccaner behaupteten, daß in Mecca, wo die Wiege des Propheten gestanden, auch dessen Gebeine ruhen müßten. Diesem widersprachen die Medinenser. Weil Mecca, sagten sie, den Apostel Gottes vertrieben, habe es sich aller seiner Rechte an ihn verlustig gemacht und diese seyen auf Medina, die den Vertriebenen und Geächteten aufgenommen, von Rechtswegen übergegangen. Eine dritte Parthei schlug Jerusalem vor, weil dort, wie sie sagten, die Gräber aller frühern Propheten zu finden wären. Auch hier entschied die einflußreiche, sich gerne in alle Angelegenheiten einmischende Ayescha; sie erklärte, Mohamed, ihr Gemahl habe den Boden von Medina zu seiner Ruhestätte gewählt, auch selbst vor seinem Tode, wegen seines Begräbnisses das Nöthige verordnet.

3. Aber ein noch dringenders Geschäft, als die Beerdigung des Verstorbenen, war die Wahl eines neuen Kaliphen. Geburt, Charakter, Tapferkeit und Verdienste jeder Art gaben unstreitig Fatimens Gemahl, dem liebenswürdigen Ali, die gerechtesten Ansprüche auf den erledigten Thron. Aber Regierungseifer-

„das neue blutigen Zwist unter den Moslemen er„regen wollte.“ — Ali, der, wäre er nicht Mohameds Zögling und Schüler gewesen, auf den Namen eines Weisen Anspruch machen könnte, kam nun ohne alle Begleitung heraus, machte dem Gespräche ein Ende, ging ohne zu zögern, zu Abu-Beer, begrüßte ihn als Beherrscher der Gläubigen und huldigte ihm, anfänglich zwar blos mit dem Munde, aber bald auch mit dem Herzen, nämlich nach dem, wenige Monate darauf erfolgten Tod seiner, durch Abu-Beers Wahl nicht wenig gekränkten Gemahlin.

4. Das Wahlgeschäft hatte Mohameds Beerdigung um drei Tage verzögert. Der Körper fieng an zu schwellen, für das noch immer zweifelnde Volk ein neuer Beweis von dem wirklichen Tode seines Propheten, aber der Geruch, den der Leichnam verbreitete — wahrscheinlich stinkend und faulend — übertraf, wie die arabischen Geschichtschreiber versichern, an Süße und Annehmlichkeit alle Gewürze des glücklichen Arabiens. Unter ein prächtiges, vor dem Sterbehaus aufgeschlagenes Zelt ward der entseelte Körper gebracht. Die Aufsicht über die, jetzt vorzunehmenden heiligen Waschungen ward dem Ali übertragen; Diejenigen, die diesem Geschäfte sich unterzogen, mußten aus Ehrfurcht für den Propheten sich die Augen verbinden, und verrichteten ihre Arbeit in kniender, anbetender Stellung. Als die Hauptreinigung, Wodu genannt, vorüber war, goß man eine Menge der köstlichsten Aromate über den Körper, und hüllte ihn in ein dreifaches Gewand von glänzender weißer Farbe. Auf drei Seiten ward jetzt das Zelt geöffnet, und allem Volke gestattet, seinem Propheten die letzte Ehrerbietung zu erweisen. Zuerst kam Al-Abas an

[illegible] aller Glieder der Familie Haschem; dann die Heerführer und Häupter der Nation, die Mohadscherain und Anzaren, auf diese die angesehensten Bürger von Medina, und das gemeine Volk aus der Stadt und eine [illegible] Ackerleute und Hirten der umliegenden Ge[illegible] Den endlosen Zug schlossen Frauen, Jüng[illegible] und Kinder, in Chöre und Reihen geordnet, Haupt begränzt, und den Weg zum Zelt mit [illegible] bestreuend. So wie eine Abtheilung in Zelt trat, stellte sie sich in einem halben Kreise den Sarg und sprach hierauf laut folgende, im und dreissigsten Kapitel enthaltene Gebetformel: [illegible], Gott und seine Engel segnen den Pro[illegible]. O, Ihr wahren Gläubigen! segnet Ihr [illegible], und grüßet ihn mit einem ehrerbietigen, [illegible]vollen Gruß." —

5. Der sterbende Mohamed hatte verordnet, [illegible] man ihn in dem nämlichen Zimmer, und un[illegible] dem nämlichen Bette, auf welchem er gestorben, begraben sollte. Diesem Befehl gemäß hatte an dem erwähnten Ort ein mit Ziegelsteinen [illegible]mauertes Grab verfertiget. Sobald also alle [illegible]eilungen ihr Gebet in dem Zelt vor dem Sarge [illegible]ichtet hatten, ward dieser in Ayeschas Haus zu[illegible]gebracht und in die Grube gesenkt. Jeder Zwi[illegible]raum zwischen den Wänden des Grabes und Ecke des Sarges ward mit wohlriechenden [illegible]ern und mancherlei andern Specereien ausge[illegible], alsdann Erde darauf geworfen und endlich Grab mit einer gewölbten Mauer geschlossen. — [illegible] bis auf den heutigen Tag biegen fromme nach [illegible] wallende Pilger von dem Wege ab, um Medina zu gehen, und an dem Grabe des [illegible] zu knieen, und diesem vermeintlichen Ver[illegible]

mittler zwischen ihnen und dem Ewigen ihre, größtentheils blos auf Erhaltung irdischer Güter sich beziehenden Wünsche zu eröffnen. — Der lange in dem Abendlande geglaubten Fabel, daß Mohameds bleierner Sarg, mittelst einiger, ihn anziehenden Magnete in der Luft schwebe, bedarf es hier nur einer flüchtigen Erwähnung, aber gewiß keiner ernstlichen Widerlegung.

VII.

1. Wollen wir den arabischen Geschichtschreibern glauben; so war Mohamed eben so sehr ausgezeichnet durch Schönheit und Wohlgestalt des Körpers, als durch die Hoheit seines Geistes, das Edle seines Charakters und die über Alles sich verbreitende Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Umganges. Sein Gesicht voll Geist und Seele, dessen edle, ohnehin in dem schönsten Ebenmaße stehenden Züge ein sanftes, in roth und weiß zerfließendes Colorit noch anziehender machte, durchschnitt eine lange, krumm gebogene Adlersnase. Durchdringend war der Blick seiner schwarzbraunen Augen, offen und einladend jeder seiner Mienen, voll Anmuth sein Lächeln, einschmeichelnd der Ton seiner Stimme, gütig und herablassend sein Betragen gegen Niedere, ehrerbietig, jedoch voll Ernst und Würde gegen Höhere; und eine gewisse, sein ganzes Wesen, wie seine feste, sich stets gleichbleibende, würdevolle Haltung umgebende Majestät ward durch die glänzende Propheten-Schwärze *) seiner Haare und seines

*) Unter den Arabern ging die Sage, welche auch jetzt noch unter ihnen Glauben findet, daß nämlich alle

ehrwürdig herabhängenden Bartes noch ungemein erhöhet*). Von seiner erhabenen, weit vorliegenden Stirne strahlte so viel Geistiges, so viel Hohes und Göttliches, daß man darin das Gepräge seiner höhern Prophetenwürde nicht verkennen konnte. An seine Bildung hatte die Kunst ihre Hand nicht gelegt. Was er geworden, ward er aus sich selbst; denn, weil des Schreibens wie des Lesens unkundig, konnte die, in Schriften und Büchern niedergelegte Verlassenschaft vor ihm lebender Weisen, weder seinen Kopf noch seinen Geist bereichern. Aber dafür hatte die Natur ihn entschädiget durch einen ungewöhnlichen, Alles richtig auffassenden Verstand; ein ungeheures Gedächtniß, und jenen freundlichen, allen Formen sich leicht anschmiegenden Witz, dessen Stachel nie verletzt, und der, weil die Würze traulicher Unterredung, nur alle Freuden des geselligen Lebens noch mehr verschönert und erhöhet. Alle Eindrücke der Vergangenheit schwebten stets lebendig vor seiner Seele; daher seine klare richtige Ansicht von Allem, was ihn umgab; sein schnelles und bestimmtes Urtheil, seine in allen Arten der Dichtungen überschwänklich reiche Phantasie, und endlich jene eingreifende, hinreißende Beredtsamkeit, die, weil alle Zungen fesselnd, nie einen dauerhaften Widerstand zu fürchten hatte.

Propheten, die je gelebt, stets schwarze Haare gehabt hätten, daher man auch an Mohamed, selbst nach seinem Tode nicht ein einziges weißes Haar gefunden habe.

*) Man wird sich aus einem der frühern Abschnitte erinnern, daß die Araber auf einen starken, dichten Bart, als dem Zeichen ihrer männlichen Kraft und Würde, einen ganz vorzüglich hohen Werth legten.

sucht und Wollust waren die in ihm vorherrschenden Leidenschaften, und um diese zu befriedigen, trat er bald mit allen Lastern in Bund, benutzte, undankbar gegen den großen Geber alles Guten, die ihm verliehenen Gaben zu den verderblichsten oder schändlichsten Zwecken, erstickte nach und nach jede frühere, sanftere Neigung seines Gemüthes, ward Lügner, Betrüger, Gotteslästerer, Mörder, schamloser Wüstling, Hurer und Ehebrecher. — Ein Egoist ohne Gleichen, verkündete und predigte er zwar den Einzigen Gott, kannte, ehrte und liebte aber selbst keinen andern Gott, als sein eignes Ich, dem er, wie wir gesehen, sogar Menschenopfer zu Tausenden darbrachte. *) Um über Menschen zu herrschen, hatte er aufgehört, selbst ein fühlender Mensch zu seyn. Seine anscheinende Offenheit und erheuchelte Freimüthigkeit waren blos eine Hülle, unter der er seine listigen Plane zu verstecken suchte und nichts als Betrug athmend, gab er die schlechten blechernen Münzen herzloser Höflichkeitsgewohnheiten für ächte Goldstücke warmer Freundschaft und menschenfreundlichen Wohlwollens aus. Seine Frauenliebe lag blos in seinem Blute; ihm erschien die Liebe stets nur in der niedrigen Gestalt des Bedürfnisses; nie ward sie für ihn die Quelle eines höhern, reinern, geistigen Genusses, und in jedem Weibe nur sich und sein thierisches Vergnügen liebend, belegte er alle seine größtentheils noch sehr jungen Frauen mit

---

*) „Vielleicht," sagt Friedrich von Schlegel, „sind von allen „heidnischen Völkern auf der Erde, die lange Reihe der „Jahrhunderte hindurch, zusammengenommen, den fal„schen Göttern nicht so viele Menschenopfer gebracht „worden, als in dem neuen Götzendienste mit dem hoch„gepriesenen antichristlichen Propheten gefallen sind." — Philosophie d. Gesch. B. 2. S. 86.

dem, für Arabiens Töchter so furchtbaren Bann, nach seinem Tode alle ihre Tage in ewiger Wittwenschaft zu vertrauern *). — Ein einzigesmal hat man ihn weinend gefunden, nämlich bei der Nachricht von Saids Tode. Aber selbst diese kalten Thränen floßen nicht dem erschlagenen Freunde; was er beweinte, war blos der Verlust eines ihm überall nützlichen, ihm schwärmerisch ergebenen, in seinen Händen zum bewußtlosen Werkzeuge zu jeder That sich herabwürdigenden Sclaven und verblendeten Anhängers. In seiner, ganz von Selbstsucht erfüllten und verengten Brust hatte keine theilnehmende, wahrhaft wohlwollende Empfindung mehr Raum. Selbst der laute Jubel des Sieges und der frohe Taumel eines mit Lorbern gekrönten Siegers konnten in seinem, an allen menschlichen Gefühlen völlig verarmten Herzen keine sanftere Regung mehr erzeugen. Alle Fliehenden erbarmungslos zu morden, keines Menschen Leben zu schonen, war stets der blutige Befehl, den er auf dem Schlachtfelde seinem siegenden, den fliehenden Feind verfolgenden Heere ertheilte. Und wie hätte auch nur eine einzige, mit den Leiden seiner Mitgeschöpfe sympathetisch schlagende Ader in dem Busen desjenigen sich noch rühren können, der Stunden lang mit kaltem Blute, starrendem Blicke und teuflischem Ergötzen zusehen

*) Obgleich Mohamed selbst viele junge und schöne Wittwen geheirathet hatte; so verbot er doch durch ein Kapitel im Koran allen Moslemen sehr strenge, nach seinem Tode eine seiner hinterlassenen Wittwen zu heirathen. Alle waren noch jung, und Ayescha, welche Mohamed doch mehr als andere, oder besser gesagt, in welcher der Wollüstling mehr als in andern sich selbst liebte, war gar erst zwanzig Jahre alt und noch eine der schönsten und reizendsten Frauen von ganz Arabien.

konnte, wie man auf seinen Befehl mehreren Hunderten gefangener, in Staub getretener und fruchtlos um Erbarmung flehender Feinde recht methodisch, einem nach dem andern die Köpfe abschlug oder die Hälse und Kehlen durchschnitt? Religion — die Maske, unter welcher er im öffentlichen wie in seinem häuslichen Leben umher schlich und die er keinen Augenblick mehr ablegte — war ihm theils nur Mittel zu seinen irdischen, schändlichen Zwecken, theils offenbar bloße Partheisache, und daher auch der Eifer, mit welchem er Andersdenkende, die er insgesammt unter dem Namen Abgötterer begriff, unaufhörlich verfolgte, nichts als blinde Wuth eines, durch Widerstand grimmig erregten, fanatisch entflammten Partheihauptes. Von dem Augenblicke an, wo er den finstern Pfad eines Verführers und falschen Propheten betrat, schwebte nie mehr auch nur ein Hauch der Wahrheit auf seinen Lippen, kein Funke von Edelmuth glimmte mehr in seinem Herzen; und sein ganzes Leben war von nun an ein immer verworreneres, immer mehr verwirrendes Spiel von Lug und Trug, von Arglist und Verstellung, von Gleisnerei und ununterbrochener Täuschung. — Dies das ächte Bild, welches von Mohamed uns die partheilose, Alles auf der Goldwage der Wahrheit und Gerechtigkeit wägende Weltgeschichte aufstellt: sie, die Weltgeschichte, deren Stimme, weil ein unverfälschter, obgleich schwacher Nachhall der Stimme des Weltrichters, weder Philosophen- noch Moralisten-Heuchelei jemals völlig unterdrücken werden.

4. Man rechnet es dem Koranprediger zu einem so hohen Verdienste, daß er nur den Einen Gott lehrte und predigte. Aber nicht nur, daß die Hand der Allmacht selbst den Begriff der Einheit

Gottes in jedes Menschen Brust geschrieben hat, und daß dieser nur in ganz verfinsterten, an sich Selbst und der Welt irrgewordenen Herzen endlich erlöschen konnte; sondern der Eine Gott, den Mohamed verkündete, ist durchaus nicht der Einzige wahre Gott. Es ist nicht der Gott Abrahams, nicht der Gott, der diesem begnadigten Patriarchen jene beseligenden Verheißungen gab, die, obgleich noch in heiliges Dunkel gehüllt, schon auf große, geheimnißvolle Zukunft und auf den großen Namenlosen deuteten, welcher, der einzige Retter, wie der einzige Mittelpunkt aller Liebe und wahren Gotteserkenntniß, endlich bei immer mehr zunehmender Klarheit der unerforschlichen Rathschlüsse Gottes, auf Golgathas Höhen durch jenes, die erstaunten Blicke aller seligen und unseligen Geister auf sich heftende Opfer, dem Menschen das verlorne Ebenbild Gottes wieder schenkte, den Himmel auf die Erde herabzog, und hier das neue Reich Gottes gründete, das heißt, das Reich der wahren Erkenntniß Gottes, sowie der ganzen wonnevollen Geschichte seiner grenzenlosen Erbarmungen, seiner unendlichen Liebe, Weisheit und Macht; ein Reich, an dessen unerschütterlichen Grundfesten alle Kräfte und Angriffe seiner Feinde sich brechen, alle Kräfte des Satans und seiner falschen Propheten und Apostel, von Mohamed an bis auf unsere heutigen, gegen alles Göttliche in den heiligen Schriften, wie gegen jede höhere Offenbarung protestirende Vernunfttheologen und Volksverführer. — Um den wahren Gott zu predigen, muß man ihn kennen. Aber den Vater kennt nur der Sohn, und derjenige, dem der Sohn es lehrt. Aber Mohamed, der den Sohn lästerte, ward von ihm nicht gelehrt, mithin sprach zu ihm auch nicht Gottes Geist, der nur ein einfältiges, lauteres, demuthvolles Herz sich zu seinem

Tempel wählt. War demnach auch Mohameds ganzes Leben nicht ein sich ewig fortspinnendes Gewebe der Lüge und tückischer Heuchelei; hatte er wirklich bisweilen Augenblicke der Begeisterung, war ihm selbst einigemal, obgleich nur in nahe Zukunft ein weissagender Blick gestattet; so war dies offenbar blos die Folge einer dämonischen Einwirkung, und es war ein unsauberer Geist, der, ihm zwar den freien Gebrauch aller seiner äußern Organe gestattend, ihn aber geistig desto fester umklammerte, ihn lehrte, beseelte und als einen der Hölle zinspflichtigen Knecht, ihm selbst unbewußt, in wilder, gedankenleerer Oede herumtrieb.

5. Mohameds Gott ist bei weitem nicht einmal der Gott eines Socrates, Plato, Cicero und so vieler andern, wahren Weisen Roms und Griechenlands. Es ist ein allgewaltiger, furchtbarer Herrscher; seine Diener sind Engel und Teufel, die Erstern ohne Hoheit und geistigen Adel, und die Andern blos geschaffen, um Teufel zu seyn. Mohameds Gott ist ein, über Alles gebietender, bisweilen auch gütiger und barmherziger Herr, der aber blos nach Willkühr handelt, mit seinen Gaben bald freigebig und verschwenderisch, bald wieder karg damit ist, der, wenn er zürnt, strenge und unerbittlich straft, nur knechtischen Gehorsam verlangt, mit Werkheiligkeit sich begnügt, und blos mit irdischen Gütern, mit sinnlichen Ergötzungen, in dieser, wie in jener Welt, und doch nur nach Laune, seinen Knechten lohnt. — Diese, des wahren Gottes so unwürdige Vorstellung kann nur Schrecken erregen, nur durch Furcht den Menschen vom Bösen abhalten, aber sein Inneres kann sie nicht reinigen und heiligen, nicht Abscheu gegen das Böse erregen; immer wird er zu diesem sich noch hinneigen, es

lieben, und wenn ein auch nur schwacher Strahl von Straflosigkeit ihm leuchtet, es gewiß auch vollbringen. Mohameds Lehre von Gott zeigt uns nicht das beseligende Bild eines unendlich liebvollen, gütigen Vaters; nur den allmächtigen, furchtbar, blos nach Willkühr handelnden Beherrscher läßt sie uns überall erblicken; sie enthält nur den Begriff von Allmacht und Willkühr, aber nicht von einer unendlichen Liebe, Gerechtigkeit und Weisheit, und hat daher für den Unglücklichen und schuldlos Leidenden weder einen Trost, noch eine Hoffnung.

5. „Es gibt keinen Gott, als Gott, und Mohamed ist sein Prophet:" ist eigentlich das einzige Dogma, welches die Religion des Islams enthält. Ueber die wichtigsten Fragen, über den primitiven Zustand der Menschheit, über Sündenfall *), Ursprung des Uebels, Rettung der Menschheit, moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele rc. verstummt sie, und gibt keine, auch nur von weitem befriedigende Auskunft. Selbst über die Unsterblichkeit der Seele ist in dem Islam alles schwankend und unbestimmt, oder so phantastisch, daß es dem nur halb Vernünftigen den Glauben an eine Fortdauer nach diesem Leben eher benimmt, als denselben in ihm erweckt; und auch dieses Wenige,

*) Alle heidnische Religionen gründen sich auf eine primitive Unschuldswelt, und einen glücklichen Zustand, dessen die Menschen durch Versündigung gegen die Götter sich verlustig gemacht haben. Selbst Voltaire gestand dieses ein. Man kann die Spuren heiliger Ueberlieferung hierin nicht verkennen; daher haben auch die Mythen mancher heidnischer Völker viel mehr Höheres und Idealischeres, als alle Hundert und vierzehn Suren des Koran zusammengenommen.

Schwankende, Unbestimmte und wegen seiner aberwitzigen Einkleidung eher Glauben benehmende, als erweckende, was Mohamed über diese so wichtige Frage lehrte, beruhet blos darauf, weil der Prophet es sagte, ein Prophet ohne alle höhere Beglaubigung, der nie zu thun vermochte, was andere, wahrhaft von dem Geiste Gottes inspirirte Propheten thaten, nämlich seine Sendung durch Wunder zu erhärten, und der überhaupt für sich und seine Lehre keinen andern Beweis hatte und kannte, als Alles nieder zu hauen und nieder zu stoßen, was nicht bekennen und sagen wollte: Mohamed ist Gottes Prophet und Apostel. Kurz, Mohameds völlig inhaltsleere, blos von sinnlosem Stolz und niedriger Selbstsucht erfundene, und nur der rohesten Sinnlichkeit schmeichelnde Religion ist nichts als ein hohler Theismus, nahe verwandt mit dem, nicht um vieles noch hohlerm Atheismus, aber ungemein zusagend der seichten und oberflächlichen Philosophie unsrer Zeit, und daher nun auch dem Mohamed zum höchsten Verdienst gereichend, nämlich in den Augen aller Lehrer und Prediger der neuen, jetzt so sehr beliebten und gerühmten, geläuterten Vernunftreligion *).

6. Eben so verhält es sich mit den übrigen Vorschriften des Islams, mit dem Gebote der öftern

*) Diese Herren könnten ganz füglich, wie auch Schlegel meint, um eine große Autorität für sich zu haben, den Mohamed, dem Wesentlichen seines Islams nach, für das Haupt und den Stifter ihrer geläuterten Vernunftreligion erklären; sie hätten alsdann um so mehr noch einen Grund, diesen hochgefeierten Propheten der Wollust, des Mordes und der Unzucht so recht nach Herzenslust zu erheben und zu beräuchern.

Waschungen und Reinigungen, des täglichen fünfmaligen Gebetes, des Almosengebens zu drei Procent von jeder Art des Eigenthums, der Ramadhan-Fasten, der Wallfahrten nach Mekka, der Enthaltung vom Wein und endlich der Beschneidung; dies letztere jedoch mehr angerathen, als ausdrücklich befohlen. Diese Vorschriften entlehnte Mohamed theils aus dem Heidenthum, theils auch von den Juden und Christen. Alle diese Vorschriften sind im eigentlichen Sinne nur Gebräuche, wobei derjenige, der sie übt, bei der äußern Handlung stehen bleibt. Es sind Gebote, ohne innere, dem Verstand sich kund gebende Nothwendigkeit, nicht Mittel zu einem höhern Zweck, sondern an und für sich schon Zweck, und blos von der Willkühr gegeben, und von sclavischer Furcht vor der Strafe knechtisch befolgt. — Schon das heise Clima des Morgenlandes macht Baden und Waschen zum Gesetze; aber das häufige, gar zu oft sich wiederholende Baden und Waschen des Gesichts, der Hände und Füße, oder das Abreiben derselben mit feinem Sande, ist nicht nur albern, sondern auch höchst lästig, erregt, wie jeder vernunftlose Zwang, blos Unwillen, und kann nie, oder wenigstens nur äußerst selten, an die geistige Deutung erinnern, welcher spätere und etwas vernünftigere moslemische Theologen diesen, wie den übrigen Geboten zu unterlegen sich bestrebten. — Das täglich fünfmal, und zwar nicht stets zu einer sehr glücklich gewählten Stunde, zu verrichtende Gebet ist eine nicht minder drückende Last, besonders ermüdend und einschläfernd durch die Einförmigkeit der unaufhörlich zu wiederholenden geist- und salbungslosen Gebetsformeln, die jeden Tag und zu jeder Zeit die nämlichen sind. Ein solches Beten ist nicht der freie Erguß eines kindlich liebenden, kindlich dankbaren und zutrauungsvollen Herzens, son-

dern blos ein höchst beschwerlicher Frohndienst, dem man mit Unmuth entgegen geht, und den jeder, wenn er nur dürfte, mit Gelde würde ablösen wollen. — Milde und Freigebigkeit gegen Hülflose und Dürftige lehrt schon jede, noch nicht ganz verdorbene Menschennatur, und von den ältesten Zeiten her war diese Tugend ein hervorspringender Zug in dem Nationalcharakter der Araber. Mohameds Gebot, sogar nach Procenten berechnet, war demnach nicht nur überflüssig, sondern auch höchst zweckwidrig, selbst den der Nation eigenen Hang zum Wohlthun mehr hemmend, als befördernd; indem derjenige, der auch gerne gibt, nicht mehr gerne geben wird, sobald eine äußere Gewalt ihn dazu zwingt; und gerade deßwegen weil er geben muß, bleibt er alsdann auch blos bei der äußern Handlung stehen, und in seinem Herzen vertrocknet und versiegt die Quelle, die allein seinen Gaben einen Werth beilegen kann, nämlich die Quelle eines reinen, über die ganze Schöpfung sich verbreitenden Wohlwollens. Unstreitig war vor Mohamed der Araber ungleich freigebiger, edelmüthiger und gastfreier, als nachher, da sein Gold und Silber von einem Imam sorgfältig geschätzt, der Ertrag seiner Ländereien taxirt und das Vieh in seinen Heerden gezählt ward. Zwar gab er, weil er geben mußte, aber Brust und Herz verengten sich, während die nicht mehr freie Hand sich zum Geben ausstreckte. Das Christenthum ist das Gesetz der Freiheit, weil der Liebe. Dem Christen bestimmt kein Gebot, was er geben soll; aber er gibt aus Liebe zu Gott, und da die Liebe weder Maß noch Ziel kennt, so gibt er oft Alles, was er hat. Welche zahllosen Beispiele einer, Alles und sich selbst aufopfernden, christlichen Menschenliebe haben wir nicht bisher in dem Lauf unsrer Geschichte gesehen; und welche andern, eben so zahllosen Beispiele gleicher, an der Liebe zu

Gott erglühten Nächstenliebe, und zwar in jedem Zeitalter, in jedem Lande, ja beinahe in jeder Stadt, und selbst noch in der gegenwärtigen Periode einer allgemeinen Erkaltung und Erstorbenheit der Gemüther, wird uns nicht die Geschichte in der Folge noch nachweisen. — Wie ist es möglich, zwischen dem Christenthum und dem Islam, dem Evangelium und dem Koran auch nur den Versuch einer vergleichenden Zusammenstellung noch machen zu wollen! —

7. Daß das, mit Gebet, Betrachtung und andern Gott gefälligen Werken verbundene Fasten die Frömmigkeit und Heiligkeit des Lebens, mithin auch jede den Menschen zierende Tugend befördert; daran kann kein Vernünftiger zweifeln. Das Fasten, indem es dem Körper seine gewöhnliche Nahrung entzieht, nährt und kräftiget um so mehr den Geist, löst die Fesseln, in denen ihn Sinnlichkeit gebunden hält, und erleichtert dadurch seinen Aufschwung zu dem Höhern und Ueberirdischen. Wäre es anders, so hätte auch Jesus Christus es uns nicht so gelehrt, und zwar gelehrt, durch eigenes Beispiel; eben so auch die Apostel und alle die zahllosen, durch leuchtende Heiligkeit ausgezeichneten Männer unter ihren Nachfolgern. Aber das Fasten des Ramadhan hat durchaus nicht diesen Zweck, und hätte es ihn auch, würde es ihn doch nicht erreichen. Unter allen Geboten des Korans ist es vielleicht eines der allerunverständigsten. Auf einen Tag der strengsten Entbehrungen folgt jedesmal eine Nacht voll Ausschweifung und Unmäßigkeit; und wenn dieses Fasten, welches auch, wenn der Ramadhan in die Sommerzeit fällt, selbst in den heißesten Ländern dem Moslem nicht erlaubt, seinen brennenden Durst nur mit einem Tropfen Wasser zu lindern, nothwendiger Weise den Geist, statt ihn zu erheben,

nur niederdrückt und entkräftet; so zieht ihn dann die darauf folgende nächtliche Schwelgerei nur noch um so viel tiefer wieder in den Schlamm sinnlicher Genüsse hinab; und so ist die ganze tolle Wirthschaft, welche einen langen Monat hindurch alle Ordnung in dem Leben wie in den Geschäften, besonders des gemeinen Mannes zerrüttet, offenbar blos eine geist- und zwecklose, die Tugend mehr hemmende, als befördernde, grobe Werkheiligkeit. — Das Wallfahrten nach Mekka ist ein, nur dem Scheine nach religiöses, in der That aber ungleich mehr politisches Gebot. Den Arabern war zwar längst schon Mekka eine heilige Stadt; aber durch die ihnen jetzt aufgelegte Verbindlichkeit, am Ende jedes Jahres die große, feierliche Wallfahrt dahin zu verrichten, ward Mohameds Vaterstadt der wahre religiöse, mithin auch politische Mittelpunkt von ganz Arabien, und des Propheten Herrschaft über die vielen, blos durch das Band eines gemeinschaftlichen religiösen Wahns vereinten arabischen Stämme um so fester und dauerhafter. Zur Entschuldigung Mohameds mag dienen, daß er, als er dieses Gebot seinem Koran einverleibte, nicht wohl hoffen konnte, daß sein neuer Aberglaube sich sobald schon über drei Welttheile verbreiten werde; hätte er dieses geahnet: schwerlich würde er den Unsinn so weit getrieben haben, dem in dem Innern, oder an den Küsten Afrikas wohnenden Moslem zur Pflicht zu machen, wenn auch nur einmal in seinem Leben eine, beinahe ein ganzes Jahr erfordernde, mit ungeheuern Kosten und Mühseligkeiten verbundene Pilgerreise zu machen, über Land und Meer, durch unbekannte, grenzenlose Wüsten zu ziehen, und Leben und Gesundheit einer Menge auf ihn lauernden Gefahren Preis zu geben, blos um einen alten schwarzen Stein einige hundertmal zu küssen, mit dem schlechten, salzigen

Wasser aus dem Brunnen Zem-Zem sich den Bauch zu füllen und dann die kostbaren Ueberbleibsel seiner geschnittenen Nägel und Haare in einem der dortigen felsigen Thäler zu vergraben. Daß dergleichen, grossen Aufwand an Geld und Zeit erfordernden Wallereien wahre Frömmigkeit nicht befördern können, wird jeder unserer Leser von selbst einsehen, ihm auch nicht minder einleuchtend seyn, daß im Gegentheil oft sehr großer Unfug dadurch entstehen, das Hauswesen manches Pilgers auf viele Jahre zerrüttet, und überdieß noch zu häufigen Räubereien, besonders bei der Rückreise der Pilger durch die Wüsten, sehr fruchtbarer Stoff gegeben werden muß. Zu läugnen ist es übrigens nicht, daß dieses Wallfahrten, in Verbindung mit dem täglichen, so lästigen, fünfmaligen Lippengeplärr, die Hauptwurzeln sind, an welchen, unter dem Schutz und Schirm eines, jede wahre Menschenveredlung bekämpfenden und hemmenden bösen Prinzips, des Satans nämlich, die wesen- und inhaltslose Religion des, von allem Geistigen rein ausgefegten Islams sich so viele Jahrhunderte hindurch festgehalten hat.

8. Ungleich consequenter, obgleich nur um so ruchloser war Mohameds Weinverbot; und wenn einige scharfblickende Geschichtschreiber in diesem prohibitiven Gesetze eine Hindeutung auf der Christen Hochheiliges, den Grund und Mittelpunkt ihres Glaubens ausmachende Opfer zu erblicken glauben, so müssen wir vollkommen diese Meinung mit ihnen theilen. Blos der Nüchternheit wegen verbot Mohamed ganz gewiß nicht den Wein. Es war ihm nur zu sehr bekannt, daß dieses Gebot sehr oft im Geheim und bisweilen selbst öffentlich würde übertreten werden. Moawiah, des Propheten jüngerer Zeitgenosse, hatte es, als er Kaliph ward, in der Ausle-

gungskunst schon so weit gebracht, daß er, ohne gegen den Koran zu sündigen, sich den Wein erlaubte, und gerne zugab, daß auch Andere an diesem Getränke, das unter jedem Himmelsstrich des Menschen Herz erfreuet, jedoch nur nicht in zu vollem Maße, sich ebenfalls laben durften. Die Ursache also, warum Mohamed den Seinigen den Wein untersagte, war blos, um zwischen den Moslemen und Christen eine desto stärkere Scheidewand zu errichten, und der Letztern heiligstes, in Brod und Wein dargebrachtes Opfer zu einem Gegenstand des Abscheues für alle Bekenner des Islams zu machen.

9. Kennte man nicht die Verkehrtheit verblendeter Leidenschaft und gehässiger Vorurtheile, so wäre es kaum zu begreifen, wie der Koran auch nur einen Augenblick die Bewunderung, man will nicht sagen, eines christlichen, sondern nur heidnischen, wahrhaften Weisen hätte fesseln können. Das ganze, alle innern und äußern Merkmale des schamlosesten Betruges an der Stirne tragende, von allem Idealischen wie Idealisirten rein ausgeleerte, aber dafür mit Aberwitz jeder Art überfüllte Buch, welches selten eine vernünftige Ideenverbindung und durchaus kein logisch geordnetes, systematisch zusammenhängendes Lehrgebäude enthält, ist nichts als eine unförmliche, von dem vermessensten Stolz eines der selbstsüchtigsten Phantasten zusammengeraffte Rapsodie, die, äußerst arm an Ideen und beinahe völlig inhaltslos, den Geist ertödtet, die Aufmerksamkeit des Lesers durch die zahllosen Wiederholungen eines ewigen einförmigen und eintönigen Einerlei unendlich ermüdet, und durch ihren unnatürlichen Vortrag, der eine widerliche, geschmacklose Mischung von Poesie, Prosa und zum Theil auch übelklingender Reime ist, jedes Menschen natürlichen Schönheitssinn

as gröbste beleidiget; ein gestaltloses, zusammen
peltes Machwerk ohne Kraft und Salbung, ohne
nung, Methode und Zusammenhang, voll über-
der gehäufter, aber völlig gedankenleerer und
sagender Phrasen, abgeschmackten Bombastes,
schweifender Schwärmereien, und einer, gewöhn-
is in das Lächerliche hinübergetriebenen Hyper-
; ohne irgend eine, weder aus dem Geiste, noch
em Gemüthe, oder der Erfahrung des Menschen
öpfte und zu dem Verstande oder Herzen sprechen-
s dahinreißende, wahrhaft begeisternde propheti-
Stelle.*) — Daß jedoch der Koran auch hie und
nige wirklich erhabene Vorstellungen enthalte,
icht zu läugnen; aber aus ihrem Zusammen-
r herausgerissen, an keine große Idee oder klar
nnte Wahrheit sich anknüpfend, mithin isolirt
daher steif und kalt, erzeugen sie keinen blei-
n Eindruck, und sind überhaupt blos, den hei-
Büchern bald des alten, bald des neuen Bun-
geraubte, und auf den gleißnerischen Helm des
etischen Gauklers versetzte Federn.

10. Oft schon war die Schönheit der
che des Koran, und zwar jetzt ungleich mehr
nst, ein Gegenstand enthusiastischer Bewunde-
„Das Meisterstück arabischer Poesie," sagt
von Hammer, „ist der Koran, wo die Blitze
bener Gedanken durch das öde Dunkel lan-
prosaischer Sagen und Verordnungen leuchten;

Gleiches Urtheil sowohl über Mohameds Charakter,
als dessen Koran fällt auch, wenn gleich in andern
Worten, der gelehrte, der arabischen wie andern
orientalischen Sprachen vollkommen kundige Herr Pro-
fessor Wahl in seiner Einleitung zu dem, von ihm
selbst aus dem Arabischen übersetzten Koran.

wirklich das Evangelium lasen, oder dessen Lehren sich vortragen ließen, wenn sie auch bisweilen auf moralische Abwege und in Verirrungen geriethen, doch nie ihr Leben mit irgend einer Greuelthat befleckten. — Will man allenfalls, was jedoch blos dem Wahnsinn einfallen kann, eine Vergleichung zwischen dem Koran und Evangelium anstellen; nun gut: dort Nichts als Schall und leerer Wortschaum, der den Geist nicht nährt und auch nicht nähren kann. Hier, fühlbares Wehen des heiligen Geistes, daher Kraft, Stärke, Salbung und Vollendung in Empfindungen, Gedanken, Worten und Werken!

11. Wollen wir das bisher Gesagte unter einer Totalvorstellung zusammen fassen; so haben wir durch das Islam eine, der unsrigen vollkommen ähnliche, orientalische Vernunftreligion; nämlich einen Propheten ohne Wunder, mithin ohne Beweise seiner göttlichen Sendung, wohl aber in Wollust versunken, und die Hände mit Blut befleckt. Wir haben ferner eine Religion ohne Glaubensartikel, ohne Mysterien, ohne Opfer und Sacramente. Wir haben noch weiters eine, vom Himmel herabgekommene Sittenlehre, welche allen Leidenschaften zusagt, den Lüsten schmeichelt, blutige Rache und ewige Feindschaft erlaubt und zu ihrer Verbreitung kein anderes Mittel, als das Schwert und die Brandfackel kennt; und endlich haben wir auch noch einen Himmel, welchem jede feiner fühlende Seele mit Abscheu den Rücken weißt, und zu guter letzt eine Hölle, die eher Lachen als Schrecken erregt. — Dieß ist das Islam, welches einer unwissenden, aber in ihrer Unwissenheit gutmüthigen und daher leichtgläubigen Nation, und durch diese einem Drittel des Erdkreises Derjenige mit Feuer und Schwert

drang, von welchem der berühmte und gepriesene
schichtforscher (?) Johannes von Müller in sei-
 allgemeinen Weltgeschichte sagt: „In seinem drei
nd sechzigsten Jahre ging er hin zu dem Ewigen,
essen Einheit und Allerbarmung er durch die Mühe
ines ganzen Lebens zum Glauben und Gefühl
er alten Welt gemacht hatte.“ — O, admiranda
nplicitas! *).

*) Da die Leser nun mit Mohamed, dessen Geschichte, Charakter und neuen Religion hinreichend bekannt sind; so glauben wir ihnen jetzt auch das von dem so eben erwähnten großen Geschichtforscher Johannes Müller, theils in seinen Briefen, theils in seiner Weltgeschichte über Mohamed und dessen Koran ausgesprochene Urtheil hier mittheilen zu dürfen. Dem berühmten Geschichtschreiber Schritt vor Schritt folgend, werden wir uns jedoch ebenfalls einige wenige Bemerkungen dazu hier erlauben. — Johannes von Müller schreibt: „*Der Koran hat von Gott,* „*von der Vorsehung, der Zukunft, und den* „*Belohnungen und Strafen viel Herrliches,* „*oft der Bibel Würdiges,* — (Was in dem Koran der Bibel würdig scheint, ist auch der Bibel entnommen. Was er von der Versehung sagt, ist dunkel und verworren, und zwar so sehr, daß er ihr am Ende gar die monstruöse, den Menschen zur Verzweifelung bringende, weder mit Gottes Weisheit und Gerechtigkeit und noch viel weniger mit dessen unendlicher Liebe vereinbaren Vorherbestimmungslehre unterschiebt. Die Belohnungen im Koran gereichen zum Ekel, und die Strafen sind in solchen albernen Bildern und Vorstellungen angedeutet, daß sie keinen vernünftigen Knaben schrecken, überhaupt allen Glauben an Belohnung und Strafe eher nehmen als befördern können.) — „*besonders aber ist er (der Koran) den Begriffen und Bedürfnissen seiner Nation angemessen*“ — (welches herrliche Urtheil würde man über das Christenthum gefällt haben, wenn man, als die zwölf Apostel sich über

den, mit Götzen und Götzentempeln bedeckten und in allen Lastern versunkenen Erdkreis verbreiteten, von der neuen Religion, die sie verkündigten, hätte sagen können, daß sie zu einer, völlig im Argen liegenden, von Gott getrennten und von Ungerechtigkeit überschäumenden Welt vollkommen passe, ihr vollkommen angemessen sey. Eben schon deßwegen, weil der Koran, statt der Nation richtige, geläuterte wahrhaft erhabene Begriffe beizubringen, sich den falschen Begriffen derselben fügt, weil er den vermeintlichen, blos der natürlichen Sündhaftigkeit einer noch in den Finsternissen des Heidenthums wandelnden Nation anhängenden Bedürfnissen und Forderungen zusagt: eben schon deßwegen ist derselbe durchaus verwerflich). — „*Er redet von Mose und* „*Christo so, dass er nicht von dem bessern* „*Lichte, wenn jenen Völkern ihre Zeit* „*kommt, entfernt.*" — (Was er von Moyses sagt, ist nicht einmal zur Hälfte wahr, dabei durch talmudische Fabeln verunstaltet; was er von Christo enthält, ist theils gnostischer Unsinn, theils mittelbare Gotteslästerung. Uebrigens gibt es nicht einmal in der physischen, viel weniger in der geistigen Welt einen Stillstand. Was sich der Wahrheit nicht nähert, entfernt sich von derselben. Aber das Ausmitteln eines Maßstabes, nach welchem sich bestimmen läßt, ob der heidnische Aberglaube der frühern Araber, oder der mohamedanische Aberglaube der spätern Araber, mehr oder weniger von dem bessern Lichte entfernte: dieß überlassen wir Andern, eben so großen und des Johannes von Müller Ansichten theilenden Geschichtforschern. Uebrigens müssen wir noch bemerken, daß größtentheils jenen Ländern, wo jetzt das Islam herrscht, ihre Zeit lange schon vor Mohamed gekommen war. Ueberall beinahe war allda schon das Evangelium geprediget, dessen Göttlichkeit und Wahrheit anerkannt, durch Wunder bestätiget und mit dem Blute zahlloser Märtyrer besiegelt worden; und noch selbst bis auf den heutigen Tag tragen fromme Missionaire das Licht des wahren Glaubens, mit heiliger Selbstaufopferung, unter jenen Völkern umher. Ob also denselben noch eine andere, zweite

Zeit kommen wird, dieß lassen wir dahin gestellt seyn, weil es uns nicht gelüstet, das heilige Dunkel der unerforschlichen Rathschlüsse Gottes hier auf Erde schon durchschauen zu wollen). — *„Mir ist er (der Koran) in mancher Rücksicht weit lieber als „die* S c h u l t h e o l o g i e, *welche damals schon „die griechische Kirche verunstaltete."*— Die Theologie der griechischen Kirche war damals keine andere, als die eines Leo des Heiligen, Gregors des Großen, Theodorets und anderer ausgezeichneten Männer, deren Schriften der große Geschichtschreiber vielleicht blos vom H ö r e n s a g e n kannte. Zudem ist die Dogmatik nur ein Theil der Theologie, und wenn jene bisweilen an eine Dämmerungsgrenze führt, wo nur ein Reflex des wahren Lichtes leuchtet, wenn sie ferner über Dinge, wozu Engelszungen erfodert würden, sich im S c h u l- und L e h r t o n verbreiten muß; so ist dieß eine nothwendige Folge der nie aufhörenden, boshaften Angriffe der Feinde alles wahren Christenthums; um diesen zu begegnen, wird Jenes nöthig, und im engsten Sinne des Wortes heiliget hier der Zweck das Mittel. In spätern Jahrhunderten erschien zwar die Theologie eine kurze Zeit unter nicht ganz wünschenswerthen Formen; aber bald verschwanden auch diese wieder, und die Theologie eines Thomas von Aquin oder eines Bonaventura ist zugleich die geläuterteste, lichtvollste und erhabenste Philosophie, wozu nur immer der menschliche Geist sich emporzuschwingen vermag Aber denjenigen, die d e n G e i s t n i c h t h a b e n, dieses begreiflich zu machen, wäre eben so fruchtlose Arbeit, als dem Blindgebornen von der Theorie der Farben, oder dem von Mutterleibe auf Taubstummen von der Harmonie der Töne zu sprechen. Uebrigens ward damals, eben so wenig wie heute zu Tage, den christlichen Völkern die Theologie gelehrt; diejenigen, welche sich ihr hingaben, machten im Verhältniß mit der Christenheit eine ganz kleine, kaum bemerkbare Zahl aus, wovon aber gerade in jener Zeit Manche, wie die Schriften eines Sophronius, Moschus, Maximus ꝛc. es beweisen, von den Waffen, welche das Studium der Theologie ihnen darbot, gegen

VIII.

1. Abu-Becr, Mohameds Nachfolger herrschte zwei Jahre mit vieler Klugheit und persönlicher Milde. Aber desto grausamer verfuhren überall seine Feldherren, denn ohne Rücksicht auf Tugend, wählte der neue Kaliph nur solche Männer, deren Kopf er benutzen, deren Arm er gebrauchen konnte. Unter diesen zeichnete vorzüglich sich wieder Khaled aus. Die aufrührischen arabischen Stämme, deren vierzigtausend Mann starkes Heer Mohameds neue Religion auf die gefährlichste Probe, die sie je bestanden, gesetzt hatte, überwand Khaled in zwei mörderischen Treffen und unterwarf sie wieder der Herrschaft der Kaliphen. Seiner Gewohnheit nach befleckte er jeden dieser Siege durch Grausamkeit, und erschlug endlich mit eigener Hand den tapfern Malec, nicht weil er von dem Islam abgefallen war, sondern weil es dem Khaled nach der Gattin desselben gelüstete, die er auch sogleich nach vollbrachtem Mord zu seinem Weibe nahm. Zur Entschuldigung der blutigen That, klagte Kha-

---

einen äußerst gutmüthigen oft warm theilnehmenden und stets das Gute wollenden Mann kennen und lieben. Aber sobald er von Religion, Christenthum, besonders von der katholischen Kirche und ihren Institutionen spricht, gibt er sich überall die größten Blößen, zeigt oft Unkunde, die Erstaunen erregt, versteckt sich hinter unbestimmte Phrasen und nichtssagendem Wortkram, läßt die gröbsten Vorurtheile für ausgemachte allgemein anerkannte Wahrheiten gelten, widerspricht nicht selten ganz offenbar sich selbst, spricht nach Laune bald ehrenvoll bald schmähend von der katholischen Kirche, stellt überall eine unbegreifliche Inconsequenz zur Schau, und geht überhaupt, sobald er diese Bahn betritt, stets schwankenden, strauchelnden, wahrhaft Mitleiden erregenden Schrittes einher.

leb den Ermordeten an, sich geweigert zu haben, den religiösen Beitrag (Tribut) zu bezahlen, zu welchem doch jeder Moslem nach dem Verhältniß seines Vermögens verpflichtet sey.

2. Alle erobernde Völker befolgten stets die Maxime, unter den sie umgrenzenden Nationen so viel wie möglich den Saamen der Uneinigkeit zu streuen, sie einzeln anzugreifen, sich zu unterwerfen und so nur nach und nach zur Weltherrschaft zu gelangen. Von diesem Grundsatze wichen die Araber ab, und Abu-Becr sandte nun drei Heere aus, um die Staaten von Ghassan und Hira, um Persien und das römische Reich zu gleicher Zeit anzugreifen.

3. Die Feldherren, welche Abu-Becr ernannt hatten, waren Khaled, der menschenfreundliche Obeidah, der einzige, der, wenn er auch den Christen nicht geradezu wohlwollte, doch wenigstens nicht mit fanatischem Haß sie verfolgte, und endlich Saids Sohn Osama, den der sterbende Mohamed schon zur Feldherrn-Würde erhoben hatte. Der Khaled sollte Persien, Obeidah das römische Reich angreifen, der Erstere in Irak, der Andere in Syrien einfallen, und Osama endlich die beiden kleinern Reiche Ghassan und Hira dem Islam unterwerfen. Die Stärke der Araber bestand in ihrer religiösen Begeisterung, oder vielmehr in einem, bis auf den höchsten Grad der Ueberspannung gesteigerten abergläubischen Wahnsinn *); die Schwäche ihrer

*) Religion, wie schon die Etymologie des Wortes es lehrt, ist das Band, welches das Geschöpf an seinen Schöpfer, die Erde an den Himmel knüpft. Daß es nur Ein solches Band, mithin nur Eine Religion

Feinde in der Feigheit oder Ungeschicklichkeit der Feldherren, in den zahllosen Mängeln der Civil- wie Kriegsverwaltung und endlich in dem unkriegerischen Geiste der großen, an alle Lebensgenüsse gewohnten Städte, die in Ueppigkeit versunken und ohne Sinn für Ehre und Vaterland, statt die Mühseligkeiten und Gefahren einer langen Belagerung mit der Besatzung zu theilen, lieber ihre Thore öffneten, sich unterwarfen und die von ihnen verlangte Kopfsteuer bezahlten.

4. Bevor die Heere ihren Zug antraten, gab

---

1. geben kann, erhellt von selbst; denn nicht von den Menschen, sondern blos von Gott allein konnte dies, Himmel und Erde umfassende Band geschlungen werden. Aber eine von Gott gelehrte Religion entflammt den Menschen nicht zu wildem Mord, nährt nicht unversöhnlichen Haß, erzeugt nicht brennenden Blutdurst. — In einem sehr hitzigen Gefechte, als die Reihen der Araber schon zu wanken anfingen, und der Sieg sehr zweifelhaft war, richtet ein arabischer Jüngling, die Hülfe des Propheten anflehend, seine Augen gen Himmel; und auf einmal ganz außer sich, rief er aus: „Ha, ich sehe die himmlischen Houris; sie winken, sie winken mir; jede davon ist so schön!, daß, wäre sie auch blos auf Erde und mithin sterblich, ich dennoch gerne tausend Leben für sie hingeben würde.“ — Ungestüm reißt er sich jetzt von seinen Gefährten los, stürzt sich mitten unter die feindlichen Haufen, verrichtet eine Reihe bewundernswürdiger Heldenthaten, dringt endlich, um ihn zu ermorden, bis zum feindlichen Feldherrn vor, und wird nun hier von den vereinten Schwerdtern und Wurfspießen der, den römischen Feldherrn umgebenden Wachen mit seinen geliebten Houris vereint. — Ich frage nun: war dies religiöse Begeisterung, oder wird es durch den hier obengewählten Ausdruck eines auf den höchsten Grad gesteigerten abergläubischen Wahnsinnes nicht ungleich richtiger bezeichnet?

Abu-Becr ihnen verschiedene Befehle und Vorschriften; welche alle den Geist der Milde und Schonung athmeten, aber eben daher nur selten oder gar nicht befolgt wurden. Abu-Becrs Sorgfalt erstreckte sich sogar auf die Lastthiere des Heeres. Das Kameel gebot er nicht zu mißhandeln, dem ermüdeten seine Last zu erleichtern, dieselbe unter die Andern zu vertheilen, und auch das erlahmte nicht zu tödten, oder auf dem Wege liegen zu lassen, sondern es mit sich zu führen und seiner mit Liebe zu pflegen.

5. Khaled war kaum auf den Grenzen von Irak angekommen, als Abu-Becr auf Anrathen des Omar und der Ayescha ihm den Oberbefehl über das Heer nahm und ihn dem Amru übertrug. Diese Kränkung konnte Khaleds Treue nicht erschüttern; willig übergab er die heilige Fahne seinem glücklichern Nebenbuhler, und verschmähete nicht, auch mit geschmälertem Ansehen, unter dem Oberbefehl eines Andern noch bei demselben Heere zu dienen.

6. Die Königreiche Ghassan und Hira wurden mit leichter Mühe zerstört und die Länder mit dem Kaliphat vereint. Auch Obeidah erfocht anfänglich einige Vortheile über die Römer, ward aber gleich darauf bei Gaza mit bedeutendem Verlust geschlagen. Abu-Becr, heftig darüber erzürnt, nahm dem Obeidah den Oberbefehl und übertrug ihn dem Khaled, den er von dem Heere in Irak zurückrief und zu jenem an den Grenzen Syriens sandte. Sobald Khaled den Oberbefehl übernommen hatte, nahmen die Sachen eine andere Wendung. Das Heer der Römer ward geschlagen und ihr Feldherr, der Patricier Sergius gefangen. Von einem feindlichen Pfeile gefährlich verwundet, war er vom

verspannung Haß und Fanatismus die Kräfte des

---

hatte, dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen. — Ein Jüngling in Damascus, Namens Jonas, liebte die Tochter eines der vornehmsten und reichsten Einwohner der Stadt, und ward auch von ihr nicht minder geliebt. Aber die Eltern verzögerten aus mancherlei Gründen die beiderseitige Verbindung. Die beiden Liebenden beschlossen daher aus Damascus zu entfliehen. Eine römische Thorwache ward gewonnen, und das Thor in nächtlicher Stunde den Fliehenden geöffnet. Aber Jonas hatte sich noch keine hundert Schritte von der Stadt entfernt, als er einigen herumstreifenden Arabern, die sich nahe an die Stadt geschlichen hatten, in die Hände fiel. Seine Geliebte folgte ihm in kurzer Entfernung. Um sie vor dem, ihr drohenden Schicksal zu warnen rief Jonas auf Griechisch aus: „der Vogel ist gefangen.“ — Eudokia, so hieß die Jungfrau, wußte diese Worte zu deuten, eilte also wieder in die Stadt zurück, ging aber nicht mehr in das väterliche Haus zurück, sondern floh in ein, nach der heiligen Eudokia genanntes Kloster. Nach hergebrachtem Brauch der Apostel des Propheten ward nun Jonas zwischen dem Islam oder dem Schwert die Wahl gelassen. Der Unglückliche wählte das Erstere; Um bald wieder zum Besitz seiner Braut zu gelangen, ward der Elende, welcher Jesum, seinen Gott und Herrn verleugnet hatte, nun auch zum Verräther an seiner Vaterstadt. Auf Jonas Rath und von ihm über Vieles hinreichend belehrt, unternahm Khaled einen Sturm auf den untern Theil von Damascus, erstieg die Mauern und drang in die Stadt. Aber die Besatzung und ein Theil der Bürger leisteten auch in den Straßen noch tapfern Widerstand. Als die Einwohner der obern Stadt dies sahen, öffneten sie schnell die entgegengesetzten Thore, welche zu dem Lager des menschenfreundlichen Obeidah führten, gingen zu ihm hinaus, und erboten sich, unter gewissen Bedingungen ihm die Stadt zu übergeben. Die Capitulation war bald geschlossen, und Obeidah rückte nun ebenfalls in Damascus ein. Ungefähr in der Mitte der Stadt stießen Obeidahs und Khaleds Truppen auf ei-

Menschen erheben können, beweis't folgendes, wäh-

---

nander. Ersterer machte sogleich dem Rauben und Morden ein Ende. Diesem wollte Khaled sich widersetzen, behauptend, mit seinem Schwerte die Stadt gewonnen zu haben. Aber Obeidah bestand auf der Heiligkeit der Verträge, und daß die abgeschlossene Capitulation nicht blos über einen Theil der Stadt, sondern über ganz Damascus sich erstrecke. Da keiner von beiden nachgeben wollte, so kam man endlich überein, die Sache der Entscheidung des Kaliphen zu überlassen. — Sobald die Ruhe nur einigermaßen in der Stadt wieder hergestellt war, eilte Jonas in das Kloster zu seiner Geliebten; aber diese stieß ihn mit Abscheu von sich zurück, überhäufte ihn mit Vorwürfen, nannte ihn einen Abtrünnigen, und betheuerte, ihn nie mehr sehen zu wollen. In seiner Verzweifelung suchte Jonas bei Khaled Hülfe; aber diesem band die Capitulation die Hände. Des Kaliphen Entscheidung kam indessen bald von Medina zurück. Omar bestätigte die von Obeidah für ganz Damascus geschlossene Capitulation, nahm dem Khaled den Oberbefehl und übertrug ihn wieder dem ungleich menschlichern Obeidah. — Die Capitulation gestattete nicht blos der Besatzung, sondern auch allen Einwohnern, die nicht in Damascus bleiben wollten, mit aller ihrer Habe freien Abzug. Beinahe der größte Theil verließ Damascus, und unter den Abziehenden befand sich auch die unglückliche Eudokia. Für Jonas war nun dessen Braut auf immer verloren; bis jetzt hatte er sich stets noch mit einem Schimmer von Hoffnung getröstet. Seine Zuflucht nahm er wieder zu Khaled, und dieser, dem es ohnehin nach den Reichthümern der Auswandernden nicht wenig gelüstete, deutelte nun an der Capitulation und legte sie dahin aus, daß sie nur so lange Sicherheit den Abziehenden zusage, als diese auf dem von den Sarazenen eroberten Gebiete sich befänden; hätten sie aber einmal den kaiserlichen Boden betreten, dann wären sie wieder als Feinde zu betrachten und könnten demnach auch wieder angegriffen und feindlich behandelt werden. Dieser scharfsinnigen Interpretation zu Folge wartete er gerade noch drei Tage, wählte dann, da sein

rend der Belagerung von Damascus sich zugetragene

Entsetzung von der Oberfeldherrnstelle weder ihm, noch dem Heere bis jetzt bekannt gemacht worden war, drei tausend der geübtesten und tapfersten Reiter, gab ihnen römische Kleidung, und setzte den fliehenden Damascenern nach. Unter Weges vermied er sorgfältig die Nachbarschaft volkreicher Städte, machte daher manche Umwege, aber dabei auch solche angestrengte Märsche, daß er schon am siebenten Tage in der Gegend von Laodicäa sämmtliche Auswanderer erreichte. Sorgenlos und keinen Feind ahndend, hielten diese, auf einer schönen Wiese gelagert, ihre Ruhestunde. Unter der Kleidung römischer Soldaten konnten die Araber sich bequem dem Lager nähern, und wurden erst erkannt, als sie mit Schwert und Lanze die Wehrlosen anfielen. Die mit den Ausgewanderten zu gleicher Zeit aus Damascus abmarschirten römischen Cohorten griffen zwar zu den Waffen, hatten aber nicht mehr Zeit sich in Reihen und Glieder zu ordnen, wurden demnach nach kurzem Gefechte geschlagen und zerstreut. Die Unglücklichen, welche sich schon seit einigen Tagen in voller Sicherheit wähnten, sahen sich jetzt auf das neue wieder in schmählicher Gefangenschaft, und alle ihre Reichthümer, die sie aus dem Schiffbruch ihrer Vaterstadt gerettet zu haben glaubten, waren das Eigenthum wilder Räuber und ihres noch wildern Anführers. Am tiefsten gebeugt fühlte sich die von aller Welt verlassene Eudokia. Aber standhaft beharrte sie bei ihrer Ueberzeugung, wollte um keinen Preis die Gattin eines Abtrünnigen werden, und als man sie mit Gewalt in die Arme des Verräthers führen wollte, stieß sie sich einen Dolch in die Brust. Der Anblick der sterbenden Eudokia erschütterte den von Verbrechen zu Verbrechen immer tiefer gefallenen Jonas. Man wollte ihm die nicht minder junge und schöne Wittwe des in der Belagerung von Damascus gefallenen, tapfern römischen Feldherrn Thomas zur Entschädigung geben; aber Jonas wies das Anerbieten zurück, schenkte jedoch mit Khaleds Bewilligung, Thomas Wittwe, ohne ein Lösegeld von ihr zu fordern, die Freiheit. Der Elende fiel jetzt in eine immer zunehmende Schwermuth, suchte da nicht Ret-

eigniß. Als das grosse Römer-Heer zum Entsatz Stadt heranrückte, hob Khaled die Belagerung und ging dem Feind entgegen. Aber Petrus, fehlshaber von Damascus, machte mit zwölftau d Mann einen Ausfall, brachte den von Obei geführten Nachtrab des Heeres in Unordnung, tete viele Feinde, eroberte das ganze Gepäck und m alle, ihren Männern, Söhnen oder Brüdern diesem Feldzuge folgende arabische Frauen gefan . Unter allen weiblichen Gefangenen zeichnete Kaulah, die Schwester Derers, durch Ju d und Schönheit aus. Ihre Reize machten Ein ck auf den Petrus. Statt mit seiner Beute so ell als möglich nach Damascus zu eilen, befiehlt dem Heere, unter Weges zu lagern. Seine lei schaftlichen Anträge werden aber von Kaulah mit hn und Verachtung zurügewiesen. Doch damit h nicht zufrieden, beredet diese ihre Gefährtin , lieber zu sterben, als den verächtlichen Sie n nach Damascus zu folgen. Durch Kaulahs rte und Beispiel begeistert, griffen nun alle Zeltenstöcken, Brügeln, Keulen und andern ffen dieser Art, den Römern betheuernd, daß sie chlossen wären, lieber in ehrenvollem Kampfe zu en, als noch länger ihre Gefangenen zu seyn. erzüglich begann jetzt ein Gefecht ganz eigener . Gegen Frauen wollten anfänglich die Römer Waffen nicht mit Ernste gebrauchen, aber die bischen Amazonen schlugen tapfer mit ihren Keu darein und tödteten oder verwundeten verschiedene mer. Petrus auf das äußerste gebracht, gibt end

---

tung, wo allein noch Rettung für ihn zu finden war; und Kummer und nagende Gewissensbisse machten bald darauf seinem, durch doppelten Verrath an Gott und dem Vaterlande, schwer befleckten Leben ein Ende.

lich Befehl, die ganze Schaar niederzuhauen. Aber in demselben Augenblicke erscheint Khaled an der Spitze von achttausend Reitern. Das, obgleich um viertausend Mann stärkere Heer der Römer wird geschlagen und zerstreut, Petrus gefangen und sogleich enthauptet, und die tapfern arabischen Frauen werden im Triumphe wieder zum Heere zurückgebracht. Diesen kriegerischen Geist der Frauen wußte Khaled in der bald darauf folgenden, schon erwähnten, großen Römerschlacht trefflich zu benutzen. Der ganzen weiblichen Schaar gab er Waffen und stellte sie in ein Hintertreffen, mit dem Befehle, jeden fliehenden Moslem mit ihren Pfeilen und Lanzen wieder in die Reihen der Kämpfenden zurückzutreiben.

8. Als ganz Untersyrien und ein Theil von Palästina dem Kaliphen gehorchten, Römer und Perser vor des Islams heiliger Fahne zitterten, und endlich auch Damascus gefallen war, starb Abu-Becr im drei oder vierundsechzigsten Jahre seines Lebens; wahrscheinlich, wie Mohamed, an Gift, nach der Aussage seiner Tochter Ayescha an einem Fieber, das der unvorsichtige Gebrauch eines zu kalten Bades ihm zugezogen hatte. Während seiner kurzen Regierung stellte er sich nie an die Spitze eines seiner Heere, und nur seines obersten priesterlichen Amtes pflegend, beschäftigte er sich blos mit Lehren, Predigen und religiösen Einrichtungen. Ihm ward das, in den Augen aller Mohamedaner so vorzügliche Verdienst, des Propheten zerstreute Suren zu sammeln, durch die mündlichen Erklärungen jener, welche sie auswendig wußten, oder dem Mohamed als Schreiber gedient hatten, sie zu ergänzen, durch seinen Machtspruch die canonischen von den apogryphischen zu unterscheiden und so die wohlgeprüften Suren oder sogenannten göttlichen Offenbarungen in einem

Buch Al-Koran (der Koran) genannt, zu vereinigen. Sonderbar war die Art, wie er die verschiedenen Suren oder Kapitel nach einander reihete. Er ordnete sie nämlich nach der Länge ihres Inhalts; so daß die kleinsten auch die letzten wurden, und die allerkleinste endlich den Koran schloß. Nicht wenig vermehrte er zwar auf diese Weise die Verwirrung des ohnehin ganz zusammenhanglosen Buches; aber immerhin setzte er dadurch doch wenigstens dem Aberglauben und der stets höher anschwellenden Fluth aberwitziger Traditionen endlich eine sichere Schranke.

9. Während der letzten fünfzehen Tage hatte der kranke, dem Tode nahe Abu-Becr dem Omar den Auftrag gegeben, an seiner Stelle in der Moschee vor dem Volke das öffentliche Gebet zu verrichten; dies hieß eben so viel, als den Omar zu seinem Nachfolger ernennen; denn von der Kaliphen-Würde war das Priester-Amt das Wesentliche, weltliche Herrschaft das Außerwesentliche und gleichsam nur Nebensache; und so ward nun gleich am Sterbetage des Abu-Becrs Omar als Kaliph anerkannt und von Allen ihm ohne Widerrede gehuldiget. Abu-Becr hatte blos den Titel eines Kaliphen des Apostels Gottes geführt (Calif Resoul Allah). Omar nannte sich also anfänglich auch nur Kaliph des Kaliphen des Apostels Gottes. Da man aber leicht erkannte, daß auf diese Weise bei jeder Thronfolge die Benennung des Kaliphen einen Zuwachs erhalten, mithin nach einer gewissen Reihe von Jahren beinahe endlos seyn würde; so übertrugen die in Medina versammelten Häupter dem Omar den ehrenvollen Titel eines Beherrschers der Gläubigen (Emir-al-Mumenin).

10. Omar schickte ein neues Heer gegen Per-

sien; aber den Oberbefehl über das syrische nahm er, wie schon gesagt worden, dem Khaled, welchem er längst schon nicht wohl wollte, und dessen Grausamkeit jetzt dem Kaliphen zum Vorwand diente, ihn seiner Feldherrnstelle zu entsetzen. Aber der bescheidene und milde Obeidah, den Omar zum Oberfeldherrn ernannt hatte, und der Khaleds Geistesüberlegenheit und höheres Feldherrntalent, besser als der Kaliph zu würdigen wußte, eilte nicht sehr, dem erhaltenen Befehle sich zu fügen. Von dem Inhalt desselben machte er Khaled und dem ganzen Heere sogar ein Geheimniß, und suchte in einem ziemlich weitläufigen Schreiben den übel unterrichteten Kaliphen eines Bessern zu belehren. Als Omar Obeidahs Brief erhalten hatte, bestieg er in Medina Mohameds, in den Augen aller Moslemen geheiligte Prophetenkanzel, und verkündigte von dieser herab allem Volke Khaleds Entsetzung, Obeidahs Erhebung und die Gründe, welche ihn dazu bewogen hatten. Mit einer Abschrift dieses gefaßten Beschlusses sandte Omar zwei seiner Gefährten in das syrische Lager. Diese versammelten das Heer und machten die von dem Kaliphen getroffenen Verfügungen öffentlich bekannt. Nur murrend und mit Widerwillen unterwarf sich das Heer dem Befehle des Beherrschers der Gläubigen; aber willig und ohne nur eine Spur von Kränkung in seinen Mienen blicken zu lassen, stieg Khaled, dessen von Natur aus edle Anlagen nur ein der Hölle entstiegener Fanatismus verderbt hatte, von seinem hohen Posten herab, um die nämliche, an der Spitze des Heers bewiesene Thätigkeit, Tapferkeit und Gegenwart des Geistes, nun auch auf einer niedern, untergeordneten Stufe, wie bisher zu entfalten.

11. Wenn der Allmacht Arm plötzlich die dem

Meere gesetzten Schranken hinwegnähme, die Tiefen des Meers und alle Kerker der Gewässer sich auf das neue wieder öffneten, und der neu entfesselte Ocean in wenigen Tagen das ganze Festland mit seinen Wellen und Wogen bedeckte; so würde eine solche furchtbare, alles mit sich fortwälzende Wasserfluth allenfalls ein Bild seyn der nun plötzlich aus Arabien sich unaufhaltsam nach allen Weltgegenden ergießenden, Alles zerstörenden, das Antlitz eines Drittels des Erdkreises umgestaltenden, beispiellosen Sarazenen-Ueberschwemmung. Blos unter Omars zwölfjährigem Kaliphat wurden Syrien, Palästina, Phönizien, Aegypten, Mesopotamien und der größte Theil des persischen Reiches erobert; gegen 36,000 Städte und feste Schlösser wurden theils von den Sarazenen erstürmt, theils durch den Schrecken ihrer Waffen zu freiwilliger Oeffnung ihrer Thore gezwungen, mehr als viertausend, theils christliche Kirchen, theils heidnische Tempel zerstört und zur Verbreitung des Islams, vier und zwanzighundert Moscheen erbauet. Indessen war es nicht der kühne Geist eines Welteroberers, eines Sesostris, Cyrus oder Alexanders, welcher die Araber plötzlich in eine Helden-Nation umschuf und von Sieg zu Sieg bis an die Grenzen der bewohnten Welt sie führte. Die Kaliphen erschienen nie im Felde, und während das Geräusch ihrer Waffen ganz Asien erfüllte, saßen sie ruhig in Medina, predigten auf Mohameds Kanzel, lasen im Koran, und nahmen an allen Kriegen und Eroberungen keinen andern Antheil, als daß sie es sich gefallen ließen, wenn man den unermeßlichen Raub eroberter und zerstörter Provinzen und Reiche ehrfurchtsvoll zu ihren Füßen niederlegte. Ein wilder Geist des Krieges und der Zerstörung hatte jetzt auf einmal ganz Arabien ergriffen. Allen Völkern der Erde war der Krieg erklärt. Um

zu den Waffen zu greifen, bedurfte es nun für den Araber keines Aufgebotes seines Beherrschers, und der Kaliph glaubte seinen Völkern noch eine Gnade zu erweisen, wenn er ihnen erlaubte, ihren Boden und ihre Heerden zu verlassen, um in den entferntesten, ihnen oft nicht einmal dem Namen nach bekannten Ländern, alle Gefahren und Beschwerden des Krieges mit ihren Brüdern zu theilen. Der Krieg ward jetzt die eigentliche Religion des Arabers; das Schwert, wie sein Mohamed ihn lehrte, öffnete ihm das Paradies, und seine von den Bildern des üppigsten aller Wollustgärten entflammte Phantasie erhob seine Kräfte nun weit über die Schranken, welche gewöhnliche Menschennatur ihnen gesetzt hatte. Hätte nicht blutiger Zwist um die Herrschaft, gleich nach des dritten Kaliphen Tod, schreckliche Bürgerkriege erregt, einen Theil der Kräfte der Nation verschlungen; so war es damals schon um Constantinopel und vielleicht auch um die ganze abendländische Christenheit geschehen. Aber demungeachtet und trotz dieser lange andauernden, die Fortschritte der erobernden Nation hemmenden Unruhen, waren dennoch seit Mohameds Tod noch keine volle neunzig Jahre verflossen, und das arabische Weltreich erstreckte sich schon von dem Indus über Samarkand bis an das caspische Meer, und von Chinas Grenzen über ganz Mittel- und Westasien, über Aegypten, das östliche und westliche Afrika, über Spanien und Portugal, bis an das atlantische Meer; und erst an dem Fuße der Pyrenäen setzte des großen Carl Martels tapferer Arm dieser furchtbaren Völkerwanderung endlich wieder eine Grenze.

12. Nach der Eroberung von Damascus rückten die Araber vor Balbeck, dem alten Heliopolis.

t mehreren festen syrischen Städten, an welchen vorüberzogen, hatten sie Vergleiche geschlossen, t welcher jene ihre Thore zu öffnen versprachen; bald Balbeck und Emessa in den Händen der razenen seyn würden. Die feste Stadt Arrestan, t dem, sie beherrschenden Schloß ward durch auf diesem Zuge von Khaled erobert. Aber Besatzung von Balbeck that unerwartet tapfern Wi-:and, machte öftere Ausfälle bei Tag und bei ht, schlug die belagernden Scharen jedesmal vor ı Mauern zurück und zwang durch das beinahe nterbrochen fortgesetzte Spiel ihrer Kriegsmaschi-den Obeidah, sein Lager ziemlich weit von der dt zu entfernen. Selbst Khaled wäre beinahe einem dieser Gefechte gefangen worden. Schon ifelten Obeidah und seine Nebenfeldherren an ei-t glücklichen Erfolg, als plötzlich das Kriegs-k sich wieder wandte. Die Römer thaten einen n, aber diesmal höchst unglücklichen Ausfall. ihren von den Sarazenen stark gedrängten Waf-rüdern zu Hülfe zu kommen, zog immer eine aar nach der andern aus der Stadt; auch ein reicher Haufe bewaffneter Bürger; und eine liche Schlacht ward nun unter den Mauern von beck geliefert. Die Christen fochten mit unge-wlicher Tapferkeit. Groß war der Verlust der :azenen, aber noch ungleich größer auf Seite Christen, die am Ende völlig geschlagen und reut wurden. Das Unglück dieses Tages zwang Herbis, römischen Befehlshaber in Balbeck, dem Feinde zu capituliren. Ziemlich mild und iglich waren die Uebergabsbedingungen, die der schenfreundliche Obeidah vorschrieb. Die Stadt ite 2000 Unzen Goldes und 4000 Unzen Sil-: bezahlen, überdieß noch 1000 Säbel und 2000 ne Gewandte liefern, sich einer jährlichen Kopf-

steuer unterwerfen, und endlich noch von aller Treue gegen den Kaiser sich lossagen, auch geloben, für die Zukunft keine neuen Kirchen oder Klöster, weder in der Stadt noch auf deren Gebiet zu erbauen. Dafür versprach nun auch Obeidah, die Stadt mit Besatzung zu verschonen. Mit der größten Gewissenhaftigkeit hielt der edle Sarazene sein gegebenes Wort, und obgleich dazu aufgefodert, konnte dennoch nichts ihn bewegen, auch nur einen Fuß in die Stadt zu setzen. Aber Berbis Macht und Ansehen als kaiserlicher Befehlshaber waren jetzt erloschen. Bald erhob sich blutiger Zwist unter den Einwohnern selbst. Berbis ward erschlagen, und eine Deputation der Einwohner kam in das Lager der Sarazenen, und bat den Feldherrn nun selbst um eine hinreichende Besatzung zu Erhaltung der Ruhe in ihrer Stadt. Die Einwohner hatten keine Ursache diesen Schritt zu bereuen. Durch die starken Contributionen, welche sie an Gold, Silber und Kleidungsstücken an die Sarazenen hatten bezahlen müssen, waren sie beinahe ganz verarmt. Aber nun ward der Raub der ganzen, weit und breit umherliegenden Gegend nach Balbeck gebracht und um Spottpreise verkauft. Diese Gelegenheit wußten die Einwohner trefflich zu benutzen, und gelangten dadurch in kurzer Zeit wieder zu ihrem vorigen Wohlstand.

13. Nach dem Falle von Balbeck kam die Reihe an Emesa. Aber diese Stadt hatte eine zahlreiche Besatzung und die Einwohner waren entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Den Feind wollten sie nicht einmal hinter ihren Mauern erwarten, sondern stellten am Fuße derselben sich in Schlachtordnung. Unbesorgt rückte Obeidah heran; staunte aber nicht wenig, als er sich plötzlich mit unglaublichem Ungestüm in seinem Centrum angegrif-

h. Lange dauerte es, bis der Sieg sich entschied; es war eines der hitzigsten Gefechte, welche Sy- Eroberer bis jetzt noch bestanden hatten; auch s hier, wo der junge Abdallah, Khaleds Neffe, od fand, und ihn fand, weil er ihn suchte und chte, weil seine bis zum Wahnsinn erhitzte Ein- ngskraft hoch am Firmament die schönsten der lischen Houris, mit grünen Tüchern ihm freund- inkend, erblickte. Endlich wurden die Römer r in die Stadt zurückgetrieben; aber Obeidah n, daß er kräftigen Widerstand zu erwarten hätte, it seinen, der Belagerungskunst unkundigen Sa- n, denen es auch an den nöthigen Belage- maschinen fehlte, nicht ohne ungeheuern Auf- von Zeit und Menschen sich Emesas bemächti- würde. Auf Khaleds Rath nahm er zu einer seine Zuflucht. Er ließ den Emesern sagen, er gesonnen sey, die Belagerung aufzuheben, Waffen gegen andere Städte zu wenden, je- unter der Bedingung, daß sie ihm, zum Un- lt seines Heeres, nur einen Theil ihres Ueber- s gegen baare Bezahlung verkaufen sollten. Die ser, sehr erfreut, der ungerufenen Gäste so leicht schnell wieder los zu werden, willigten gerne Anfänglich brachten sie nur Weniges in das liche Lager; da man ihnen aber gestattete, sehr Preise zu machen, und Obeidah, ohne zu eln, Alles, was ihm gefodert ward, bezahlen ; so brachten die Emeser, gelockt durch die Hoff- ; eines ungeheuern Gewinnes, beinahe Alles, sie hatten, in das Lager der Saracenen. Als

Seiten ein. Die Emeser bereueten jetzt ihre Unbesonnenheit; aber ihre Reue kam zu spät; denn alle Speicher und Kornböden waren leer, und in den Kriegsmagazinen war kaum auf 4 Wochen noch hinreichender Vorrath. Demungeachtet leisteten Besatzung und Bürgerschaft noch tapfern Widerstand, thaten öftere Ausfälle, tödteten viele Feinde, wurden aber endlich, und gerade nach einer Belagerung von vier Wochen, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen.

14. Die schnell auf einander folgenden Eroberungen von Balbeck und Emesa schreckten nicht wenig den Kaiser. In naher Perspektive erblickte er schon den Verlust seiner sämmtlichen Länder jenseits des Taurus; und überzeugt, daß nur ganz ungewöhnliche Anstrengungen das Reich retten könnten, stellte er jetzt Kriegsrüstungen an, die, wenn vor einigen Jahren gemacht, dem wilden Strom vielleicht eine Grenze gesetzt hätten. Siebenzigtausend europäische Soldaten überschritten den Bosphorus, und vereinigten sich mit den Truppen des Orients. Eine Observationsarmee von 40,000 Mann ward bei Cäsarea zusammengezogen; alle Besatzungen der festen Seeplätze längs der ganzen Küste von Phönizien wurden ungemein verstärkt, und endlich noch sechzigtausend christliche Araber, unter Anführung des letzten, von den Arabern vertriebenen Königs J a b a l l a h in Sold genommen. Antiochien war der Sammelplatz des beinahe zweimalhundert tausend Mann starken Heeres, und den Oberbefehl darüber führte M a n u e l, ein geborner Grieche.

15. Die Nachricht von der Römer ungeheuern Kriegsrüstungen beunruhigte nicht wenig die Sarazenen; aber noch höher stieg Obeidahs Verlegenheit,

Manuel mit seinem Heere an den Grenzen von
rien stand. Anfänglich wollte der Sarazene sich
schanzen und hinter einem breiten Graben und
nachen Erdaufwürfen den zahlreichen Feind er-
rten. Anderer Meinung war der kriegskundigere
aled. Um Verstärkung zu erhalten, sagte er,
sse man eiligst einen Boten nach Medina senden;
Heer aber, um die Vereinigung mit den zu er-
rtenden Hülfstruppen desto leichter zu bewirken,
indessen nach den Grenzen von Palästina zu
ziehen. In dem Kriegsrath entschied jedesmal
aleds überwiegendes Ansehen. Auch diesmal ward
Rath befolgt; das Heer brach auf und stand,
h mehrern äußerst beschwerlichen Tagmärschen,
den Ufern des Hieromaks *), einige Tagreisen
ter Bosra. In nicht minder angestrengten Mär-
en folgte das kaiserliche Heer den Sarazenen bei-
he auf dem Fuß. Aber auf einem flüchtigen
omedar kam jetzt schon der nach Medina gesandte
te mit der frohen Nachricht wieder zurück, daß
Kaliph ihnen seinen und des großen Apostels
gen, und mit diesem, was freilich jetzt wirksa-
r als Mohameds Segen seyn mochte, eine Ver-
kung von achttausend Mann sende.

16. Khaled hatte indessen sich alle Mühe ge-
en, seine christlichen Landesleute zu bereden, das
nische Heer zu verlassen und sich mit den Mosle-
n zu vereinigen. Als alles Zureden und alle
rsprechungen fruchtlos waren, griff Khaled sie
lich an. Aber Jaballahs Araber waren nicht

*) Bei den Arabern, die in allen von ihnen eroberten Ländern die Namen der Städte, Flecken, Flüsse, Berge und Thäler änderten, heißt der Hieromak Yermuck.

minder tapfer, als die Mohadscherum und Anzaren. Das Treffen blieb unentschieden, und drei der vornehmsten und tapfersten Sarazenen-Officiere, unter welchen sich auch Khaleds Busenfreund, der eifrige Decar befand, wurden in der Schlacht von Jabal-lahs Arabern gefangen. Da die erwartete Verstärkung noch nicht angekommen war; so begehrten die Sarazenen, um Zeit zu gewinnen, eine persönliche Zusammenkunft mit dem römischen Feldherrn. Manuel willigte ein und Khaled, von hundert arabischen Officieren begleitet, ward von Obeidah in das kaiserliche Lager gesandt.

17. Die Unterredung, die jetzt erfolgte, ein wahrer Abdruck des Geistes und Charakters der damaligen Araber, besonders des wilden, aber nicht selten hochherzigen Khaleds, ist zu merkwürdig, als daß wir sie hier mit Stillschweigen übergehen dürften. — Als Khaled mit seinem Gefolge in dem feindlichen Lager erschien, ließ er, dem Zelte des römischen Feldherrn gegenüber, sein eigenes Zelt von Scharlachtuch aufschlagen. Nach einem kurzen Aufenthalt von einigen Minuten in demselben, begab er sich mit seinem ganzen Gefolge nach Manuels Zelt. Am Eingange desselben ward ihm bedeutet, daß, weil römische Sitte es so erfodere, er und alle seine Begleiter die Waffen ablegen müßten. Standhaft weigerten sich Khaled und die übrigen Araber sich diesem Gebrauche zu fügen. „Das Schwert,“ sagte der tapfere Koreischit, „ist des Moslems Zierde; es ist sein Schlüssel zu dem Paradies, und nur mit seinem Leben kann man es ihm entreißen.“ — Man mußte nachgeben; und das Schwert an der Seite traten Khaled und seine Begleiter in das kaiserliche Zelt. Manuel saß auf einem, um mehreren Stufen erhabenen Sitz; an seiner Seite rechts und

links waren etwas niedrigere, jedoch mit prachtvollen Teppichen behängte Sitze für Obeidahs Gesandten geordnet. Aber Khaled und seine Gefährten schoben dieselben sogleich zurück und setzten sich auf die Erde. Als Manuel nach der Ursache dieses sonderbaren Benehmens fragte, gab Khaled zur Antwort: „Gott hat den gläubigen Moslemen die ganze Erde zu ihrem Sitze gegeben; und dieser Sitz ist reiner als die kostbarsten, mit Gold und Perlen gestickten Teppiche.“ Manuel forschte weiter nach des Kaliphen Palast und dessen Thron. Khaled sagte: „Sein Palast ist ein von Erde erbautes Haus, und sein Sitz oder Thron sind Wahrheit und Gerechtigkeit.“ — Manuel, über Khaleds hoheitvolles Benehmen erstaunt, gab demselben zu verstehen, daß er jetzt wohl einsehe, daß die Römer bisher von den Arabern einen ganz falschen Begriff gehabt, sie größtentheils für eine noch sehr dumme, unwissende und rohe Nation gehalten hätten. „Darin,“ erwiederte Khaled, „hat sich dein Volk nicht geirret; denn Alles dieses waren wir, bevor uns Gott seinen Propheten sandte, und dieser uns das Wahre von dem Falschen, das wirklich Gute und Wünschenswerthe von dem Scheinguten unterscheiden lehrte.“ — Manuel fragte nun den Khaled um die Ursachen, warum die Araber in ein, gegen alle arabische Volksstämme stets freundlich gesinntes Reich feindlich und alles raubend und verheerend eingefallen wären. „Sind es vielleicht“ sagte der Römer, „Mangel und Elend, die Euch aus euerm Lande treiben, um bei andern Völkern zu holen, was eure Wüsten und euer felsiger Boden Euch versagen? Ist dieß der Fall; so sagt, was Ihr verlangt. Wir wollen es Euch geben, nur zieht friedlich wieder nach Hause.“ — „Wir verlangen nicht,“ erwiederte Khaled, „eure Reichthümer; wir verachten sie. Al-

les, was wir bedürfen, finden wir in unserer Heimath. Wir führen Krieg, weil der Prophet es uns befohlen hat, um den Koran, mit dem Schwert in der Hand allen Völkern zu verkündigen. Wollt Ihr Mohamed als den Gesandten Gottes anerkennen, und das Islam annehmen; so könnt Ihr alles behalten, was Ihr habt; wo nicht, so gehört Uns Alles, was Ihr zu besitzen glaubt, selbst eure Weiber und Kinder." — Natürlich beantwortete der römische Feldherr diese Reden mit einiger Bitterkeit, und bald wurden beide Partheien so erhitzt, daß Khaled ausrief: "Ich werde die Stunde noch erleben, wo man Dich mit dem Stricke um den Hals vor unsern Kaliphen führen und in dessen Gegenwart enthaupten wird." — Aber auch Manuel entflammte jetzt im Zorn. "Glaubst Du," fuhr er den Khaled an, "daß, weil das Völkerrecht Dich jetzt gegen jede Züchtigung schützt, Du mich so gröblich in das Angesicht beleidigen dürftest? Aber wisse, in der Person der drei Gefangenen, für welche Du ein so warmes Interesse zeigest, werde ich Deinen Frevel bestrafen, und sie zu enthaupten sogleich den Befehl ertheilen." — Wüthend sprang Khaled von der Erde auf. "Wagst Du es," rief er aus, "diesen Befehl zu ertheilen; so ermorde ich Dich hier in Deinem eigenen Zelte, und jeder meiner Gefährten wird sich dann ebenfalls seinen Mann wählen; es geschehe denn auch, was nur immer geschehen mag." Zu gleicher Zeit zog Khaled seinen Säbel; desgleichen that auch sein ganzes Gefolg. Khaleds und seiner Gefährten wild in dem Zelte herumrollende Blicke überzeugten den Manuel, daß er es mit Rasenden, halb wahnsinnigen Menschen zu thun habe. Er suchte also, sie wieder zu besänftigen, setzte mit voriger Ruhe das Gespräch noch einige Augenblicke fort, ließ dann die Gefangenen kommen,

d: machte mit der Freiheit derselben dem Khaled
1. Geschenk. Um dieses zu erwiedern, gab der
arazen dem Manuel sein scharlächenes Zelt. Noch
ige andere reiche und kostbare Geschenke bot Ma-
el dem Khaled an; aber dieser wieß jede Gabe
ück, nahm ziemlich trotzig von dem Römer Ab-
ied, und kehrte mit seinem Gefolge nach Obei-
s Lager zurück.

18. Einen eigentlichen Zweck hatte diese Unter-
ung nicht gehabt, wohl aber die Erbitterung der
mer wie der Sarazenen noch um Vieles vermehrt.
beiden Lagern rüstete man sich zu einer, Palästi-
s und Syriens Schicksal entscheidendern Haupt-
lacht. Der Wunsch des Heeres und des bescheide-
n Obeidahs eigenes Gefühl übertrugen, für den
g der Schlacht, den Oberbefehl dem tapfern und
egserfahrnen Khaled. In dem ersten Treffen nahm
ser also seinen Posten, in das zweite stellte sich
eidah mit der gelben Fahne, unter welcher der Pro-
t selbst gegen die Juden von Khaibar gefochten
te; der Anblick dieses heiligen Paniers sollte den
orbenen Muth jedes, allenfalls vor dem Feinde
jenden Moslems auf das neue wieder beleben. Das
ntertreffen endlich bildeten arabische Frauen und
ngfrauen unter der Anführung der eben so küh-
und tapfern, als schönen Kaulah; ihr Auftrag
r der nämliche, wie in der Schlacht bei Aiznа-
n; nämlich die zurückweichenden Moslemen zu be-
men, mit ihren Pfeilen oder Keulen sie wieder
ihre Schlachtlinien zu treiben.

19. Die Ufer des Hieromaks wurden nun
Schauplatz der blutigsten, in der Geschichte der
razenen-Kriege merkwürdigsten Schlacht. Khaleds
dgeschrei war: „Vor uns das Paradies, hinter

23. Die bisher an leichten Sieg gewöhnten Moslemen fingen jetzt an zu besorgen, daß wohl auch sie einmal den Waffen ihrer Feinde unterliegen könnten; denn daß im Ganzen genommen die Vortheile des Tages wieder auf Seite der Römer gewesen, darüber konnte keiner sich täuschen. Die ältesten Krieger im Heere gestanden, daß sie sich keines so blutigen Kampfes, keines so verzweifelten Widerstandes von irgend einem feindlichen Heere zu erinnern wüßten; und schon begann der Mohadscherum und Anzaren Glauben an ihres Propheten Verheißungen zu wanken, als unvermuthet von einer Seite, woher sie es am wenigsten erwarten konnten, ihnen Hülfe kam und ihren sinkenden Muth auf das neue wieder belebte.

22. Zwei ziemlich vornehme römische Officiere lagen in Yermuck bei einem der angesehensten und reichsten Einwohner im Quartier. Noch ganz erhitzt von der blutigen Arbeit des Tages und auch vom Wein berauscht, kommen Beide am Abend der zweiten Schlacht in ihre Wohnung. Unglücklicher Weise ist der Herr des Hauses abwesend. Seine Gattin empfangt also ihre beiden Gäste, und ist im Begriff, das für sie zubereitete Zimmer ihnen anzuweisen. Aber die blühende Schönheit der jungen Frau reizt die viehischen Begierden der beiden wilden Krieger; sie fallen über sie her und schleppen sie mit Gewalt in ein anstoßendes Gemach. Umsonst fleht, weint und sträubt sich die junge Frau; ein kleines Kind, ihr einziges Söhnchen sieht den Jammer der Mutter, und fängt nun ebenfalls an, jämmerlich zu schreien. Das Geschrei des Knabens stört die Unholde, einer der beiden Cannibale läuft hinzu und schneidet dem Kinde den Hals ab, und nach dieser grauenvollen That wird nun auch der andere, nicht

minder schändliche Frevel an der Frau vollbracht. Bald darauf kommt der Mann nach Hause, findet seine Gattin in Thränen und die Hände ringend, und sein einziges Kind erwürgt in seinem Blute liegen. In wenigen Worten erfährt er die schauerliche Geschichte, nimmt in dem Uebermaße seines Jammers den noch blutenden Kopf seines Kindes und eilt damit zum Feldherrn, um gegen die grausamen Urheber seines Unglückes gerechte Klage zu führen. Manuel, bestürmt von einer Menge Officiere, die theils Meldungen ihm machten, theils Befehle von ihm zu erhalten hatten, gab dem Klagenden wenig Gehör, wandte nach kurzer Rede ihm den Rücken und schickte ihn, wo nicht höhnend, doch lächelnd nach Hause. In dem überwältigenden Gefühl seines grenzenlosen Schmerzes und die Verzweifelung im Herzen, beschließt nun der unglückliche Vater, an dem Feldherrn selbst und dessen ganzem Heere sich zu rächen, geht noch in derselben Nacht in das Lager der Sarazenen, begehrt vor den Feldherrn geführt zu werden, erzählt diesem die an seiner Frau und seinem Kinde verübte Greuelthat, erschöpft sich in Verwünschungen gegen die grausamen und schändlichen Römer, und verspricht dem Khaled, einen Theil seines Heeres auf einem, beinahe niemand bekannten Pfade über das Gebirg, in den Rücken der Römer zu führen. Mit beiden Händen nehmen Khaled und Obeidah das Anerbieten des Mannes an; der über sein ganzes Wesen verbreitete grenzenlose Kummer verbürgt ihnen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen. Zehntausend Araber folgen ihm als ihrem Führer, und mit Anbruch des Tages steht der Kern der Sarazenen hinter einer Anhöhe im Rücken des römischen Heeres.

23. Des Sieges waren jetzt Obeidah und Kha-

les gewiß, und gleiche Zuversicht beseelte auch das Heer. Bevor noch die Morgenröthe am östlichen Himmel hervorbrach, formirten schon die Sarazenen ihre Schlachtordnung. Das Geräusch ihrer Waffen rief auch die Römer in ihre Schlachtlinien, und mit Anbruch des Tages stürzten beide Heere auf einander. Wüthender als je, war der Angriff der Araber, denn die Hoffnung eines gewissen Sieges flog vor ihren Fahnen her. Die Römer, ermuthigt durch die errungenen Vortheile der beiden vorigen Tage, halten standhaft und mit festem Fuße den Angriff aus, und schon entwickeln sich in der schönsten Ordnung ihre Schwadronen, um die arabische Reuterei in ihrer rechten Flanke zu umgehen, als die Römer plötzlich zahlreiche Schaaren von Sarazenen erblicken, die über die hinter ihnen liegenden Anhöhen herabziehen und den Rücken des römischen Heeres bedrohen. Der römische Feldherr sprengt, um den neu anrückenden Feind zu recognosciren, demselben entgegen; aber der, welcher die Feinde über das Gebirg geführt hatte, erkennt den Manuel, zeigt ihn den Sarazenen, und ein Haufe arabischer Reiter stürzt auf seinen flüchtigen Rossen, wie vom Sturmwinde geführt, auf den römischen Feldherrn. Mit verhengtem Zügel sucht jetzt Manuel sein Heer wieder zu erreichen, stürzt aber wenige Augenblicke darauf, da er über einen sehr breiten Graben setzen will, vom Pferde und wird gefangen. Schrecken und Bestürzung herrschen im Heer der Römer. Ihre Bataillone in der Fronte, im Rücken und in der Flanke angegriffen, werden durchbrochen. Ein Corps von 5000 Mann römischer Cavallerie eilt seinem bedrängten rechten Flügel zu Hülfe. Unter Weges stößt es auf einen Haufen von 500 arabischen Reitern, und wirft ihn mit leichter Mühe über den Haufen. Statt seinen Weg nun fortzusetzen und

igst sich nach dem, vom Feinde hart mitgenomme-
n Flügel ihres Heeres zu begeben, verfolgt es die
n ihm geworfenen fünfhundert Araber. Diese,
t der Gegend genau bekannt, setzen an einer
hten Stelle über den Fluß Hieromak. Die Rö-
r kommen an, sprengen ebenfalls in den Strom,
fehlen aber die Furth, und Mann und Roß ge-
l elend in den Wellen zu Grund. Da das Heer
Römer seinen Oberfeldherrn verloren hatte, so
) alle Bewegungen der einzelnen Heerabtheilun-
l ohne Zusammenhang, größtentheils zweckwidrig,
) vermehren nur die ohnehin schon überall einge-
ene Unordnung. Der nun sichtbar auf die Seite
Araber sich neigende Sieg entflammt immer
ch mehr ihren Muth; auf allen Punkten ist ihr
idrang unwiderstehlich. Allgemein wird jetzt die
iederlage der Römer. Keine Legion, kein Reiter-
chwader hält mehr Stand. Die ganze Gegend
mit fliehenden Römern bedeckt; und wollen wir
i Berichten arabischer Geschichtschreiber Glauben
messen; so fielen hundert und fünfzigtau-
id römische Soldaten an diesem Tage unter dem
hwert der Sarazenen. (636.)

24. An den folgenden Tagen sammelten sich
h und nach wieder die zerstreuten Römer um ihre
hnen. Da sie noch immer so ziemlich ansehnliche
rps bildeten; so fielen auch noch mehrere Scharmü-
wieder vor, jedoch stets zum Nachtheil der Chri-
t. Diese nahmen ihren Rückzug nach der Meeres-
r, wurden hierauf von den Arabern nicht mehr
unruhiget, und kamen endlich glücklich theils in
sarea, theils in Aleppo (dem alten Beröa), Tripoli,
rus und andern, an der phönicischen Küste gele-
ten festen Seeplätzen an. — So zog eine unbestrafte
euelthat den Untergang eines Heeres herbei, das

vermöge seiner Stärke, der Tapferkeit seiner Truppen und seines glänzenden Erfolges an den beiden ersteren Tagen der Schlacht, wahrscheinlich den Ruhm errungen hätte, den Stolz und Uebermuth der wilden Sarazenen, wenn auch nicht für immer, doch wenigstens auf lange Zeit wieder zu zügeln *).

---

*) Schon auf seinem ganzen Zuge hatte dieses nämliche Heer die größten Ausschweifungen sich erlaubt, mit dem Fluche der von ihm grausam mißhandelten Provinzen sich beladen; und es ist eine außer allem Zweifel gesetzte Thatsache, daß der völlige Mangel an Mannszucht in den römischen Heeren und ihre, in den Provinzen, zu deren Schutz sie berufen waren, verübten Gewaltthaten, in Verbindung mit Obeidahs mildem und gerechtem Betragen, eben so viel, als der Sarazenen Waffen, zu der reißend schnellen Eroberung von Syrien, Phönizien, Palästina und Aegypten beigetragen haben. Als Heraklius dasselbe Heer, welches nachher in der Schlacht am Yermuck beinahe völlig vernichtet ward, bei Antiochien musterte, trat ein alter Krieger aus den Reihen hervor, und sagte zu dem Kaiser: „Herr! umsonst werden wir uns bemühen, den Sieg wieder an unsere Fahnen zu fesseln, so lange uns der Segen von Oben fehlt; und dieser wird uns fehlen, so lange Raub und Gewaltthat jeder Art im Gefolge aller Laster und Ausschweifungen die gewöhnlichen Gefährten und Begleiter unserer Heere sind. Wenn wir ausziehen sollen, die Feinde des Christenthums zu bekämpfen, so ist es nothwendig, daß wir vor Allem damit anfangen, erst selbst wahre Christen zu werden.“ — Heraklius fühlte das Treffende dieser Rede, und gab Befehl, die strengste Mannszucht bei seinen Heeren einzuführen, über die Sitten der Offiziere wie der Gemeinen zu wachen, jeder Gewaltthätigkeit zu steuern, und aus einem christlichen Lager heidnische Laster zu verbannen. — Unstreitig waren solche Befehle höchst lobenswerth; aber etwas anderes ist es, Befehle ertheilen, und wieder etwas anderes, auch darüber wachen, daß diese Befehle befolgt werden.

25. Alle in den Klüften und Höhlen der umliegenden Berge versteckten Römer, welche den Sarazenen in die Hände fielen, wurden, weil keiner dem Christenthum entsagen wollte, erbarmungslos ermordet. Das Blut der Ungläubigen zu vergießen, war einem Khaled, Derar, Malec und überhaupt, mit Ausnahme des Obeidah, allen übrigen Anführern im Sarazenen-Heer, ein Gott ungemein gefälliges Werk. Was den Manuel, den gefangenen Feldherrn des nunmehr vernichteten römischen Heeres betrifft, so ward derselbe nach Damascus gebracht, und dort von einem Sarazenen, man weiß nicht warum und auf welche Weise erschlagen. An dem Schicksal des römischen Reiches verzweifelnd, ging Aballah, ehemaliger König von Ghassan und in der Schlacht bei Yermuk Anführer der in kaiserlichen Sold genommenen sechzigtausend Sarazenen, in das Lager der Sarazenen, reiste von da nach Medina zu dem Kaliphen und ward ein Schüler Mohameds. Aber nun geschah es bald darauf, daß bei der jährlichen Wallfahrt nach Mekka ihm in dem Tempel ein gemeiner Moslem so grob auf den Fuß und den Mantel trat, daß er ihm letztern beinahe von den Schultern gerissen hätte. Aballah, bisher gewöhnt, sich stets mit der einem Könige gebührenden Ehrfurcht behandelt zu sehen, ward darüber so entrüstet, daß er dem Beleidiger mit der Faust das Nasenbein entzwei schlug. Wegen dieser Gewaltthat ward gegen den ehemaligen Fürsten von Ghassan bei dem Kaliphen Klage geführt, und Omar, ohne Rücksicht auf Aballahs Geburt und ehemaligen Verhältnisse entschied, daß nach dem Vergeltungsrecht ihm ebenfalls das Nasenbein entzwei geschlagen werden sollte. Auf die Fürbitte Einiger der Vornehmsten an dem Hofe von Medina ward die Vollziehung des Urtheils auf den folgenden Tag verschoben. Diesen Tag wollte

jedoch Aballah nicht erwarten, setzte sich auf das schnellste seiner Kameele, entfloh in der Nacht aus Medina, erreichte glücklich die Grenze der Reichsländer und ging von da nach Constantinopel. Seinen Fall tief bereuend, trat er hier wieder zu dem Christenthum über, und verlebte in dem Genuß einer, von der Großmuth des Kaisers erhaltenen, sehr ansehnlichen Pension, seine übrigen Tage in ungestörter Ruhe.

IX.

1. Nach der unglücklichen Schlacht am Yermuck erschien kein römisches Heer mehr im Felde. Offen standen jetzt den Sarazenen ganz Syrien, Phönizien, Palästina und Aegypten, und was sie nun in Verlegenheit setzte, war blos die Frage, wohin sie zuerst ihre siegenden Waffen tragen sollten. Obeidah zog mit dem Heere nach Damascus, und gönnte ihm dort eine kurze Erholung von vier Wochen. Aber besorgt, daß der freundliche Himmel, die Genüsse einer in Ueppigkeit versunkenen Stadt und ihre reizenden, paradisischen Umgebungen den kriegerischen Geist seiner Soldaten erschlaffen könnten, war der, gegen sich und Andere gleich strenge Obeidah ungemein erfreut, als von Medina des Kaliphen Befehl ankam, mit dem Heere nach Palästina zu ziehen, und die heilige Stadt *) den Ungläubigen zu entreißen.

*) Nicht blos wegen des Propheten nächtlichen Besuches auf dem Thiere Borack, sondern auch wegen Moses und Isa (Jesus) war Mohamed und seinen Schülern Jerusalem heilig; denn bekantlich sind auch noch jetzt allen Mohamedanern Moses, Isa und Mohamed die

2. Um Jerusalem einstweilen zu berennen, sandte Obeidah den Yezid, Abu-Sofians Sohn, mit einem Theile des Heeres voran. Er selbst folgte in mäßigen Tagmärschen mit dem Hauptheere. Als er vor den Mauern von Jerusalem stand, sandte er dem Patriarchen und den Einwohnern folgende Aufforderung: „Gruß und Segen allen Denen, die „auf dem rechten Wege wandeln. Wir fodern Euch „auf, zu bezeugen, daß nur Ein Gott und Moha„med dessen Prophet sey. Wollt Ihr dieses Bekennt„niß nicht ablegen; so entschließt Euch, Tribut zu „bezahlen und eure Stadt dem Kaliphen zu unter„werfen. Werdet Ihr zögern, dieses zu thun, so „werde ich über Euch meine Leute schicken, die alle „den Tod mehr lieben, als Ihr das Weintrinken „und Schweinenfleischessen liebt. Hoffet nicht, daß „ich abziehen werde, als bis ich, so es Gott gefällt, „alle eure Krieger werde erwürgt und eure Kinder „zu Sclaven gemacht haben.“

3. Aber schon die Natur hatte Jerusalem zu einer Festung geschaffen; sie lag auf steilen Anhöhen und war durch tiefe, Abgründen ähnliche Thäler geschützt. Seit der Sarazenen Einfall in Syrien hatte man die schadhaften Theile der Mauern und Thürme ausgebessert, durch hinzugefügte neue Festunswerke

---

drei größten Propheten; wovon jedoch der zweite größer als der erste, der Letztere aber weit über die beiden Andern erhaben ist; denn er brachte die Fülle aller Offenbarung, so daß nach ihm gar kein Prophet mehr kommen wird und kommen kann. Daher geschieht es nun auch noch jetzt, daß wenn ein Jude Mohamedaner werden will, er sich vorher muß taufen lassen, weil er, da er als Jude auf der untersten Stufe der Offenbarung steht, nicht anders als von der zweiten Stufe auf die dritte und höchste Stufe der Offenbarung des Islams gelangen kann.

noch mehr sie verstärkt. Auch die Besatzung war vermehrt worden, denn viele der, in der Schlacht am Yermuck, dem Tode entronnenen Soldaten hatten sich in die Stadt geworfen; und der Gedanke, das Grab des göttlichen Erlösers gegen dessen Feinde und Verächter zu vertheidigen, entflammte jedes Herz zu heiligem Enthusiasmus. Mehrere Monate hindurch ward jeden Tag gestürmt, aber alle Stürme, mit großem Verluste der Stürmenden, wieder zurückgeschlagen. Die auf den Mauern aufgepflanzten, unaufhörlich gegen den Feind spielenden Kriegsmaschinen tödteten demselben eine Menge Leute, und noch verderblicher für die, an ein warmes Clima gewöhnten Araber ward die Rauhigkeit eines, in diesem Jahre ungewöhnlich strengen Winters. Lange schon hatte die Belagerung gedauert. Aber ohne alle Hoffnung auch nur der Möglichkeit eines Entsatzes, entsank den Christen endlich der Muth. Der heilige Sophronius, Patriarch von Jerusalem, erschien auf den Mauern der Stadt und verlangte eine Unterredung mit dem Oberfeldherrn des belagernden Heeres. „Jerusalem,“ sagte der Patriarch zu Obeidah, „ist eine heilige Stadt. Wer als Feind und mit gewaffneter Hand ihr, durch die Tritte des Sohnes „Gottes geheiligtes Gebiet betritt, wird sich den „Zorn des Allerhöchsten zuziehen.“ — „Wir wissen,“ antwortete Obeidah, „daß Jerusalem eine heilige Stadt „ist, denn in jener merkwürdigen Nacht, in welcher „unser große Prophet von Angesicht zu Angesicht mit „Gott sprach, ward er vorher wunderbarer Weise „nach Jerusalem gebracht. Wir wissen ferner, daß, „so wie die Wiege aller Propheten hier stand, auch „ihre Gebeine in dem Boden von Jerusalem ruhen. „Aus allen diesen Gründen ist diese Stadt uns eben„falls heilig. Da Wir aber des Besitzes dieser hei„ligen Stadt ungleich würdiger sind, als Ihr es

„seyn könnet; so werden wir nicht aufhören, sie zu „belagern, bis Gott, der schon so viele andere feste „Städte in unsere Hände gegeben hat, auch Jeru„salem uns geben wird.“ — Sophronius erklärte, daß die Stadt zu capituliren bereit sey, jedoch mit keinem Andern, als mit dem Kaliphen selbst.

4. Die Feindseligkeiten wurden nun eingestellt, ein Bote ward nach Medina gesandt, und die Frage in Gegenwart des Kaliphen unter den Häuptern der Nation berathen. Die Heiligkeit der Stadt und Alis Rath bestimmten den Kaliphen, das Begehren des Patriarchen zu bewilligen. Mit einem wenig zahlreichen Gefolge machte er sich unverzüglich auf den Weg; und der Aufzug, in welchem er im Angesichte seines Heeres vor Jerusalem erschien, war von der Art, daß, wenn heute zu Tage der Obere eines strenge büßenden Ordens, auf irgend einer frommen Pilgerschaft, in einem ähnlichen Aufzuge einherginge, man ganz gewiß dessen Demuth und völliger Abgestorbenheit von der Welt die größten Lobsprüche ertheilen müßte. Gekleidet in einen, an mehrern Orten zerrissenen und mit Koth beschmutzten Rock, saß der mächtige Monarch von ganz Arabien, Syrien und dem größten Theil des persischen Reiches auf einem rothen Kameele, welches außer ihm auch noch einen Sack Datteln, und einen andern Sack mit gesottenem Reis, und von Hülsen gereinigtem Waizen trug. Vor ihm hing ein lederner Schlauch, in welchen das Wasser aus dem nächsten Bach oder dem nächsten Brunnen geschöpft wurde, und hinter ihm sah man auf dem Rücken des Lastthiers eine ungemein große hölzerne Schüssel, aus welcher er mit Allen, die er zu seinem sparsamen Mahle einlud, zu essen pflegte. — So erschien Omar im Lager seines Heeres, wie in der eroberten Stadt.

Aber gerade so mußte auch der, wenn auch noch so mächtige Beherrscher eines Volkes erscheinen, das damals, unempfänglich für alle unschuldige Freuden der Natur und des geselligen Lebens, mit roher Werkheiligkeit und einer, an Entbehrungen gewöhnten, und daher zur andern Natur gewordenen, unfreundlich strengen Lebensweise die grenzenloseste Herrschsucht, den blutdürstigsten Sekteneifer und den lieblosesten, alle andern Völker hassenden und tief verachtenden Stolz verband.

5. Bei der Ankunft des Kaliphen in dem Lager, versammelten sich sämmtliche Schaaren um denselben. Omar hielt eine lange Predigt, und wiederholte am Schluß derselben einigemal mit lauter Stimme folgenden Vers aus dem Koran: „Volk der Gläubigen, gehe ein in das heilige Land, das der Herr dir gegeben hat.“ Als aber unglücklicher Weise jetzt auch Omar bemerkte, daß einige Moslemen in seidenen Stoffen, welche sie bei der Beute-Vertheilung erhalten hatten, gekleidet waren, entflammte er in heiligem Eifer, befahl sogleich den Gottesvergessenen, welche sich erkühnt hatten, gleich so vielen andern Völkern, seidene Kleider zu tragen, diese zu nehmen, zu zerreißen und mit Füßen zu treten; die Verbrecher selbst aber ließ er bei den Füßen auf der Erde, und zwar das Gesicht in den Koth gewandt, einige Zeit herumschleifen. Er begab sich hierauf in sein, von groben Kameelhaaren verfertigtes Zelt, und unterzeichnete Jerusalems Capitulation. Für die Christen war dieselbe höchst schmählich. Zwar wurden ihnen Leben, Freiheit und Eigenthum gesichert; auch der Gebrauch ihrer Kirchen ward ihnen gelassen; aber das Kreuz mußten sie von denselben herabnehmen, auch jedem einzeln Moslem, sowohl bei Tag wie bei Nacht, den Eingang

in dieselben gestatten. Neue Kirchen in oder außerhalb der Stadt zu bauen, ward ihnen verboten; auch sollten sie kein Crucifix, kein Heiligenbild, kein Gebetbuch oder irgend ein, bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen nöthiges Geräth öffentlich durch die Straßen der Stadt tragen, und in Zukunft nie mehr mit den Glocken läuten. Ausgezeichnete Ehrerbietung gegen alle Moslemen ward ihnen zu einem Hauptgesetz gemacht. Sollte ein Moslem und ein Christ an einem Orte zusammentreffen, und der Erstere einige Lust zeigen, sich niedersetzen zu wollen; so soll der Christ sogleich aufstehen, und demselben seinen Platz überlassen. Durch eine besondere Kleidung sollten die Christen sich stets von den Gläubigen unterscheiden, bei schwerer Strafe sich keines unter den Moslemen üblichen Kleidungsstückes bedienen, keine gesattelten Pferde reiten, keine Gattung von Waffen führen, stets gegürtet einhergehen, nicht die Sprache der Moslemen sprechen, keine unter denselben üblichen Namen sich beilegen, auch keine arabischen Wörter oder Buchstaben als Embleme in ihren Siegeln führen. Alle durch Jerusalem reißende Moslemen sollten jedesmal drei Tage auf Kosten der Christen verpfleget werden. Von der Verpflichtung, ihren Kindern den Koran zu lehren, sollten zwar die Christen befreiet seyn, aber dafür auch von ihrer Religion mit keinem Moslem sprechen, noch viel weniger ihn zum Uebertritt zum Christenthum zu bereden suchen; im Gegentheil ihren eigenen Söhnen, Töchtern oder Anverwandten nicht das mindeste Hinderniß in Wege legen, wenn dieselben ebenfalls gesonnen seyn möchten, das Christenthum mit dem Islam zu vertauschen. Endlich mußten die Christen versprechen, den ihnen auferlegten jährlichen Tribut pünktlich zu bezahlen, und von jetzt an den

Kaliphen, als ihren einzigen rechtmäßigen Oberherrn zu erkennen.

6. Sobald die Capitulation unterzeichnet war, öffneten die Einwohner ihre Thore. Besorgungslos, oder vielmehr zutrauungsvoll ging der Kaliph, nur von wenigen seiner Gefährten begleitet, in die Stadt, zeigte sich sehr freundlich gegen den heiligen Sophronius, der ihn im Namen der Einwohner begrüßte, und ging an der Seite des frommen Patriarchen in der Stadt umher, Jerusalems Denkwürdigkeiten und heilige Alterthümer zu beschauen. In der Auferstehungskirche setzte der Kaliph sich mitten in derselben auf der Erde nieder. Sophronius erinnerte sich jetzt der Worte des Propheten, und mit Thränen in den Augen sagte er zu den umstehenden Christen auf Griechisch: „Daniels Worte gehen nun in Erfüllung, „denn der Greul der Verwüstung steht an heiliger „Stätte.“ — Als der Moslemen vorgeschriebene Gebetsstunde nahete, befragte Omar den Patriarchen wegen eines schicklichen Orts, um dieser heiligen Verpflichtung Genüge zu leisten. Sophronius antwortete, daß der Ort, wo sie sich jetzt befänden, unstreitig zum Gebete der schicklichste sey. Aber Omar begehrte, an die Kirche Constantins geführt zu werden, ging jedoch nicht in dieselbe hinein, sondern kniete auf der großen Treppe nieder, und verrichtete allda sein Gebet. Als dies geschehen war, entdeckte er dem Patriarchen die Ursache, warum er seiner Einladung nicht gefolgt wäre. „Hätte ich,“ sagte Omar, „dein Anerbieten angenommen, so würden die Moslemen dadurch veranlaßt worden seyn, „den Vertrag zu brechen, sich der Kirche, wo ihr „Kaliph gebetet hatte, mit Gewalt zu bemächtigen „und sie in eine Moschee zu verwandeln.“ — Omar forschte hierauf nach einem in der Geschichte gehei-

ligten Ort, wo er für seine Moslemen eine Moschee erbauen könnte. Man bezeichnete ihm den Boden, wo einst Salomos Tempel gestanden haben soll. Große Schutthaufen und Unrath bedeckten denselben. Omar befahl ihn zu reinigen, legte selbst mit Hand an, und sein Beispiel entflammte alle Moslemen zu gleicher Thätigkeit. In kurzer Zeit erhob sich das Gebäude über der Erde; aber zu leicht und mit zu großer Eile errichtet, stürzte es zusammen. Unter den Juden in Jerusalem ging die Rede, daß, so lange das Kreuz der Christen auf dem Oelberge stehe, auch nie eine, in der Nähe erbaute Moschee von Bestand seyn würde. Dieses Gerücht kam nun zu den Ohren Omars, und auf seinen Befehl mußte sogleich nicht blos das Kreuz auf dem Olivenberge verschwinden, sondern dieses triumphirende, bisher an allen heiligen Stätten in und um Jerusalem prangende Zeichen ward jetzt überall abgehauen, niedergerissen und zerstört.

7. Während seines Aufenthaltes in Jerusalem ordnete der Kaliph die Angelegenheiten Syriens und Palästinas, führte eine geregelte Verwaltung ein, milderte den Druck, unter welchem die Christen schmachteten, zügelte den Uebermuth der stolzen und unduldsamen Sarazenen, und übte überhaupt manchen sehr lobenswerthen Akt der Gerechtigkeit. Die eroberten Länder theilte Omar in zwei Statthalterschaften. Yezid erhielt Palästina mit einem kleinen Landstrich an der Seeküste. Ganz Syrien und Phönizien bekam Obeidah, mit dem Befehle, Antiochien, Aleppo, Tyrus, Tripoli und die übrigen phönizischen festen Seeplätze zu erobern. Amru blieb in Palästina, um nach Erfordernisse der Umstände dem Obeidah die Hand zu reichen, und nach Syriens völlig vollendeter Eroberung in Aegypten einzurücken. —

Kaliphen, als ihren einzigen rechtmäßigen Oberherrn zu erkennen.

6. Sobald die Capitulation unterzeichnet war, öffneten die Einwohner ihre Thore. Besorgungslos, oder vielmehr zutrauungsvoll ging der Kaliph, nur von wenigen seiner Gefährten begleitet, in die Stadt, zeigte sich sehr freundlich gegen den heiligen Sophronius, der ihn im Namen der Einwohner begrüßte, und ging an der Seite des frommen Patriarchen in der Stadt umher, Jerusalems Denkwürdigkeiten und heilige Alterthümer zu beschauen. In der Auferstehungskirche setzte der Kaliph sich mitten in derselben auf der Erde nieder. Sophronius erinnerte sich jetzt der Worte des Propheten, und mit Thränen in den Augen sagte er zu den umstehenden Christen auf Griechisch: „Daniels Worte gehen nun in Erfüllung, „denn der Greul der Verwüstung steht an heiliger „Stätte." — Als der Moslemen vorgeschriebene Gebetsstunde nahete, befragte Omar den Patriarchen wegen eines schicklichen Orts, um dieser heiligen Verpflichtung Genüge zu leisten. Sophronius antwortete, daß der Ort, wo sie sich jetzt befänden, unstreitig zum Gebete der schicklichste sey. Aber Omar begehrte, an die Kirche Constantins geführt zu werden, ging jedoch nicht in dieselbe hinein, sondern kniete auf der großen Treppe nieder, und verrichtete allda sein Gebet. Als dies geschehen war, entdeckte er dem Patriarchen die Ursache, warum er seiner Einladung nicht gefolgt wäre. „Hätte ich," sagte Omar, „dein Anerbieten angenommen, so würden die Moslemen dadurch veranlaßt worden seyn, „den Vertrag zu brechen, sich der Kirche, wo ihr „Kaliph gebetet hatte, mit Gewalt zu bemächtigen „und sie in eine Moschee zu verwandeln." — Omar forschte hierauf nach einem in der Geschichte gehei-

ligten Ort, wo er für seine Moslemen eine Moschee erbauen könnte. Man bezeichnete ihm den Boden, wo einst Salomos Tempel gestanden haben soll. Große Schutthaufen und Unrath bedeckten denselben. Omar befahl ihn zu reinigen, legte selbst mit Hand an, und sein Beispiel entflammte alle Moslemen zu gleicher Thätigkeit. In kurzer Zeit erhob sich das Gebäude über der Erde; aber zu leicht und mit zu großer Eile errichtet, stürzte es zusammen. Unter den Juden in Jerusalem ging die Rede, daß, so lange das Kreuz der Christen auf dem Oelberge stehe, auch nie eine, in der Nähe erbaute Moschee von Bestand seyn würde. Dieses Gerücht kam nun zu den Ohren Omars, und auf seinen Befehl mußte sogleich nicht blos das Kreuz auf dem Olivenberge verschwinden, sondern dieses triumphirende, bisher an allen heiligen Stätten in und um Jerusalem prangende Zeichen ward jetzt überall abgehauen, niedergerissen und zerstört.

7. Während seines Aufenthaltes in Jerusalem ordnete der Kaliph die Angelegenheiten Syriens und Palästinas, führte eine geregelte Verwaltung ein, milderte den Druck, unter welchem die Christen schmachteten, zügelte den Uebermuth der stolzen und unduldsamen Sarazenen, und übte überhaupt manchen sehr lobenswerthen Akt der Gerechtigkeit. Die eroberten Länder theilte Omar in zwei Statthalterschaften. Yezid erhielt Palästina mit einem kleinen Landstrich an der Seeküste. Ganz Syrien und Phönizien bekam Obeidah, mit dem Befehle, Antiochien, Aleppo, Tyrus, Tripoli und die übrigen phönizischen festen Seeplätze zu erobern. Amru blieb in Palästina, um nach Erforderniße der Umstände dem Obeidah die Hand zu reichen, und nach Syriens völlig vollendeter Eroberung in Aegypten einzurücken. —

Verstärkung an Mannschaft und Pferden, gebot aber die Belagerung fortzusetzen. Was menschliche Kräfte, schrieb der Kaliph, nicht zu leisten vermöchten, müßte man von der Zeit erwarten.[1]

11. Unter den neu angekommenen Verstärkungstruppen befand sich auch ein arabischer Sclave, Namens Dames. Der Mensch hatte eine ungeheure Größe und Riesenstärke, aber dabei nichts weniger als eine Sclavenseele. Um durch Thaten, eines Helden und freien Mannes würdig, sich aus dem Sclavenstand herauszuschwingen, hatte Dames seinen Herrn um die Gunst gebeten, dem Heere in Syrien folgen zu dürfen. Nach dreißigtägigem Dienste, während welchem es ihm gelungen war, sich unter Khaleds Augen auszuzeichnen, bat Dames den Obeidah, dreißig der tapfersten Männer aus dem Heere seinem Befehle unterzuordnen, und ihm dann einen Versuch auf das Schloß zu erlauben. Auf Khaleds Empfehlung bewilligte Obeidah dem Sclaven seine Bitte, zog mit seinem Heere, um die Besatzung in falsche Sicherheit einzuwiegen, vor Aleppo ab, und schlug in der Entfernung einer Meile von der Stadt sein Lager wieder auf. Dames und seine Gefährten legten sich indessen am Fuße des Hügels in Hinterhalt. Gegen Mitternacht schleicht der verwegene Sarazen in größter Stille mit seinen dreißig Mann an eine, vorher schon von ihm erspähete Stelle des Walles, wo, weil die Steine weniger fest und die Winkel minder scharf waren, die Anhöhe vielleicht erklettert werden möchte. Sieben der entschlossensten Moslemen steigen Einer auf des Andern Schultern. Den ersten Pfeiler bildet des breitschulterigen Dames nerviger Rücken, und auf ihm ruhet, mit ihren sieben Abstufungen die ganze Säulenlast. Der Vorderste bei diesem gefahrvollen Hinaufsteigen konnte endlich den untersten

Theil der Abdachung fassen, und dann die Brustwehr hinaufklettern. Eine nicht sehr wachsame Schildwache wird jetzt plötzlich überfallen, und ehe sie einen Laut von sich geben kann, erdolcht; eine Andere über die Mauer herabgestürzt; und unter dem oft wiederholten stillen Ausruf: „O, Apostel Gottes hilf und kräftige uns!“ werden nun, mittels des um ihre Turbans gewundenen Tuches, die dreißig Wagehälse nach einander hinaufgezogen. Mit der größten Behutsamkeit, und nur von einem Einzigen seiner Gefährten begleitet, begibt Dames sich jetzt nach dem Palast des Statthalters, erfährt hier, daß Yukinna bei einem schwelgenden Mahle das Fest der Befreiung seiner Burg feiere, erspähet hierauf die Gemächer des Frauenzimmers, und gelangt unbemerkt in jenes der Gemahlin des Statthalters. Bei dem Anblick des wilden, riesenartigen Kriegers, seines blanken Säbels und gezückten Dolchs ergreift starres Entsetzen die Frauen. Dames drohet, bei dem mindesten Laut, den Eine von sich geben würde, sogleich alle zu ermorden, und zwingt Yukinnas Gattin, ihm den Ort zu entdecken, wo die Schlüssel der Burg aufbewahrt wurden. Als er sich dieser bemächtiget hatte, eilt er zu seinen Gefährten zurück, überfällt und ermordet die Thorwache, schliest das Thor auf, zieht die inneren Riegel zurück, läßt die Zugbrücke nieder, und verschanzt sich in der Eile, so gut er vermag, an dem äußern Eingang des weit gesprengten Thorbogens. Indessen ist aber auch in der Burg Alles in Allarm. Die Besatzung greift zu den Waffen; aber die Enge des Passes hindert sie, durch die Uebermacht ihrer Streiter den Dames und seine dreißig Mann zu überwältigen. Diese fechten mit unbegreiflicher Tapferkeit und treiben mit Löwenmuth den auf sie eindringenden Feind stets mit großem Verlust wieder zurück. Aber die Angriffe werden unaufhörlich er-

neuert; Dames ist schon mit Wunden bedeckt, und der Preis des kühnsten, bisher so glücklich gelungenen Unternehmens scheint verloren, als Khaled noch zu rechter Zeit ankommt, und nun mit leichter Mühe des Schlosses, des Statthalters und der ganzen Besatzung sich bemächtiget. Den Gefangenen wird die gewöhnliche, schon bekannte Wahl zwischen dem Islam oder dem Schwert gelassen. Yukinna besinnet sich nicht lange, wird auf der Stelle ein Moslem, aber nun auch zugleich einer der erbittertsten, kuhnsten, thätigsten und gefährlichsten Feinde der Christen. Um Dames Heldenthat zu ehren, zieht Obeidah nicht eher weiter, als bis alle Wunden des bisherigen Sclaven geheilet sind. Im Namen des Beherrschers der Gläubigen ertheilt er ihm seine Freiheit und ernennt ihn zum Anfuhrer einer Schaar von dreihundert Sarazenen.

12. Um seinen neuen Glaubensgenossen einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben, verspricht Yukinna, ihnen die zwischen Aleppo und Antiochien gelegene, wichtige Feste Azaaz zu überliefern. Von Obeidah begehrte er blos hundert Mann, die er in römische Soldaten verkleidete; aber diesen mußten noch tausend Sarazenen, in ihrer gewöhnlichen Kleidung, unter der Anfuhrung eines gewissen Malec folgen. Befehlshaber in der Stadt Azaaz war Yukinnas leiblicher Vetter Theodor. Sobald die tausend Sarazenen unter Malec ungefähr drei Stunden von Azaaz ihr Lager aufgeschlagen hatten, eilte Yukinna mit seinen hundert verkleideten Sarazenen in die Stadt, betheuerte dem Theodor, daß er nur dem Scheine nach von dem Christenthum abgefallen, aber jetzt so glücklich gewesen wäre, mit noch andern hundert gefangenen römischen Soldaten aus Malecs Lager in die Burg Azaaz zu entfliehen. Mit vereinten Kräften,

r hinzu, wollten sie jetzt die Festung gegen
meinschaftlichen Feind vertheidigen. Aber durch
seiner Spione war Theodor schon von Yu
Complott unterrichtet. Den Verräther sammt
ganzen Bande ließ er daher sogleich verhaften,
nen und einsperren.

3. Theodor hatte zwei Söhne, Lucas und
Unglücklicher Weise waren beide Jünglinge
häftlich in Yukinnas Tochter verliebt. In der
geht nun Leon zu Yukinna in das Gefäng
erspricht ihm und seinen Gefährten ihre Frei
d ihre Waffen, und erbietet sich sogar ihnen
roberung des Schlosses behülflich zu seyn,
Yukinna ihn mit seiner schönen Tochter be
wollte. Der Abtrünnige nimmt das An
s an, setzt jedoch auf die Hand seiner Toch
en noch höhern Preis, und begehrt den Kopf
rs, des Befehlshabers der Stadt. Bei dem
ken an Vatermord schaudert Leo zurück, geht
nverzüglich zu seinem Bruder Lucas und sagt
, um welchen Preis der Besitz der schönen
au zu erringen sey. Lucas, noch mehr be
und von Leidenschaft verblendet, als sein Bru
, beschließt die schreckliche That, geht nach
immer seines Vaters, findet ihn schlafend,
t ihn, und schlägt ihm den Kopf ab. Mit
lutigen Haupt eilet der Vatermörder in das
niß. Aber Yukinnas und seiner Gefährten
hatte indessen Leo schon gelös't, auch ihre
ihnen wieder gegeben. Unter der Leitung
den Junglinge werden nun alle in der Stadt
den Thoren aufgestellte Wachen und Posten
ukinna und seinen Leuten überfallen. Auf
Seiten ertönt jetzt die Kriegstrompete und
geräusch und Waffengeklirr erfüllen die Stadt

Malec, der sich der Festung genähert hatte, hört den schrecklichen Tumult, rückt schnell zur Hülfe heran; der größte Theil der Besatzung und viele der Einwohner werden bei der nächtlichen Verwirrung erschlagen, und mit Anbruch des Tages sind die Sarazenen Herren und Meister der Feste Azaaz. Natürlicher Weise wurden Lucas und Leo nun Moslemen, und zu Folge der bekannten Maximen der blutdürstigsten und abergläubigsten aller Secten, ertheilt der Sarazenen-Anführer Malec dem Vatermörder öffentliche Lobsprüche, und flehet zum Himmel, daß des Apostels besonderer Segen auf Dem ruhen möge, der des Islams wegen selbst des Lebens seines Vaters nicht geschont hätte.

14. Gleich einem, der Hölle entstiegenen Dämon wüthete von jetzt an Yukinna gegen die Christen. Aber die Waffen, deren er sich gegen sie bedient, sind gewöhnlich Heuchelei, Verstellung, Verrath und teuflische Arglist. Durch seine, in der Geschichte beispiellose Treulosigkeit ward das zahlreiche römische Heer unter seinem braven Feldherrn Nestorius vor Antiochien geschlagen, die den Orontes schützende eiserne Brücke und gleich darauf Antiochien selbst von den Sarazenen erobert. Der Untergang eines zweiten römischen Heeres vor Cäsarea war ebenfalls Yukinnas Werk; und die Eroberung von Cäsarea, Tripoli, Tyrus, Sidon, nebst der Hinwegnahme einer, eine sehr bedeutende Summe Geldes und eine ungeheure Menge Waffen und Kriegsvorrath jeder Art den Römern in Syrien zuführenden Flotte waren abermals die Früchte der teuflischen List und treulosen Anschläge des schändlichen, gewissenlosen Verräthers. — Als Kaiser Heraklius noch in Antiochien war, kam auch Yukinna in diese Stadt. Aber die Hölle trug er in seinem Busen,

denn er war nur gekommen, um die Römer zu verderben. Unter der Maske eines Büßenden erschien er vor dem Kaiser, heuchelte tiefe Reue über seinen Fall, trat zu dem Christenthum wieder über und erhielt auf das neue die Gunst des gutmüthigen Monarchen. Den entschlossenen und heldenmüthigen Vertheidiger des Schlosses von Aleppo wollte Heraklius noch ferner in seinem Dienste gebrauchen, übertrug daher bald darauf dem Yukinna wieder eine Befehlshaber-Stelle in seinem Heere. Bald darauf erschien Nestorius mit einem der zahlreichsten römischen Heere unter den Mauern von Antiochien. Ein ausgesandtes römisches Detachement schlug einen zahlreichen Haufen Sarazenen, tödtete viele Feinde, und mehrere hundert gefangene Sarazenen, worunter auch der tapfere und berühmte Derar sich befand, wurden nach Antiochien gebracht. Die Aufsicht über die Gefangenen, sammt dem Oberbefehl in der Stadt wurden dem Yukinna übertragen. Heraklius hatte seinem Feldherrn Nestorius befohlen, Syriens endliches Schicksal durch eine Hauptschlacht zu entscheiden. Sobald also Obeidah und Khaled mit ihren Sarazenen den Römern gegenüber standen, ordnete auch Nestorius sein Heer in Schlachtordnung. Eben so gewandt und persönlich tapfer, als des Krieges kundig und erfahren, foderte Nestorius, nach dem Brauch der damaligen Zeit, die Tapfersten des Sarazenen-Heeres zum Zweikampfe auf. Drei von Obeidahs ausgezeichnetesten Kriegern stellten sich dem Römer entgegen; aber den Einen rannte Nestorius mit seiner Lanze zu Boden, die beiden Andern erschlug er mit seinem Schwert. Nun erschien auch noch der vierte, und zwar in der Person des tapfern und gewaltigen Sergijabil, eines der berühmtesten unter Syriens sarazenischen Helden. Aber auch diesen würde Nestorius kräftiger Arm, gleich den Vori-

gen, bald überwältiget haben, hätte nicht Jukinnas schändlicher Verrath jetzt plötzlich die unerwartetste und blutigste Catastrophe herbeygeführt. Die Ausführung seiner verrätherischen Plane hatte der Bösewicht bis auf den Tag der Hauptschlacht sich vorbehalten. Während Nestorius, der in seinem Rücken durchaus nichts befürchten zu dürfen glauben mußte, mit der Schlachtordnung seines Heeres, und dem ihm gegenuberstehenden Feinde ausschließlich beschäftiget war, öffnete der Verräther in Antiochien die Kerker der gefangenen Sarazenen, gab ihnen römische Kleidung, versah sie mit Waffen, ordnete sie in verschiedene Abtheilungen, und machte an ihrer Spitze einen Ausfall. Den, als römische Soldaten verkleideten Sarazenen befahl er, unter Derars Anführung hinter der Linie der Römer zu bleiben. Er selbst sprengte mit verhängtem Zügel hervor und gerade auf den Nestorius zu. Da man ihn kannte, ahndete man nichts Böses. Aber kaum hatte der Verruchte den römischen Feldherrn erreicht, als er ihm rückwärts das Schwert durch den Leib stieß, und zwar gerade in dem Augenblick, wo Nestorius, noch im Zweikampfe begriffen, auf dem Punkt stand, seinen schon ermatteten und verwundeten Gegner entweder zu tödten, oder zu seinem Gefangenen zu machen. Die Ermordung des Feldherrn im Angesicht seines Heeres verbreitete allgemeine Bestürzung, und diesen entscheidenden Moment benutzend, fiel nun Derar mit seinen Sarazenen das Heer der Römer an mehrern Punkten im Rücken und in den Flanken an. Zugleich machte auch Obeidah und Khaled einen wüthenden Angriff auf die Christen, und diese, in der falschen Vermuthung, daß die ganze Volksmasse von Antiochien, in verrätherischem Bunde mit den Sarazenen, auf sie losstürme, leisteten nur schwachen Widerstand, geriethen in Unordnung und

wirrung, und so ward nun in Zeit einer Stunde Heer völlig geschlagen und zerstreut, das unter Anführung eines Nestorius vielleicht Syrien auf mal wieder von dem ärgsten Feinde der Christen befreiet hätte. — Das übrige Antiochien, das, lange ein römisches Heer vor seinen Mauern nd, in stolzer Sicherheit schwelgte, öffnete nun e Thore, und die Einwohner erkauften sich von Sarazenen Leben, Freiheit, Eigenthum und freie ung ihrer Religion um den Preis von dreimal erttausend Goldstücken. Aber die, seit Cäsars ten, durch Vorrechte und Privilegien ausgezeich Hauptstadt des römischen Orients sank jetzt, r der Kaliphen Herrschaft, zu einer gewöhnlichen, immer größern Verfall gerathenden Provinzial adt herab. (638.)

15. Diese Kette von Treulosigkeit und schänd em Verrath machte einen tiefen Eindruck auf das müth des Kaisers; zudem schreckten ihn auch man rlei, auf noch größere Unfälle deutende Träume. genes Ehrgefühl, die Bitten seiner Feldherren und fficiere und die vereinten Wünsche der Einwohner riens hatten ihn bisher auf dem weiten Schau tz des Krieges festgehalten. Aber jetzt, tief ge gt durch das anhaltende Unglück seiner Waffen, n nächtlichen Traumgesichten geängstiget und, wie wähnte, von Verräthern und Abtrünnigen um en, beschloß er, Syrien zu verlassen, oder viel r heimlich aus dem Lande zu entweichen. Mit em kleinen Gefolge begab er sich des Nachts ganz der Stille auf ein, zu diesem Zwecke bereit lie des Schiff. So bald der Kaiser an Bord war, tete es die Anker und segelte nach Constantinopel: er mit Anbruch des Tages bestieg Heraklius das Verdeck. Die über siebzig Meilen sich hinstreckende

syrische Küste, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, lag in ihrer ganzen Pracht vor seinen Blicken; und des Landes Schicksal ahndend und weissagend, daß nie mehr die Römer als Herren es betreten würden, rief der scheidende Monarch wehmüthig aus: Vale Syria et *ultimum* vale.

16. Nach des Kaisers Abreise kehrte auch Prinz Constantin, den der Vater nach dem Morgenland berufen hatte, wieder nach Constantinopel zurück, wo freilich dessen Gegenwart, wegen der in Verhandlung liegenden Theilung des Reiches, seinem Interesse nöthiger schien, als sein fernerer Aufenthalt in Syrien. Constantins vierzig tausend Mann starkes Heer ward hierauf bei Cäsarea geschlagen, und die Stadt selbst öffnete ihre Thore, nachdem der Einwohner Anerbieten eines Lösegelds von zweimal hunderttausend Goldstücken von den Sarazenen war angenommen worden. Obgleich die Jahreszeit schon sehr weit vorgerückt war, überstiegen dennoch einige Sarazenen-Schaaren die, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon. Ein sehr angesehener Sarazen ward jedoch auf diesem Zuge von den Römern gefangen. Es war Abdallah, des großen Apostels leiblicher Neffe. Ein dringendes und zugleich mit Drohungen gefülltes Schreiben des, für Abdallah sich mit aller Wärme interessirenden Omars bewog Heraklius augenblicklich nicht nur den Abdallah, sondern mit diesem auch noch sehr kostbare Geschenke dem Kaliphen nach Medina zu schicken. Eine, besonders in Ansehung des Geschenkes, sehr unzeitige Grosmuth, die höchst wahrscheinlich des Barbaren Verachtung gegen den Kaiser noch um vieles vermehrt haben wird. Von Norden und Süden zogen nun zahlreiche Sarazenen-Haufen das phönizische Küstenland hinauf und herab. Tripoli, Tyrus, Si-

u fielen, wie schon bemerkt worden, durch Ver-
rrath in ihre Hände; und eine römische Flotte
n fünfzig Schiffen, die, durch Jukinnas List ge-
führt, sorgenlos in den Hafen der von dem Feinde
on besetzten Stadt Tripoli einlief, versah die Ga-
rnisonen mit Geld und Waffen und überfüllte ihr
ger mit einem Ueberfluß an Lebensmitteln. Alle
rigen Städte: Ptolemais, Neapolis, Ramlah,
iza, Ascalon, Beritus, Laodicea, Apamea 2c.
terwarfen sich nun schnell nach einander dem Scep-
 des Kaliphen, öffneten ihre Thore und erkauften,
h dem Maßstabe ihres Reichthums oder Wohl-
ndes, von Mohameds fanatischen Schülern sich
weilen ein schmachvolles Leben, eine sehr zwei-
tige, unter dem Druck roher Militairgewalt kaum
s Namens werthe persönliche Freiheit, und endlich
e nicht minder unverbürgte, daher blos precäre
ldung ihrer vaterländischen Religion. — Von
n mittelländischen Meere bis an die Ufer des
phrats war also jetzt die Eroberung Syriens, in
ter ausgedehntester Begrenzung *), völlig vollen-
. — Seit dem Tode des Letzten der Seleuciden,
r Syrien sieben hundert und drei und zwanzig
hre hindurch die reichste und blühendste Provinz des
oßen Römerreichs, die kostbarste Perle in dem Dia-
m der byzantinischen Kaiser gewesen. Aber unter der

*) Bei den alten Geographen wird Syrien oft in einem sehr weiten und dann wieder in einem ungleich engern Sinn genommen. Aber in dem weitläufigern Verstande, in welchem es auch hier genommen werden muß, erstreckte sich Syrien weit über die, diesem Lande auf den Charten gewöhnlich vorgezeichneten Grenzen, und begriff außer Syria propria auch noch einen Theil von Mesopotamien, ferner Cölesyrien, Phönizien und ganz Palästina.

Sarazenen Herrschaft verschwand bald jede Spur aus den Zeiten seines frühern, blühenden Wohlstandes, und blos trauernde, das verödete Land überall bedeckende Trümmer sind jetzt noch die stummen Zeugen von dem, was das herrliche Land einst war, und unter einer wahrhaft humanen, mithin christlichen Regierung auch gegenwärtig noch seyn könnte *).

17. Mit der Eroberung der syrischen Provinzen hatte jene von Mesopotamien beinahe gleichen Schritt gehalten. Aiyad war mit einem zahlreichen Sarazenen-Heer in das Land eingerückt. Mit leichter Mühe konnte er über den Euphrat gehen; denn an dem jenseitigen Ufer stand nicht einmal eine römische Feldwache. Ueberhaupt erschien gar kein römisches Heer in Mesopotamien im Felde. Fur Aiyad war demnach der Feldzug nicht sehr gefahrvoll; und da das vor ihm hergehende Vorurtheil der Unüberwindlichkeit der Sarazenen das ganze Land in Schrecken und Bestürzung setzte; so dachten weder die zerstreuten, schwachen römischen Besatzungen in den festen Städten, noch auch deren Einwohner an ernstlichen Widerstand. Edessa, Constantina (das Nicephorium der Alten), Charrá (das alte Haran) **),

---

*) Welcher Segen für dieses Land, wie für ganz Europa, wenn Napoleons große Idee, Aegypten und die ganze syrische Küste, bis jenseits der Gebirge von Cilicien, zu colonisiren, auch in dem Plane einer höhern, unendlich weisen Vorsehung gelegen hätte!

**) Den morgenländischen Geschichtschreibern zu Folge war Haran die erste, nach der Sündfluth erbaute Stadt. Nach dem Zeugniß der heiligen Schrift war es der Ort, wo Abrahams Vater Terah lebte und starb; auch in der römischen Geschichte wegen Crassus schrecklicher Niederlage berühmt. Haran ist heute zu Tage noch der,

acca, Beleda und alle übrigen mehr oder minder
deutenden Städte öffneten ihre Thore, schickten
m Aiyad Abgeordnete entgegen und suchten, durch
reiwillige und zuvorkommende Unterwerfung, ihre
ersonen und ihr Eigenthum, so wie auch ihre
irchen und Altäre zu sichern; und so war kaum
i volles Jahr verflossen, und ganz Mesopotamien
s an den Fuß des Taurus war schon von den
arazenen erobert, und in den festesten Plätzen,
mals des Reiches unbezwingbare Vormauern gegen
rsien, in Circesicum, Nisibis, Dara, Amida rc.
heten von allen Thürmen die gelben, grünen oder
warzen Fahnen des Islams.

18. Den Eroberern Syriens ward jetzt einige
holung gegönnt. Zwar wollte Obeidah, die An-
ckungen einer großen, nichts als Vergnügungen
menden Stadt furchtend, seine Truppen aus An-
chien und der ganzen umliegenden Gegend heraus-
hen. Er hatte daher an den Kaliphen geschrieben,
s blos unter steter Armuth und ununterbrochenen
iegsbeschwerden der Moslemen Tugend und Re-

Hauptsitz der, unter dem Namen Christen des Jo-
hannes des Täufers bekannten Sekte. Diese Jo-
hannes-Christen sind eigentlich die alten Sabier. Eine
Art von Taufe, die sie für sich eingeführt haben, ist das
einzige Merkmal ihres Christenthums. Von den hei-
ligen Schriften kennen sie nichts als die Psalmen. Sie
wallfahrten nach Mekka und den ägyptischen Pyrami-
den, welche sie für die Grabmähler Seths und Enochs
halten und von dessen beiden Söhnen Sabi sie ihren
Ursprung herleiten. Weil die Sabier, oder Johannes-
Christen von den Mohamedanern als eine christliche
Sekte betrachtet werden; so werden ihnen auch, gegen
Erlegung eines jährlichen Tributs, die Uebung ihrer
Religion und der Gebrauch einer, auf einer Anhöhe
bei Haran gelegenen Kirche von den Türken gestattet.

ligion sich ohne zu schwanken erhalten könnten. Aber der, mit zunehmendem Alter immer milder werdende Omar tadelte, obgleich in sehr gemäßigten Ausdrücken die allzugroße Strenge seines Statthalters, und auf der Erde sitzend schrieb der Kaliph folgenden Brief an Obeidah: „Die Güter der Erde hat „Gott für die Gläubigen und Alle, die den rechten „Weg wandeln, geschaffen, mithin ihnen dieselben „nicht verboten. Es ist also deine Pflicht, deinem „Heere Ruhe und Erholung zu gönnen, und es „nicht zu hindern, der Genüsse, die das Land ihm „darbietet, sich zu erfreuen. Hat ein Moslem keine „Familie in Arabien; so kann er in Syrien heirathen, und Wem eine Sclavin fehlt, der mag sich „eine kaufen, so wie er Mittel und Gelegenheit „dazu hat." — In lautem Jubel brach das Heer aus, als Omars Brief ihm bekannt gemacht ward. Indessen dauerte es nicht lange; so fingen die folgsamen Moslemen schon an, ihres milden Kaliphen Erlaubniß so ziemlich zu mißbrauchen. Aber ihr Triumph wie ihre Freude waren von kurzer Dauer. Eine furchtbare Pest kam über Syrien und raffte in wenigen Wochen fünf und zwanzig tausend Sarazenen hinweg. Selbst Obeidah, Derar, Yezid, Serijabil und die mehrsten der syrischen Helden fielen als Opfer dieser schrecklichen Seuche. Bei den arabischen Schriftstellern heißt daher dieses Jahr, das 18. der Hedschra (639) nur das Jahr des Verderbens *). Obeidah war 53 Jahre alt, als

*) Auch in ganz Arabien, besonders auf der Küste am arabischen Meerbusen wüthete diese Pest; jedoch bei weitem nicht so heftig, wie in ganz Syrien. Indessen wurden der Kaliph selbst und auch Ali von der Seuche ergriffen, jedoch durch den Gebrauch balsamischer Kräuter am Leben erhalten, und nach und nach, ohne daß

starb. Khaled überlebte seine Waffenbrüder und
gen seiner Thaten nur um drei Jahre. Aber
hrend man schon lange nicht mehr weiß, wo die
beine des menschenfreundlichen, selbst von Christen
einten Obeida ruhen, zeiget man noch bis auf
heutigen Tag jedem frommen und in seiner Ge-
chte bewanderten Muselmann des wilden Khaleds
ab bei Edessa. — Wollen wir arabischen Ge-
chtschreibern glauben, so hatte Khaleds beispiellose
rschrockenheit in der Schlacht doch wenigstens zum
eile auch in grobem Aberglauben ihren Grund.
hamed nämlich hatte ihm einen Turban ge-
nkt und das Schwert Gottes, war nun der
ndigen und festen Ueberzeugung, daß ein beson-
er, auf diesem Turban ruhender Segen des gro-
Apostels denjenigen, der ihn trage, unverwund-
mache. Wie aber diesem sey; so ist doch gewiß,
in allen den zahllosen Schlachten und Gefechten,
st unter dem dichtesten Haufen der Feinde und in
wildesten Schlachtgewühl Khaled niemals gefähr-
verwundet ward. Vielleicht daß ein unsichtbarer,
r jedem Aberglauben holder, weil unlauterer Geist
wirklich war, der, um die Bethörten noch mehr
bethören, nun auch den Khaled bisweilen gegen
feindlichen Pfeile und römischen Wurfspieße in
utz nahm.

X.

1. Sobald Syrien erobert war, brach Amru,
mend vor Begierde nach Feldherrn-Ruhm, aus
em Lager bei Gaza auf, um auch Aegypten dem

---

das Uebel die mindeste Spur zurückgelassen hätte, voll-
kommen geheilt.

Scepter des Kaliphen zu unterwerfen. — Amru war aus dem edeln Geschlechte der Koreisch; aber auf seiner Geburt haftete ein Flecken; denn unter fünf Koreischiden wußte Amrus Mutter nicht den Vater ihres Kindes zu bestimmen, und blos dessen große Aehnlichkeit mit einem gewissen Aasi, der unkeuschen Mutter ältestem Liebhaber, gab diesem endlich über Amru die Rechte eines Vaters. In seiner Jugend theilte er der Koreischiden, seiner Anverwandten, leidenschaftlichen Haß gegen Mohamed, und mit ungewöhnlichem Dichter-Talent begabt, verfertigte er zum Triumph seiner Parthei eine Menge Spottgedichte voll Bitterkeit gegen den Propheten und dessen Religion. Aber bei Mohameds erster feierlicher Pilgerreise nach Mekka ward er durch des großen Apostels hohe Frömmigkeit plötzlich bekehrt, entfloh mit Khaled aus seiner Vaterstadt, kam nach Medina, ward von Mohamed mit ungemeiner Liebe empfangen, und von jetzt an einer der eifrigsten Schüler und treuesten Anhänger des Propheten. Schon bei Abu-Beers Thronbesteigung bewarb sich Amru um die Oberfeldherrnstelle bei dem Heere, das nach Persien bestimmt war. Er wandte sich daher an den, bei Abu-Beer alles vermögenden Omar, um durch diesen was er suchte zu erhalten. Aber dieser zügelte den Ehrgeiz des jungen Mannes. Wer auf Erden, sprach Omar, niedrig ist, wird in der andern Welt erhöhet werden und wer hier Unterthan ist, kann einst dort leicht ein Fürst seyn. Indessen ward Amrus Verdienst weder von Abu-Beer noch von Omar verkannt. Eine Oberfeldherrn-Stelle erhielt er zwar noch nicht; aber unter Obeidah befehligte er, während des ganzen syrischen Krieges eine sehr ansehnliche, aus mehreren Tausenden bestehende Sarazenen-Schaar. Zur Eroberung Syriens und Palästinas trug er nicht wenig bei: aber die Eroberung Aegyptens war ganz

allein sein eigenes Verdienst. Als Othman Kalipf ward, nahm dessen ruhmlose Eifersucht gegen ausgezeichnete Männer dem Amru wieder die Stadthalterschaft von Aegypten. Aber das Heer hing mit Liebe an seinem alten Feldherrn, und in dem, schon unter Alis Regierung ausgebrochenen, blutigen innern Unruhen, entwickelte Amru auf dem Schauplatz des Krieges und der Politik alle Talente eines großen Feldherrn und einsichtsvollen Staatsmannes. Ihm vorzuglich, wo nicht allein, verdankte das Haus der Omiaden das nun in ein Erbe verwandelte Kaliphat, und die Dankbarkeit seines auf den Thron von Medina erhobenen Freundes Moawiah ubertrug Amru wieder die Verwaltung von Aegypten, zwar blos unter dem Namen eines Stadthalters, aber mit der vollen und unbeschränkten Gewalt eines selbstständigen Beherrschers. Mit Ruhm und Herrschaft gesättiget, und dem Glanze eines unabhängigen Souverains umgeben, starb Amru, in hohem Alter in der von ihm selbst an dem östlichen Ufer des Nils erbauten Stadt, von seinen Landsleuten abgöttisch verehrt, von ägyptischen koptischen Eingebornen innigst geliebt, und selbst von den rechtgläubigen Christen, die er doch einigemal seinen Druck fuhlen ließ, aufrichtig betrauert.

2. Zur Eroberung Aegyptens hatte Amru von dem Kaliphen Omar eigentlich keinen bestimmten Auftrag erhalten; blos einige von dem Beherrscher der Gläubigen, während seines Aufenthaltes in Palästina hingeworfenen Worte konnten allenfalls den Amru, nach Syriens Eroberung, auch zu einer Unternehmung gegen Aegypten berechtigen. Aber wie es scheint, hatte Amru geheime Feinde an dem Hofe von Medina, denn er war kaum mit seinem Heere, das höchstens in vier bis fünf tausend Mann bestand,

in Palästina aufgebrochen, als ein Bote mit einem Briefe des Kaliphen ihn noch auf syrischem Boden ereilte. Amru, den Inhalt des Briefes ahndend, beschleunigte aus allen Kräften seinen Marsch, war auch in den ersten Paar Tagen so sehr beschäftiget, daß er dem Boten unmöglich Audienz geben, und noch viel weniger dessen Brief mit allen, von der, dem Beherrscher der Gläubigen schuldigen Ehrfurcht vorgeschriebenen Zeremonien in Empfang nehmen konnte. Erst als er bei dem, schon innerhalb Aegyptens Grenzen liegenden Flecken Rafahh angekommen war, fand er zu jenem Geschäfte einige Muse, versammelte daher die Anführer seines Heeres, ließ den Boten vor sich kommen, entsiegelte das Schreiben des Kaliphen, und las es der Versammlung vor. Dasselbe lautete, wie folgt: „Bist Du beim Empfange dieses Briefes „noch auf syrischem Boden; so ziehe nicht weiter und „kehre mit dem Heere wieder in deine Standquartiere „zurück. Hast Du aber die Grenzen Aegyptens schon „überschritten; so setze deinen Zug fort, und Gottes „Segen begleite Dich. Verstärkung an Mannschaft, „wie andere Kriegsbedürfnisse, deren Du alsdann benöthiget seyn könntest, werden wir Dir in aller Eile „zusenden.“ — Amru erklärte seinen stets bereitwilligen Gehorsam unter den Befehlen des Kaliphen, fragte aber die Umstehenden, auf welchem Boden sie jetzt mit dem Heere stünden. „In Aegypten,“ war die Antwort aller Anwesenden. „Nun gut,“ erwiederte Amru, „so ist denn der Wille unsers Beherrschers, „daß wir weiter vorrücken, und des Landes uns bemächtigen.“

3. Aegypten war damals ein volkreiches, trefflich gebautes Land, hatte eine Menge großer, wohl befestigter und stark bevölkerter Städte, und der Nil mit seinen zahlreichen Aesten, Kanälen und

Schleußen hemmte nicht wenig die Fortschritte eines Heeres, das größtentheils aus Reiterei bestand. Farma, vermuthlich das alte Pelusium, Aegyptens Schlüssel, war die erste Stadt, vor welcher Amru sein Lager aufschlug. Die Feste lag an der Erdenge, welche den arabischen Meerbusen von dem Mittelmeere trennt, und daher Aegypten mit Syrien und Arabien verbindet. Nach einer dreißigtägigen Belagerung, während welcher die Besatzung mehrere, den Sarazenen verderbliche Ausfälle wagte, ward Farma gezwungen, sich dem Sieger zu ergeben. Als Amru die umliegende Gegend untersuchte, fiel er auf den Gedanken, den Isthmus zu durchstechen, und so den Schiffen auf dem arabischen Golph einen Weg in das mittelländische Meer zu öffnen. Aber Omar billigte nicht diesen Entwurf, und zwar aus dem Grunde, weil dadurch auch den Ungläubigen ein kürzerer und leichterer Weg nach den Küsten Arabiens geöffnet würde *).

4. Von Farma rückte Amru vor die Stadt Misra; der ehemaligen unter dem Namen Mem-

*) Omar hatte damals nicht Unrecht; denn es gebrach den Arabern an einer Flotte; auch hatten sie eine, auf religiösen Vorurtheilen beruhende, ungemeine Abneigung gegen den Dienst zur See. Aber nur zu bald verschwand, zum Unglück der Griechen, dieser Wahn; denn schon unter Moawiahs Regierung lieferte der Libanon den Sarazenen Holz zum Schiffbau, und die phönizische Küste treffliche Seeleute; und der Araber erster Versuch auf dem, ihnen bis dahin so verhaßten Elemente, verschaffte ihnen sogleich auch die Herrschaft auf dem Meere, und in den Häfen aller großen und kleinen Inseln des jonischen, ägeischen und mittelländischen Meeres weheten in kurzer Zeit, gleichsam der Reihe nach, der Sarazenen seeräuberische Flaggen.

beschloß, sich mit seinen, schändlich zusammengerafften Schätzen unter den Schutz der Sarazenen zu begeben, Schloß und Stadt dem Feinde zu überliefern. Unter einem eiteln Vorwande zog er sich mit dem größten Theil der Besatzung, und einer noch ungleich zahlreichern Schaar Kopten aus der Stadt auf eine kleine, zwischen der Citadelle und dem jenseitigen Ufer gelegenen Insel des Nils; und sandte hierauf an Amru Einen seiner Getreuen, mit der, während des Krieges den Sarazenen von den Römern schon unzähligt mal gemachten Frage: aus welchem Grunde sie Aegypten feindlich angefallen hätten. Auf diese Alletagsfrage gab nun Amru ebenfalls die schon hundertmal gegebene Alltagsantwort, daß nämlich ihr grosser Prophet ihnen befohlen hätte, alle Völker zu zwingen, entweder das Islam anzunehmen oder den Gläubigen Tribut zu bezahlen. Mokawkas und die Kopten erklärten sogleich ihre Bereitwilligkeit zu dem Letztern. Aber diesem widersprachen die Römer und Griechen; jedoch zu schwach, um ihrem Widerspruch Nachdruck zu geben, mußten sie geschehen lassen, daß auch ohne ihr Zuthun eine Capitulation geschlossen ward, die blos auf die Kopten sich erstreckte, diese allein nur begünstigte, Römer und Griechen aber dem Verderben und der Willkühr der Sarazenen preis gab *). Nach geschlossener Capitulation setzte Mokawkas den Amru von dem verlassenen

*) In dem fünften Artikel der von den Kopten und Mokawkas mit den Sarazenen vor Misra abgeschlossenen Capitulation heißt es: "Es soll den Moslemen frei stehen, den Krieg gegen die Römer und Griechen, welche die strengste Behandlung verdienen, so lange fortzusetzen, bis sie dieselben in den Stand völliger Sclaverei gesetzt, oder zu deren völligen Ausrottung vertilgt haben." —

Zustande des Schlosses heimlich in Kenntniß. Omars Feldherr gab unverzüglich das Zeichen zum Sturm. Die wenigen in dem Schloß und der Stadt befindlichen Römer und Griechen vermochten nicht, auf allen Seiten Widerstand zu leisten, und unter der Sarazenen gewöhnlichem Feldgeschrei: „Allah ist Sieger" wurden Schloß und Stadt zu gleicher Zeit erstürmt. Was von Römern und Griechen dem feindlichen Schwert entrann, rettete sich auf die Böte und entfloh nach Alexandrien.

7. Misra, nach Alexandrien die erste, größte und volkreichste Stadt Aegyptens war also abermals blos durch den schändlichsten Verrath den Sarazenen in die Hände gefallen. Trotz des mit den Kopten geschlossenen Vertrages ließ indessen Amru doch die Mauern und selbst einen Theil der Stadt niederreißen. An der östlichen Seite des Nils, da wo sein Lager gestanden hatte, erbauete er eine Moschee; verpflanzte dahin eine kleine Colonie von Sarazenen, deren Zelte sich bald in bleibende, aus Stein errichtete Wohnungen verwandelten. Das halb zerstörte Misra ward nun nach und nach verlassen; und der, von Amru angelegte, und nachher durch seinen beständigen Aufenthalt allda noch mehr verherrlichte und begünstigte Flecken erhob sich endlich zu einer ziemlich großen und ansehnlichen Stadt, welche die Araber Al-Fostat nannten *).

*) Al-Fostat heißt das Zelt. Verbunden mit den Ruinen des alten, auf der nämlichen Seite des Nils gelegenen ägyptischen Babylons, ist es jetzt unter dem Namen Alt-Kairo bekannt. Das neue Kairo (Siegesstadt) ward erst ungefähr drei hundert Jahre nachher von einem der Fatemitischen Kaliphen erbaut.

Belagerer ihre Arbeiten. Von den Wällen Alexandriens herab konnte der römische Commandant nun seinen gestrigen Gefangenen sehen, wie er an der Spitze seines Heeres Alles ordnete, Alles überschaute und durch seine Gegenwart belebte. Indessen verloren die Alexandriner doch nicht den Muth. Alle Stürme der Belagerer wurden abgeschlagen; mit wechselndem Erfolge machten die Römer häufige Ausfälle bei Tag und bei Nacht, und die Belagerung, eine der mörderischsten für die Sarazenen in allen ihren Kriegen, zog sich immer mehr in die Länge. Während ihrer Dauer schickte Heraklius, der Alexandrien um jeden Preis dem Reiche erhalten wollte, den Bischof Cyrus in das Läger der Sarazenen, um durch geschickte Unterhandlungen den Amru, unter welchen Bedingungen es seyn möchte, zum Rückzug zu bewegen. Dieser Versuch schlug jedoch fehl. Der stolze Sarazen warf auf den Unterhändler einen verächtlichen Blick, und statt aller Antwort zeigte er ihm einen, nicht ferne von ihnen stehenden ungeheuern Obelisk. „Siehe Bischof," sagte er zum Cyrus, „diesen Obelisk. Erst dann, wenn Du denselben wirst verschluckt haben, werde ich von Alexandrien abziehen." —

10. Einige Monate darauf starb Heraklius. An einen Entsatz der, für das ganze Reich so wichtigen Hauptstadt Aegyptens ward nun nicht mehr gedacht; denn die unter Heraklius ältestem Sohne und dessen Stiefmutter Martina ausgebrochene gegenseitige Eifersucht beschäftigte Beide mit etwas ganz Anderem, als Aegyptens Angelegenheiten. Alexandrien ward seinem Schicksale überlassen; und nun gelang es endlich dem Amru, nach einer beinahe zweijährigen Belagerung, sich der Stadt und des Schlosses entweder durch Sturm oder Capitu-

lation *) zu bemächtigen. Der Verlust der Sarazenen während der Belagerung, belief sich nach dem Zeugniß ihrer eigenen Geschichtschreiber, auf vier und zwanzig Tausend Mann.

11. Nach der Einnahme der Hauptstadt, unterwarf sich ganz Aegypten. Die in dem Innern des Landes vertheilten römischen Corps lößten sich von selbst auf. Die Mehrsten flüchteten sich auf die an der Küste kreuzenden römischen Schiffe und segelten nach Constantinopel **). Diesmal ließ Amru die

*) Hierüber sind selbst die arabischen Geschichtschreiber nicht einig. Die Einen sagen, durch Sturm; die Andern mittels einer, durch Hunger erzwungenen Capitulation. Das Letztere deucht uns jedoch ungleich weniger wahrscheinlich, als das Erstere, indem die Römer und Griechen, da die Araber noch keine Flotten hatten, immer noch Herren des Meeres waren, mithin eine Hungersnoth nicht so leicht in Alexandrien entstehen konnte.

**) Eigentlich mußte Amru Alexandrien zweimal erobern. Nach der ersten Einnahme der Stadt zog Amru nach einem kurzen Aufenthalt von ein paar Tagen wieder ab, um die römischen oder griechischen Armeecorps, welche sich in das Innere des Landes gezogen hatten, zu verfolgen und wo möglich zu vertilgen. Aber die in dem Schloß liegende römische Besatzung hatte sich, nachdem die Sarazenen die Mauern erstiegen hatten, größtentheils auf die Böte und mittels derselben auf die, in dem Hafen vor Anker liegenden Schiffe gerettet. Diese waren nun noch ganz nahe an der Küste, als die darauf befindlichen Griechen die Nachricht von Amrus Abzuge erhielten. Eiligst kehrten sie also wieder nach Alexandrien zurück, überrumpelten das Schloß und hieben die, von den Sarazenen zurückgelassene Besatzung in Stücken. Schnell kehrte jetzt ebenfalls Amru zurück, und eben so schnell wurden nun auch zum zweitenmale wieder Schloß und Stadt von den Sarazenen erstürmt.

Mauern von Alexandrien noch nicht niederreißen; aber einen sehr hohen Begriff von dem damaligen Reichthum und Glanze dieser Stadt gibt uns Amrus Bericht an den Kaliphen. „Ich bin nicht im „Stande," schrieb Amru dem Omar, „Dir jetzt „eine genaue Beschreibung von der eroberten Stadt „zu machen, und noch viel weniger von der Menge „der Kostbarkeiten, die in unsere Hände gefallen sind. „Einstweilen wird es hinreichend seyn, hier blos zu „bemerken, daß ich in der Stadt, die ich erobert, „4000 Paläste; 4000 öffentliche Bäder, 400 zu „öffentlichen Lustbarkeiten bestimmte Plätze *), 1200 „öffentliche Gärten und 40000 tributpflichtige Juden „angetroffen habe." — Gleich den Kopten ward auch den Katholiken, gegen Erlegung einer Kopfsteuer von zwei Goldstücken für den Kopf, die freie Ausübung ihrer Religion gestattet; jedoch mußten die Letztern, was bei den Kopten nicht der Fall war, auch noch von ihren Häusern und Ländereien, so wie von deren Ertrag eine jährliche Abgabe bezahlen. Ungeheuer waren für die damaligen Zeiten die Einkünfte, welche die Kaliphen jetzt aus Aegypten zogen. Blos die Kopfsteuer der Kopten, die von allen übrigen Abgaben frei waren, belief sich jährlich auf zwölf Millionen Goldstücke.

12. Amru war einer der edelsten Männer seines Volkes. Ueber manche muselmännische Vorurtheile erhaben, verband er mit einem ungewöhnlichen Verstande einen hohen Geist und einen, ihn nie verlassenden, die verwirrtesten Geschäfte schnell durchschauenden Blick. Obgleich ohne alle wissenschaftliche Bildung, und daher auch selbst unwissend, war er doch, vermöge eines ihm angebornen Ge-

*) Nämlich Theater, Schauspielhäuser und Cirkus.

fühles des Schönen und Erhabenen, ein Freund der Künste und Wissenschaften, erzeigte auch Gelehrten, die der Zufall ihm entgegen führte, stets geziemende Ehre. Vorzüglich in seiner Gunst stand ein monophysitischer Priester, Namens Johannes mit dem Beinamen Grammatikus. Dieser Mann, der die Gabe der Rede in hohem Grade besaß, war mit mancherlei Kenntnissen und Wissenschaften geschmückt, und Amru fand oft Vergnügen darin, ihn über Gegenstände der Philosophie, besonders der Geschichte und Erdkunde sprechen zu hören. Diese günstige Stimmung des Sarazenen-Feldherrn wollte Johannes nach der Einnahme von Alexandrien benützen, um der Nachwelt die kostbare, im Serapäum in der Vorstadt Rhacotis aufbewahrte Büchersammlung zu erhalten; man hieß dieselbe nur eine Tochter jener nicht minder berühmten, von Ptolemäus Philadelphus in dem Stadtviertel Bruchium angelegten, zur Zeit, als die Römer nach Aegypten kamen, aus viermal hundert tausend Bänden bestehenden, aber bald darauf, während einer Belagerung der Stadt, unglücklicher Weise verbrannten königlichen Bibliothek. Diesen kostbaren Bücherschatz im Serapäum erbat sich also jetzt Johannes von Amru zum Geschenke. „Du hast," sagte der Grammatikus zum Feldherrn, „alle Vorrathshäuser und alle Gebäude und Kammern, worin Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, unter Siegel gelegt. Von allen diesen Dingen, wie groß auch ihr Werth seyn mag, fodere ich Nichts, weil der Kaliph, oder Du, oder auch dein Volk dieselben gebrauchen können. Was ich mir von Dir zu erbitten erkühne, ist blos Etwas, das Dir wie dem Beherrscher der Gläubigen ganz unnütz ist, nämlich die in dem Serapäum aufbewahrte Büchersammlung, die, wie Du selbst weißt, durchaus

„für Euch auch nicht den mindesten Werth haben kann.“ — Amru, so geneigt er auch dem gelehrten Johannes war, nahm doch Anstand, dessen Bitte zu erfüllen. Jener geheime Instinkt, welcher genialische Menschen auch da, wo sie eine ihnen völlig fremde, unbekannte Bahn betreten, dennoch stets wenigstens in den Hauptpunkten richtig leitet, sagte dem Amru, daß das Geschenk, welches Johannes sich ausbitte, wohl von einem ungleich höhern, vielleicht unschätzbaren Werth seyn möchte, er mithin, ohne die Genehmigung des Kaliphen, darüber zu verfügen sich nicht erlauben dürfte. Um dem Manne, den er schätzte, seine Willfährigkeit zu bezeugen, schrieb Amru unverzüglich nach Medina, und erhielt bald darauf von Omar folgende, die Unwissenheit und beinahe thierische Geistesstumpfheit eines höchst beschränkten, völlig rohen Barbaren mehr als meisterhaft charakterisirende Antwort: „Die Bücher in „der eroberten Stadt, von denen Du mir schreibst, „enthalten entweder das Nämliche was schon in dem „Koran steht, oder sie enthalten es nicht. In dem „erstern Falle sind sie überflüssig, in dem zwei„ten gottlos, mithin in jedem Falle sogleich zu „verbrennen.“ — Der Wille des Beherrschers der Gläubigen mußte befolgt werden, und mehrere Monate hindurch wurden nun alle vier tausend öffentliche Badhäuser in Alexandrien mit der unschätzbaren, seit länger als tausend Jahren, mühsam und mit nicht zu berechnenden Unkosten zusammen getragenen Büchersammlung geheizt. Wie ungemein zahlreich dieselbe gewesen seyn mag, erhellt schon daraus, daß sie zu Julius Cäsars Zeiten schon fünfmal hundert tausend Bände in sich faßte, und gewiß in dem Laufe von beinahe sieben Jahrhunderten, bis nämlich auf Omars Zeiten, noch ungeheuer vermehrt worden seyn mußte. Unersetzlich war der Verlust, und auf immer

unheilbar die, den Wissenschaften und der Nachwelt, von dem unduldsamen Aberglauben eines an Geist und Ideen armen Barbaren geschlagene Wunde *).

13. Welche große Vortheile die Eroberung Aegyptens seinem Reiche gewähre, erfuhr Omar noch in dem nämlichen Jahre. Eine schreckliche Hungersnoth brach in Arabien aus. Sobald Amru durch ein Schreiben des Kaliphen von dieser, Arabien und vorzüglich Medina drückenden Landplage Kunde erhielt, versah er, ohne die Getraidepreise in Aegypten dadurch zu erhöhen, ganz Arabien mit hinreichendem Getraide, und nach den Berichten der arabischen Geschichtschreiber, war die Anzahl der, von Amru aus Aegypten nach Arabien, gesandten, mit Frucht beladenen Kameele so groß, daß, als das erste unter das Thor von Medina trat, das Letzte sich noch auf den Grenzen von Aegypten befand!!

14. Sobald Amru die innern Angelegenheiten Aegyptens geordnet hatte, wendete er seine Waffen gegen das westliche Afrika. Okba, einer seiner Unterfeldherrn eroberte in kurzer Zeit das ganze Land zwischen Barka und Zaweihla, das heißt, die ganze schöne, mit überschwänklicher Fruchtbarkeit gesegnete Landschaft Cirenaika **), und der Eroberer Aegyptens stand schon im Begriffe, Afrikas ganze

*) Da man Alles, was man nur will, bezweifeln kann; so wird auch der, Mohameds Schülern wenig Ehre bringende und Omars Andenken ewig schändende Alexandriner Brand in Zweifel gezogen, jedoch durch das einstimmige Zeugniß aller arabischen Geschichtschreiber vollkommen bestätiget,

**) Wegen der darin gelegenen, fünf reichen und blühenden Städte auch Pentapolis genannt.

ungemein festem Körper- und Muskelbau und daher ganz ungewöhnlichen physischen Stärke. Rein in seinen Sitten und streng gegen sich selbst, war er auch gegen Andere nicht minder streng. Aber diese Strenge begleiteten nie die, besonders einem unbeschränkten Beherrscher hierin so nothwendige Einsicht und Besonnenheit. Omar war blos der Büttel, aber nicht der Ausleger des Gesetzes, und nur mit dem todten Buchstaben und nicht dem Geiste desselben bekannt, wußte er nie die Fälle zu unterscheiden, wo eine Menge, von dem Gesetze nicht vorhergesehener Umstände da eine Milderung erfoderten, wo der stumme Buchstabe nur Strenge gebot *). Seine Regierung war die eines im Grunde gutmüthigen und daher auch die Gerechtigkeit liebenden Barbaren, dessen Geistesbeschränkung sich aber in einer Menge seiner Verordnungen kund gab, und dessen blos, auf den gewöhnlich höchst dürftigen, nicht selten falsch angewandten Lehren des Koran beruhenden Einrichtungen nur ein eben so rohes, unwissendes Volk in seiner primitiven Sitteneinfalt blindlings sich hingeben konnte. Unter Omars Regierung erhielten die im Felde stehenden Sarazenen regelmäßigen Sold.

---

*) Dem König von Ghassan wollte Omar die Nase entzwei schlagen lassen, weil dieser Fürst in einer, freilich immerhin sehr sträflichen Aufwallung seines Zornes, jedoch nichts weniger als vorsätzlich, einen ganz gemeinen Moslem auf ähnliche Weise im Gesichte verwundet hatte. Unstreitig würde ein scharfer Verweis des Kaliphen, allenfalls auch eine dem Fürsten auferlegte Buße, in Verbindung mit einem bedeutenden Geschenke an Kameelen, Rindern und Schafen für den Beleidigten, diesem eine ungleich tröstlichere und willkommenere Schadlosung gewesen seyn, als das, von Omar blos nach des Gesetzes todtem Buchstaben so unverständig und unterscheidungslos angewandte Vergeltungs-Recht.

nders war dies nothwendig für die, um die
rjochten Völker im Gehorsam zu erhalten, bei
at, Basra und Cufa errichteten stehenden Lager,
die Hoffnung der Beute den Krieger nicht mehr
nnte, und der von Haus, Hof, Heerden und
bau entfernte Araber nothwendig mit Geld ent-
iget werden mußte. Für den Staat, der vorher
r Einkünfte noch Ausgaben hatte, ward also
eine finanzielle Einrichtung nothwendig. Zur
ldung der zahlreichen Heere, wie zur Bestrei-
der übrigen Kriegsunkosten waren weder der
lemen freiwilliges Almosen, noch der Ungläu-
Kopfsteuer mehr hinreichend. Omar ließ ein
eichniß von allen Gläubigen und Ungläubigen
deren Ländereien machen, und das Eigenthum
Einen wie der Andern, ward nun nach dem
ältniß ihres Ertrages besteuert. Den Ueber-
in der Staatskasse vertheilte Omar jeden Frei-
Abend unter den Moslemen. Geleistete Dienste
n jedoch keinen Antheil an diesen Geldspenden,
Recht daran hatte nur persönliches Bedürfniß,
das Maß desselben bestimmte auch jedesmal die
e der zu erhaltenden Gabe. Aber unverschul-
ehrenvolle Armuth und selbstverschuldete, von
heit und Arbeitscheu herbeigeführte Dürftigkeit
n gleiche Ansprüche an die Freigebigkeit des
phen. Omar war seinem Vorgänger, dem
uen, heuchelnden Abu-Becr weit vorzuziehen. Er
wahrhaft edle Anlagen, und es erregt unsere
undrung, wenn wir hören, daß er, umgeben
der Allgewalt eines unumschränkten Beherrschers,
och der längst entflohenen Tage seines frü-
, harten Hirtenlebens, der Freude und des Stol-
des freien Arabers, mit Sehnsucht sich erinnerte,
nicht ohne Rührung mit seinen Freunden da-

von sprach *). Ein Heuchler war Omar nicht; dem Wahne seines falschen Propheten war er von Herzen ergeben, und diente dem Allah, den Mohamed ihn gelehrt hatte, wenigstens mit Aufrichtigkeit, obgleich oft sehr beflecktem Herzen. Nicht selten unterdrückten in ihm die blutdürstigen Lehren des Al-Koran das bessere Streben seiner Seele, machten ihn treulos und meineidig, und einigemal sogar auch grausam. Kraft des neunten Kapitels des Koran war er in Erfüllung der mit den Christen eingegangenen Verträge nicht immer allzu gewissenhaft, und ließ viele derselben, blos weil sie sich von ihm nicht wollten bekehren oder vielmehr verkehren lassen, troß seines ihnen vorher gegebenen Wortes hinrichten. — Wenn Omars höchst einfacher, prunkloser Lebensweise und dessen Abneigung gegen alle Pracht geziemendes Lob gebührt; so verdient auch auf der andern Seite dieses Kaliphen affektirte, geflissentlich zur Schau gestellte Unreinlichkeit in seiner Kleidung und seinem Hauswesen nicht minder gerechten Tadel. Aeußerer körperlicher Schmuß befleckt nicht selten auch das Innere des Menschen. Dem heiligen Sophronius kostete es in der Auferstehungskirche in Jerusalem unsägliche Mühe, den Kaliphen zu bewegen, seinen, aus 10 bis 12 Lappen zusammengesetzten, mit Koth und Schmuß bedeckten Rock nur so lange abzulegen, bis man denselben von dem gröbsten Unrath, und einigem darauf herumkriechenden Ungeziefer gereiniget hatte. — Ein vornehmer Perser, der, um dem Kaliphen Omar seine Aufwartung zu machen, nach Arabien gereist war, fand ihn an hellem Tage unter mehrern, ganz verlumpten Bettlern schlafend auf der Treppe der Moschee zu Mekka. Aber alle Tugenden dieser Art,

*) Abulfeda Annal. Moslem. I. p. 253.

sobald sie nicht das unverfälschte Gepräg der Natur tragen, wie scheinbar sie auch seyn mögen, sind größtentheils und gewöhnlich blos falsche Münzen. Als Omar, nach der Plünderung Modains, Chosrous prächtige Tapeten mit Füßen trat, hätte man ihm sagen können, was einst Aristipp jenem Cyniker sagte: „den Stolz des Chosrou trittst du, Kaliph, nur mit einem andern Stolz.“ Aber der Stolz des Persers weckte die Industrie seiner Völker, belebte den Handel, vermehrte die Erzeugnisse des Bodens und beförderte selbst Kunst und Wissenschaft, während der Stolz des gekrönten, rohen Sohnes der Wüste, jede Art von Cultur hemmend, nur zerstörte, und endlich selbst alle, in einer langen Reihe von Jahrhunderten gesammelte Schätze des menschlichen Geistes vertilgte. Freigebigkeit war eine von Omars vorzüglichsten Tugenden. Aber Wohlthätigkeit war, wie wir schon einigemal bemerkt haben, längst schon in dem Araber ein hervorspringender Zug seines National-Charakters. Gloriabantur hospitalitate *) sagen alle Geschichtschreiber von ihnen. Sie setzten darin ihren Stolz und ihren Ruhm, und ein allgemeiner Wetteifer, noch mehr entflammt durch die jährlichen in der Volksversammlung zu Mekka auf den größten Akt der Wohlthätigkeit ausgesetzten Preise, spornte die Araber, sich gegenseitig in dieser Tugend zu übertreffen. Lange bevor noch Mohamed durch seine Gaukeleien den Omar bethört hatte, fand dieser einst einige Reisenden nicht ferne von den Thoren von Mekka schlafend. Omar glaubte, für die Sicher-

---

*) In welchem ungemein ausgedehnten, alle Pflichten der Menschlichkeit umfassenden Sinne, das Wort Gastfreiheit hier zu nehmen sey, haben wir, wie der Leser sich erinnern wird, in einem der frühern Abschnitte schon bemerkt.

heit derselben Etwas befürchten zu müssen, blieb also bei ihnen stehen, erlaubte, um ihre Ruhe nicht zu stören, sich nicht die mindeste, allenfalls Geräusch erregende Bewegung, hielt Wache bis zum anbrechenden Morgen, und als endlich seine Schützlinge erwachten, entfernte er sich eiligst, so daß jene nicht einmal Zeit hatten, dem edeln Unbekannten für dessen nächtlichen Schutz zu danken. — Daß zwischen Omars Grundsätzen und dessen Regentenhandlungen oft ein Widerspruch eintrat, und der Grund mit den Folgen und die Ursachen mit den Wirkungen kämpften, ist dem Omar so wenig, wie einem irokesischen Kaziken in Neu-Canada zu verübeln. So z. B. pries Omar seinen Sarazenen die Armuth als die höchste Tugend an, bauete aber am Ausfluß des Tygris eine Stadt, die, da sie die Sarazenen zu Herren des persischen Meerbusens machte, Indiens unermeßliche Schätze beinahe ausschließlich nach Arabien leitete. — Omar führte auch den Beinamen Al-Faruck, d. h. der Theiler oder Unterschiedmacher. Die Veranlassung, daß Mohamed ihn mit diesem Beinamen beehrte, war folgende. Ein Moslem und ein Jude, mit einander im Streite, gingen zu Mohamed, um ihre Angelegenheit seiner Entscheidung zu unterwerfen. Der Prophet entschied zu Gunsten des Juden. Der Moslem, damit höchst unzufrieden, berief sich auf den Ausspruch Omars, der seiner Gerechtigkeitsliebe wegen in ganz Mekka geehrt ward. Zu diesem gingen nun Beide. Aber kaum hatte Omar die Klage des Moslems gehört, als er statt aller Antwort den Säbel zog, und den Klagenden bis auf den Gürtel spaltete. „Dies ist," rief er dann laut aus, „der Lohn des Gottlosen, der „es wagt, von dem Ausspruche Gottes und dessen „Apostels an den Ausspruch eines gewöhnlichen Menschen zu appelliren." — Mohamed, hoch darüber

streut, gab ihm nun den Beinamen Al-Faruck,
eils wegen der Geschicklichkeit, mit der er den
Moslem getheilt, theils auch weil er mit so gro-
r Weisheit das Wahre von dem Falschen unter-
hieden hatte. — Welche wahre oder Scheintugen-
n übrigens den Omar, wie überhaupt Mohameds
nf ersten Nachfolger mögen geschmückt haben; so
es nicht zu leugnen, daß es gerade solcher Män-
r, und solcher Illusionen bedurfte, um dem
rderblichsten aller Wahne, dem blutdürstigsten, sich
mer mehr und mehr verbreitenden Götzendienste
s Islams neue Kraft, Achtung, Bestand und
mer zu verschaffen. — Unerforschlich sind die
rthschlüsse des Ewigen; beten wir sie auch da in
emuth an, wo undurchdringliches Dunkel sie unsern
igen verhüllt.

XII.

1. Othmans Erhebung zeugte nicht sehr von
Weisheit der Wählenden. Durch den Unverstand
alten und eigensinnigen Abderrhaman herbeige-
rt, war sie unglücklich für den Gewählten, und
em sie in das noch nicht befestigte Sarazenen-
ich den ersten Samen bürgerlichen Zwistes legte,
h nicht minder verderblich für dieses. Die schwa-
n Schultern des weit in Jahren vorgerückten,
hr als siebzigjährigen Greises waren der, ihnen
ferlegten Bürde nicht mehr gewachsen. Othmans
richte Vorliebe zu seinen Verwandten und Freun-
, beförderte diese auf Unkosten der verdienstvolle-
n Männer und machte die Letztern entweder zu
einen Feinden des neuen Kaliphen, oder doch

wenigstens für den Ruhm seiner Regierung nütz
Bald sparsam bis zur Kargheit, bald wieder f
gebig bis zur Verschwendung, erzeugte seine G
nur Undank und seine Sparsamkeit blos Miß
gnügen und Murren. Eben so beschränkt in sei
Ansichten, als schwankend in seinen Entschlüs
zeigte er oft eine furchtsame Nachgiebigkeit,
es einer gerechten Strenge bedurft hätte,
war dann wieder unbeugsam und eigensinnig,
gebieterische Zeitumstände eine weise Nachgiebig
erfodert hätten. Durch seinen, mit Abu-Becrs
heuchelter und Omars vielleicht wirklicher Dem
einen schneidenden Kontrast bildenden Stolz belei
er gleich im Anfang seiner Regierung die herr
süchtige, sich in alle Angelegenheiten mischende A
scha, sowie noch mehrere andere der einflußreich
Häupter der Nation; und den einzigen Freund,
seiner Schwäche eine sichere Stütze gewesen w
den edeln Ali nämlich, entfernte die besorgniß
argwöhnische Eifersucht seines greisenden Alters
wohl von seiner Person, wie von jedem Antheil
den Geschäften der Regierung.

2. Indessen hemmte der, jetzt immer m
und mehr unter den Saracenen sich verbreitende G
der Zwietracht und des Mißvergnügens dennoch n
den Lauf ihrer Eroberungen. Unter Othmans f
zehnjähriger Regierung ward die Eroberung Pers
vollendet; die Waffen der Saracenen drangen
an die Ufer des schwarzen und caspischen Mee
die Gebirge des Taurus wurden überstiegen; Cyp
Rhodus und die Cycladen geplündert; und in Af
weheten, wenn auch für jetzt noch nur auf k
Zeit, des Islams siegende Fahnen selbst schon
den Küsten des atlantischen Oceans.

3. Gleich nach dem Regierungsantritt Abu-Becrs war schon ein Heer von Sarazenen über den Euphrat gegangen, hatte das, westlich der Ruinen Babylons gelegene Königreich Hira zerstört, mehrere persische Heerhaufen zerstreut, unermeßliche Beute errungen, und stand an den Grenzen der noch ungleich größern und reichern Provinz Irak, als der unüberwindliche Khaled von dem Kaliphen abgerufen ward, um in Syrien den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen. Khaleds Nachfolger, bevor Amru den Oberbefehl über das Heer übernahm, entweder weniger geschickt oder glücklich; wurden wieder über den Euphrat zurückgetrieben, gingen jedoch zum Zweitenmal über den Fluß, vermochten aber kaum sich in den Wüsten und Steppen Babyloniens zu behaupten. Die Führung des Heeres ward nun dem Amru übertragen; aber der syrische Krieg nahm die vereinten Streitkräfte der Sarazenen in Anspruch. Amru mußte mit seinem Heere zu jenem in Syrien stoßen und nun trat eine kurze Periode der Ruhe von einem oder höchst zwei Jahren wieder auf den Grenzen von Persien ein.

4. Aber schon im ersten Jahre seines Kaliphats schickte Omar den Saad mit zwanzigtausend Mann gegen Persien. Die persischen Großen in Verbindung mit den Magiern hatten indessen ihre Könige Arthosia oder Arzema der Regierung entsetzt, und Chosrous Urenkel, Yezdegerd auf den Thron erhoben. Aber diese Thronveränderung hatte keinen erfolgreichen Einfluß auf Persiens Angelegenheiten. Die Unerfahrenheit des jungen, kaum fünfzehenjährigen Königes erlaubte demselben nicht, sich an die Spitze seiner Heere zu stellen. Rustan, den die Araber Ferockhzad nennen *), ein

*) Höchst wahrscheinlich war Rustan ein persischer Ehren-

rath; und schon im dritten Monate nach dem au den Ebenen von Kadesia erfochtenen Sieg ging Saa über den Tigris und zog in unaufhaltsamen Mä schen gegen Madayn, seit Nuschirwans und Cho rou-Parwitz Zeiten, die Residenz der Könige vo Persien. Yezdegerd wartete die Ankunft des furch baren Feindes nicht ab; sondern entfloh mit einen Theile seiner Familie nach Medien in die, ostwärt am Fuße der hyrcanischen Gebirge liegende Sta Hollwan. Die Belagerung dauerte zwanzig Mo nate. Die Besatzung leistete tapfern Widerstan machte mit bald mehr bald minderm Erfolge öfter Ausfälle, bis endlich bei einem solchen Ausfall de Befehlshaber, welchen Yezdegerd zurückgelassen hatt gefangen ward. Unter den Mauern von Maday ließ Saad dem gefangenen Perser den Kopf abschl gen. Die Thore der königlichen Burg öffneten si nun von selbst. Saad zog ein, und überließ Schlo und Stadt der Plünderung seiner Soldaten.

6. Wilder Fanatismus entflammte auf da neue wieder Mohameds Schüler bei dem Anblick de Reichthums und der prächtigen Gebäude von M dayn. „Dies ist,“ schrieen sie, „Chosrous weißer P „last! Heute gehen die Verheißungen unsers groß „Propheten in Erfüllung.“ — Ungeheuer war d Beute, die den Sarazenen in die Hände fiel. Jede Zimmer des Palastes enthielt einen, jede Schätzun der Einbildungskraft der, an Pracht, Reichthum un Kostbarkeiten noch nicht gewohnten Sarazenen übe steigenden Schatz. Blos an geprägtem Golde fan man vierzig Millionen Goldstücke; noch größer wa der Vorrath an gemünztem Silber; ungeheuer d Menge goldener und silberner Geschirre, und nic zu berechnen der Werth aufgehäufter Juwelen un

der edelsten Steine *). Aber ganz vorzügliches Erstaunen der Sarazenen und ihrer Anführer erregte ein, sechzig Ellen langer und eben so viele Ellen breiter, in Seide gestickter und mit Gold, Perlen und Juwelen durchwirkter Teppich des Chosrou. Der Grund desselben stellte einen paradisischen Garten vor. Bäume, Blumen, Früchte und Gesträuche waren durch Goldstickereien und das schönste Farbenspiel der kostbarsten Steine eben so kunst- als geschmackvoll nachgeahmt, und ein mannichfaltiges, abwechselndes und durch den Wechsel seiner Nüancen, das Auge ungemein ergötzendes Grün umfaßte das ganze kostbare Kunstwerk. Saad beredete seine Soldaten, ihren Ansprüchen auf diesen Schatz zu entsagen, und im Namen des gesammten Heeres ihrem Kaliphen damit ein Geschenk zu machen. Aber Omar, gefühllos für jeden Zauber der Kunst, und stolz darauf, die Pracht der Könige mit Füßen zu treten, befahl seinen nicht minder rohen Begleitern, das seltene Werk der Kunst und Natur mit ihren Säbeln in Stücken zu zerhauen, und theilte hierauf dieselben unter seinen Gefährten in Mekka aus. Das herrliche in seiner Art unnachahmliche, noch nie gesehene Gemälde, welches die Kunst auf diesen kostbaren Teppich gezaubert hatte, ward also zerstört, aber demungeachtet war der innere Werth der abgehauenen Fetzen noch so groß, daß der Lappe, welchen Ali zu seinem Antheil erhielt, um zwanzigtausend Drachmen verkauft ward. Ein dem Omar ungleich willkommeneres Geschenk waren des Chosrous Krone, Armbänder, Harnisch und Wehrgehenk;

*) Die gewöhnlich und bekanntlich Alles übertreibenden arabischen Geschichtschreiber geben den Werth der gesammten Beute auf drei tausend Millionen Goldstücke an.

und es war für den Nachdenkenden ein eben so ernster, als für den Scherzenden lächerlicher Anblick, die schwarzen, haarigen Arme und die häßliche Gestalt des ehemaligen rohen arabischen Hirtenjungen mit den Kostbarkeiten jenes Königes geschmückt zu sehen, den man vorzugsweise den Großen nannte, und vor welchem noch unlängst alle Völker Asiens und selbst die Römer in Constantinopel gezittert hatten. In der Geschichte der Sitten und des Charakters der Araber macht Madayns Eroberung eine merkwürdige Epoche. Was den wilden, an Entbehrungen gewöhnten Söhnen der Wüste vorher unbekannt gewesen, lernten die wandernden Araber jetzt kennen, hörten auf, die Schätze dieser Erde zu verachten, lernten sie sogar lieben, gewöhnten sich auch an orientalischen Luxus, fingen selbst an Reichthümer zu sammeln; und schon Abas, Mohameds Oheim, hinterließ, als er starb, ein Privatvermögen von nächst zwei Millionen Goldstücken.

7. Den Sitz der Regierung oder Verwaltung der persischen Provinzen verlegten die Sarazenen von Madayn nach den Ufern des Euphrats. Saad hatte nach Medina berichtet, die Luft in Madayn sey ungesund, erzeuge mancherlei Krankheiten und Seuchen, und Omar ermächtigte seinen Stellvertreter zum Bau einer neuen Stadt. An Euphrats rechtem Ufer, drei Tagreisen von Bagdad, erhob sich nun die einst zum Königssitze bestimmte Stadt Kufa, (Coufah) anfänglich blos eine Pflanzstadt von ungefähr 800 Moslemen, deren Zelte, wie jene zu Fostat, sich bald in steinerne Wohnungen verwandelten. Als der Statthalter des Kaliphen seinen Sitz nach dieser Stadt verlegte, mehrte sich bald auch die Anzahl ihrer Einwohner. Die Eroberer des persischen Reiches ließen sich allda nieder. Ihrer Zahl und Stärke wegen

mußten die Kaliphen ihnen stets eine besondere Nachsicht und Schonung zeigen, sogar bisweilen ihnen schmeicheln. Aber gerade dies machte sie trotzig und verwegen, und ein gewisser Geist des Widerspruches und der Empörung zeichnete Kufa lange Zeit vor allen übrigen großen Städten der Sarazenen aus. Indessen bleibt Kufa das Verdienst, daß in dem, nach Othmans Tod ausgebrochenen Bürgerkriege hundert tausend geharnischte Männer aus Kufa die gerechte Sache ihres rechtmäßigen Kaliphen vertheidigten.

8. Gleich nach dem Fall von Madayn ergab sich auch Harmozan, Satrap oder Fürst von Susa. Während der sechsjährigen anarchischen Verwirrung, die nach Schirouje's Tod, Persien zerriß, hatte Harmozan sich zum unabhängigen Herrn von Susa und Awaz zu machen gewußt. Es fehlte ihm weder an Muth noch Verschlagenheit. So lange Susas Mauern den Sturmböcken und Mauerbrechern der Sarazenen trotzten, widerstand Harmozan auch der feindlichen Macht; endlich ward er gezwungen, unbedingt sich der Gnade oder Ungnade des Kaliphen zu ergeben. Saad sandte ihn nach Medina. Als er vor dem Kaliphen erschien, ward ihm auf dessen Befehl die königliche, mit Juwelen besetzte Hauptbinde vom Kopfe genommen; sein mit Gold gestickter Oberrock ward ihm ausgezogen, er auch seiner kostbaren Armbänder, Ringe, Halsketten und übrigen fürstlichen Geschmuckes beraubt. „Fühlest du," sagte nun Omar zu seinem, gleich einem Sclaven entkleideten Gefangenen, „fühlest du jetzt die Verschiedenheit des Lohnes, welcher dem Gläubigen „oder Ungläubigen, dem Gehorsamen oder Ungehorsamen zu Theil wird?" — „Ja wohl," erwiederte Harmozan, „und nur zu tief fühle ich es. In den „Tagen gemeinschaftlicher Unwissenheit fochten wir

»mit den Waffen des Fleisches, und der Sieg ward »meinem Volke; denn der Himmel blieb neutral. »Seitdem aber Gott sich eurer Sache angenommen, »seyd Ihr Sieger und stürzet der Perser Herrschaft »und Zoroasters Religion.« — Tief gebeugt durch seinen Fall und seine gegenwärtige Erniedrigung, und noch mehr erschöpft durch das abgelegte Bekenntniß, klagte Harmozan über brennenden Durst. Der Kaliph ließ ihm eine Schale Wasser reichen; aber der Perser befürchtete, während dem Trinken erschlagen zu werden, und gab dem Kaliphen seine Furcht zu erkennen. »Fürchte dich nicht,« sagte Omar, »denn »bis du das Wasser getrunken hast, bürge ich dir »für die Sicherheit deines Lebens.« — Hoch erfreut stellte sich der schlaue Satrap über diese Zusage des Kaliphen, ließ aber die Schale sogleich aus den Händen fallen, daß das Wasser sich auf den Boden ergoß. Jetzt entflammte Omar in Zorn; nicht ungestraft sollte der Perser ihn überlistet haben, und schon stand er im Begriff, ihm das Urtheil zu sprechen, als seine Begleiter in das Mittel traten, ihm ehrerbietig vorstellten, daß das Wort des Beherrschers der Gläubigen heilig, dessen Versprechen unverletzlich seyn müsse. Omar ließ sich besänftigen; und da Harmozan bald darauf sich zu dem Islam bekannte und ein Schüler Mohameds zu werden verlangte; so nahm ihn Omar freundlich auf, schenkte ihm seine Gnade, und mit dieser ein jährliches Gehalt von zwei tausend Goldstücken.

9. Chosrous beide jüngsten Töchter, unter dem sechsjährigen, beinahe ununterbrochenen Wechsel blutiger Thronrevolutionen von dem Schicksale nur deßwegen erhalten, um Zeugen des völligen Unterganges ihres Hauses und der Zerstörung des bisher so mächtigen Reichs der Sassaniden zu seyn, fielen

nfalls bei der Eroberung Madayns in die Hände
r Sarazenen. Saad sandte sie dem Kaliphen
ch Medina, und Omar behandelte die Prinzes-
nen mit Menschlichkeit und der ihrer Geburt und
rem Unglücke gebührenden Achtung. Aber ein Sohn
erbars, mithin mütterlicher Seits Onkel des re-
renden Königs Yezdegerd, war vor einigen Jah-
t, nach fruchtlosem Streben, sich des Thrones zu
mächtigen, in die Länder des Kaisers Heraklius
lohen. In der Schlacht bei Yermouck befehligte
eine römische Schaar, verließ aber nach diesem
glücklichen Treffen die römischen Fahnen und ging
den Sarazenen über. Jetzt nach der Einnahme
adayns schrieb er an Omar, und erbot sich, wenn
ders man ihm ein Heer anvertrauen wollte, nicht
r ganz Persien, in welchem er noch eine zahllose
lenge Anhänger habe, in kurzer Zeit dem Scepter
s Kaliphen zu unterwerfen, sondern auch der Per-
n des Königes sich zu bemächtigen, und den un-
ücklichen Yezdegerd gebunden ihm zu überliefern.
lit Unwillen las der rohe, aber ehrliche Omar
esen Brief. Von einem so schändlichen, unnatür-
chen Verrath Nutzen zu ziehen, hielt er unter der
ürde eines Beherrschers der Gläubigen. Bei den
fangenen Prinzessinnen forschte Omar nun nach
m Charakter des Mannes, und als er von diesen
örte, daß es eine niedrige, mit Verbrechen befleckte,
des Frevels fähige Seele sey, schickte er, ohne den
erfser einer Antwort zu würdigen, seinem Statt-
alter in Syrien Befehl, den schändlichen Verräther
uf dem Marktplatz zu Emesa an das Kreuz schla-
en zu lassen.

10. König Yezdegerd hatte indessen wieder ein
eues Heer gesammelt, und schon näherte der Feld-
rr, dem er die Führung desselben übergab, sich

der Provinz Irak. Saad zog also jetzt wieder gegen Norden. Bei Dschalula, oder Dschialoa kam es zu einer zweiten Hauptschlacht. Die Perser fochten an diesem Tage gleich den Helden ihrer bessern Vorzeit; wurden jedoch trotz ihrer tapfern Gegenwehr geschlagen und zerstreuet. — Dieser Sieg sicherte jedoch den Sarazenen nur einen Theil ihrer schon gemachten Eroberungen, gab ihnen aber keine neue. Die Perser hatten sich von dem panischem Schrecken, welche der Sieg bei Kadesia vor einigen Jahren unter ihnen verbreitet hatte, wieder erholet, und gegen ein fremdes Joch sich sträubend, griffen sie in allen Provinzen zu den Waffen. Aber die Sarazenen, deren ganze Kriegskunst blos in ihrer fanatischen Wuth und der Stärke ihres Arms bestand, waren unfähig, den Krieg nach einem überdachten, eine Reihe kriegerischer Operationen wohl combinirenden Plan zu fuhren. Ohne eine feste Basis in ihrem Rücken, ohne Stützpunkte auf ihren Flanken, zogen sie planlos der Kreuz und der Quere in Persien umher. Ihre Heereszüge gleichen der Ebbe und Fluth. Heute überschwemmten sie eine Provinz, um sie morgen wieder zu verlassen, bis in dem, nun eben so schnell wieder trocken gewordenen Lande eine neue Schilderhebung der Einwohner sie zur Rückkehr zwang. Die Sarazenen verstanden blos drein zu schlagen. Wo sie bewaffnete Schaaren der Perser vor sich fanden, griffen sie solche wüthend an und schlugen gewöhnlich Alles zu Boden. Hätten sie aber nur eine einzige Schlacht verloren, so würde der Verlust derselben auch den Verlust aller ihrer Eroberungen zur Folge gehabt haben. Bei dieser Art, Krieg zu führen, hatten viele Gefechte statt, und von beiden Seiten wurden eben so schnell Provinzen gewonnen, als auch wieder verloren, und noch einmal gewonnen und abermals verloren. Natürlich



mußte ein solcher Krieg sich sehr in die Länge ziehen, und es hatte vollkommen das Ansehen, daß der Sarazenen Herrschaft in Persien erst durch die völlige Ausrottung wenigstens der Hälfte der persischen Nation, Bestand und feste Dauer erhalten würde. *)

11. Wie es scheint, ward in den letzten Jahren der Regierung Omars der Krieg gegen Persien mit minderer Lebhaftigkeit geführt. Yezdegerd war wieder nach Estakahr, der ehemaligen, unter dem Namen Persepolis bekannten, prachtvollen Residenz der persischen Könige aus dem Hause Hydaspes zurückgekehrt. Omars Tod und Saads Rückzug belebten jetzt auf das neue den Muth wie die Hoffnungen

*) Es ist in der That unmöglich, eine vollkommen chronologisch geordnete und ununterbrochen zusammen hängende Erzählung auch nur der wichtigsten Ereignisse dieses in so mancher Hinsicht höchst merkwürdigen Krieges zu geben. Die arabischen Geschichtschreiber, wo nicht die einzigen, doch vorzüglichsten Quellen, sind unaufhörlich unter sich selbst im Widerspruch und, obgleich oft sehr reich an unbedeutenden Anekdoten, doch äußerst sparsam mit ihren Nachrichten über Dinge, die gerade für den denkenden Geschichtforscher von dem höchsten Interesse sind. Von den neuern Geschichtschreibern stimmt keiner mit dem andern überein; bei jedem derselben sind stets die Sachen wieder ganz anders gestellt. Hiezu kommt nun noch, daß die Araber allen Ländern, Provinzen, Städten, Flecken, Flüssen, Gebirgen rc., wohin sie kamen, andere Namen gaben, und es nun nur gar zu oft unmöglich wird, die frühern alten Namen wieder aufzufinden, wodurch dann nothwendig in der Geographie und durch diese auch in der Geschichte eine Verwirrung entstehet, welche die dürftigen, oft offenbar nur ganz leichtsinnig hingeworfenen Nachrichten der, ohnehin selten um Zeit- und Ort-Bestimmungen sich sehr bekümmernden griechischen Geschichtschreiber wahrhaftig nicht zu heben im Stande sind.

t in den arabischen Jahrbüchern der Sieg al-
Siege.

13. Yezdegerd entfloh nach Chorasan in die
dt Meru. Nohavend, Bira, Rey, Hamadan,
ehemalige Ecbatana *) wurden nun schnell nach
nder erobert. Von allen Seiten drangen die
re der Sarazenen gegen Persiens innere und
liche Provinzen vor, und der Kaliph Othman
prach demjenigen, der zuerst Chorasan, das ehe-
ige Reich der Bactrianer durchziehen würde, auf
nszeit die Statthalterschaft dieses weitschichtigen
des. Obeidallah, der durch Ermordung des
nmen Hoseins, Ali's Sohn, nachher so berüch-
gewordene Statthalter von Cufa, errang die-
Lohn. Bald wehete Mohameds Panier auf den
uern von Meru, Taret, Nissabur und Balch,
der unermüdete Obeidallah stand nicht eher still,
bis seine arabischen Reiter ihre Pferde in dem
on (Oxus) getränkt hatten.

14. Als die Sarazenen in Chorasan eindran-

Meru, welche Stadt er sogleich wieder besetzte. In kurzer Zeit hatte Jezdegerd auch eine, obgleich nicht sehr zahlreiche Schaar Perser um seine Person versammelt, und schon wollte er zu bedeutendern Unternehmungen schreiten, als der türkische Anführer sich einige unehrerbietige Reden gegen ihn erlaubte. Der rohe Barbar wußte nicht, daß man auch einem unglücklichen Monarchen dennoch ungestraft nie Hohn sprechen darf. Aber Jezdegerd, dessen wahrhaft königliches Herz gerade im Unglück nur noch höher schlug, und der, obgleich vom Schicksal gebeugt, dennoch alle, die Majestät seines Namens begleitende Würde zu behaupten wußte, strafte den Frechen mit harten Worten, entließ ihn schmachvoll seiner Dienste, und gebot ihm, auf der Stelle mit seiner Horde nach Hause zu ziehen. Gedemüthiget und öffentlich beschimpft zog der Türke jetzt ab. Aber Mahwa, ein vornehmer Perser, welcher während der in Persien herrschenden Verwirrung in dem Gebiete, über welches er als Statthalter gesetzt war, die Rechte eines Souverains usurpirt hatte, ward nun an seinem Heere zum Verräther. Er entflammte den Türken zur Rache, versprach ihm seine Hülfe, und vereint zogen nun beide nach Meru. Jezdegerd ging mit seinen Persern dem Feinde entgegen. Ein Treffen ward geliefert und der König, von Meru's Einwohnern an die Türken verrathen, abermals geschlagen. Beinahe alle seine Getreuen fielen unter den Streichen der Türken. Er selbst entging dem feindlichen Schwert nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Aber ein breiter Fluß hemmte unglücklicher Weise plötzlich seine Flucht. Er ritt die Ufer hinab und kam an eine Mühle, deren Eigenthümer er bat, ihn eiligst in seinem Nachen über den Strom zu führen. Der Müller, der den König nie gesehen, begehrte von dem Unbekannten vier-

dem diebischen Sarazenen Weibe so wohl gefiel, daß sie sich mit derselben unverzüglich aus dem Staube machte. Die Diebin rühmte sich nachher noch dieses Raubes als einer ganz besondern Großthat. Indessen wurde die Provinz Transoxiana, welche alle die geräumigen Länder zwischen dem Gihon, Jaxartes und dem caspischen Meere begreift, sammt den großen und volkreichen Städten Kharissinn, Bokhara und Samarkand erst ungefähr zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre nachher unter dem Kaliphen Walid erobert, und zwar zur nämlichen Zeit, als ein anderer der Feldherren dieses Kaliphen auch an den Ufern des Indus des Islams heilige Fahnen drohend und gebietend wehen ließ. Uebrigens waren Bokhara und Samarkand damals zwei große, ungemein volkreiche, durch Handel und Fabriken blühende Städte, mit ungeheuern Mauern und einem tiefen und breiten Graben umgeben. Beide Städte waren der Mittelpunkt des europäischen und indischen Handels, und der Hauptmarkt für alle Kunst- und Naturprodukte Indiens. Die Kunst, aus Leinwand Papier zu verfertigen, ging ungefähr um diese Zeit, nämlich unter den ersten Nachfolgern Mohameds aus den Fabriken von Samerkand hervor, kam dann nach Mekka, verbreitete sich bald über alle Reiche der Sarazenen, und endlich, obgleich viel später, auch über das gesammte Abendland *). Bokhara

*) Andere, auf sehr glaubwürdige Zeugnisse sich stützend, behaupten, daß dieses Papier schon weit früher in China erfunden, von da nach Samarkand, aus dieser Stadt, in den Fabriken derselben vervollkommt, nach Mekka, und von hier aus in die übrigen Länder gekommen. Wie aber diesem auch seyn mag, so ist es außer allem Zweifel, daß die Europäer die unschätzbare Kunst, alte Fetzen von Leinwand in wunderschönes Papier zu verwandeln, aus den Händen der Morgenländer erhalten haben.

und Samarkand liegen am Fluß Sogdh, daher das ganze Land von den Alten Sogdiana genannt ward.

17. Nicht so glücklich und glänzend wie in Persien waren die Fortschritte der Sarazenen in Afrika. Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte Othman dem tapfern und kriegskundigen Amru die Statthalterschaft von Aegypten genommen, sie seinem Milchbruder dem Abdallah gegeben. Ein neues Heer von zwanzig Tausend Mann brach nach Afrika auf, und Abdallah, nachdem er diese bedeutende Verstärkung erhalten hatte, zog nun westwärts, um wo möglich auf der ganzen Nordseite von Afrika, bis an den Ozean, das Islam und die Herrschaft der Sarazenen zu verbreiten. Amru trat in den Privatstand, und begab sich in eine, nicht ferne von den Grenzen Aegyptens gelegene Stadt in Palästina. Aber kaum hatten er und Abdallah sich entfernt, als Manuel plötzlich mit einer Flotte in dem Hafen von Alexandrien erschien, Stadt und Schloß stürmte, und mit Hülfe eines, mit den dort zurückgebliebenen Griechen gepflogenen geheimen Einverständnisses, auch glücklich eroberte. Der Verlust Alexandriens schmerzte den Kaliphen um so mehr, als alle Muselmänner, ohnehin schon höchst unzufrieden über die ungerechte Zurücksetzung des Amru, die ganze Schuld dieses Unglücks blos allein dem Kaliphen selbst zuschrieben. Othman war gezwungen, den Amru zurückzurufen, um, wenn ihm auch nicht den Oberbefehl über der Sarazenen gesammte Kriegsmacht in Afrika zu übertragen, doch wenigstens dem Abdallah ihm beizuordnen. Amru ging nun schnell aus Palästina wieder nach Aegypten, sammelte die im Lande zerstreuten Truppen, erhielt aus Arabien eine bedeutende Verstärkung an Mannschaft, und

rückte wieder vor die Hauptstadt von Aeypten. Unter Weges stieß auch noch Mocaucas mit einer zahlreichen Schaar Kopten zu Amrus Heer. Die Belagerung von Alexandrien begann also auf das neue. Aber die Besatzung leistete tapfern Widerstand, und alle Stürme wurden mit großem Verlust der Sarazenen von den Belagerten zurückgeschlagen. In einer Aufwallung seines Zornes schwur Amru, die Stadt, wenn er Meister von ihr seyn würde, in eine mit Ruinen bedeckte Einöde zu verwandeln. Endlich unternahm er einen Hauptsturm; er selbst stellte sich an die Spitze der Stürmenden, und nun wurden nach einem sechsstündigen mörderischen Gefecht die Mauern erstiegen. Stadt und Schloß von den Sarazenen erobert. Wüthend drangen die vom Kampfe erhitzten Muselmänner in die Stadt; alle Einwohner wollten sie erwürgen, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes keiner lebenden Seele schonen, und ein schreckliches Blutbad nahm schon in der untern Stadt seinen Anfang. Aber schnell eilte der großmüthige Amru herbei; sein Zorn mußte der natürlichen Güte seines Herzens weichen, und sein Ansehen und seine Bitten retteten jetzt abermals den Alexandrinern Leben und Eigenthum. An der Stelle, wo er dem Morden seiner Soldaten eine Schranke gesetzt hatte, ließ Amru nachher eine Moschee erbauen, und alle Muselmänner nannten sie Jahrhunderte hindurch die Moschee der Barmherzigkeit. Aber die Mauern wurden, wie Amru geschworen hatte, niedergerissen; und trotz seiner zum Handel so vortheilhaften und glücklichen Lage, gerieth nun Alexandrien in immer tiefern Verfall. Der Umfang der Stadt ward immer kleiner; ihre Bevölkerung schwand dahin; ihre Häfen fingen an zu versanden *), ihre Einwohner zu verarmen; Han-

*) Alexandrien hatte mehrere Häfen. Der östliche, in wel-

del und Fabrikthätigkeit nahmen immer mehr ab; in kurzer Zeit waren von dem frühern Glanz und Reichthum der Stadt nur wenige Spuren noch übrig, und schon im achtzigsten Jahre der Hedschra schien das Alexandrien unter den Sarazenen nur ein Grabstein zu seyn, welchen die rohen, alle Cultur zerstörenden Eroberer dem ehemaligen, in Größe, Pracht und Reichthum blühenden Alexandrien gesetzt hatten *).

18. Sobald Alexandrien erobert war, nahm auch Othman wieder dem Amru die Statthalterschaft von Aegypten, übergab sie seinem Bruder Abdallah, und der unternehmendste, tapferste und klugste aller Feldherren der Sarazenen mußte abermals sich in die Dunkelheit des Privatlebens zurückziehen. Aber diesmal ging Amru nicht gleich nach Palästina, sondern blieb noch einige Zeit in Aegypten.

19. Abdallah stand bei seinen Landsleuten in

---

chen man neben dem östlichen Vorgebirge der Insel Pharos einlief, hieß der große Hafen. Der andere, in welchen man von der Westseite einlief, ward der alte Hafen genannt. Ein dritter Hafen war vor dem Schloß dem großen Hafen gegenüber. Der vierte hieß der Ausgegrabene, er stund mit dem See Mareotis in Verbindung.

*) Dies ist jedoch nur in Vergleichung mit dem, was Alexandrien vor den Sarazenen war, zu verstehen. Auch unter der Herrschaft der Araber blieb das, obgleich tief gesunkene Alexandrien noch immer der Mittelpunkt des europäisch-indischen Handels zur See. Den tödtlichen Streich erhielt Alexandrien erst im Anfang des 16. Jahrhunderts durch die Portugiesen, als diese Afrika's südliche Spitze umschifften und so dem indischen Handel eine neue bequemere Straße eröffneten.

sehr zweideutigem Rufe. Als Mohameds Geheimschreiber, war er an seinem Herrn zum Verräther geworden, und nachher der ihm bestimmten Todesstrafe blos durch das anhaltende und dringende Bitten seines Bruders entgangen. Indessen war Abdallah, wie alle Araber jener Zeit, tapfer und kühn, und durch eine glänzende Reihe von Heldenthaten wollte er jetzt das Andenken an sein ehmaliges Verbrechen unter seinen Landesleuten tilgen. Aus diesem Grunde hatte ihm auch sein Bruder, der Kaliph, die Statthalterschaft von Aegypten, und mit dieser die Eroberung des römischen Afrika übertragen. Das Unternehmen schien nicht sehr schwer. Die Landschaft Cyrenaica war von Amru schon erobert; der Weg nach der nicht minder gesegneten Landschaft Tripolis war also gebahnt. Von der Regierung von Constantinopel war, besonders nach dem Verlust von Aegypten, für das entfernte römische Afrika wenig Hülfe zu erwarten, und endlich schienen auch die mehrsten Stämme der Berbern dem Interesse der Sarazenen vollkommen ergeben. Schon als Amru noch Statthalter von Aegypten war, hatten sie Gesandte an den Kaliphen Omar nach Medina geordnet. Die, in Sitten, Lebensweise und besonders in ihrer Art Krieg zu führen, den arabischen Beduinen ziemlich ähnlichen Berbern wurden von dem Beherrscher der Gläubigen, als ein stammverwandtes Volk, ungemein freundlich aufgenommen, und es kam nun wirklich eine Art von Verbrüderung oder freundschaftlichen Bündnisses unter beiden Völkern zu Stande; und endlich bestand das Heer, welches Abdallahs Fahnen folgte, wenigstens aus vierzigtausend der auserlesensten Krieger.

20. Voll Zuversicht und sanguinischer Hoffnung zog Abdallah durch die Pentapolis, fiel in

das nicht minder gesegnete tripolitanische Küstenland ein, und rückte nun schnell vor Tripolis, damals eine der festesten und bedeutendsten Städte der ganzen nordafrikanischen Küstenstrecke. Nahe bei der Stadt fiel den Sarazenen ein kleines, aus hundert Mann bestehendes Detaschement von der Besatzung in die Hände; und seinem Allah zu Ehren ließ Abdallah allen hundert Gefangenen sogleich die Köpfe abschlagen. Dieses schreckte jedoch nicht die tapfere Besatzung; ihr Widerstand war nur desto hartnäckiger. Zum Glück für Tripolis hatten die Sarazenen keine Schiffe, viel weniger eine Flotte: auch gebrach es ihnen an Belagerungsmaschinen. Mehrere unglückliche Stürme hatten ihnen schon viele der Ihrigen gekostet, und nach mehrern Wochen fruchtloser Anstrengung war Abdallah gezwungen, die Belagerung von Tripolis wieder aufzuheben. Gleiche Schmach widerfuhr ihm auch vor den Mauern von Tacape, einer an der kleinen Syrtis gelegenen, nicht minder festen, den Pfeilen der Sarazenen trotzenden Stadt.

21. Indessen hatte Gregor, welcher vor einigen Jahren der Regierung von Constantinopel den Gehorsam aufgekündiget, und von dem weitschichtigen Gebiete, über welches er als Statthalter gesetzt war, zum souveränen Beherrscher sich aufgeworfen hatte, gleich bei der ersten Nachricht von dem Einfall der Sarazenen, ein Heer von hundert und zwanzigtausend Mann auf die Beine gebracht. Mit diesem zog er den Sarazenen entgegen, und bei einem wenig bekannten Ort, Namens Yacoubee stießen beide feindlichen Heere auf einander. Es kam sogleich zu einer, obgleich mörderischen, doch nichts entscheidenden Schlacht. Mehrere Tage nach einander ward das Treffen erneuert. Mit anbrechendem

lah schenkte ihm hierauf die schöne Gefangene. Dieses Geschenk verschmähete der stolze Sarazen nicht; nahm es aber mit einer, an Gefühllosigkeit grenzenden Gleichgültigkeit an. — Welch' eine Religion, die den Stolz erzeugt und nährt, den Mord gebietet, und in der Wollust jede Ausschweifung erlaubt!

23. Nach der Sarazenen blutigem Sieg bei Yacoube, öffneten mehrere Städte den Eroberern ihre Thore; aber Soubaithala in der Provinz Byzazene, nach Carthago damals die reichste und blühendste Stadt, ward mit Sturm erobert, rein ausgeplündert, die eine Hälfte ihrer Einwohner erwürgt, die andere in die Sclaverei hinweggeführt. Indessen ließen alle diese Eroberungen sich nicht behaupten. Das Schwert der Feinde und climatische Krankheiten hatten die Reihen der Sarazenen sehr gelichtet. Abdallah konnte die eroberten Städte nicht besetzen, und es war vorauszusehen, daß sie eben so schnell, als sie erobert worden, auch wieder würden verloren werden. Den aus der römischen Provinz in seinem Lager angekommenen Abgeordneten gab daher Abdallah williges Gehör; und mittels einer großen Summe Geldes, welche die Christen bezahlten, kam nun ein Friede zu Stand, welchem zu Folge den Arabern nichts, als die schon unter Amru eroberte Provinz Pentapolis blieb. Abdallah ging nach Aegypten zurück, um von da längs dem Nil auch einen eben so erfolglosen Versuch auf Nubien zu machen. Die um das Kaliphat bald nachher ausgebrochenen Unruhen verzögerten jetzt auf einige Zeit alle fernern Unternehmungen gegen das nördliche und innere Afrika, und das Land blieb nun ungefähr sechzehen Jahre von den Einfällen der Sarazenen verschont.

24. Moawiah, Abu-Sofians Sohn, welchen Omar zum Statthalter über Syrien geordnet hatte, war der einzige, dem Othman seine Statthalterschaft nicht nahm. Während die Sarazenen Persiens Eroberung vollendeten und westwärts in Afrika nicht minder ihre Herrschaft zu erweitern suchten, blieb auch Moawiah in Damaskus nicht unthätig. Er war der Erste der Araber, der eine aus sieben hundert Barken bestehende Flotte erbauete, in einer blutigen Seeschlacht die römische Flotte an den Küsten von Cilicien schlug und zerstreuete, und die Inseln Cypern, Rhodus und Aratus eroberte. Die Stadt Aratus ward verbrannt, den Einwohnern erlaubt, mit ihrer beweglichen Habe dahin zu gehen, wohin es ihnen beliebte. Aber Cypern und Rhodus blieben, wenigstens auf ein paar Jahre, der Herrschaft der Sarazenen unterworfen, und Moawiah legte ihnen eine Steuer auf, die ungefähr die Hälfte der Summe betraf, welche bis jetzt beide Inseln jährlich dem Kaiser von Constantinopel bezahlt hatten.

25. Schon neun hundert Jahre lang war der Coloß von Rhodus ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller, das Meer befahrenden Völker. Es war ein Bild des Sonnengottes. Drei hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung war es errichtet worden über dem Einschnitt des Meeres in die Insel. Auf den beiden Seiten dieses Einschnittes standen die Beine der mehr als riesenhaften Bildsäule, und unter denselben liefen selbst die größten Schiffe in den Hafen von Rhodus ein. Funfzig Jahre nachher ward sie durch ein heftiges Erdbeben gestürzt. Aber der colossale Rumpf und die übrigen, durch ihre ungeheuern Dimensionen, Staunen erregenden Bruchstücke blieben auf dem Boden liegen, und in dem Laufe von acht Jahrhunderten wagte

liegen blieb. Hierüber entstand ein furchtbarer Tumult. Das Volk rottete sich zusammen, trieb mit Steinwürfen Othmans Anhänger aus der Moschee, und betäubt warf ein Steinwurf selbst den Kaliphen zu Boden; verwundet ward Othman nach Hause getragen. Eine allgemeine Gährung, von den Fremden noch mehr genährt und gepflogen, herrschte in allen Gemüthern; die ganze Stadt war in Bewegung, und für den Kaliphen, der bisher keine andere Leibwache hatte, als die religiöse Ehrfurcht aller Moslemen gegen die geheiligte Person eines Nachfolgers des Apostels, war wirklich das Aeußerste zu befürchten. Dem zwei und achtzigjährigen Othman entsank also jetzt der Muth. Um seine aufrührerischen Unterthanen in ihrer Pflicht zu erhalten, war er alles zu thun bereit. Von Mohameds Kanzel herab gestand er ein, daß er während seiner Regierung viele Fehler begangen, legte vor allem Volke eine Art von Sündenbekenntniß ab, versprach Besserung, erbot sich sogar, wenn man es von ihm verlangte, öffentlich Buße zu thun.

28. Die Nachgiebigkeit des Kaliphen machte die Aufrührer nur noch frecher; zu dem östlichen Thore von Medina zogen sie jetzt hinaus; viele unzufriedene Araber, eine Menge loses Gesindel schlugen sich zu ihnen, und der ganze aufrührerische Haufe lagerte ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt. Aus ihrem Lager vor Medina schickten sie dem Kaliphen ein, in gebieterischen Ausdrücken abgefaßtes, einem trotzigen Befehle vollkommen ähnliches Schreiben, in welchem sie ihn ermahnten, entweder die Regierung sogleich niederzulegen, oder in Zukunft besser zu regieren, das heißt, so zu regieren, wie jeder der Aufrührer, wie toll und beschränkt er auch seyn möchte, es seinen Leidenschaften oder seinem

persönlichen Interesse angemessen finden würde. Othman wagte sich nun nicht mehr aus seiner Wohnung; ein Anderer mußte für ihn das öffentliche Gebet in der Moschee verrichten. Auf Bitten des Kaliphen trat endlich der edle Ali auf. Er tadelte die allzu großen Anmaßungen der Fremden, und sein vorherrschendes Ansehen zügelte die Frechheit der Männer aus Cufa. Ali entwarf einen Vergleich, der die aufgeregten Gemüther wieder vollkommen beruhigen, und den, ohne sich zu entehren, auch der Beherrscher der Gläubigen unterzeichnen konnte; und als dieser ihn wirklich unterzeichnet hatte, bewog Ali auch die zusammengerotteten Araber, sich zu trennen, und die Fremden aus Aegypten, Syrien und Persien, sich unverzüglich unter ihren Führern wieder nach Hause zu begeben. Einer der Hauptpunkte des Vergleichs war, daß Othman dem Abdallah die Statthalterschaft von Aegypten nehmen, und solche dem Mohamed, Ajeschäs Bruder übertragen sollte.

29. Ruhe und Ordnung waren jetzt wieder hergestellt. Die Fremden zogen ab; die Einheimischen wurden ruhig und freueten sich ihres Sieges, und Othman erschien wieder in der Moschee. Aber leider war die stolze, herrschsüchtige Ayescha mit dem, zwischen Othman und den Aufrührern geschlossenen Vertrag nichts weniger als zufrieden. Der geheime Wunsch ihres Herzens war, den Thron der Kaliphen erlediget zu sehen, um durch ihre geheimen Intriguen den Telha, den sie ganz besonders begünstigte, darauf zu erheben. Aber Ayescha war kühn, entschlossen und unternehmend; und zittern vor einem Weibe mußte nun in seiner eigenen Residenz der nämliche Kaliph, dessen Waffen, von den Grenzen Chinas bis an das atlantische Meer, alle Völker schreckten, alle Throne erschütterten. — Othman war

von Verräthern umgeben, und der schändlichste von Allen war Merwan, des Kaliphen Geheimschreiber und der Ayescha geheimer Anhänger.

30. Die Männer von Cufa, Bosra und Fostan hatten noch nicht die Grenzen Arabiens überschritten, als auf einem flüchtigen Dromedar ein Bote des Kaliphen an ihnen vorübereilte. Eine auf dem Gesichte dieses Menschen sichtbare Verlegenheit und dessen allzugroße Eile erregten Verdacht. Er ward angehalten. Man durchsuchte seine Papiere, und fand nun Briefe an verschiedene Statthalter und Befehlshaber, welche gerade das Gegentheil von dem enthielten, was der Kaliph den Mißvergnügten in seinem Vergleiche mit ihnen versprochen hatte. Unter andern fiel diesen auch ein Schreiben Othmans an Abdallah, Statthalter von Aegypten, in die Hände, ungefähr folgenden Inhalts: „Othman „an Abdallah Ebn Said. Sobald Mohamed Ebn „Abu Becr und J. B. in Aegypten angekommen „seyn werden; so lasse ihnen Köpfe, Hände und „Füße abhauen, und solche auf Pfähle stecken.“ — Diesem, wie den übrigen Briefen, war das Siegel des Kaliphen angehängt. Auf das äußerste gegen Othman erbittert, kehrten die Männer auf der Stelle nach Medina zurück. Unter Weges verbreiteten sie unter allen arabischen Stämmen die Treulosigkeit des Kaliphen. Ihre Erzählung empörte alle Gemüther. Ein zahlreicher Haufe mißvergnügter Araber, Beduinen wie Städtebewohner, schlug sich zu ihnen; und nur Rache und Mord athmend kamen die Wüthenden in Medina an. Noch viel furchtbarer, als in den letzten Tagen, war jetzt der Tumult in der Stadt. Othman erkannte sein Siegel und seines Geheimschreibers Hand, leugnete aber den Befehl und beschuldigte Jenen des Betruges. Die Aufrührer

foderten also Merwans Auslieferung. Aber der Verräther warf sich dem Kaliphen zu Füßen, bekannte, wie er es nannte, seinen Fehler, betheuerte aber, daß blos treue Ergebenheit die Quelle seiner Verirrung gewesen, und er nur deßwegen die falschen Befehle geschrieben, um den Kaliphen, seinen Herrn, von einigen seiner unversöhnlichen Feinde zu befreien. Der gutmüthige Greis glaubte dem Ehrlosen, und weigerte sich daher, ihn seinen Feinden auszuliefern. Aber diese Weigerung vermehrte nur den auf dem Kaliphen selbst lastenden Verdacht. Weder auf Othmans Bitten noch Vorstellungen ward mehr gehört, und unter den gräßlichen Verwünschungen auf das Haupt des verrätherischen Kaliphen, stürmten die Aufrührer gegen dessen Palast. In diesem gefahrvollen Augenblicke sagte Othman zu Ali: „Wirst Du zugeben, „daß man deinen Vetter ermorde, und dein eigenes „künftiges Reich in Stücken zerreiße?" — „Keineswegs," erwiederte Ali, und befahl sogleich seinen Söhnen Hassan und Hosein, dem Kaliphen zu Hülfe zu eilen. Mit noch mehrern andern edeln Jünglingen aus Medina besetzten nun Hassan und Hosein den Eingang von Othmans Wohnung, schlugen die Angriffe der Aufrührer zurück, und Hassan selbst ward dabei leicht verwundet. Der tapfere Widerstand von Alis Söhnen und ein Rest von Ehrfurcht gegen die Heiligkeit des Stellvertreters ihres Propheten hielten nun die Aufrührer von erneuerten Angriffen ab; aber in der Ferne belagerten sie förmlich den Kaliphen in seiner Wohnung und schnitten ihm endlich sogar das Wasser ab. Wie es scheint, scheiterte jetzt Alis Tugend an den Lockungen des Ehrgeizes. Kam Othman um, so war Ali Kaliph, und ohne sein Zuthun erndete er die Früchte eines ihm fremden Verbrechens. Zwar verband er sich nicht mit den Feinden des Kaliphen, aber in den

Vertheidigung seines Anverwandten zeigte er auch bei weitem nicht jenen Eifer und jenen Nachdruck, den man von einem Helden, wie er war, mit Recht hätte erwarten dürfen. Hassan und Hosein sollen sogar ihre Posten verlassen haben. Kurz, Mohamed, Ajeschas Bruder, drang an der Spitze einiger Aufrührer, durch die Mauer eines anstoßenden Hauses in den Palast des Kaliphen. Ruhig auf seinem Sitze und den Koran auf den Knien, erwartete Othman seine Mörder. Aber Mohameds Schülern war nur dann der Koran heilig, wenn er ihren Stolz und ihren Leidenschaften huldigte, nicht aber wenn er dieselben zu zügeln gebot. Gleich einem Rasenden sprang Mohamed auf den ehrwürdigen alten Mann zu, faßte ihn beim Bart — die ärgste Schmach, die man einem Araber anthun kann — überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen, und rannte ihm hierauf seinen Degen durch den Leib. Auch Mohameds Begleiter fielen mit ihren Schwertern über den Wehrlosen her und mit Wunden bedeckt stürtzte der Kaliphe zu Boden. Aber dem ungeachtet war Othman noch nicht todt; er schwamm zwar in seinem Blute, hatte aber selbst den Gebrauch der Sprache noch nicht völlig verloren. Als einer von Mohameds Henkersknechten, Namens Omar = Hamark sah, daß das von ihnen erwürgte blutende Opfer noch athmete, setzte dieser Dämon in menschlicher Gestalt sich dem mit dem Tode ringenden Greis auf die Brust, und stieß langsam und bedächtlich ihm noch neun Mal den Dolch in den Leib. Drei Tage blieb die Leiche unbeerdigt, endlich ward sie in einem Garten bei nächtlicher Weile, ohne alle von dem Koran vorgeschriebene Ceremonien und Gebete eingescharret. Als Othman ermordet ward, hatte er schon zwei und achzig mal den Tag seiner Geburt erlebt, und nicht gar volle zwölf Jahre

regiert. (656). Er hinterließ große Reichthümer. Man fand in seinem Palaste 5 Millionen Dirrhems, und hundert und fünfzig tausend Golddinars, nebst zweimal hundert tausend Dinars, welche er zu wohlthätigen Zwecken bei Seite gelegt hatte.

XIII.

1. Eine dreitägige furchtbare Verwirrung herrschte in Medina nach Othmans Tod. Alle Bande gesellschaftlicher Ordnung schienen gelößt, und Staat und Kirche, in ihren Grundfesten erschüttert, blos ein Spiel entzügelter Leidenschaften. Um der mit jeder Stunde zunehmenden, stürmischen Gesetzlosigkeit ein Ende zu machen, versammelten sich die Vornehmsten der Mohadscherum und Anzaren und wählten Abu Talebs Sohn, dem ohnehin wegen seiner gerechten dreifachen Ansprüche auf den Thron keiner der geheimen Kronbewerber an die Seite gesetzt werden konnte, zum Kaliphen. Der vorsichtige Ali, obgleich seiner Erhebung gewiß, wollte sich jedoch vorher auch der allgemeinen Beistimmung der Nation versichern, und weigerte sich also für jetzt noch der Annahme des Kaliphats. Aber in dem gegenwärtigen Augenblicke der furchtbarsten Gährung aller Gemüther konnte diese Weigerung ein allgemeines Blutbad zur Folge haben. Die Aufrührer aus Cufa, Bosra und Fostan nämlich hatten geschworen, daß, wenn binnen vier und zwanzig Stunden kein Kaliph ernannt wäre, sie alle öffentliche und geheime Kroncompetenten niedersäbeln und dann selbst einen, allen Partheien fremden Kaliphen erwählen würden. Selbst diejenigen, welche Ali in ihrem Herzen haßten, wie

Telha und Zobeir*), vereinten nun ihre Bitten mit jenen der Mohadscherum und Anzaren, um Abu Talebs Sohn zu bewegen, die ihm angetragene Würde anzunehmen. Ali gab endlich nach und bestimmte zur Huldigung gleich den folgenden Tag, den vierten nach Othmans Tod.

2. In einen dünnen baumwollenen Oberrock gekleidet, die Lenden gegürtet, einen Turban auf dem Haupt, und in der einen Hand seine Pantoffeln, und in der andern seinen Bogen, dessen er sich als eines Stockes bediente, kam Ali in die Moschee. Seine Rede an das Volk war sehr bescheiden. Er erklärte, daß, hätte man ihm freie Wahl gelassen, er lieber gehorcht als geherrscht haben würde. Da man ihn aber zur Annahme des Kaliphats gezwungen, so werde er nun stets auch nach seiner besten Erkenntniß regieren. Telha und Zobeir wurden zuerst aufgerufen. Sie erschienen sogleich, reichten dem Kaliphen ihre Hand zum Zeichen, daß sie seine Wahl genehmigten, und leisteten ihm hierauf mit anscheinender Bereitwilligkeit den Eid der Treue. Ihrem Beispiel folgten alle anwesenden Stammhäupter, alle Mohadscherum und Anzaren, die vornehmsten Bürger aus Medina und endlich alles Volk aus der Stadt und der umliegenden Gegend. Als Zobeir dem Kaliphen die Hand reichte, bemerkte Einer der Umstehenden, daß einige Finger derselben

*) Dies ist der nämliche Zobeir, der, wie weiter eben erzählt ward, in der Schlacht bei Yacoubee sich eben so sehr durch seine Klugheit und Tapferkeit, als seinen Stolz und fanatischen Sektenneifer ausgezeichnet hatte. Nach geschlossenem Frieden ward er von Abdallah an Othmann gesandt, um dem Kaliphen über den Erfolg des afrikanischen Feldzugs mündlichen Bericht zu erstatten. Seit dieser Zeit war er in Medina geblieben.

durch eine Wunde gelähmt waren, er hielt dies für ein böses Zeichen, und sagte laut, daß eine lahme Hand auch lahme Geschäfte machen würde. Eine Vorhersagung, die, wie wir gleich sehen werden, sehr bald in Erfüllung ging. Der Verräther Merwan und alle Glieder des Hauses Ommiah waren bei der Huldigung nicht gegenwärtig. Am Vorabend der Feierlichkeit waren sie heimlich nach Mecca entflohen, wohin Ayesche kurz vor Othmans Tod, nachdem diese schreckliche Catastrophe von ihr war eingeleitet worden, sich ebenfalls unter dem Vorwande einer Wallfahrt begeben hatte.

3. Unter Abu-Beckrs, Omars und Othmans Regierung hatte Ali, von allem Antheil an den Geschäften der Regierung entfernt, blos ein sogenanntes beschauliches Leben geführt, beinahe ausschließlich nur mit Ausübung aller von Mohamed vorgeschriebenen frömmelnden Alfanzereien sich beschäftiget. Niemand wallfahrtete so oft nach Mecca, trank so gierig aus dem heiligen Brunnen Zem-Zem, küßte so zärtlich den schwarzen Stein, ging so oft bald geschwind, bald langsam in den heiligen Thälern umher, pflegte so sorgfältig der heiligen großen wie kleinen Waschungen, und betete, fastete und las so emsig im Koran, als Ali. Zwar war das kriegerische Feuer seiner Jugend dadurch nicht erloschen, aber er selbst, obgleich jetzt in reifem Alter, war an Erfahrung und Menschenkenntniß dennoch äußerst arm und dürftig geblieben. Der todte Buchstabe des geistlosen Gesetzes, das er Tag und Nacht studirte, hatte seinen eigenen freien Geist erstickt; eine Menge alberner Gewissensscrupel lähmten nun alle seine Maßregeln, und gaben am Ende seinen, weder um den Koran noch Mohameds Sentenzen sich viel bekümmernden Gegnern, wo nicht vollkommenen Sieg,

doch wenigstens ein überall entscheidendes Ueberge- wicht. — Gleich der Antritt von Alis Regierung war eine Kette falscher Schritte und verkehrter, un- besonnener Maßregeln. Statt die Ayescha, deren ränkevollen Charakter und unauslöschlichen Haß ge- gen sein Haus und seine Nachkommen er doch kannte, nach Medina zurückkommen und alle ihre Schritte beobachten zu lassen, ließ er sie und ihren Anhang ihre schädlichen Umtriebe ungestört in Mecca fortsetzen. Statt den Telha und Zobeir, zwei der mächtigsten arabischen Häupter, durch Geschenke und Gunstbezeugungen in ihrer zweideutigen Treue zu erhalten und immer mehr für sich zu gewinnen, schlug er ihnen trotzig jede ihrer Bitten ab. Statt die schon mächtig gewordenen, und bei dem Heere beliebten Statthalter durch anscheinendes Zutrauen in sein Interesse zu ziehen, setzte er sie sämmtlich ab, und ernannte ihnen Nachfolger, die, weil dem Heere völlig fremd, bei demselben nun auch wenig oder gar nicht beliebt waren. Statt den furchtbar- sten seiner Gegner, den Moawiah, das Haupt des mächtigsten und zahlreichsten Stammes in Arabien und der von dem Heere, das er seit sechzehen Jah- ren von Siege zu Siege geführt und mit unermeß- licher Beute bereichert hatte, beinahe abgöttisch ver- ehrt ward, durch Bestätigung in seiner Würde, sich zum Freunde zu machen, oder doch wenigstens nicht gleichsam zur Empörung zu zwingen, nahm er ihm nicht nur seine Statthalterschaft, sondern drohete ihm sogar auch noch mit dem Schwert. Die dringendsten Bitten und vernünftigsten Vorstel- lungen seiner Freunde konnten diesfalls seinen Eigen- sinn nicht beugen. Abdallah Abbas, einer von Alis treuesten Anhängern sagte zu ihm: „Kaliph! „bestätige den Moawiah in seiner Statthalterschaft „in Syrien, warte bis du allgemein als Kaliph

»anerkannt bist; und dann bedarf es von dir nur »eines Winkes, und ich führe dir den Moa»wiah bei den Ohren dahin, wohin Du »willst, daß er gebracht werden soll.«

4. Die mehrsten von Denen, welchen Ali Statthalterschaften gegeben hatte, wurden von den Truppen gar nicht angenommen; und diejenigen von den bisherigen Statthaltern, die entweder aus freiwilligem Gehorsam, oder auch wegen Mangel an Selbstständigkeit den Neuernannten weichen zu müssen glaubten, leerten vorher, wie z. B. Jalba, Statthalter in dem glücklichen Arabien, alle öffentlichen Kassen ihrer Provinz, und brachten das Geld der Ayescha nach Mekka; wohin nun auch schon Telha, Zobeir, Mogeihra und noch andere bedeutende Männer, trotz ihres dem Ali geleisteten Huldigungseides, sich begeben hatten.

5. Mohameds Wittwe war die erste, welche den kühnen Schritt wagte, und die Fahne des Aufruhrs öffentlich in Mekka aufpflanzte. Zum Vorwande der Empörung diente die Ermordung des vorigen Kaliphen. Der edle, hochherzige Ali ward nun der, ihm offenbar völlig fremden Frevelthat beschuldiget; und jene, welche notorisch den größten und thätigsten Antheil an Othmans gewaltsamem Tode gehabt hatten, waren nun gerade diejenigen, welche am grimmigsten alle Gläubigen zur Rache auffoderten und am ungestümesten die Bestrafung der Mörder ihres Kaliphen verlangten. Ayescha fühlte sich zu schwach, in Mekka Etwas gegen den Kaliphen zu unternehmen. Aber das Heer von Bosra war ihr ergeben. Dahin eilte sie also jetzt an der Spitze von 2000 Mann, von Telha und Zobeir geführt. Schon in Arabien schlug eine Menge losen

sehr fleißig in dem Koran las, und seinen Vater belehrte, daß man zu Folge dieses göttlichen Buches sich von einer eidlichen Verbindlichkeit durch die Loslassung eines muselmännischen Sclaven lösen könne. Zobeir war jetzt völlig beruhiget, schenkte einem seiner Sclaven die Freiheit, und beharrte bei den Aufrührern.

8. Des müßigen Spieles wurden endlich die Männer aus Cufa müde. In einem nächtlichen Ueberfalle griffen sie die Truppen der Ayescha an, und nun wurde am folgenden Morgen eine Schlacht unvermeidlich. Ayescha zeigte jetzt allen Heldenmuth einer stolzen Araberin. In einer Senfte*) auf ihrem Kameel ritt sie durch die Reihen ihres Heeres, ermunterte jeden Einzeln zur Tapferkeit; und der abergläubische Haufe, der ihren Fahnen folgte, war überzeugt, daß da, wo die geliebteste der Frauen ihres großen Propheten wäre, auch der Sieg nicht ferne seyn könnte. In der Mitte des vordersten Treffens nahm Ayescha ihren Platz. Siebenzig Männer, welche, um die Zügel des Kameels ihrer Gebieterin zu halten, sich einander abgelößt hatten, wurden an Ayeschas Seite erschlagen. In ihrem Zelte selbst stacken so viele Pfeile und Wurfspieße, daß es, wie die arabischen Geschichtschreiber sich ausdrücken, einem Stachelschweine ähnlich sah. Das Treffen dauerte nur ein paar Stunden. Aber so lange Ayeschas Truppen das Zelt der Prophetin in ihrer Schlachtlinie erblickten, erneuerten sie stets ihren

*) Eine solche Senfte war einem Zelte oder Pavillon ähnlich. Die untern Wände waren sehr hoch und von starkem Holz, und um den obern Theil waren rings umher Vorhänge befestiget, welche die darin sitzende Frau vor den Augen der Neugierigen verbargen.

Angriff. Endlich ward das Kameel in den Sehnen verwundet, es fiel auf die Vorderfüße, und das Zelt sank auf die Erde. Jetzt ergriffen die Aufrührer die Flucht; fliehend wurden der Ihrigen noch viele erschlagen. Selbst Telha und Zobeir kamen um, und vollständig war an diesem Tage der Sieg des rechtmäßigen Kaliphen. Als Ali Ayeschas Zelt sinken sah, schickte er ihren Bruder zu ihr, um zu sehen, ob seine Schwester noch am Leben sey. Mohamed trat hinzu und rief: „Schwester, lebst Du noch?“ Ein Strom von Schmähungen, der aus dem Zelte sich über ihn ergoß, bewieß ihm, daß die Schwester noch am Leben sey. Sie ward jetzt zu Ali gebracht; und einige sanfte Vorwürfe von Seite des Kaliphen waren die einzige Strafe für ihre Empörung. Mit der väterlichen Ermahnung, ihre übrigen Tage in stiller, ihrer ehemaligen Würde geziemenden Zucht zu verleben, entließ sie Ali höchst anständig, unter dem Geleite seiner beiden Söhne Hassan und Hosein nach Medina zu dem Grabe ihres Gemahles, des großen Apostels. Auf Ayescha machte Ali's Güte wenig Eindruck, und noch weniger dessen ihr ertheilter wohlmeinender Rath. In Medina fing sie auf das neue ihre verderblichen Umtriebe wieder an; aber der Kaliph erfuhr es, ließ sie in ihrem Hause einsperren und genau darin bewachen. Der lästigen Haft los zu werden, begehrte sie um die Erlaubniß, nach Mekka wallfahrten zu dürfen. In den Augen des, im Ganzen genommen aufrichtig frommen, aber nicht selten bis zur Einfalt frömmelnden Kaliphen war eine Wallfahrt eine zu heilige Handlung, als daß er dazu seine Einwilligung nicht hätte geben sollen. Ayescha erhielt also zu ihrer Reise die nachgesuchte Erlaubniß, und wußte dieselbe trefflich zu benutzen, um die, ohnehin mit jedem Tage immer verworrener werdenden Angelegenheiten des Ali noch

mehr zu verwirren. — In dem Treffen bei Choraiba wurden siebenzehn Tausend Mann erschlagen, während der Kaliph von den Seinigen kaum Tausend Mann verlor. Der Tag, an welchem die Schlacht geliefert wurde, ward von den Arabern der Tag des Kameels genannt.

9. Aber ein ungleich furchtbarerer Feind war jetzt noch zu besiegen. Moawiah, Statthalter in Syrien, hatte den Titel, zwar nicht eines Kaliphen oder Beherrschers, wohl aber eines Oberhaupts der Gläubigen angenommen. Othmans blutiges Hemd und der einer seiner Frauen abgehauene Finger waren von Nooman nach Syrien gebracht und auf Befehl des Statthalters in der Moschee zu Damascus öffentlich ausgestellt worden. Der Anblick dieser blutigen Reliquien erregte allgemeine Theilnahme; und dem Moawiah, der jetzt täglich den Kanzelstuhl bestieg, ward es nun leicht, alle Gemüther zur Rache zu entflammen. Othmans Hemde, an einer Stange befestiget, wurde das Panier aller Muselmänner in Syrien. Moawiah warf sich zum Oberhaupt der Gläubigen auf, und das gesammte, ihm ohnehin schon ergebene Heer schwur ihm auf das neue Treu-Pflicht und Gehorsam. Um die nämliche Zeit kam auch der gewaltige Amru aus Palästina in Damascus an, und da Moawiah ihm die Statthalterschaft von Aegypten mit unbeschränkter Gewalt versprach; so nahm auch Amru keinen Anstand, dem einstweiligen Oberhaupt der Gläubigen, als seinem künftigen Kaliphen zu huldigen.

10. Zu späte suchte nun Ali den Moawiah zu gewinnen. Er schrieb an ihn, und machte ihm Vorschläge zu einem Vergleich, ward aber von demselben

gar keiner Antwort gewürdiget *). Da Ali jetzt überzeugt war, daß er die Aufrührer in Syrien nicht mit Sprüchen aus dem Koran seiner Herrschaft unterwerfen würde; so ließ er ein neues Aufgebot an alle Stämme Arabiens ergehen, zog auch Truppen aus Irac an sich und marschirte mit einem Heere von siebenzig Tausend Mann nach Syrien. Auf der weiten Ebene von Siffaien, an dem westlichen Ufer des Euphrat stießen beide feindliche Heere auf einander. Um das Blut der Muselmänner zu schonen, schlug der edle Kaliph einen Zweikampf vor, dem jedoch sein schlauer Nebenbuhler als ein unvermeidliches Todesurtheil verwarf, und als Amru ihm darüber Gegenvorstellungen machen wollte, gab er ihm zur Antwort, daß, da nicht der Arm, sondern der Kopf regiere, und das Kaliphat der Gegenstand ihres Zwistes wäre, dieser Streit auch nicht blos

*) Als Moawiah Ali's Brief erhielt, war er unschlüssig, was er thun sollte; er zögerte daher mit der Antwort. Als aber bald darauf Amru zu ihm nach Damascus kam, und ihn seines Beistandes versicherte, schickte er selbst dem Kaliphen eine Art Auffoderung. Durch einen Boten sandte er ihm nämlich einen Brief mit der Aufschrift: «Moawiah an Ali». — Als dieser das Schreiben entsiegelte, fand er nur weißes Papier und nicht eine einzige darauf geschriebene Sylbe. Der Kaliph, der wohl fühlte, daß Moawiah seiner spotte, fragte nun den Boten: „Was gibt es Neues in Syrien?“ — „In Syrien,“ war die Antwort, „gibt es nichts Neues, als Othmans blutiges Hemd. In der Moschee zu Damascus ist es als Standarte aufgerichtet, und sechzig Tausend tapfere Muselmänner haben sich einstweilen schon um diese Fahne versammelt.“ — Ali sah nun ein, was alle seine klugen wie unklugen Freunde längst schon eingesehen hatten, nämlich daß ein Krieg gegen Syrien, welchen man, wenn der Kaliph weniger im Koran gelesen hätte, früher leicht hätte unterdrücken können, nun unvermeidlich sey.

durch die Stärke des Arms entschieden werden dürfte. — Ali's Heer hatte wieder den sonderbaren Befehl erhalten, den Feind nicht anzugreifen, sondern ruhig dessen Angriff abzuwarten. Des Kaliphen Menschlichkeit mehr Ehre bringend war es, daß er ebenfalls seinem Heere auf das strengste befahl, die Leichname der Erschlagenen zu ehren, und der Keuschheit der gefangenen Frauen zu schonen. Drei Monate stunden die Heere der beiden Nebenbuhler einander gegenüber, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht gekommen wäre. Aber mehr als neunzig der blutigsten Gefechte fielen in dieser Zeit vor. Es war gleichsam ein ununterbrochener, dreimonatlicher Scharmützelkrieg. Das letzte Gefecht war das mörderischste. Die Syrer hatten den Al-Asḥtar, Anführer der Reiterei des Ali, in der Nacht überfallen. Der Kaliph eilte mit 12000 Mann dem Al-Asḥtar zu Hülfe. Mit beispielloser Wuth ward die ganze Nacht über gefochten. Alle Lanzen zerbrachen in der Faust der Kämpfenden. Jeder einzelne Soldat wählte sich seinen Gegner, gegen dessen Leben er verzweifelt das seinige setzte. Eine gräßliche Stille, noch gräßlicher durch die Dunkelheit der Nacht, und nur durch Waffengeklirr hie und da unterbrochen, herrschte auf dem weiten, mit Blut und Leichen bedeckten Schauplatz. Man erwürgte und ward erwürgt, ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Laut von sich zu geben. Am fürchterlichsten wüthete Ali's zweischneidiges Schwert. So oft der Kaliph einen Aufrührer erschlug, rief er jedesmal aus: „Allah Akbar,“ d. h. Gott ist Sieger; und vierhundert und siebenzig mal ward Ali's furchtbarer Ausruf in dieser schrecklichen Nacht gehört und gezählt. Moawiahs Leute wurden überall gedrängt, endlich in ihr Lager zurückgetrieben. Der Morgen brach heran; und Al-Asḥtar, von Ali unterstützt, stürmte das syrische

Lager. Ohne Rettung verloren waren jetzt Moawiah und sein Heer. Eine List des Amru entriß sie der Gefahr. Auf seinen Rath ließ eiligst Moawiah einige Abschriften des Koran an vier Lanzen befestigen, diese seinem Heere vorantragen, und dabei ausrufen: „Dieß ist das Buch, das alle Streitigkeiten zwischen „Uns und Euch entscheiden muß! Dieß ist das Buch „Gottes zwischen Uns und Euch, und welches durch„aus verbietet, das Blut der Rechtgläubigen zu „vergießen.“ —

11. Die Irakaner bildeten den Kern des Heeres des Kaliphen. Aber seit einiger Zeit wankten sie schon wieder in ihrer Treue. Als sie jetzt den Koran an der Spitze der syrischen Lanzen sahen, legten sie die Waffen nieder, und da Al-Ashtar sich noch mit den Syrern schlug; so droheten sie dem Kaliphen, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er nicht sogleich zum Abzug blasen ließ. Umsonst stellte ihnen Ali vor, daß dieses nur eine Hinterlist des Moawiah und Amru wäre, daß beide weder den Koran noch Mohameds Gebote ehrten, und er nur deswegen die Waffen ergriffen habe, um sie zu zwingen, sich dem Gesetze des Propheten zu unterwerfen. Die meuterischen Irakaner beharrten bei ihrem trotzigen Begehren; und Ali ward gezwungen, in dem Augenblicke, wo er den entscheidendsten Sieg gleichsam schon in Händen hatte, einen schimpflichen Waffenstillstand zu schließen, und einen noch ungleich verrätherischern, hinterlistigern Vergleich sich gefallen zu lassen. Von beiden Seiten wurden Schiedsrichter erwählt, die nach acht Monaten, in einer Stadt an der Grenze Syriens über den Streit der beiden Kronbewerber entscheiden sollten. Moawiah hatte freie Macht, zum Schiedsrichter zu wählen, wen er wollte, und ernannte demnach den, durch gleiches Interesse mit ihm verbun-

denen Amru. Aber Ali ward von den Irakanern gezwungen, den unverständigen und einfältigen Abu-Musa, Chadi von Cufa zu seinem Schiedsrichter zu wählen. — Voll Unmuth und Unwillen zog der Kaliph nach Cufa zurück. — Während des dreimonatlichen Scharmützelkrieges wurden 70000 Muselmänner erschlagen, nämlich 25000 vom Heere des Ali und 45000 von jenem des Moawiah.

12. Acht Monate nach geschlossenem Vergleiche, am 17. des Monates Ramadan, traten zu Dawmât Al Jandal, einer Stadt an der syrischen Grenze, fünfzehen Tagreisen von Medina und fünf von Damascus, die beiden Schiedsrichter mit zahlreichem Gefolge und unter starker militärischer Bedeckung zusammen. Ihr Auftrag war, über die Ansprüche der beiden Nebenbuhler auf das Kaliphat nach dem Inhalt des Koran und den Satzungen und Ueberlieferungen des Propheten zu entscheiden. Bevor Amru die Unterhandlungen eröffnete, hatte er mit dem Chadi von Cufa, dem Abu-Musa eine geheime Unterredung. Er sagte ihm, daß er wohl einsehe, daß auf Ali kein Flecken hafte, der ihn des Kaliphats unwürdig und auf der andern Seite keine Tugend den Moawiah schmücke, die ihn desselben würdig mache; daß jedoch, um den Spaltungen unter den Gläubigen ein Ende zu machen, es durchaus nöthig sey, Beide des Kaliphats zu entsetzen und einen neuen, allem Volke angenehmen Kaliphen zu erwählen. Er möchte also seinem Ali das Entsetzungsurtheil sprechen, sowie er seiner Seits das nämliche gegen Moawiah fällen werde. Amrus Gründe waren für Abu-Musa überzeugend. Sobald die Schiedsrichter über diesen Hauptpunkt mit einander übereingekommen waren, ward zwischen beiden Heerhaufen ein Richterstuhl errichtet. Das Ansehen, in welchem

Amru seiner ausgezeichneten Verdienste, wie der von ihm schon bekleideten hohen Würden wegen, stand, gaben ihm das Recht zuerst zu sprechen; aber der verschlagene Mann lehnte dieß mit anscheinender Bescheidenheit von sich. Er erklärte, daß einem Chadi, einem Ausleger des Gesetzes überall der Rang gebühre. Der einfältige Abu-Musa, geschmeichelt durch diesen Vorzug, bestieg also zuerst den Richterstuhl, und seiner mit Amru getroffenen Abrede zu Folge, sprach er mit lauter Stimme: „Nach reifer Ueberlegung „finde ich Ali's Ansprüche auf das Kaliphat nicht „gegründet; ich entkleide ihn also dieser Würde, wie „ich diesen Ring vom Finger ziehe *).“ — Sobald er diese Erklärung abgegeben hatte, verließ er den Richterstuhl, den nun Amru bestieg. „Landsleute!“ sagte dieser jetzt zu den Truppen und dem umstehenden Volk: „Ihr habt gehört, was Abu-Musa von „seinem Ali gesagt hat. Auch ich bestätige dieses „Urtheil und setze den Ali ab; ernenne aber den „Moawiah zum Kaliphen, weil schon der sterbende „Othman ihn zu seinem Nachfolger ernannt hat, „derselbe auch bereit ist, das Blut des ermordeten „Kaliphen zu rächen, und überhaupt zum Kaliphat „unter allen Moslemen bei weitem der würdigste ist.“ — Als Amru von dem Richterstuhl herabgestiegen war, sprang Abu-Musa wüthend auf ihn zu, nahm ihn bei Seite, machte ihm die bittersten Vorwürfe, und schalt ihn zuletzt einen *gottlosen Hund*. Statt aller Rechtfertigung sagte Amru dem Herrn Chadi, er sey ein *dummer Esel* **), ging lachend von

---

*) Nach der buchstäblichen Uebersetzung des arabischen Textes, würde es heißen: „*Ich ziehe ihm seine Würde aus*, wie ich diesen Ring vom Finger ziehe.

**) Mit denselben Worten erzählt *Abulfaradsch* den Hergang in seiner *Geschichte der Dynastien*.

ihm hinweg, eilte nach Damascus zu Moawiah und huldigte diesem in Gegenwart des Heeres und des gesammten Volkes. Ganz Syrien folgte Amrus Beispiel, und von diesem Augenblicke an, nahm Moawiah den Titel eines Emir-el-Mumenin, das heißt, eines Beherrschers der Gläubigen an.

13. Abu-Musa erkühnte sich nicht, nach Cufa zurückzukehren, sondern floh nach Mekka. Aber das ärgerliche Possenspiel, das man getrieben, empörte alle redlichen Muselmänner. Von dem ungerechten Urtheilsspruch appellirte Ali an sein Schwert, und sechzig tausend Araber leisteten ihm auf das neue den Eid des Gehorsams und der Treupflicht. Aber bei allem dem geriethen seine Angelegenheiten in immer größern Verfall. Alberne Gewissensscrupel machten ihn bald wankend in seinen Entschlüssen, bald zögernd in deren Ausführung. Künste, die das Gewissen untersagt, wollte Abu-Talebs edler Sohn sich ohnehin nicht bedienen. Er hatte öffentlich erklärt, daß er mit den Waffen und nicht mit Tücken und Hinterlist seine Feinde bekämpfen wolle. Nicht so gewissenhaft war Moawiah. Kein Mittel verschmähete er, das zum Zweck ihn führen konnte. Zu Bestechungen, Verfälschungen, selbst zu Gift und jeder Art des Truges nahm er seine Zuflucht. Ali hatte gleich bei dem Antritt seiner Regierung den Kais als Statthalter nach Aegypten gesandt. Auch diesen weigerte sich anfänglich das dortige Heer in der, von dem Kaliphen ihm ertheilten Würde zu erkennen. Alle Muselmänner in Aegypten waren ihm abhold. Aber Kais wußte sich in die Zeitumstände zu fügen, behandelte alle Partheien mit vieler Schonung, gewann nach und nach ihr Zutrauen, und erhielt auf diese Weise Aegypten in Ruhe und in seiner Treupflicht gegen den rechtmäßigen Kaliphen. Aber nun ver-

breitete Moawiah überall das Gerücht, Kais sey ihm völlig ergeben, was er jetzt thue, sey ihrem gemeinschaftlichen Interesse gemäß. Endlich wußte er auch noch dem aus Gutmüthigkeit leichtgläubigen Ali einen dem Kais unterschobenen, falschen und äußerst verdächtigen Brief in die Hände zu spielen. Ali war von einer Menge zweideutiger, durch Moawiahs Geld gewonnener falscher Freunde umgeben. Diese benutzten die ihnen jetzt dargebotene Gelegenheit, um den ehrlichen Kais dem Kaliphen noch mehr zu verdächtigen, so daß Ali endlich den Kais zurückrief, und dem Mohamed, Ayeschas Bruder, die Statthalterschaft von Aegypten übertrug. Mohamed benahm sich wie ein wahrer Tyrann, jagte alle Verehrer Othmans, alle Freunde des Hauses Ommiah aus dem Lande, ließ unter eitelm Vorwande selbst viele davon hinrichten, drückte und mißhandelte die Provinz auf mancherlei Weise. Tumultuarisch erhoben sich jetzt an mehrern Orten die Einwohner. Im ganzen Lande hörte man von Nichts, als von Aufstand und Tumult. Als der Kaliph dieß erfuhr, nahm er dem Mohamed die Statthalterschaft und schickte den Ushtur Malec, einen sehr klugen und rechtschaffenen Mann nach Aegypten. Aber Moawiah, von seinen geheimen Spionen bei Zeiten davon unterrichtet, schrieb an einen seiner Anhänger in Kolzom, einer Stadt am rothen Meer, daß er ihm diesen Ushtur vom Halse schaffen möchte. Der treue Freund war sogleich bereit, den Wünschen seines hohen Gönners zu willfahren. Als Ushtur wirklich bald darauf nach Kolzom kam, gab jener ihm zu Ehren ein großes Fest, und vergiftete ihn bei dem Mahl in einem Gericht von Honig. Mohamed blieb nun in Aegypten, und wüthete jetzt noch ärger als vorher. Das ganze Land kam in Aufstand; und nun schickte Moawiah, der diesen Zeitpunkt sehn-

und Ebu-Becr besprachen sich in der Moschee zu Mekka über die gegenwärtige, unter den Gläubigen herrschende, blutige Spaltung. Da ihre, alle göttliche und menschliche Ordnung stürzende Sekte von Ali, wie von Moawiah und Amru verfolgt ward, so nährten sie auch gleich starken Haß gegen den

---

sündige, nur einen einzigen Kornhalm aus einem fremden Acker nehme, er ohne Rettung verloren sey, und ewig in Mohameds Hölle brennen werde. Anfänglich bekümmerte sich Ali wenig um diese Narren; aber eine Menge noch ärgerer Narren gesellte sich zu ihnen, und in dem Lager vor Naharwan belief sich bald ihre Anzahl auf fünf und zwänzig Tausend Mann. Jetzt zog Ali gegen sie aus. Unter Weges sagte er zu seinen Begleitern: „Diese Aufrührer, die ihrem „Vorgeben nach so fleißig im Koran lesen, ohne jedoch „dessen Vorschriften zu befolgen, werden bei Annähe„rung der Gefahr eben so schnell, als ein Pfeil vom „Bogen abgeschossen wird, auch von ihren thörichten „Lehrsätzen abspringen.“ — Dieses geschah nun auch wirklich, wenigstens größtentheils; denn als Ali bei Naharwan ankam, ließ er in dem feindlichen Lager bekannt machen, daß alle Aufrührer, welche ihr Lager verlassen, und entweder zu dem Heere des Kaliphen übertreten, oder ruhig nach Hause gehen würden, vollkommene Verzeihung erhalten sollten, lief beinahe das ganze Heer der Karejiten auseinander. Nur vier Tausend beharrten bei ihrem Wahn, wollten lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als demselben entsagen und wurden daher auch in der gleich darauf erfolgenden Schlacht, bis auf sieben oder neun Mann zusammengehauen. Diese sieben oder neun Wahnsinnigen, denen es gelungen war, durch die Flucht sich zu retten, irrten einige Zeit in den Provinzen umher, verbreiteten allenthalben ihre abgeschmackte Lehre, und machten noch eine Menge Proselyten. Da man aber die Sekte endlich nirgends duldete, und ihre Anhänger überall entweder zum Land hinausjagte, oder in das Narrenhaus einsperrte; so erlosch sie auch schon nach wenigen Jahren.

Einen wie gegen den Andern; und sich selbst nun einem freiwilligen Tode weihend, beschlossen sie, um, wie die unseligen Schwärmer wähnten, Kirche und Staat zu retten, alle drei, und zwar an einem und demselben Tage zu ermorden. Welcher von den drei Häuptern einem jeden der Verschwornen zu Theile werden sollte, ward durch das Loos bestimmt, und die That auf den 17. des Monats Ramadan, der auf einen Freitag fiel, festgesetzt. Bekanntlich ist der Freitag bei den Moslemen ein Tag der Ruhe und des öffentlichen Gottesdienstes. Dieser Umstand erleichterte den Mördern ihr Vorhaben; denn Ali, Moawiah und Amru mußten durchaus an diesem Tage in der Moschee erscheinen. Aus des Schicksals Urne hatte Abd-er-rhaman sich den Ali, Barack den Moawiah und Ebu-Becr den Amru gezogen; und um die That zu vollziehen, machten nun alle drei sich auf den Weg.

16. Unglücklicher Weise traf der Streich des Fanatismus, gerade das Edelste der drei Häupter der Nation. Als Abd-er-rhaman nach Cufa kam, wandte er sich an eine Frau, deren nächste Anverwandten in dem, von Ali den Karejiten gelieferten Treffen waren erschlagen worden, und die daher den Ali unversöhnlich haßte. Diese gewann Abd-er-rhaman durch das Versprechen einer Heirath, nebst einer Ausstattung von drei Tausend Dirrhems, einem Sclaven und einer Magd; jedoch unter der Bedingung, daß sie ihm zur Ermordung des Kaliphen behülflich seyn müßte. Das Weib kannte zwei bodenlos schlechte, jedes Verbrechens fähige und äußerst entschlossene Männer; sie hießen Werdan und Schabib; und beide wurden nun Abd-er-rhamans Gehülfen. An dem bestimmten Tage begaben sich alle drei an den Eingang der Moschee. Als Ali

e, stellten sie sich, als wenn sie unter sich selbst it hätten, zogen ihre Schwerter, und Werdan e einen Streich nach dem Kopf des Kaliphen, hlte ihn jedoch und traf blos die Thüre der Mo- ; aber in demselben Augenblicke hieb auch Abd-er- an nach dem Kaliphen und verwundete ihn an Kopfe, und zwar an dem nämlichen Ort, an em Ali einst in einem Treffen, als noch Moha- lebte, eine Wunde erhalten hatte. Die Mörder en jetzt sogleich die Flucht. Aber bald ward Wer- von einigen Begleitern des Kaliphen eingeholt auf der Stelle in Stücken gehauen. Schabib allein nn den Händen derer, die ihn verfolgten. Abd- aman hatte während des Tumultes sich an einen rgenen Ort der Moschee versteckt, ward aber, an Alles durchsuchte, sogleich entdeckt. Für jetzt ah ihm kein Leid; denn Ali hatte befohlen, sich ben blos zu bemächtigen, ihm aber in dem Ge- niß alle Nothwendigkeiten des Lebens zu reichen. ibe ich am Leben," sagte der Kaliph zu dem um- nden Volk, "so will ich ebenfalls seines Lebens nen. Sterbe ich aber; so sollt Ihr ihn mir,

Sein Aeußeres war ungemein angenehm und
devoll. Er war von hoher Statur, festem Kör-
au, ziemlich stark beleibt, hatte einen langen schwar-
Bart, aber wenig Haare auf dem Kopf. Auf
m hochrothen, von blühender Gesundheit zeugen-
Gesicht lag stets eine gewisse stille Schwermuth ver-
et, deren düsterer Ernst jedoch durch eine ganz
meine, aus allen seinen Gesichtszügen hervor-
nde Leutseligkeit um vieles gemildert ward. Seine
end war streng und unbestechbar: was sie ver-
ähete, verschmähete stets auch er, welche Vor-
e es nur immer ihm und seinen Angelegenhei-
hätte bringen können. Ali besaß mehr Geist
Verstand, als Klugheit und Menschenkenntniß.
beurtheilte die Menschen nach sich; daher ward
Güte oft mißbraucht, er selbst an seine Feinde
selten verrathen und verkauft. Er war unstrei-
u seiner Zeit der gelehrteste und gebildetste Mann
rabien; denn in Allem, was sich auf das prakti-
Leben bezog, besaß er einen Reichthum mannigfal-
, und für einen Araber jener Zeit gewiß nicht
ig seltener Kenntnisse. Auch hat dieser Kaliph
ere Schriften hinterlassen, die nach dem Zeugniß
, die sie gelesen, den Mann von Geist verrathen;
Alis hundert, nach seinem Tode gesammelte
ksprüche, wovon Ockly seiner Geschichte der Sara-
eine Uebersetzung beigefügt hat, zeugen von
em Scharfsinn und einem wahrhaft ungewöhnli-
, scharf treffenden und bisweilen auch beissenden
. — „Warum," fragte ihn einst sehr frech und
rschämt einer seiner Unterfeldherren, „warum war
u-Becrs und Omars Regierung so ruhig, und
rum sind Othmans und deine eigene Regierung
er stets so voll Unruhe und Verwirrung gewe-
— „Dieß," erwiederte schnell der Kaliph,
mmt daher, weil Othman und Ich dem Abu-Becr

„und Omar dienten; Othman und Ali aber leider „blos solche dienten, wie Du und deines gleichen.“ —

18. Nach dem Zeugniß arabischer Geschichtschreiber, hatte Ali mehrere Wochen vor seiner Ermordung eine geheime Ahndung seines herannahenden Todes. Düstere Bilder und Gestalten ängstigten jetzt bisweilen seine Seele; und wenn er mit seinen Vertrauten davon sprach, sagte er: „Große Geduld ist meinem Herzen nöthig; denn gegen den Tod gibt es kein Mittel.“ — Als er am 17. des Monates Ramadan, nämlich an jenem, für ihn so verhängnißvollen Freitag, sich sehr frühe des Morgens nach der Moschee begab, ging er durch den großen Hof seines Hauses. Das zahlreiche dort unterhaltene Geflügel fing jetzt plötzlich an, ganz ungewöhnlich zu schreien, zu flattern, mit den Flügeln zu schlagen. Um es zur Ruhe zu bringen, warf der ihn begleitende Sclave einen Stein unter dasselbe. Ali wandte sich gegen ihn und sagte: „Laß es gut seyn; das Geschrei dieser Thiere ist eine Weheklage über meinen Tod.“ — Begraben ward Ali nahe bei Cufa. Einige sagen in dem königlichen Palaste. So lange die Ommiahden regierten, war der Ort, wo Alis Gebeine ruheten, ein Staatsgeheimniß. Erst als das Haus der Abassiden an die Regierung kam, ward es den Muselmännern bekannt gemacht; und im 366sten Jahre der Hedschra, das heißt im Jahre 976 nach christlicher Zeitrechnung, errichtete ein Sultan von Bagdad dem Andenken des edeln Ali über dessen Grabstätte ein prächtiges Denkmal.*)

---

*) Ali hinterließ eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft, von welcher in der Folge noch einigemal die Rede seyn wird. Er hatte überhaupt neun Frauen

19. Des sterbenden Ali Befehl, den Abd-er-Rhaman eines leichten und schnellen Todes sterben zu lassen, ward nicht befolgt. Der Elende ward ein Opfer der Volkswuth, das mit furchtbarer Grausamkeit den Tod seines Kaliphen an dessen Mörder rächte. Mit einem glühenden Eisen wurden dem Abd-er-Rhaman die Augen ausgebohrt, hierauf beide Hände und Füße abgehauen, und dann er selbst nebst den schon abgehauenen Theilen seines Körpers in das Feuer geworfen und zu Asche verbrannt.

20. Weit glücklicher als Ali, waren dessen beide, ungleich minder werthe Gegner Amru und Moawiah. Eine heftige Kolik hielt den erstern ab, in die Moschee zu gehen. Statt seiner schickte er den Befehlshaber seiner Leibwache, und diesem stieß Ebn-Beer, der den Amru nicht kannte, den Dolch mit solcher Gewandtheit in den Leib, daß er auf der Stelle todt zur Erde fiel. Der Mörder ward sogleich ergriffen. Als er vor den Statthalter gebracht ward, und dieser ihn um die Ursache seines begangenen Frevels befragte, begehrte er von den Umstehenden zu wissen, wer denn derjenige wäre, vor welchem er jetzt stünde. Man sagte ihm, es sei Amru. Erstaunt fragte nun Ebn-Beer, wer derjenige sei, den er ermordet habe. Als er erfuhr, daß es der Hauptmann der Leibwache gewesen, sagte er ganz gleichgültig: „Ich meinte den Amru; aber

Die erste war Mohameds Tochter, Fatime, welche ihm den Hasan, Hosein und Mohassan gebar, wovon der letztere jedoch schon in zarter Kindheit starb. So lange Fatime lebte, legte sich Ali keine andere Frau bei; erst nach ihrem Tode nahm er mehrere derselben, mit welchen er 11 Söhne und 18 Töchter zeugte.

ihm hinweg, eilte nach Damascus zu Moawiah und huldigte diesem in Gegenwart des Heeres und des gesammten Volkes. Ganz Syrien folgte Amrus Beispiel, und von diesem Augenblicke an, nahm Moawiah den Titel eines Emir-el-Mumenin, das heißt, eines Beherrschers der Gläubigen an.

13. Abu-Musa erkühnte sich nicht, nach Cufa zurückzukehren, sondern floh nach Mekka. Aber das ärgerliche Possenspiel, das man getrieben, empörte alle redlichen Muselmänner. Von dem ungerechten Urtheilsspruch appellirte Ali an sein Schwert, und sechzig tausend Araber leisteten ihm auf das neue den Eid des Gehorsams und der Treupflicht. Aber bei allem dem geriethen seine Angelegenheiten in immer größern Verfall. Alberne Gewissensscrupel machten ihn bald wankend in seinen Entschlüssen, bald zögernd in deren Ausführung. Künste, die das Gewissen untersagt, wollte Abu-Talebs edler Sohn sich ohnehin nicht bedienen. Er hatte öffentlich erklärt, daß er mit den Waffen und nicht mit Tücken und Hinterlist seine Feinde bekämpfen wolle. Nicht so gewissenhaft war Moawiah. Kein Mittel verschmähete er, das zum Zweck ihn führen konnte. Zu Bestechungen, Verfälschungen, selbst zu Gift und jeder Art des Truges nahm er seine Zuflucht. Ali hatte gleich bei dem Antritt seiner Regierung den Kais als Statthalter nach Aegypten gesandt. Auch diesen weigerte sich anfänglich das dortige Heer in der, von dem Kaliphen ihm ertheilten Würde zu erkennen. Alle Muselmänner in Aegypten waren ihm abhold. Aber Kais wußte sich in die Zeitumstände zu fügen, behandelte alle Partheien mit vieler Schonung, gewann nach und nach ihr Zutrauen, und erhielt auf diese Weise Aegypten in Ruhe und in seiner Treupflicht gegen den rechtmäßigen Kaliphen. Aber nun ver-

breitete Moawiah überall das Gerücht, Kais sey ihm völlig ergeben, was er jetzt thue, sey ihrem gemeinschaftlichen Interesse gemäß. Endlich wußte er auch noch dem aus Gutmüthigkeit leichtgläubigen Ali einen dem Kais unterschobenen, falschen und äußerst verdächtigen Brief in die Hände zu spielen. Ali war von einer Menge zweideutiger, durch Moawiahs Geld gewonnener falscher Freunde umgeben. Diese benutzten die ihnen jetzt dargebotene Gelegenheit, um den ehrlichen Kais dem Kaliphen noch mehr zu verdächtigen, so daß Ali endlich den Kais zurückrief, und dem Mohamed, Ayeschas Bruder, die Statthalterschaft von Aegypten übertrug. Mohamed benahm sich wie ein wahrer Tyrann, jagte alle Verehrer Othmans, alle Freunde des Hauses Ommiah aus dem Lande, ließ unter eitelm Vorwande selbst viele davon hinrichten, drückte und mißhandelte die Provinz auf mancherlei Weise. Tumultuarisch erhoben sich jetzt an mehrern Orten die Einwohner. Im ganzen Lande hörte man von Nichts, als von Aufstand und Tumult. Als der Kaliph dieß erfuhr, nahm er dem Mohamed die Statthalterschaft und schickte den Ushtur Malec, einen sehr klugen und rechtschaffenen Mann nach Aegypten. Aber Moawiah, von seinen geheimen Spionen bei Zeiten davon unterrichtet, schrieb an einen seiner Anhänger in Kolzom, einer Stadt am rothen Meer, daß er ihm diesen Ushtur vom Halse schaffen möchte. Der treue Freund war sogleich bereit, den Wünschen seines hohen Gönners zu willfahren. Als Ushtur wirklich bald darauf nach Kolzom kam, gab jener ihm zu Ehren ein großes Fest, und vergiftete ihn bei dem Mahl in einem Gericht von Honig. Mohamed blieb nun in Aegypten, und wüthete jetzt noch ärger als vorher. Das ganze Land kam in Aufstand; und nun schickte Moawiah, der diesen Zeitpunkt sehn-

und Ebu-Becr besprachen sich in der Moschee zu Mekka über die gegenwärtige, unter den Gläubigen herrschende, blutige Spaltung. Da ihre, alle göttliche und menschliche Ordnung stürzende Sekte von Ali, wie von Moawiah und Amru verfolgt ward, so nährten sie auch gleich starken Haß gegen den

---

sündige, nur einen einzigen Kornhalm aus einem fremden Acker nehme, er ohne Rettung verloren sey, und ewig in Mohameds Hölle brennen werde. Anfänglich bekümmerte sich Ali wenig um diese Narren; aber eine Menge noch ärgerer Narren gesellte sich zu ihnen, und in dem Lager vor Naharwan belief sich bald ihre Anzahl auf fünf und zwänzig Tausend Mann. Jetzt zog Ali gegen sie aus. Unter Weges sagte er zu seinen Begleitern: „Diese Aufrührer, die ihrem „Vorgeben nach so fleißig im Koran lesen, ohne jedoch „dessen Vorschriften zu befolgen, werden bei Annähe„rung der Gefahr eben so schnell, als ein Pfeil vom „Bogen abgeschossen wird, auch von ihren thörichten „Lehrsätzen abspringen.“ — Dieses geschah nun auch wirklich, wenigstens größtentheils; denn als Ali bei Naharwan ankam, ließ er in dem feindlichen Lager bekannt machen, daß alle Aufrührer, welche ihr Lager verlassen, und entweder zu dem Heere des Kaliphen übertreten, oder ruhig nach Hause gehen würden, vollkommene Verzeihung erhalten sollten, lief beinahe das ganze Heer der Karejiten auseinander. Nur vier Tausend beharrten bei ihrem Wahn, wollten lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als demselben entsagen und wurden daher auch in der gleich darauf erfolgenden Schlacht, bis auf sieben oder neun Mann zusammengehauen. Diese sieben oder neun Wahnsinnigen, denen es gelungen war, durch die Flucht sich zu retten, irrten einige Zeit in den Provinzen umher, verbreiteten allenthalben ihre abgeschmackte Lehre, und machten noch eine Menge Proselyten. Da man aber die Sekte endlich nirgends duldete, und ihre Anhänger überall entweder zum Land hinausjagte, oder in das Narrenhaus einsperrte; so erlosch sie auch schon nach wenigen Jahren.

Einen wie gegen den Andern; und sich selbst nun einem freiwilligen Tode weihend, beschlossen sie, um, wie die unseligen Schwärmer wähnten, Kirche und Staat zu retten, alle drei, und zwar an einem und demselben Tage zu ermorden. Welcher von den drei Häuptern einem jeden der Verschwornen zu Theile werden sollte, ward durch das Loos bestimmt, und die That auf den 17. des Monats Ramadan, der auf einen Freitag fiel, festgesetzt. Bekanntlich ist der Freitag bei den Moslemen ein Tag der Ruhe und des öffentlichen Gottesdienstes. Dieser Umstand erleichterte den Mördern ihr Vorhaben; denn Ali, Moawiah und Amru mußten durchaus an diesem Tage in der Moschee erscheinen. Aus des Schicksals Urne hatte Abd-er-rhaman sich den Ali, Barack den Moawiah und Ebu-Becr den Amru gezogen; und um die That zu vollziehen, machten nun alle drei sich auf den Weg.

16. Unglücklicher Weise traf der Streich des Fanatismus gerade das Edelste der drei Häupter der Nation. Als Abd-er-rhaman nach Cufa kam, wandte er sich an eine Frau, deren nächste Anverwandten in dem, von Ali den Karejiten gelieferten Treffen waren erschlagen worden, und die daher den Ali unversöhnlich haßte. Diese gewann Abd-er-rhaman durch das Versprechen einer Heirath, nebst einer Ausstattung von drei Tausend Dirrhems, einem Sclaven und einer Magd; jedoch unter der Bedingung, daß sie ihm zur Ermordung des Kaliphen behülflich seyn müßte. Das Weib kannte zwei bodenlos schlechte, jedes Verbrechens fähige und äußerst entschlossene Männer; sie hießen Werdan und Schabib; und beide wurden nun Abd-er-rhamans Gehülfen. An dem bestimmten Tage begaben sich alle drei an den Eingang der Moschee. Als Ali

nahete, stellten sie sich, als wenn sie unter sich selbst Streit hätten, zogen ihre Schwerter, und Werdan führte einen Streich nach dem Kopf des Kaliphen, verfehlte ihn jedoch und traf blos die Thüre der Moschee; aber in demselben Augenblicke hieb auch Abderrhaman nach dem Kaliphen und verwundete ihn an dem Kopfe, und zwar an dem nämlichen Ort, an welchem Ali einst in einem Treffen, als noch Mohamed lebte, eine Wunde erhalten hatte. Die Mörder nahmen jetzt sogleich die Flucht. Aber bald ward Werdan von einigen Begleitern des Kaliphen eingeholt und auf der Stelle in Stücken gehauen. Schabib allein entrann den Händen derer, die ihn verfolgten. Abderrhaman hatte während des Tumultes sich an einen verborgenen Ort der Moschee versteckt, ward aber, da man Alles durchsuchte, sogleich entdeckt. Für jetzt geschah ihm kein Leid; denn Ali hatte befohlen, sich desselben blos zu bemächtigen, ihm aber in dem Gefängniß alle Nothwendigkeiten des Lebens zu reichen. „Bleibe ich am Leben," sagte der Kaliph zu dem umstehenden Volk, „so will ich ebenfalls seines Lebens „schonen. Sterbe ich aber; so sollt Ihr ihn mir, „jedoch durch einen leichten und schnellen Tod, gleich „nachschicken, damit ich ihn vor dem Richterstuhl „Gottes verklagen kann." — Die Wunde des Kaliphen wäre an sich nicht töttlich gewesen; aber der verruchte Mörder hatte sein Schwert vergiftet; und so war der edle, gerechte und menschenfreundliche Ali schon am Abend des dritten Tages nicht mehr unter den Lebenden. (661).

17. Ali starb im 63. Jahre seines Alters, nach einer kurzen Regierung von vier Jahren und ein paar Monaten. Er war ein trefflicher, hochherziger, wahrhaft edler Mann und ein, wenigstens vollkommen aufrichtiger, selbst liebenswürdiger Schwär-

mer. Sein Aeußeres war ungemein angenehm und würdevoll. Er war von hoher Statur, festem Körperbau, ziemlich stark beleibt, hatte einen langen schwarzen Bart, aber wenig Haare auf dem Kopf. Auf seinem hochrothen, von blühender Gesundheit zeugenden Gesicht lag stets eine gewisse stille Schwermuth verbreitet, deren düsterer Ernst jedoch durch eine ganz ungemeine, aus allen seinen Gesichtszügen hervortretende Leutseligkeit um vieles gemildert ward. Seine Tugend war streng und unbestechbar: was sie verschmähete, verschmähete stets auch er, welche Vortheile es nur immer ihm und seinen Angelegenheiten hätte bringen können. Ali besaß mehr Geist und Verstand, als Klugheit und Menschenkenntniß. Er beurtheilte die Menschen nach sich; daher ward seine Güte oft mißbraucht, er selbst an seine Feinde nicht selten verrathen und verkauft. Er war unstreitig zu seiner Zeit der gelehrteste und gebildetste Mann in Arabien; denn in Allem, was sich auf das praktische Leben bezog, besaß er einen Reichthum mannigfaltiger, und für einen Araber jener Zeit gewiß nicht wenig seltener Kenntnisse. Auch hat dieser Kaliph mehrere Schriften hinterlassen, die nach dem Zeugniß Aller, die sie gelesen, den Mann von Geist verrathen; und Alis hundert, nach seinem Tode gesammelte Denksprüche, wovon Ockly seiner Geschichte der Sarazenen eine Uebersetzung beigefügt hat, zeugen von großem Scharfsinn und einem wahrhaft ungewöhnlichen, scharf treffenden und bisweilen auch beissenden Witz. — „Warum," fragte ihn einst sehr frech und unverschämt einer seiner Unterfeldherren, „warum war „Abu-Becrs und Omars Regierung so ruhig, und „warum sind Othmans und deine eigene Regierung „bisher stets so voll Unruhe und Verwirrung gewesen?" — „Dieß," erwiederte schnell der Kaliph, „kommt daher, weil Othman und Ich dem Abu-Becr

mer und Andächtler, der, wie alle Anhänger des Islams, nicht aus reiner Liebe zu Gott, sondern blos der paradiesischen schönen Houris wegen gerade Alles das Gute that, was, vermöge seines natürlichen Temperamentes, zu thun ihm leicht und angenehm war, mithin nicht das mindeste oder doch wenigstens kein großes Opfer ihm kostete.

8. Die Annehmlichkeiten des ruhigen Koranlesens genoß Hassan keine volle acht Jahre. Er starb vergiftet auf Moawiahs Anstiften, der das Kaliphat erblich und die Thronfolge seinem Sohne Yezid sichern wollte. So lange Alis Sohn lebte, durfte er diesen Schritt nicht wagen, denn nach der Auslegung der Gesetzkundigen, hatte ja Hassan blos ihm, dem Moawiah, und nicht dessen Sohne die Herrschaft abgetreten. Zudem war auch in dem zu Maskin geschlossenen Vergleich festgesetzt worden, daß, wenn allenfalls Moawiah vor dem Hassan sterben sollte, nicht der sterbende Kaliph, sondern Hassan die Männer zu bezeichnen hätte, deren freie Wahl alsdann den erledigten Thron wieder besetzen sollte. Moawiah wandte sich also an Jaadah, eine von Hassans Weibern und gewann diese durch das Versprechen einer ungeheuern Geldsumme und seines Sohnes Yezid Hand. Jaadah, die ohnehin gleich den andern Weibern ihres Gemahls, jeden Tag einem Scheidebriefe entgegen sehen konnte, ward durch die Hoffnung einer ehelichen Verbindung mit dem wahrscheinlichen Thronerben verführt, vollbrachte also die ruchlose That, indem sie ihren Mann nach dem Bade mit vergifteten Tüchern rieb, die ihr Moawiah durch einen seiner Vertrauten geschickt haben soll *).

Dem Tode nahe, verordnete Hassan,

*) Die 500000 Dirrhems, welche Moawiah der Jaadah

ihn nahe bei dem Grabe seines Großvaters zu begraben. Aber Said, Moawiahs Statthalter in Medina, gab dieses nicht zu; auch widersetzten sich dieser Verordnung des Verstorbenen alle, gerade in Medina anwesenden Großen aus dem Hause Ommiah; und da überdieß ebenfalls Ayescha durchaus nicht gestatten wollte, daß der entseelte Körper in ihr Haus, wo Mohamed begraben lag, gebracht würde, so ward derselbe endlich auf dem gewöhnlichen, allen Muselmännern gemeinschaftlichen Begräbnißplatz eingesenkt. Nur Schade, daß durch diese kleinlichen und elenden Neckereien der, ohnehin tief gewurzelte Haß zwischen den Ommiahden und Haschemiten wieder neue Nahrung und noch tiefere und giftigere Wurzeln erhielt. — Von den arabisch-persischen Geschichtschreibern wird ganz vorzüglich von Hassan gerühmt, daß er binnen sieben bis acht Jahren fünf und zwanzig mal, und zwar zu Fuße, ob er gleich eine Menge Pferde in seinem Stalle hatte, die Wallfahrt nach Mekka verrichtete, mithin hundert und fünf und siebenzig mal um die Kaaba und in den heiligen Thälern herumspazierte und endlich, ihrer Berechnung nach, wenigstens einen ganzen Eimer Wasser aus dem heiligen Brunnen Zem-Zem getrunken habe. Lauter Verdienste, die freilich nur ein vollkommen gläubiger Muselmann gehörig zu würdigen und zu preisen im Stande seyn kann. — Er starb im zwei und fünfzigsten Jahre seines Alters.

---

versprochen hatte, schickte er ihr zwar unverzüglich, hütete sich aber sorgfältig, sie seinem Sohne zum Weibe zu geben. Uebrigens wird von einigen andern arabischen Geschichtschreibern erzählt, daß nicht Hassans Weib, sondern einer seiner Sclaven, von dem Kaliphen bestochen, ihn vergiftet habe.

XV.

1. Neunzehen Jahre, von Alis Tode an gerechnet, besaß Moawiah das Kaliphat. Während seiner Regierung ward die Ruhe in dem Innern seines Reiches nie gestört; ein Beweis, daß Abu-Sofians Sohn, wo nicht mit Weisheit, doch mit vieler Klugheit herrschte. Gleich in den ersten Tagen, nachdem Hassan ihm das Reich abgetreten hatte, erregten die Karejiten einen Aufstand, der aber bald gedämpft ward, worauf die ganze Secte in kurzer Zeit völlig verschwand. Hassans unbesonnene Rede an das Volk in Cufa hatte Moawiahs an sich argloses Gemüth dem Argwohne geöffnet Er betrachtete die Haschemiten als seine persönlichen Feinde, und trotz der, in dem Vergleiche, Ali's und Hassans Anhängern zugesagten Amnestie, verfolgte er dieselben bald öffentlich bald in Geheim, und verübte manche, vor der Nachwelt schwer zu verantwortende Grausamkeit an denselben. Den Abd-er-Rhaman, des tapfern Khaleds Sohn z. B. ließ er heimlich durch Gift hinrichten. Zu dieser ruchlosen That hatte er einen griechischen Sclaven erkauft, und zur Belohnung seines Frevels diesem die Freiheit und die Statthalterschaft von Emesa versprochen. Wirklich erhielt auch der Mörder auf der Stelle den Lohn seines Verbrechens, nur nicht von Moawiah, sondern aus den Händen des jüngern Khaled, Abd-er-Rhamans Sohn, der den Giftmischer ahndete, und ohne langen Prozeß mit seinem Säbel ihm den Kopf spaltete. Auf des Kaliphen Befehl ward zwar Khaled in das Gefängniß gelegt, aber schon nach wenigen Tagen seiner Haft wieder entlassen. Noch mehr Unwillen unter den Muselmännern erregte He-

sers öffentliche Hinrichtung in einem Dorfe nahe bei Damascus. Dieser wohnte in Cufa. Es war ein Mann von unbescholtener Sitte, allgemein geachtet und einst einer von Alis wärmsten Freunden. Aus seinem Haß gegen das Haus Ommiah machte er kein Geheimniß; daher ward er verhaftet, nach Damascus gebracht, in Gadrah, einem Dorfe nahe bei der Stadt, öffentlich enthauptet und in den Ketten, mit welchen er vor seinem Tode in dem Gefängniß gefesselt war, auch begraben. Sein Schicksal theilten Viele seiner Genossen, und in allen Provinzen floß, bald heimlich bald öffentlich, das Blut der Anhänger der unglücklichen Haschemiten.

2. Diese, von einer engherzigen, furchtsamen und daher blutigen Politik gefoderten Grausamkeiten abgerechnet, herrschte Moawiah mit Milde und, wenn die Sicherheit seines Thrones ihm nicht bedrohet schien, auch mit Gerechtigkeit. Die höchste Würde, zu der er sich erhoben sah, machte ihn nicht schwindelnd. Auch als Kaliph blieb er der Freund seiner Freunde, beneidete nie anerkanntes Verdienst, und wußte Männer von Talent, wenn sie auch seine Gegner waren, dennoch größtentheils am Ende für sein Interesse zu gewinnen. Ziyad, Statthalter in Persien, war der einzige, der sich sträubte, dem neuen Kaliphen zu huldigen. Dieser Ziyad war ein Bastart, ein natürlicher Bruder des Moawiah, dessen Vater Abu-Sofian ihn im Rausche, bevor er ein Moslem geworden war, mit der Frau eines griechischen Sclaven gezeugt hatte. Nach den Gesetzen des Koran gehörte ein solches Kind nicht seinem natürlichen Vater, sondern dem gesetzlichen Gatten der Mutter. Aber hierin, wie in noch so manchen andern Stücken setzte sich Moawiah über die Gebote Mohameds, den er in seinem Herzen wahr-

scheinlich für das hielt, was derselbe auch wirklich war, weit hinaus, ließ die Beweise über Ziyads Geburt genau prüfen, und als er sich von deren Aechtheit überzeugt hatte, erkannte er seinen Bruder öffentlich an, und berechtigte ihn, sich in Zukunft als ein wahres Glied des fürstlichen Geschlechtes der Koreisch, des edelsten in ganz Arabien, zu betrachten. Durch diese ganz unerwartete Auszeichnung ward Ziyad so gerührt, daß er sich ganz in die Arme seines Bruders warf, und von nun an mit unerschütterlicher Treue ihm sein ganzes Leben hindurch ergeben blieb. Moawiahs Halbbruder war ein Mann von den ausgezeichnetesten Fähigkeiten, tapfer wie der tapferste Sarazen, und aufgeklärter und heller sehend, als irgend einer von Mohameds Schülern. Indessen befleckte doch eine allzugroße, ganz rücksichtslose und bisweilen selbst an Grausamkeit grenzende Strenge den sonst durchaus edeln und hohen Charakter dieses Mannes. Sein Bruder hatte ihn zum Statthalter über das Gebiet von Bosra gesetzt. Die Provinz war mit Straßenräubern, Banditen und Gaunern jeder Art überfüllt, und selbst in der Hauptstadt war des Nachts Niemand weder seines Eigenthums, noch seines Lebens mehr sicher. Sobald der neue Statthalter in Bosra angekommen war, machte er seinen festen Willen, diesem Unfuge zu steuern, allem Volke in der Provinz bekannt. Was die Stadt selbst betraf, so verordnete er, daß nach dem Abendgebete unter Todesstrafe Niemand mehr auf den Straßen von Bosra sich sollte blicken lassen. Um dieser Verordnung Nachdruck zu geben, ließ er eine zahlreiche Schaar Soldaten die ganze Nacht über durch die Straßen ziehen, und zwar mit dem Befehle, Jeden, den sie antreffen würden, ohne sich in weitere Untersuchung einzulassen, sogleich zusammen zu hauen. Dieser Befehl ward befolgt; und zwei hundert

enschen wurden in der ersten Nacht erschlagen; in zweiten jedoch nur acht, in der dritten blos zwei, d in der vierten wie in allen folgenden Nächten tten die, Bosras Straßen durchziehenden Solda- nie mehr nöthig, den erhaltenen blutigen Befehl vollziehen. Aber nun kam in einer Nacht ein mder Schäfer bei Bosra an, und trieb seine erde vor sich her. Als die Wache ihn ergriff, be- uerte er, daß er den Befehl des Statthalters nicht sse, auch als ein Fremder ihn nicht wissen könne. r Anführer der Schaar glaubte mit diesem eine snahme machen zu müssen, führte ihn also vor Statthalter. Auch hier verantwortete sich der häfer, wie er sich vor dem Befehlshaber der ache verantwortet hatte. „Gerne,“ sagte zu ihm yad, „will ich glauben, daß das, was Du mir esagt, wahr sey. Aber die Sicherheit der Stadt rfodert, daß Du stirbst,“ — und kaum hatte der rchtbare Statthalter diese wenigen Worte gespro- n, als auch schon der Kopf des armen Schäfers r dessen Füßen lag.

3. Dergleichen an Grausamkeit grenzende Strenge, bald sie nur diese Grenze nicht überschritt, sah Moa- ah sogar nicht ungerne; denn es lag in seinem nteresse, daß seine Stellvertreter in den Provinzen i dem Volke nicht allzu beliebt würden. Die Art, ie Moawiah zur Herrschaft gelangt war, und sein treben, das Kaliphat in seinem Hause erblich zu achen, zwangen ihn, seine Statthalter, besonders e mächtigern, mit vieler Schonung zu behandeln. ber diese Nachsicht ward nicht selten mißbraucht, d Manche betrugen sich wie wahre Tyrannen ihrer rovinzen. Samrah, Unterstatthalter in Bosra, ß während einer sechsmonatlichen Abwesenheit des iyad, welcher auch die Statthalterschaft von Cufa

verwaltete, acht tausend Menschen hinrichten. Als Ziyad, der doch ebenfalls mit Bluturtheilen nichts weniger als sparsam war, über diese ungeheure Anzahl von Justizmorden staunte und ihn fragte, ob er nicht befürchte, unter diesen acht tausend wenigstens Einen Unschuldigen hingerichtet zu haben, gab er zur Antwort, es sey besser tausend Unschuldige hinzurichten, als Einen Schuldigen entwischen zu lassen. Als Samrah eines Tages die Besatzung von Basra in den Waffen üben wollte, und mit derselben aus der Stadt nach dem, dazu angewiesenen Uebungsplatz zog, durchrannte, aus blosem Muthwillen, ein arabischer Reiter mit seiner Lanze einen Bauern auf der Landstraße. Samrah, der unmittelbar seiner Truppe folgte, kam gleich darauf an den Ort, wo der Unglückliche sich noch in seinem Blute wälzte; als man ihn von dem, was geschehen war, in Kenntniß setzte, sagte er blos zu dem umstehenden Volke: „Wenn „Ihr in Zukunft hört, daß wir uns zu Pferde setzen; „so nehmt Euch vor unsern Lanzen in Acht.“ — Der Frevel des Soldaten blieb ungestraft *). Zuletzt ward doch Samrah, als die von ihm so grausam tyrannisirte Provinz durch Abgeordne klagend vor Moawiahs Thron erschien, seines Amtes entsetzt. Ueberhaupt willigte Moawiah gerne in das Begehren de

*) Zahllose Anekdoten dieser Art könnte man noch den Leser mittheilen. Wir führen indessen nur hie und d Einige derselben hier an; und zwar aus dem nich unwichtigen Grunde, weil gerade aus solchen Zügen sowohl aus der Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung, als aus dem öffentlichen und häuslichen Charakter der Bekenner des Islams, auch dessen so of in erlogenes oder gestohlenes, täuschendes Licht gekleideter, unreiner und unsauberer Geist ganz vorzüglich und so recht sprechend oder vielmehr grinsend her vortritt.

ädte und Provinzen, wenn sie ihn um andere tatthalter baten. Diese schickte er dann in andere rovinzen, kamen nun aber auch dorther auf das ue wieder gegründete Beschwerden gegen dieselben; setzte er sie ohne weiters ab, strafte sie auch bis= ilen noch durch Einziehung ihres Vermögens; denn sie jetzt durch ihre notorischen Bedrückungen in öffentlichen Meinung gefallen, und für viele uselmänner ein Gegenstand des Hasses waren; so ubte nun auch Moawiah nichts mehr von ihnen ürchten zu dürfen, und politische Rücksichten nmten nicht länger den Lauf der Gerechtigkeit des liphen *).

*) Einst hatte doch Moawiah den Cufanern einen Statthalter gegeben, von welchem er selbst eine sehr große und vortheilhafte Meinung hatte. Demungeachtet kamen nach Verlauf eines Jahres schon wieder Abgeordnete von Cufa nach Damascus, um den Kaliphen um einen andern Statthalter zu bitten. Moawiah wußte schon, was sie wollten, bevor er noch mit ihnen gesprochen hatte. Als sie endlich vor ihm erschienen, ließ er sie anfänglich gar nicht zum Wort kommen, fuhr sie hart an, und sagte: „Ich weiß schon, warum Ihr „gekommen seyd. Ihr wollt schon wieder einen andern „Statthalter haben; aber derjenige, den ich Euch ge„geben, ist ein Mann von ausgezeichnetem Verdienst, „der Euch und eure Provinz mit Einsicht und Ge„rechtigkeit regiert.“ -- Der Kaliphe schien erzürnt; aber die Abgeordneten, denen es, wie allen Arabern, nicht an Scharfsinn und natürlichem Mutterwitze fehlte, wußten schnell sich aus dem verdrießlichen und gefährlichen Handel zu ziehen. „Beherrscher der Gläubigen!“ sagten sie, „Gerechtigkeit ist die schönste und glän„zendste Tugend eines Stellvertreters unsers großen „Propheten, und blos deßwegen, damit deine Gerech„tigkeit auch nicht blos von Uns, sondern von allen „deinen Völkern erkannt und gepriesen werde, sind „wir gekommen, um Dich zu bitten, den Statthalter,

4. Unter Moawiahs Regierung erschienen die Schiffe der Sarazenen zum erstenmal vor Constantinopel. Khaled *), welcher die Sarazenen auf diesem Seezuge anführte, verjagte die römische Flotte von der Küste von Cilicien, landete auch auf Creta und plünderte diese Insel, verlor aber vor Constantinopel, durch das griechische Feuer, welches damals ein gewisser Callinicus aus Heliopolis in Aegypten erfunden haben soll, den größten Theil seiner Schiffe. Unverrichteter Dinge und mit großem Verluste mußte die arabische Flotte wieder nach den syrischen Häfen zurücksegeln. Unter Weges litte sie am scyllaanischen Vorgebirge Schiffbruch und die Hälfte der Schiffsmannschaft ward in den Wellen begraben.

5. Um seinem Sohne Yezid, den Moawiah über Alles liebte, Gelegenheit zu geben, durch ausgezeichnete Thaten sich der Thronfolge würdig zu machen, sandte er ihn mit einem Landheer durch Armenien und Klein-Asien nach Constantinopel. Die Sarazenen hatten von Mohamed ein prophetisches Wort, daß dem Heere, welches zuerst Constantinopel erobern würde, alle Sünden, die es je begangen

„der durch seine Weisheit uns schon ein ganzes Jahr „glücklich gemacht hat, nun auch in andere Provinzen „zu schicken, damit er auch deren Einwohner, und „nicht blos Uns allein, durch seine Weisheit beglücke.“ — Der Kaliph lachte von Herzen, und gewährte den Cufanern abermals ihre Bitte.

*) Theophanes nennt ihn Chale. Da der Sarazenen See-Expeditionen gegen Constantinopel nicht sehr ruhmvoll für sie sind; so gehen auch die arabischen Geschichtschreiber ganz leicht und flüchtig darüber hinweg. Nähere und bestimmtere Nachrichten darüber ertheilen die Griechen.

te, verziehen wären. Alle Muselmänner brannten
o vor Begierde, durch Constantinopels Eroberung
) in dem Paradies einen Platz, den ihnen alsdann
lah nicht mehr nehmen könnte, zu verdienen. Aber
der trennte sie der Bosphorus von der zu erobern=
t Kaiserstadt, und da das griechische Feuer die
hiffe der Sarazenen aus dem Kanal bald wieder
trieben hatte, so ward Yezid und seinem Heere
is das Vergnügen, von den Höhen Chalcedons
en ganzen Sommer über die prächtigen Tempel
d Paläste von Constantinopel mit Muse zu be=
chten. Auf seinem Rückzug eroberte Yezid Armo=
m in Phrygien, verheerte die kaiserlichen Pro=
nzen, durch welche er zog, und schleppte eine zahl=
e Menge Gefangener, größtentheils blos wehrlose
ürger und Landleute nach Syrien *).

6. Indessen schien jedoch das, den römischen
ihnen bisher stets so ungünstige Kriegsglück sich

*) Moawiah hatte früher schon mehrere Landheere durch Natolien vor Constantinopel rücken lassen. Da sie jedoch von ihren Flotten nie unterstützt werden konnten; so bestanden ihre Operationen blos darin, daß sie Constantinopel von der asiatischen Seite blokirten, wodurch aber die Ruhe der Einwohner wenig oder gar nicht gestört ward. Sobald die Schiffe der Sarazenen, übel zugerichtet, aus dem Kanal und der Mündung des Pontus Euxinus vertrieben, und gezwungen waren, in den Häfen der asiatischen Küste Schutz zu suchen, kehrten auch die Landheere am Ende des Sommers nach Syrien zurück, um im folgenden Jahre wieder zu kommen, und dann, wenn die gute Jahreszeit verstrichen war, eben so ruhmlos, wie im vorigen Jahre wieder nach Hause zu gehen. Da dieß mehrere Jahre nach einander geschah, so träumten einige Geschichtschreiber von einer siebenjährigen Belagerung von Constantinopel

wieder auf ihre Seite zu neigen. Gleich im darauf folgenden Winter, als alle Gebirge Phrygiens mit Schnee bedeckt waren, ward Armorium von einem römischen Heerhaufen überfallen, erobert und die ganze, aus fünf Tausend Sarazenen bestehende Besatzung, ohne daß auch nur ein Mann entkam, niedergehauen. Endlich schlugen die kaiserlichen Feldherren Florus, Petronius und Cyprianus ein zahlreiches, von einer fruchtlosen Belagerung zurückkehrendes Heer mit großem Verlust in die Flucht. Mehr als dreißig Tausend Sarazenen blieben in dieser mörderischen, aber entscheidenden Schlacht. Diese Unfälle der Sarazenen benutzten nun trefflich die Mardaiten oder Maroniten. Sie bemächtigten sich des Gebirges Libanus, und da nun eine Menge christlicher Gefangenen, auch ihren Herren entronnener Sclaven und mitunter wohl selbst manches raubsüchtige Gesindel sich zu ihnen gesellten, so eroberten sie vereint bald die ganze Gegend bis an den Maurus, das sogenannte schwarze Gebirg und beunruhigten durch räuberische Einfälle unaufhörlich die syrischen Grenzprovinzen. Moawiah war nicht im Stande, mit den Römern und Maroniten zugleich Krieg zu führen. Er ordnete also Gesandten nach Constantinopel, um mit den Römern Friede zu schließen. Der Kaiser, der den Frieden nicht minder sehnlich wünschte, schickte unverzuglich mit den rückkehrenden arabischen Gesandten den Pitzigaudes, einen Mann von Ansehen und großer Erfahrung nach Damaskus, und nun kam, weil beide Theile den Frieden ernstlich wollten, derselbe auch bald zu Stande. Er ward auf dreißig Jahre geschlossen. Die Sarazenen blieben im Besitz der von ihnen eroberten Provinzen, verpflichteten sich aber zu einem jährlichen Tribut von drei Tausend Pfund Gold, fünfzig Sclaven, und eben so vielen der besten und

auserlesensten arabischen Pferden. Der zwischen beiden Mächten geschlossene Vertrag, der aus vielen Artikeln bestand, enthielt auch einen, auf Duldung und gerechte Behandlung der Christen sich beziehenden Artikel.

7. Moawiah, der aus seinem Palaste in Damascus mit sicherm Blicke die weitschichtigen, seinem Scepter unterworfenen Länder überschauete, mit rastloser Thätigkeit die Bewegungen seiner Feldherren und Statthalter leitete, richtete endlich auch seine Augen auf die westlichen Grenzen seines ungeheuern Reiches. Den Weg zu Afrikas Eroberung hatte einigermaßen schon Amru gebahnt. Ein zweiter Versuch, sich der mehrere hundert Meilen ausgedehnten afrikanischen Nordküste zu bemächtigen *), war von Amrus Nachfolger gemacht worden. Manche blutige Lorbeern errang sich zwar Abdallah, wie wir schon erzählt haben, in dem afrikanischen Kriege, konnte aber am Ende dennoch nicht seine Eroberungen behaupten, und blos der gesicherte Besitz von Cyrenaika oder Pentapolis war die einzige Frucht der von den Sarazenen erfochtenen Siege. Unter Moawiah machten sie einen neuen Versuch, in dem eigentlichen Afrika festen Fuß zu fassen. Durch den, mit den Römern vor einigen Jahren geschlossenen Frieden waren zwar dem Kaliphen die Hände gebunden; aber er zerriß diese Fesseln, als selbst ein Abgeordneter aus Carthago in Damascus ankam,

*) Die ganze, im Westen von Aegypten liegende Nordküste von Afrika, mit Inbegriff eines Stückes der westlichen Küste, welches jetzt die beiden Reiche Fez und Marokko enthält, begreift einen Landstrich von acht und zwanzig Tausend Quadrat-Meilen.

um ihn zu bitten, Afrika von der immer unerträglicher werdenden Herrschaft der Griechen zu befreien.

8. Die Provinzen des römischen Afrika, wie die Leser sich erinnern werden, hatten, weil von der Regierung von Constantinopel sich selbst überlassen, auch ohne deren Vorwissen Friede mit Abdallah geschlossen. Die Zeitumstände waren gebieterisch und dringend, und vorher noch die Genehmigung des byzantinischen Hofes einzuholen, war durchaus unmöglich. Zu Folge dieses Friedensvertrages blieben die Länder dem Kaiser, nur hatten die Einwohner aus ihren eigenen Mitteln sich zu einem jährlichen Tribut an die Sarazenen verpflichtet. Statt dieses mit Dank zu erkennen, nahm der Hof von Constantinopel es zum Vorwand, von seinen afrikanischen Provinzen, nebst den gewöhnlichen Abgaben, nun auch eine jährliche Summe zu fodern, welche jener gleich wäre, die sie den Sarazenen jedes Jahr als Tribut zu bezahlen sich verbindlich gemacht hätten. Es sollte dieses eine Strafe seyn wegen des, von den Afrikanern ohne Genehmigung des Kaisers, mit den Sarazenen geschlossenen Friedens. Alle Städte geriethen über diese ungerechte, tyrannische Foderung in Aufstand. Die kaiserlichen Commissäre wurden in Carthago beinahe gesteiniget, mußten eiligst sich einschiffen und wieder nach Constantinopel zurücksegeln. An die Spitze der empörten Provinzen stellt sich jetzt der Präfekt von Afrika selbst *), eilet nach

*) Er hieß Havagius und war ein Bruder des in der Schlacht bei Yacoube erschlagenen Gregors, nach dessen Tod er sich eigenmächtig an die Spitze der Verwaltung stellte. In der Eigenschaft eines Präfekts oder General-Gouverneurs von Afrika hatte ihn zwar der Hof von Constantinopel nicht bestätiget, jedoch gegen seine Verwaltung bis jetzt noch keine Einsprüche erhoben.

Damaskus, trägt dem Moawiah die Wünsche seiner Landesleute vor, und überredet ohne große Mühe, den ohnehin stets kriegslustigen Kaliphen zu einem neuen Feldzug in Afrika. Ein, aus dem Kern der syrischen und aegyptischen Truppen zusammengesetztes Heer bricht nun zum drittenmale in Afrika ein. Der Feldherr, dem der Kaliph es übergab, führte gleichen Namen mit seinem Herrn, hieß ebenfalls Moawiah. Der römische Präfekt konnte den Sarazenen-Feldherrn in seiner Unternehmung von großem Nutzen seyn, begleitete ihn daher auch auf seinem Marsche, starb aber schon unter Weges in Alexandrien.

9. Auf die erste Nachricht in Constantinopel von dem Aufstande der Afrikaner, hatte der Kaiser mit ungewöhnlicher Eile eine Flotte mit einem Heere von dreißig tausend Mann nach Afrika gesandt. Bei Tripolis stießen beide Heere aufeinander. Die Griechen wurden geschlagen; ihr ganzes Heer ward beinahe vertilget, und die durch Handel blühende und reiche Stadt Geloula nach einer harten Belagerung erobert und geplündert. Die Beute war unermeßlich, aber über ihre Vertheilung entstand beinahe ein Aufruhr; um diesem vorzubeugen, mußte man an den Kaliphen schreiben, und dieser entschied, daß die gesammte Beute, ohne zwischen Reiter und Fußgänger einen Unterschied zu machen, zu gleichen Theilen sollte vertheilt werden. Moawiah überblickte die endlosen Schwierigkeiten, mit welchen er, wenn er Afrika erobern wollte, würde zu kämpfen haben; er verglich sie mit den, wenn er jene besiegen wollte, ihm zu Gebote stehenden Mitteln, und da er diese zu schwach fand, so begnügte er sich mit der Eroberung Geloulas und seinem über die Griechen erfochtenen Sieg, und kehrte mit seinem, mit Beute beladenen Heer wieder zurück, worauf der Kaliph

ihm den Oberbefehl nahm, und ihn seinem bisherigen Statthalter in dem, ihm unterworfenen Afrika, nämlich dem tapfern Ockbah übertrug. *)

10. Planmäßiger, als sein Vorfahrer ging anfänglich Ockbah zu Werke. Um einen Stützpunkt und Waffenplatz für der Sarazenen Heere zu haben, und zugleich den Uebermuth wankelmüthiger Berberen zu zügeln, erbauete er in dem Herzen Afrikas, in dem heutigen Staat von Tunis, die Stadt Kairoan, oder Kairwan, anfänglich blos ein stehendes Lager, eine Colonie unter Zelten, auch Ruhepunkt für die, in das Innere des Landes zie-

*) Das ganze, von Aegyptens Grenzen bis an das atlantische Meer sich erstreckende Land ward von den Römern, zur Zeit der Cäsaren, auf folgende Weise eingetheilt. 1. Libyen - (mit welchem Namen in einigen ganz alten Geographien bisweilen ganz Afrika bezeichnet wird.) — Das römische Libyen begriff: a. Libyä Nomus, b. Marmaria, c. Cyrenaica oder Pentapolis 2. Das eigentliche Afrika, (Afrika propria) auch Klein-Afrika, oder das römische Afrika genannt. Dieses begriff: a. Die Gegend um die beiden Syrtes mit der Landschaft Tripolis, b. Die Provinz Byzacene, c. Zeugitana (auch Provincia proconsularis genannt) wo Carthago, Utica, Zama ꝛc. lagen. 3. Numidien, wo unter mehrern andern bedeutenden Städten auch die, des heiligen Augustinus wegen, berühmte Stadt Hippo regius lag. 4. Mauretania Cäsarensis. 5. Mauretania Tingitana. Gegenwärtig Fez und Marocco. Von allen diesen Ländern besaßen die Römer blos einen bald mehr, bald minder breiten Küsten-Streif; hie und da auch einige mehr land einwärts gelegene Städte. Aber in das wahre Innerre der Länder drangen sie nicht ein; dies ward nur bisweilen von Kaufleuten des Handels halber, oder von einzelnen Reisenden der Erdkunde wegen besucht.

henden Karawanen. Da aber Ocbah sie in einem Umkreise von drei tausend und sechs hundert Schritten mit Thürmen und hohen Mauern umgab, so ward das mit doppelten Mauern aus Backsteinen befestigte Lager bald eine Stadt mit einer Moschee, hierauf Sitz des Statthalters Mittelpunkt der Verwaltung und der Colonisation des Landes, und endlich in spätern Jahrhunderten die Residenz der fatimitischen Kaliphen, die größte und vornehmste Stadt von ganz Afrika, blühend und reich durch den in ihr, wie in einem Mittelpunkt zusammenfließenden Karawanen-Handel, und in drei Welttheilen berühmt durch ihre Akademien und hohen Schulen, aus welchen eine Menge der ausgezeichnetsten arabischen Gelehrten hervorging, und selbst über einen Theil des Abendlandes wenigstens die ersten Anfänge von Kunst, Wissenschaft und Geschmack wieder verbreitete.*) Die Gegend, wo Ocbah seine Pflanzstadt anlegte, war trefflich gewählt. An der Südseite eines, mit Waldungen bedeckten, wasserreichen Gebirges erbauete er Kairoan auf einem Boden, der, nachdem man die schreckbare Wildniß, bisher der Aufenthalt wilder Thiere und giftiger Schlangen in Getreidefelder verwandelt hatte, die Mühe seiner Anbauer nichts weniger als mit Undank lohnte. Von Karthago war die neue Stadt 45, von Adrumet 25 Meilen entfernt. Gegen griechische und italienische Flotten sicherte sie ihre Entfernung von der Meeresküste, und vermöge ihrer inländischen

*) Noch jetzt in seinem tiefsten Verfall ist Kairoan oder Kairwan in jenen Gegenden nach Tunis die größte Handelsstadt; und seine große, auf fünf hundert Granitsäulen ruhende Moschee ist die prächtigste und, nach der Meinung der Muselmänner, auch die heiligste in ganz Nordafrika.

ten von Erz erbaut, und die Dächer mit Gold und Silber bedeckt *). — Die Kenntnisse der Römer von dem eigentlichen Mauretanien waren äußerst dürftig; nur ein sehr kleiner Theil des Landes war von ihnen entdeckt, und ihre ganze Herrschaft beschränkte sich blos auf fünf von ihnen angelegte Pflanzstädte. Die mehr südlichen Gegenden waren ihnen unbekannt. Nur phönizische Kaufleute, die an den vielen Buchten und Einschnitten, auf der Westseite Faktoreien hatten, besuchten bisweilen dieselben, um in den Wäldern Elfenbein und Citronenholz und an den Meeresküsten Purpurmuscheln zu sammeln. Ocbah drang in das Herz dieses Landes, überstieg einen Ast des mit ewigem Schnee bedeckten Atlas und durchzog jene ungeheuren Wildnisse, in welchen sich nachher unter der Dynastie der Edrissi, die ein neues arabisch-mauritanisches Reich gründete, die herrlichen Städte Fez und Marokko erhoben **), in der kurzen Periode ihres Wohlstandes, groß, reich und bevölkert und wahre Sitze arabischer Cultur und Gelehrsamkeit. Von dem Befehlshaber in Tanger hatte Ocbah gehört, daß ohne Gesetze, Zucht und Religion ein zahlreicher, wilder maurischer Stamm an der westlichen Küste des Oceans wohnte. Mehr bedurfte es für ihn nicht, um auch dorthin seine Waffen zu tragen. An den Ufern des

*) Es versteht sich von selbst, daß dieses nur Bilder sind, unter welchen die Araber den grossen Reichthum von der, von ihnen eroberten Stadt Tanger recht auffallend bezeichnen wollten.

**) Bemerken müssen wir hier jedoch, daß Marocco weit später als Fez, und zwar nicht von Edrissi II., sondern von Jussuf aus der Dynastie der Moraviden, im zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, erbaut ward.

Sus, der von der Westseite des Berges Atlas herabfällt, und nach dem er, gleich dem Nil, das Land befruchtend durchströmt hat, sich den kanarischen Inseln gegenüber in das Weltmeer ergießt, fand Ocbah die ganze Nation unter den Waffen. Von dem frühen Morgen bis gegen Mittag dauerte die mörderische Schlacht. Die wilden, ungeregelten, obgleich tapfern Horden vermochten jedoch nicht Ocbahs kriegsgeübten Schaaren zu widerstehen; sie wurden völlig geschlagen, ein Fünftel der ganzen Nation blieb auf dem Platz; und die Uebrigen, geschreckt durch der Sarazenen siegreiche Waffen, unterwarfen sich dem Ueberwinder, und riefen, so lange sie die arabischen Lanzen um sich her erblickten, aus vollem Halse: „La ilah, illallah, Mohamed Ressoul allah," das heißt, es giebt keinen Gott als Gott, und Mohamed ist sein Gesandter *). — Aber nun setzte der atlantische Ocean Ocbahs siegreicher Laufbahn eine Schranke. Trauernd und sinnend hielt der afrikanische Held einige Augenblicke an dem Gestade des Meeres, gab hierauf plötzlich seinem Pferde beide Sporen, sprang in die das Ufer bespülenden Wogen, streckte seine Rechte gen Himmel und rief aus: „Großer Gott, hemmte dieses unermeßliche „Meer nicht meine Fortschritte, wie gerne wollte ich „weiter ziehen, und selbst in des Abendlandes unbe„kannteste Reiche dringen, um überall deinen Koran „zu predigen, und alle Völker niederzuhauen, welche „Dich und deinen Propheten nicht würden bekennen „wollen." — Die am Sus-Strom **) wohnenden

*) Auch heute zu Tage ist diese Formel das Einzige, was manche sogenannte mohamedanische Völkerschaften in dem Innern und an der Westküste von Afrika von dem Islam und Mohameds ganzer Lehre wissen.

**) Dieser Fluß führt auch heute zu Tage noch denselben Namen.

maurischen Stämme hatten zwar weder Gold noch Silber, weder seidene Gewandte noch edle Steine; aber demungeachtet zogen die Sarazenen doch nicht ohne Beute hinweg. Die Mauren besaßen andere Reichthümer, welche die Begierlichkeit der wilden Koranprediger nicht minder reizten. Die Frauen und Jungfrauen des Landes nämlich waren von ganz ungemeiner Schönheit. Ocbahs Soldaten führten viele mit sich fort, die sie nachher in Aegypten und Syrien an ihre Glaubensgenossen theuer verkauften, und als ungefähr zwölf bis fünfzehen Jahre später die Sarazenen endlich zum bleibenden Besitz dieser Gegenden gelangten, ward der Handel mit Sclavinnen von diesem Theile der afrikanischen Westküste einer der ergiebigsten und ausgebreitetesten Handelszweige. Gewöhnlich wurde eine solche reitzende Sclavin in dem Morgenlande um den Preis von Tausend Goldstücken gekauft und verkauft.

12. Ocbah war jetzt zum Rückzuge gezwungen. Langsam, weil voll Unmuths, zog er nun wieder nach Osten. In allen Gegenden, die er durchzog, zitterte Alles vor seinen Waffen, und auch die wildesten, selbst von den Römern nie bezwungenen Nationen heuchelten Gehorsam und Unterwerfung. In dem stolzen Gefühle seiner Siege und seiner Ueberlegenheit wähnte Ocbah, daß der Schrecken seines Namens allein schon hinreichend sey, alle überwundenen Völker in sclavischer Unterwürfigkeit zu erhalten. Höchst unbesonnen zersplitterte er also sein ohnehin schon ziemlich zusammengeschmolzenes Heer über der ungeheuern Oberfläche der, nach seiner Meinung nach, von ihm eroberten Länder, schickte es in viele kleine Corps vertheilt als Besatzung in die wichtigsten, theils an der Küste, theils mehr landeinwärts gelegenen Städte, und kehrte blos mit funf Tausend

:nn nach Kairoan zurück. Während seiner fünf-
:igen Abwesenheit war der Bau von Kairoan
:endet worden, und eine Moschee, ein Palast für
Statthalter und mehrere Wasserleitungen waren
n die Zierden der jungen Stadt. Auf seinen blu-
n Lorbeern ruhend, beschäftigte sich jetzt Ocbah
schließlich mit dem schnell zunehmenden Wohlstand
er neuen Schöpfung. Aber eine Kabale an dem
fe von Damaskus stürzte den Ueberwinder Afri-
in der Gunst des Kaliphen; Moawiah nahm
die Statthalterschaft und übertrug sie dem Di-
:, einem von dem Kaliphen und vielen Großen
Hofes begünstigten Freigelassenen. Kaum hatte
iar von seiner Statthalterschaft Besitz genommen,
er sich sogleich auch als einen entschiedenen, lei-
schaftlichen Gegner des bisherigen Statthalters
d gab. Was Ocbah erbauet hatte, suchte er zu
tören; alle Einrichtungen desselben warf er über
Haufen, legte ebenfalls in einer ganz andern
gend eine neue Pflanzstadt an, ließ den größten
:il der Einwohner von Kaioran dorthin abführen,
stand endlich schon im Begriffe, sogar die Mauern
Thürme von Ocbahs Stadt zu schleifen. Aber
Glücke hatte jetzt seine Herrschaft wieder ein
de. Moawiah war gleich in dem darauf folgenden
hre gestorben, und von dessen Nachfolger Yezid
: es eine der ersten seiner Regentenhandlungen,
er dem Dinar die Statthalterschaft von Afrika
m, und sie dem Ocbah wieder zurückgab, der
l, da er Dinars unruhigen Geist sattsam kannte,
innern Unruhen bei Zeiten vorbeugen wollte,
selben sogleich verhaften ließ. Aber das Gerücht
Ocbahs Absetzung hatte sich indessen über ganz
ika verbreitet. Die unterjochten Völker faßten
das neue wieder Muth, und besonders waren
, von Ocbah bei weitem nicht so schonend, wie

von Amru und Abdallah behandelten Berbern fest entschlossen, das ihnen auferlegte, schmähliche Joch wieder zu zerbrechen. Zudem waren auch die Römer oder Griechen noch nicht völlig aus dem Lande, oder von der Küste vertrieben; sie waren immer noch im Besitz nicht blos von Carthago, sondern auch noch von mehrern andern wohl befestigten Städten. Ein allgemeiner Bund vereinigte jetzt bald alle cultivirten und wilden Völker, Römer, Griechen, Berbern, Mauren, Gätulier ꝛc. gegen die gemeinschaftlichen Unterdrücker. Haupt des Bundes war Kuscilla, ein durch persönliche Tapferkeit ausgezeichneter maurischer Fürst. In kurzer Zeit war ein weit über hundert Tausend Mann starkes Heer versammelt, und mit diesem rückte Kuscilla, ohne Zeit zu verlieren, gegen den Mittelpunkt der Sarazenen-Macht in Afrika vor. Schon war das furchtbare Heer im Anzuge, und noch wußte der in täuschender Sicherheit eingewiegte Statthalter in Cairoan kein Wort von der allgemeinen Schilderhebung um ihn her. Geheime Emissäre der Verbündeten hatten sich jedoch in Cairoan eingeschlichen, die Wachen Dinars gewonnen, und mit deren Hülfe Gelegenheit gefunden, mit dem Gefangenen zu sprechen. Im festen Zutrauen auf das gereizte Rachegefühl des schwer beleidigten Mannes, machten sie ihm den Antrag, sein Interesse mit dem ihrigen zu vereinigen. In der Stunde der Gefahr, versprachen sie ihm, ihn von seinen Banden zu befreien; und an der Spitze seiner in Cairoan ihm noch mit Treue ergebenen Anhänger, sollte er dann den gemeinschaftlichen Feind im Rücken angreifen. Aber den Aufrührern ganz unerwartet, verwarf Dinar mit edelm Stolze diesen Antrag, ließ auf der Stelle den Statthalter zu sich rufen, und entdeckte ihm den ganzen Plan der gegen ihn verschwornen Völkerstämme. Mit eige-

ner Hand lößte jetzt der dankbare Ocbah die Fesseln seines Gefangenen. „Edelmüthiger Sclave,“ sagte er zu Dinar, „durch deine Entdeckung würdest du „jetzt die Muselmänner in Afrika gerettet haben, „hätte meine eigene Unbesonnenheit sie nicht zerstreut, „und es ihnen daher unmöglich gemacht, sich gegen„seitig zu unterstützen. Ein ehrenvoller Tod ist jetzt „das Einzige, was mir und meinen Gefährten übrig „bleibt. Was Dich anbetrifft, so erhalte Dich zum „Besten unsers Volkes. Du bist frei; entferne Dich „von hier und sey auf deine Sicherheit bedacht.“— — „Für das Geschenk,“ erwiederte Dinar, „das Du „mir machst, danke ich Dir; aber der Gebrauch, „den ich davon machen werde, soll Dir beweisen, „daß ich desselben nicht unwürdig bin. Mein Herz „gebietet mir zwar, Dich zu hassen, aber die Liebe „zu meiner Religion und der Antheil, den ich an „dem Ruhme unsers Volkes nehme, sind stärker als „mein Haß. So wenig als Du, will auch ich mich „durch Flucht entehren. Mir geziemt, dein Schicksal „zu theilen, an deiner Seite zu fallen, und so mit „demjenigen zu sterben, mit dem ich nie als Freund „hätte leben können.“ — Ocbah ersparte nun den Verbündeten einen großen Theil ihres Weges. Mit seinem kaum fünf Tausend Mann starken Haufen ging er, Dinar an seiner Seite, dem feindlichen, hundert Tausend Mann starken Heere entgegen. Sobald sie im Angesicht der Verbündeten waren, zogen beide Freunde ihre Schwerter, zerbrachen die Scheiden, umarmten sich, und stürzten mit ihren Sarazenen auf den Feind. So ungleich die beiderseitigen Streitkräfte waren, so mörderisch war die Schlacht. Freiheitsliebe und Rachgefühl entflammten die Verbündeten; Stolz und Verzweiflung machten jeden Sarazenen zum Helden. Keiner verließ seinen Posten; Keiner wollte durch schimpfliche Flucht sein

Anblicke entfliehen. Alle fielen mit dem Schwert in der Hand. Nur wenige, weil schwer verwundet, wurden gefangen. Das kleine Sarazenen-Heer war beinahe schon völlig vernichtet, und noch immer kämpften Ocbah und Dinar auf einem Haufen erschlagener Feinde. Von einem Wurfspieße durchbohrt, fiel endlich Dinar zuerst an der Seite seines versöhnten Nebenbuhlers, worauf auch Ocbah, von der Ueberzahl der Feinde überwältiget, nun bald ebenfalls mit seinem entseelten Körper die Leiche seines Freundes bedeckte. — Was Stolz und Eifersucht im Leben getrennt, hatte der Tod nun wieder vereint. —

13. Die Verbündeten waren nun Sieger. Kairwan ward zerstört und der größte Theil der Einwohner erschlagen; nur wenigen gelang es, des Landes Grenzen zu erreichen, und dem Unterstatthalter die traurige Botschaft ihrer Unfälle zu überbringen. Aber mit der steigenden Gefahr stieg auch der Muth der Sarazenen. Der tapfere Zuheir sammelte, so viel er konnte, die in Afrika zerstreuten Sarazenen-Corps; erhielt aus Aegypten Verstärkung und aus Damaskus die Würde eines Statthalters. In diesem dem Ocbah ähnlich, theilte er auch dessen Loos; überwand anfänglich in mehrern Treffen die Verbündeten, rächte Ocbahs und seiner Gefährten Tod, ward aber, nachdem der Hof von Constantinopel ein zahlreiches Heer nach Afrika gesandt hatte, von der unverhältnißmäßigen Mehrzahl der beiden vereinten Heere endlich überwältiget, völlig geschlagen und in dem Treffen getödtet. Mit dem Verluste dieser blutigen und entscheidenden Schlacht waren jetzt ebenfalls alle Früchte von Ocbahs und Zuheirs Siegen für das Kaliphat verloren, und der zu der nämlichen Zeit oder kurz vorher unter mehrern Thronkompetenten in dem Reiche selbst ausgebrochene Bür-

erkrieg sicherte nun auf das neue wieder auf mehrere Jahre Afrikas Freiheit.

14. Mohameds Kinder Erbgut hatte Moawiah n sich gerissen, und in den letzten Jahren seiner Regierung war seines ganzen Strebens Ziel, das Kaiphat in ein Erbreich zu verwandeln, und bei seinen ebzeiten die Thronfolge seinem Sohne Yezid zu chern. Sein Plan war daher, seinen Sohn zum Mitregenten zu ernennen. Dieß mißriethen ihm jedoch ie klügsten und treuesten seiner Diener; denn von Seiten der Provinzen, wie einzeler Stammhäupter war artnäckiger und kräftiger Widerstand nicht ohne Grund u befürchten. Obgleich noch nicht in der Weichlichkeit und Eitelkeit eines Palastes erzogen, und sogar icht selten von edler Ruhmbegierde gespornt, wenn r sah, daß man die Beute unbekannter Nationen zu en Füßen des Thrones seines Vaters niederlegte, war Yezid im Ganzen genommen doch ein leichtsinniger emlich ausschweifender Jüngling. Aber grenzenlose iebe zu Yezid blendete des Vaters Augen; er sah n seinem Sohn, wie in einen Spiegel, aus welchem m alle Tugenden eines Regenten und Privatmannes ntgegen strahlten. Einst fragte Moawiah Yezids eigenen Oheim, was er von seinem Neffen, und dessen Fähigkeiten dächte. „Furcht vor dir," erwiederte Alhnaf, „erlaubt mir nicht, die Wahrheit zu sagen, und die Furcht vor Gott gestattet mir nicht die Unwahrheit zu reden. Du Selbst kennest ja am besten deines Sohnes Inneres und Auswendiges, seinen Tag und seine Nacht, seinen Ausgang und seinen Eingang." — Aber Moawiah war nicht der Fürst, er wirklicher oder anscheinender Hindernisse wegen nen einmal gefaßten Entschluß so leicht wieder aufegeben hätte. Mit Kraft und vieler Geschicklichkeit hte er seinen Plan durch und, obgleich Häschems

allgemein geliebte Familie eine zahlreiche Parthei unter dem Volke hatte, auch noch Einige von Mohameds Gefährten lebten, welche, wäre das Kaliphat ein Wahlreich geblieben, Ansprüche an dasselbe machen konnten, ward dem Yezid doch von ganz Syrien, Aegypten und Irack *) gehuldiget. Nur Arabien verweigerte den Huldigungseid, weil die vier vornehmsten und angesehensten Häupter der Nation ihn ebenfalls verweigert hatten. Diese vier Häupter waren Hoßein, Abdalrahman, Amer und Abdallah, Zobeirs Sohn. Der Widerspruch dieser vier Männer erregte jedoch bei Moawiah wenig Besorgnisse, im Gegentheil gab er seinem Sohne den Rath, sie größtentheils mit Schonung und Güte zu behandeln. „Hoßein," sagte Moawiah, „ist ein sanfter, guter Mann, und „überdieß ein Verwandter unseres Hauses. Abdal„rhaman, ein Weiber-Knecht und dem Spiel ergeben, „thut nur, was Andere thun; von diesem hast du „nichts zu fürchten; eben so auch von Amer; er ist „ein frommer, weicher Mann, der blos dem Beispiel „der Andern folgt, und sich gerne fügt, sobald nur „auch die Andern sich fügen. Nur Abdallah ist zu „fürchten; mit der Verschlagenheit des Fuchses verbin„det er die Stärke des Löwen; bekommst du ihn in „deine Gewalt; so laß ihn tödten.

14. Bald darauf starb Moawiah im 78. Jahre nach Andern im 85. Jahre seines Alters. (680.) Mit Glück und Klugheit hatte er 24 Jahre **) eines der

*) Unter dem Namen Irak wird in der arabischen Geschichte, wenigstens bis zur Zeit der Zersplitterung der Monarchie, sehr oft ganz Persien, mit Ausnahme Chorasans und der am Oxus gelegenen Länder begriffen.

**) Nämlich von Othmans Tode an gerechnet, nach wel-

größten Weltreiche beherrscht. Als er dem Tode sich nahe fühlte, gab er dem Hauptmann seiner Leibwache, und noch einem Andern seiner Vertrauten den Auftrag, seinen schriftlichen letzten Willen seinem jetzt gerade abwesenden Sohne Yezid zu überbringen. „Mein Sohn!“ sagte darin der sterbende Vater, „betrachte die „Araber als die Wurzel und den Grund deines Rei„ches; ihren Abgeordneten stets mit Güte und Hoch„achtung zu begegnen, laß dir vorzüglich angelegen „seyn. — Die Syrer sind deine natürlichen Freunde; „gegen deine Feinde werden sie dich stets mit allen „Kräften vertheidigen; dich ihnen also auch jeder Zeit „als Vater zu erweisen, sey deine erste und heiligste „Pflicht; aber lasse sie nie lange aus ihrem Vater„lande; denn gerne und nur gar zu leicht schlagen „sie aus der Art. Das unruhige Volk von Kufa „und die wankelmüthigen Irakaner mache dir verbind„lich, so viel du nur immer kannst. Sollten sie auch „jeden Tag einen andern Statthalter begehren, so „gewähre ihnen ihre Bitte, denn es ist besser, daß „du einen deiner Freunde auf kurze Zeit mißvergnügt „machst, als daß hundert Tausend Schwerter „gegen dich gezogen werden. Von den Koreischiten „sind es nur drei, die wahrscheinlich unter deiner „Regierung Unruhen erregen werden, nämlich Hos„sein, Amer und Abdallah, Zobeirs Sohn. „Ergreifen sie gegen dich die Waffen; so widersetze „dich ihnen mit aller Macht; unterwerfen sie sich „aber, und bieten dir den Frieden; so nimm ihn „an, und schone, so lange du kannst, das Blut „deines Volkes.

---

chem Moawiah, ohne zwar gleich den Titel eines Kaliphen anzunehmen, sich jedoch schon zum Oberhaupt der Gläubigen aufwarf.

15. In seiner letzten Rede an das Volk in der großen Moschee zu Damaskus hinterließ der bejahrte Kaliph der Nachwelt ein prophetisches Wort: „Meine Vorfahren,“ sagte er, „waren größer als ich; aber ich bin größer, als alle meine Nachfolger.“ — In der That war Moawiah einer der größten und trefflichsten Kaliphen, von keinem der folgenden übertroffen, und nur von wenigen erreicht; obgleich man weder zu ihm, noch zu irgend einem andern seiner Nachfolger sich bleibend angezogen fühlt. An der Spitze seines Heeres war er tapfer und besonnen; hörte aber unter dem Geräusch der Waffen nicht immer auch die Stimme der Menschlichkeit. Im Kreise seiner Räthe war er gewöhnlich klüger als die, welche ihm zu rathen berufen waren, und gegen alle seine Unterthanen, ohne Unterschied des Standes, stets ungemein leutselig und herablassend.

16. Ob Moawiah Mohameds Wahn aufrichtig ergeben war, oder ob blos, wie bei seinem Vater Abu-Sofian, sein und seines Hauses Vortheil den Grund und das Wesen seiner Gläubigkeit ausmachte, dieß ist jetzt in der Entfernung so vieler Jahrhunderte schwer zu bestimmen. Indessen war er weit aufgeklärter, als seine vier Vorfahrer, daher auch ungleich duldsamer als Abu-Becr, Omar, Othman und selbst Ali. Den Christen in Emesa, deren Kirche ein furchtbares Erdbeben gestürzt hatte, ließ er dieselbe auf seine eigenen Kosten wieder aufbauen; und der, in dem mit den Römern geschlossenen Vertrag, die ungestörte Religionsübung der Christen begünstigende Artikel ward während seiner Regierung nie, weder mittelbar noch unmittelbar, verletzt. — Manche, theils sehr weise, theils wenigstens unschädliche, aber Mohameds eingefleischten Schülern höchst mißfällige Neuerungen führte Moawiah ebenfalls ein. So z. B.

trank er Wein, kleidete sich in Seide, und gestattete auch den Großen am Hofe und im Reiche das Nämliche zu thun. Er war der Erste, der seine Reden in der Moschee an das Volk nicht mehr stehend, sondern sitzend hielt. Die im Koran auf bürgerliche Gesetzgebung und Verwaltung sich beziehenden Stellen waren für ihn nicht stets unabweichbare Orakelsprüche; und mehr als einmal entschied er ganz im entgegengesetzten Sinne der, obgleich kraft- und inhaltslosen, doch als religiöses und bürgerliches Gesetzbuch allen ächten Moslemen gleich ehrwürdigen Urkunde. Aber was vorzüglich seinem Herzen wie seinem Kopfe Ehre macht, ist, daß Moawiah das schöne, von der Souverainität unzertrennbare, und den Beherrscher dem Ebenbilde Gottes näher führende Prärogativ der Begnadigung zuerst sich beilegte. Keiner seiner Vorfahren hatte es gewagt, sich dieses zu erlauben; denn sowie Alles in Mohameds Institutionen ohne Geist und Leben war, so entschied auch unter den vier ersten Kaliphen stets blos der todte, starre, stumme Gesetzbuchstabe. Endlich gab auch Moawiah seiner, auf dem eingesunkenen Schutt zusammengestürzter Reiche und Throne errichteten Weltherrschaft dadurch einen noch festern Verband, und daher auch mehr Kraft und längere Dauer, daß er, trotz dem Koran und den Ueberlieferungen, das Kaliphat in ein Erbreich verwandelte; hätte er dieses nicht gethan, so würde noch viel früher, als nachher wirklich geschehen, das colossale arabische Reich sich in eine Menge kleiner, sich ewig befehdender, kraftloser Staaten zersplittert haben. — Einst fiel es dem Moawiah ein, Mohameds aus grobem Holze kunstund geschmacklos geschnitzte Kanzel von Medina nach Damaskus bringen zu lassen. Als man ihm aber sagte, daß ein allgemeiner Aufruhr aller arabischen Stämme die Folge dieser Versetzung seyn würde,

stand er sogleich von seinem Vorhaben ab. Die Ruhe Arabiens und der Gehorsam der Einwohner lagen ihm mehr am Herzen, als der unförmliche Holzblock des Propheten; und die Stadt Medina blieb nach wie vor im ungestörten Besitz ihrer kostbaren Reliquie.

17. Moawiahs Freigebigkeit gegen seine Freunde oder jene, welche er sich zu Freunden machen wollte, grenzte gar oft ganz nahe an Verschwendung. Die Ayescha beschenkte er einst mit einem Armgeschmeide von hundert Tausend Dinars *) an Werth. Dem Hassan, Hossein und Abdallah Zobeir schenkte er bei einer andern Gelegenheit, dem Ersten dreimal hundert Tausend und jedem der beiden Andern hundert Tausend Dinars. „Die Haschemiten," pflegte er zu sagen, „sind ihrer Tapferkeit und Zobeirs Nachkommen ihres Edelmuthes wegen berühmt. „Ich werde suchen, sie darin zu übertreffen, daß „meine Gnade und Menschenliebe von allen Muselmännern wird gepriesen werden." —

18. Moawiah war ein trefflicher Redner; liebte aber vorzüglich die Dichtkunst, erhob sich jedoch darin nie über das Mittelmäßige. Demungeachtet erregte höheres Dichtertalent nie seinen Neid; im Gegentheil ward es von ihm geschätzt, noch mehr ermuntert, und gab dem, der es besaß, mehr als gewöhnliche Ansprüche auf die Gunst und Freigebigkeit des Kaliphen. Ein junger Araber hatte eine der schönsten Jungfrauen Arabiens geheirathet. Um zu ihrem Besitze zu gelangen, hatte er sein ganzes Ver-

*) Einen Golddinar kann man nach unserm Geldfuß ungefähr auf einen halben Louisd'or rechnen.

mögen darauf verwendet. Aber kaum war er verheirathet, als der Statthalter von Irak, bezaubert von der blendenden Schönheit der jungen Frau, sie ihrem Gatten entriß. Für den Unglücklichen gab es jetzt nirgends mehr Hülfe oder Schutz, als blos noch an dem Throne des Kaliphen. Voll Zuversicht zu der Großmuth des Beherrschers der Gläubigen, geht er nach Damaskus, jedoch nicht ganz ohne Furcht, daß seines Gegners großes Ansehen und ausgezeichnete Verdienste vielleicht dennoch Moawiahs Gerechtigkeitsliebe bestechen könnten. Von dergleichen Zweifeln immer mehr gequält und geängstiget, kommt ihm endlich der glückliche Gedanke, ein elegisches Gedicht zu verfertigen, die rührende Geschichte seiner Leiden und seines Unglückes darin zu erzählen, und es dem Kaliphen zu überreichen. Dem jungen Manne fehlte es nicht an dichterischen Anlagen, und seiner Phantasie und seinen Empfindungen gab leidenschaftliche Liebe jetzt noch einen höhern Schwung. Nicht ohne sichtbare Spuren der Rührung liest Moawiah das Gedicht; aber kaum hatte er es gelesen, als auch schon ein reitender Bote nach Cufa eilet mit dem Befehl an den Statthalter, die geraubte junge Frau sogleich ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückzugeben. Der Statthalter schreibt dem Kaliphen, er möchte ihm nur erlauben, ein einziges Jahr ungehorsam zu seyn; nach Verfluß desselben wolle er die junge Frau zurückgeben, und dann zugleich mit seinem Kopfe für den Ungehorsam eines Jahres büßen. Ein noch schärferer Befehl des Kaliphen erheischt augenblicklichen Gehorsam. Aber nun ist Moawiah selbst neugierig, die so sehr gepriesene Schönheit zu sehen. Sie kommt demnach nach Damaskus. Auch auf den Kaliphen machen ihre seltenen Reitze Eindruck. Er unterhält sich mit ihr, und da ihre geistvollen Antworten auf seine Fragen eine,

der ungewöhnlichen Wohlgestalt ihres Körpers entsprechende Schönheit der Seele verrathen, so führt sie der Kaliph nun selbst in die Arme ihres Gatten und beschenkt Beide so reichlich, daß sie sich jetzt plötzlich aus drückender Armuth in Wohlstand und Ueberfluß versetzt fanden *). — Auch einen arabischen Räuber, dem vermöge richterlichen Spruches die rechte Hand abgehauen werden sollte, begnadigte Moawiah, weil der Verurtheilte in vier rührenden, trefflich gelungenen Versen um Milderung der Strafe gebeten hatte.

19. Begraben ward Moawiah zu Damaskus, wo auch nachher alle Kaliphen aus dem Hause der Ommiahden ihre Grabstätte fanden. Zur Aufschrift auf seinem Siegel hatte er die Worte: „Ein jegliches Werk hat seinen Lohn," unstreitig ein schöner Wahlspruch; nur darf man nicht vergessen, daß blos Werke in Gott gethan auch gute Werke sind und daher einen Lohn erwarten dürfen.

---

*) Moawiah hatte der schönen Frau die Wahl gelassen, entweder zu dem Statthalter von Irak oder zu ihrem rechtmäßigen Manne zurückzukehren. Als er sie nun fragte, welchem von Beiden sie den Vorzug zu geben gesonnen sey, antwortete sie, ohne sich lange zu besinnen, in etlichen sehr eleganten Versen, daß zwar ein so verdienstvoller, und selbst von dem Beherrscher der Gläubigen hochgeehrter Mann, wie der Statthalter, sie hier in diesem Leben glücklich machen, aber in der zukünftigen Welt ihr weder die Freuden des Paradieses verschaffen, noch die Qualen der Hölle von ihr abwenden könne. Die improvisirten Verse erhoben nun die schöne Dichterin noch höher in der Gunst des Kaliphen. — — Auch diese, an sich unbedeutende Anekdote beweißt, daß die Wollüste von Mohameds Paradies und die Höllenstrafen stets die beiden Pole sind, zwischen welchen die ganze Summe der Sittenlehre und Heiligkeit der Islamsbekenner sich ausschließlich herumdreht.

XVI.

1. Sobald Moawiah die Augen geschlossen
tte, ward dessen acht und zwanzigjähriger Sohn
ezid noch an demselben Tage in Damaskus zum
liphen ausgerufen, und im folgenden Monate ihm
n allen Provinzen, mit Ausnahme der Städte
ekka und Medina und deren Gebiete, feierlich ge-
ldiget. Hossein, Hassans Bruder und Abdal-
h, Zobeirs Sohn, waren nach Mekka entflohen.
ossein, jetzt das Haupt der Familie Haschem,
ar bekanntlich Alis und Fatimes zweiter Sohn,
ithin des Propheten Enkel; und diese Eigenschaft
ückte seiner Person in den Augen aller eifrigen
uselmänner den Charakter unverletzbarer Heiligkeit
f. Treu und aufrichtig hingen ihm daher die
tädte Mekka und Medina an, und in allen Pro-
nzen gab es eine Menge Moslemen, die in ihrem
erzen den Ommiahden fluchten, und Alis Sohn,
s ihren rechtmäßigen Kaliphen segneten. Aber Hos-
ns Unglück war, daß er den Verheisungen der
ulosen Einwohner Iraks und Cufa's zu sehr traute.
eimlich hatten diese durch Abgeordnete ihn einladen
ssen, zu ihnen zu kommen; sie wollten, ließen sie
ossein sagen, ihm als Kaliphen huldigen, und
undert und fünfzig Tausend Schwerter wären schon
zückt, um seine Rechte zu vertheidigen. Gegen den
ath seiner besten Freunde machte sich Hossein mit
iner ganzen Familie und einer kleinen Anzahl von
etreuen sogleich auf den Weg. Den Moslem, sei-
n Vetter, schickte er voran, um in seinem Namen
astweilen sich von den Cufanern huldigen zu lassen.

2. Einen Tag früher, als Moslem, hielt der Statthalter von Irak, Obeidallah, des grausamen Zyads Sohn, gegen Abend seinen Einzug in Cufa. In seinem Leben hatte Hassan stets einen schwarzen Turban getragen. Einen solchen trug auch Obeidallah. Die Cufaner glaubten also, es sey Hossein, und empfingen den Kommenden mit frohlockendem Zuruf. Aber am andern Tage erkannten sie ihren Irrthum; und da nun auch jetzt Moslem ankam, so huldigten sie dem Hossein, und legten in Moslems Händen den Eid der Treupflicht ab. Obeidallah wollte jetzt Gewalt brauchen; aber er war zu schwach, ward geschlagen und gezwungen sich mit den Seinigen in der Burg von Cufa einzuschließen. Moslem umringte das Schloß. Da es schon anfing Nacht zu werden, so ward der Sturm auf den folgenden Tag aufgeschoben. Aber in der Burg von Cufa wurde ein, dem Kaliphen gehöriger Schatz aufbewahrt. Obeidallah bediente sich desselben, um die ohnehin wankelmüthigen Cufaner während der Nacht damit zu bestechen. Die Treulosen, die beim Anblick des Goldes, das Obeidallah ihnen bot, ihres dem Hossein geleisteten Eides vergaßen, versprachen auf das neue wieder, dem Yezid als ihrem Kaliphen zu gehorchen. Mit dreisig Reitern machte jetzt Obeidallah einen Ausfall. Die Cufaner nahmen sogleich die Flucht und zerstreueten sich. Moslem, von Allen verlassen, ward gefangen, auf die Burg gebracht und dort enthauptet. Noch einige andere warme Anhänger von Alis Hause wurden jetzt ebenfalls verhaftet und hingerichtet; und jeder Funke der Empörung war nun schon in seiner Entstehung erstickt.

3. Hossein hatte indessen die Wüste von Arabien durchzogen, war über den Euphrat gegangen, und näherte sich Iraks Grenzen. Er hatte gehofft,

ß zahlreiche Schaaren seiner Anhänger, unter
oslems Anführung ihm jubelnd entgegen kommen,
d er und die ihn begleitenden Freunde schon an
ı Ufern des Euphrats ein, ihnen völlig ergebenes
er antreffen würden. Die überall herrschende Stille
d Einsamkeit erschreckten nun nicht wenig Hossein
d seine Begleiter; Besorgnisse mancherlei Art tra-
: jetzt an die Stelle ihrer bisherigen frohen
offnungen; sie ahneten zum Theil selbst schon ihrer
rthei Sturz oder Abfall; und diese Ahndung ging
n bald in volle Gewißheit über. Obeidallah hatte
ı Harro Yezid mit tausend Reitern geschickt,
n Hossein den Rückweg nach Mekka abzuschneiden,
d ihn sammt allen seinen Leuten gefangen nach
ıfa zu führen. Nur mit Widerwillen übernahm
ırro diesen Auftrag, denn ihm, wie allen ächten
oslemen war Hosseins Person heilig. Als er ihm
he kam, unterrichtete er ihn von Allem, was
essen in Cufa vorgefallen war, machte ihn auch
t seinem, von Obeidallah erhaltenen Befehl be-
nnt, versicherte ihn aber, daß er nichts gegen ihn
ternehmen würde, wenn er nur eine andere Straße,
jene nach Cufa, ziehen wollte. Hossein zog nun
h Kadesia. Um ihn zu beobachten, folgte ihm
ırro in mäßiger Ferne. Indessen schickte Obeidallah,
nicht ohne Grund argwohnte, daß der gelinder
ıkende Harro gar wohl Alis Sohne den Rückweg
h Mekka gestatten möchte, auch den Amer mit
00 Reitern ab, um sich des Hosseins zu bemäch-
en, und, da er ebenfalls dem Amer nicht gänzlich
uen zu dürfen glaubte, endlich auch noch den
ıusamen, jeder Gewaltthätigkeit fähigen Schamer
t 5000 Reitern. Als die, gegen Hossein abge-
ickten Haufen sich vereiniget hatten, belief sich
s Heer auf eilf tausend Mann, während Hossein
um hundert bewaffnete Begleiter hatte, indem die,

15. In seiner letzten Rede an das Volk in
großen Moschee zu Damaskus hinterließ der be-
e Kaliph der Nachwelt ein prophetisches Wort:
eine Vorfahren," sagte er, "waren größer als ich;
r ich bin größer, als alle meine Nachfolger." —
der That war Moawiah einer der größten und
lichsten Kaliphen, von keinem der folgenden über-
en, und nur von wenigen erreicht; obgleich man
r zu ihm, noch zu irgend einem andern seiner
hfolger sich bleibend angezogen fühlt. An der
ße seines Heeres war er tapfer und besonnen;
e aber unter dem Geräusch der Waffen nicht
er auch die Stimme der Menschlichkeit. Im
se seiner Räthe war er gewöhnlich klüger als die,
he ihm zu rathen berufen waren, und gegen alle
Unterthanen, ohne Unterschied des Standes,
ungemein leutselig und herablassend.

16. Ob Moawiah Mohameds Wahn aufrich-
ergeben war, oder ob blos, wie bei seinem Vater
-Sofian, sein und seines Hauses Vortheil den
nd und das Wesen seiner Gläubigkeit ausmachte,

trank er Wein, kleidete sich in Seide, und gestattete auch den Großen am Hofe und im Reiche das Nämliche zu thun. Er war der Erste, der seine Reden in der Moschee an das Volk nicht mehr stehend, sondern sitzend hielt. Die im Koran auf bürgerliche Gesetzgebung und Verwaltung sich beziehenden Stellen waren für ihn nicht stets unabweichbare Orakelsprüche; und mehr als einmal entschied er ganz im entgegengesetzten Sinne der, obgleich kraft- und inhaltslosen, doch als religiöses und bürgerliches Gesetzbuch allen ächten Moslemen gleich ehrwürdigen Urkunde. Aber was vorzüglich seinem Herzen wie seinem Kopfe Ehre macht, ist, daß Moawiah das schöne, von der Souverainität unzertrennbare, und den Beherrscher dem Ebenbilde Gottes näher führende Prärogativ der Begnadigung zuerst sich beilegte. Keiner seiner Vorfahren hatte es gewagt, sich dieses zu erlauben; denn sowie Alles in Mohameds Institutionen ohne Geist und Leben war, so entschied auch unter den vier ersten Kaliphen stets blos der todte, starre, stumme Gesetzbuchstabe. Endlich gab auch Moawiah seiner, auf dem eingesunkenen Schutt zusammengestürzter Reiche und Throne errichteten Weltherrschaft dadurch einen noch festern Verband, und daher auch mehr Kraft und längere Dauer, daß er, trotz dem Koran und den Ueberlieferungen, das Kaliphat in ein Erbreich verwandelte; hätte er dieses nicht gethan; so würde noch viel früher, als nachher wirklich geschehen, das colossale arabische Reich sich in eine Menge kleiner, sich ewig befehdender, kraftloser Staaten zersplittert haben. — Einst fiel es dem Moawiah ein, Mohameds aus grobem Holze kunst- und geschmacklos geschnitzte Kanzel von Medina nach Damaskus bringen zu lassen. Als man ihm aber sagte, daß ein allgemeiner Aufruhr aller arabischen Stämme die Folge dieser Versetzung seyn würde,

dem Treffen dieselben anzuzünden. Mit Anbruch des Tages ging Harro mit dreisig Reitern zu Hossein über. Da es ihm nicht gelungen wäre, sagte er, einen Vergleich zu Stande zu bringen, sein Gewissen jedoch ihm verbiete, gegen Hossein zu streiten; so habe er sich entschlossen, lieber mit dem Enkel seines großen Propheten zu sterben. Gleich darauf begann die Schlacht. Shamer machte einen wüthenden Angriff; aber seine Leute, die ebenfalls vor Hosseins Person eine heilige Scheue hatten, kämpften nur ungerne; da im Gegentheil Hosseins Getreuen, die, als Märtyrer sich betrachtend, einem gewissen Tode sich geweihet hatten, mit übermenschlicher Tapferkeit fochten. Unüberwindlich im Zweikampfe, wie im geschlossenen Gefechte, schlugen sie alle feindliche Angriffe zurück. Als Shamer sah, daß seine Leute, wenn sie Mann gegen Mann fochten, stets zurückgetrieben wurden, zog er sich zurück, sandte aber nun einen unaufhörlichen, dichten Hagel von Pfeilen auf Hosseins Leute. Vom feindlichen Geschoß getroffen, fielen nun Menschen und Pferde todt danieder, und immer lichter und dünner wurden Hosseins ohnehin schon schwache Reihen. Die gewöhnliche Betstunde unterbrach auf kurze Zeit den Kampf, der aber, sobald das Gebet geendiget war, sogleich wieder begann, und erst dann völlig erstarb, als der Letzte von Hosseins Getreuen todt zu den Füßen seines Herrn gefallen war. Einsam und allein, blos von Leichen seiner erschlagenen Freunde umgeben, setzte sich jetzt Hossein vor den Eingang seines Zeltes. Seinen brennenden Durst zu lindern, will er einen Tropfen Wasser kosten; aber ein Pfeil durchbohrt ihm die Lippen, und noch schwerer verwundet ihn ein anderer Pfeil am Kopfe. Sein jungstes Söhnchen Abdallah wird in seinen Armen ermordet, und ermordet wird auch sein kleiner Neffe, ein noch zarteres Kind als Abdallah, und zwar in dem nämlichen

Augenblicke, als es seine kleinen Arme um den Hals seines Oheims schlingt. Mit seiner rechten Hand spritzt Hossein das Blut seines Sohnes gegen Himmel, verrichtet mit lauter Stimme ein Gebet für die Todten und Lebenden, nimmt hierauf in die eine Hand sein Schwerdt, in die andere den Koran, und stürzt sich mitten unter die Feinde. Aus Ehrfurcht vor dem Heiligen weichen alle Araber zurück; sogar Thränen rollen über manchen ehrwürdigen Bart. Aber der grausame Shamer ermuntert unaufhörlich seine Leute zum Mord. Aus Furcht vor ihm rennen Einige mit ihren Lanzen nach Hossein, verfehlen ihn aber vorsätzlich. Jetzt wird Shamer wüthend; er flucht, tobt, und schwingt seinen Säbel über dem Kopf seiner eigenen Leute. Ein Araber wagt es nun und verwundet Hossein an dem Arm, zu gleicher Zeit erhält derselbe auch eine Wunde in der Hüfte. Diesem Beispiel folgen nun mehrere Andere, und mit sechs und dreißig Wunden bedeckt, fällt endlich der Held unter den wiederholten Streichen seiner zahlreichen, jetzt von allen Seiten auf ihn eindringenden Feinde. (680).

5. Hossein war zwei und fünfzig Jahre alt, als er starb. Nach seinem Tode ward ihm der Kopf abgehauen; und um alle Knochen und Gebeine des entseelten Körpers zu zerbrechen und zu zertreten mußten ganze Geschwader Reiterei, auf des gewissenlosen Shamers Befehl, über Hosseins Leiche einigemal hin- und herjagen. Der abgeschlagene Kopf ward unverzüglich durch einen Reiter dem Statthalter nach Kufa gesandt, und der unmenschliche Obeidallah schlug mehrmals mit seinem Stock auf den erblaßten Mund, höhnisch betheuernd, noch nie einen so schönen Kopf, wie diesen gesehen zu haben. *).

*) Der, welcher Hosseins Kopf dem Statthalter über-

stand er sogleich von seinem Vorhaben ab. Die Ruhe Arabiens und der Gehorsam der Einwohner lagen ihm mehr am Herzen, als der unförmliche Holzblock des Propheten; und die Stadt Medina blieb nach wie vor im ungestörten Besitz ihrer kostbaren Reliquie.

17. Moawiahs Freigebigkeit gegen seine Freunde oder jene, welche er sich zu Freunden machen wollte, grenzte gar oft ganz nahe an Verschwendung. Die Ayescha beschenkte er einst mit einem Armgeschmeide von hundert Tausend Dinars *) an Werth. Dem Hassan, Hossein und Abdallah Zobeir schenkte er bei einer andern Gelegenheit, dem Ersten dreimal hundert Tausend und jedem der beiden Andern hundert Tausend Dinars. „Die Haschemiten,“ pflegte er zu sagen, „sind ihrer Tapferkeit und Zobeirs Nachkommen ihres Edelmuthes wegen berühmt. Ich werde suchen, sie darin zu übertreffen, daß meine Gnade und Menschenliebe von allen Muselmännern wird gepriesen werden.“ —

18. Moawiah war ein trefflicher Redner; liebte aber vorzüglich die Dichtkunst, erhob sich jedoch darin nie über das Mittelmäßige. Demungeachtet erregte höheres Dichtertalent nie seinen Neid; im Gegentheil ward es von ihm geschätzt, noch mehr ermuntert, und gab dem, der es besaß, mehr als gewöhnliche Ansprüche auf die Gunst und Freigebigkeit des Kaliphen. Ein junger Araber hatte eine der schönsten Jungfrauen Arabiens geheirathet. Um zu ihrem Besitze zu gelangen, hatte er sein ganzes Ver-

*) Einen Golddinar kann man nach unserm Geldfuß ungefähr auf einen halben Louisd'or rechnen.

mögen darauf verwendet. Aber kaum war er verheirathet, als der Statthalter von Irak, bezaubert von der blendenden Schönheit der jungen Frau, sie ihrem Gatten entriß. Für den Unglücklichen gab es jetzt nirgends mehr Hülfe oder Schutz, als blos noch an dem Throne des Kaliphen. Voll Zuversicht zu der Großmuth des Beherrschers der Gläubigen, geht er nach Damaskus, jedoch nicht ganz ohne Furcht, daß seines Gegners großes Ansehen und ausgezeichnete Verdienste vielleicht dennoch Moawiahs Gerechtigkeitsliebe bestechen könnten. Von dergleichen Zweifeln immer mehr gequält und geängstiget, kommt ihm endlich der glückliche Gedanke, ein elegisches Gedicht zu verfertigen, die rührende Geschichte seiner Leiden und seines Unglückes darin zu erzählen, und es dem Kaliphen zu überreichen. Dem jungen Manne fehlte es nicht an dichterischen Anlagen, und seiner Phantasie und seinen Empfindungen gab leidenschaftliche Liebe jetzt noch einen höhern Schwung. Nicht ohne sichtbare Spuren der Rührung liest Moawiah das Gedicht; aber kaum hatte er es gelesen, als auch schon ein reitender Bote nach Cufa eilet mit dem Befehl an den Statthalter, die geraubte junge Frau sogleich ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückzugeben. Der Statthalter schreibt dem Kaliphen, er möchte ihm nur erlauben, ein einziges Jahr ungehorsam zu seyn; nach Verfluß desselben wolle er die junge Frau zurückgeben, und dann zugleich mit seinem Kopfe für den Ungehorsam eines Jahres büßen. Ein noch schärferer Befehl des Kaliphen erheischt augenblicklichen Gehorsam. Aber nun ist Moawiah selbst neugierig, die so sehr gepriesene Schönheit zu sehen. Sie kommt demnach nach Damaskus. Auch auf den Kaliphen machen ihre seltenen Reitze Eindruck. Er unterhält sich mit ihr, und da ihre geistvollen Antworten auf seine Fragen eine,

der ungewöhnlichen Wohlgestalt ihres Körpers entsprechende Schönheit der Seele verrathen, so führt sie der Kaliph nun selbst in die Arme ihres Gatten und beschenkt Beide so reichlich, daß sie sich jetzt plötzlich aus drückender Armuth in Wohlstand und Ueberfluß versetzt fanden *). — Auch einen arabischen Räuber, dem vermöge richterlichen Spruches die rechte Hand abgehauen werden sollte, begnadigte Moawiah, weil der Verurtheilte in vier rührenden, trefflich gelungenen Versen um Milderung der Strafe gebeten hatte.

19. Begraben ward Moawiah zu Damaskus, wo auch nachher alle Kaliphen aus dem Hause der Ommiahden ihre Grabstätte fanden. Zur Aufschrift auf seinem Siegel hatte er die Worte: "Ein jegliches Werk hat seinen Lohn," unstreitig ein schöner Wahlspruch; nur darf man nicht vergessen, daß blos Werke in Gott gethan auch gute Werke sind und daher einen Lohn erwarten dürfen.

---

*) Moawiah hatte der schönen Frau die Wahl gelassen, entweder zu dem Statthalter von Irak oder zu ihrem rechtmäßigen Manne zurückzukehren. Als er sie nun fragte, welchem von Beiden sie den Vorzug zu geben gesonnen sey, antwortete sie, ohne sich lange zu besinnen, in etlichen sehr eleganten Versen, daß zwar ein so verdienstvoller, und selbst von dem Beherrscher der Gläubigen hochgeehrter Mann, wie der Statthalter, sie hier in diesem Leben glücklich machen, aber in der zukünftigen Welt ihr weder die Freuden des Paradieses verschaffen, noch die Qualen der Hölle von ihr abwenden könne. Die improvisirten Verse erhoben nun die schöne Dichterin noch höher in der Gunst des Kaliphen. — — Auch diese, an sich unbedeutende Anekdote beweißt, daß die Wollüste von Mohameds Paradies und die Höllenstrafen stets die beiden Pole sind, zwischen welchen die ganze Summe der Sittenlehre und Heiligkeit der Islamsbekenner sich ausschließlich herumdreht.

XVI.

1. Sobald Moawiah die Augen geschlossen hatte, ward dessen acht und zwanzigjähriger Sohn Yezid noch an demselben Tage in Damaskus zum Kaliphen ausgerufen, und im folgenden Monate ihm von allen Provinzen, mit Ausnahme der Städte Mekka und Medina und deren Gebiete, feierlich gehuldiget. Hossein, Hassans Bruder und Abdallah, Zobeirs Sohn, waren nach Mekka entflohen. Hossein, jetzt das Haupt der Familie Haschem, war bekanntlich Alis und Fatimes zweiter Sohn, mithin des Propheten Enkel; und diese Eigenschaft drückte seiner Person in den Augen aller eifrigen Muselmänner den Charakter unverletzbarer Heiligkeit auf. Treu und aufrichtig hingen ihm daher die Städte Mekka und Medina an, und in allen Provinzen gab es eine Menge Moslemen, die in ihrem Herzen den Ommiahden fluchten, und Alis Sohn, als ihren rechtmäßigen Kaliphen segneten. Aber Hosseins Unglück war, daß er den Verheisungen der treulosen Einwohner Iraks und Cufa's zu sehr traute. Heimlich hatten diese durch Abgeordnete ihn einladen lassen, zu ihnen zu kommen; sie wollten, ließen sie Hossein sagen, ihm als Kaliphen huldigen, und hundert und fünfzig Tausend Schwerter wären schon gezückt, um seine Rechte zu vertheidigen. Gegen den Rath seiner besten Freunde machte sich Hossein mit seiner ganzen Familie und einer kleinen Anzahl von Getreuen sogleich auf den Weg. Den Moslem, seinen Vetter, schickte er voran, um in seinem Namen einstweilen sich von den Cufanern huldigen zu lassen.

2. Einen Tag früher, als Moslem, hielt der Statthalter von Irak, Obeidallah, des grausamen Zyads Sohn, gegen Abend seinen Einzug in Cufa. In seinem Leben hatte Hassan stets einen schwarzen Turban getragen. Einen solchen trug auch Obeidallah. Die Cufaner glaubten also, es sey Hossein, und empfingen den Kommenden mit frohlockendem Zuruf. Aber am andern Tage erkannten sie ihren Irrthum; und da nun auch jetzt Moslem ankam, so huldigten sie dem Hossein, und legten in Moslems Händen den Eid der Treupflicht ab. Obeidallah wollte jetzt Gewalt brauchen; aber er war zu schwach, ward geschlagen und gezwungen sich mit den Seinigen in der Burg von Cufa einzuschließen. Moslem umringte das Schloß. Da es schon anfing Nacht zu werden, so ward der Sturm auf den folgenden Tag aufgeschoben. Aber in der Burg von Cufa wurde ein, dem Kaliphen gehöriger Schatz aufbewahrt. Obeidallah bediente sich desselben, um die ohnehin wankelmüthigen Cufaner während der Nacht damit zu bestechen. Die Treulosen, die beim Anblick des Goldes, das Obeidallah ihnen bot, ihres dem Hossein geleisteten Eides vergaßen, versprachen auf das neue wieder, dem Yezid als ihrem Kaliphen zu gehorchen. Mit dreisig Reitern machte jetzt Obeidallah einen Ausfall. Die Cufaner nahmen sogleich die Flucht und zerstreueten sich. Moslem, von Allen verlassen, ward gefangen, auf die Burg gebracht und dort enthauptet. Noch einige andere warme Anhänger von Alis Hause wurden jetzt ebenfalls verhaftet und hingerichtet; und jeder Funke der Empörung war nun schon in seiner Entstehung erstickt.

3. Hossein hatte indessen die Wüste von Arabien durchzogen, war über den Euphrat gegangen, und näherte sich Iraks Grenzen. Er hatte gehofft,

daß zahlreiche Schaaren seiner Anhänger, unter Moslems Anführung ihm jubelnd entgegen kommen, und er und die ihn begleitenden Freunde schon an den Ufern des Euphrats ein, ihnen völlig ergebenes Heer antreffen würden. Die überall herrschende Stille und Einsamkeit erschreckten nun nicht wenig Hossein und seine Begleiter; Besorgnisse mancherlei Art traten jetzt an die Stelle ihrer bisherigen frohen Hoffnungen; sie ahneten zum Theil selbst schon ihrer Parthei Sturz oder Abfall; und diese Ahndung ging nun bald in volle Gewißheit über. Obeidallah hatte den Harro Yezid mit tausend Reitern geschickt, dem Hossein den Rückweg nach Mekka abzuschneiden, und ihn sammt allen seinen Leuten gefangen nach Cufa zu führen. Nur mit Widerwillen übernahm Harro diesen Auftrag, denn ihm, wie allen ächten Moslemen war Hosseins Person heilig. Als er ihm nahe kam, unterrichtete er ihn von Allem, was indessen in Cufa vorgefallen war, machte ihn auch mit seinem, von Obeidallah erhaltenen Befehl bekannt, versicherte ihn aber, daß er nichts gegen ihn unternehmen würde, wenn er nur eine andere Straße, als jene nach Cufa, ziehen wollte. Hossein zog nun nach Kadesia. Um ihn zu beobachten, folgte ihm Harro in mäßiger Ferne. Indessen schickte Obeidallah, der nicht ohne Grund argwohnte, daß der gelinder denkende Harro gar wohl Alis Sohne den Rückweg nach Mekka gestatten möchte, auch den Amer mit 4000 Reitern ab, um sich des Hosseins zu bemächtigen, und, da er ebenfalls dem Amer nicht gänzlich trauen zu dürfen glaubte, endlich auch noch den grausamen, jeder Gewaltthätigkeit fähigen Schamer mit 5000 Reitern. Als die, gegen Hossein abgeschickten Haufen sich vereiniget hatten, belief sich das Heer auf eilf tausend Mann, während Hossein kaum hundert bewaffnete Begleiter hatte, indem die,

ner Reihe von Jahren ward Hosseins Name, diesseits, wie jenseits des Euphrats, ein neuer Vorwand des Aufruhrs und der Empörung. — Abdallah Zobeir, der, wie der Leser weiß, dem Yezid gleich bei dessen Thronbesteigung die Huldigung verweigert hatte, erklärte sich jetzt öffentlich gegen denselben. In Mecca versammelte er das Volk, entflammte, in einer heftigen Rede gegen den Kaliphen in Damascus, es zur Rache, und warf, als er geendet hatte, seinen Turban mit den Worten hinweg: „Ich verwerfe Yezid, wie ich diesen Turban von mir werfe." — Das Nämliche that nun auch alles Volk. Wer seinen Turban nicht hinwegwerfen wollte, zog seine Schuhe aus und warf diese hinweg, und in einem Augenblick war der ganze Platz mit Hügeln von Turbans und Schuhen bedeckt. Meccas Beispiel folgte bald auch Medina, und in beiden Städten ward Abdallah, zwar noch nicht als Kaliph, jedoch weil, wie es hieß, die Religion gefährdet wäre, als Oberhaupt der Gläubigen anerkannt.

2. Sobald Yezid von dem Aufstand der Meccaner und Medinenser Kunde erhalten hatte, ließ er den Meslem mit zwölf Tausend Reitern und fünf Tausend Mann Fußvolkes gegen beide Städte aufbrechen. Meslem ruckte zuerst vor Medina. Meslem war schlau genug, die Stadt blos von der Morgenseite anzugreifen *). So wenig wie jeder Andern,

*) Für die Belagerten entstund hieraus der große Nachtheil, daß sie die Sonne, wenn Meslem mit Anbruch des Tages die Stadt stürmte, gerade im Gesicht hatten; dadurch geblendet, konnten sie auch die Gegenstände nicht gehörig unterscheiden; und überhaupt ward durch eine solche Stellung, mit dem Gesicht ge-

ward jetzt auch der geheiligten Prophetenstadt geschont; ihre schönsten Tempel wurden durch die Maschinen der Belagerer zerstört, ihre Mauern endlich erstürmt, und mehrere Tausende ihrer Einwohner erwürgt. Nach dieser blutigen Lektion fanden die Medinenser die Religion nun nicht mehr gefährdet, sondern huldigten auf das neue dem Kaliphen in Damascus.

3. Von Medina zog Meslem nach Mecca, starb aber auf dem Marsch, und einer seiner Unterfeldherren, Namens Hosein Ebn Thamir, übernahm das Commando. Auch dieser schonte eben so wenig, wie Meslem, der nicht minder heiligen Geburtsstadt seines Propheten. Eine Menge Häuser wurden während der Belagerung niedergebrannt, und selbst die heilige Kaaba ward, trotz ihres noch heiligern schwarzen Steins entweder durch Zufall, oder durch die von den Katapulten der Belagerer in die Stadt geschleuderten brennenden Fackeln, ein Raub der Flammen. Abdallah that zwar tapfern Widerstand, aber demungeachtet stand nach vierzigtägiger Belagerung Hossein schon im Begriffe, sich der Stadt zu bemächtigen, als auf einmal und ganz unvermuthet die Nachricht von Yezids Tode in seinem Lager ankam. (684.)

4. Hossein Thamir stellte sogleich alle Feindseligkeiten ein, begrüßte sogar den Abdallah, in einer Unterredung mit demselben, als künftigen Kaliphen, und erbot sich, sammt seinem ganzen Heere ihm unverzüglich den Huldigungseid zu leisten. Aus ungegründetem Argwohn lehnte Zobeirs Sohn Hos-

---

gen die Sonne, ihr ganzer Widerstand nicht wenig gelähmt.

seins Anerbieten von sich: eine Unbesonnenheit, deren böse Folgen Abdallahs allzuspäte Reue nachher nie mehr wieder gut machen konnte.

5. In Damascus ward gleich nach Yezids Tod dessen ältester Sohn Moawiah II. zum Kaliphen ausgerufen. Aber Yezids Sohn hatte nicht den leichten Sinn seines Vaters geerbt. Den Thron betrachtete er nicht als einen Sitz träger Ruhe oder zügelloser Willkühr. Obgleich noch jung, und daher an eigenen Erfahrungen noch arm, gebrach es ihm doch nicht an Welt- und Menschenkenntniß, und längst schon führte sein Siegel die Ueberschrift: „die Welt ist eine Betrügerin." Mit der Wandelbarkeit der Volksgunst, der Treulosigkeit der Iraker, und dem stets unruhigen Geist schwungsüchtiger Großen, hatte ihn die Geschichte seiner Vorfahren, der frühern Kaliphen, bekannt gemacht; und zu wenig von Stolz und Eigenliebe bethört, um nicht das Maß eigener Kräfte richtig zu schätzen, fühlte er sich nun zu schwach, in so wild bewegten, gesetzlosen Zeiten die Zügel des Regiments mit sicherer und fester Hand zu führen. Unter diesen und ähnlichen Reflexionen reifte schon am zwanzigsten Tage seines Kaliphats in ihm der feste Entschluß, der Herrschaft freiwillig zu entsagen. Demzufolge rief er alle in Damascus anwesende Häupter der Nation zu sich, erklärte ihnen gerade zu, die ihm auferlegte Regentenbürde sey für ihn zu schwer, er daher auch nicht gesonnen, sich mit derselben noch länger zu belasten. Anfänglich wäre er zwar einen Augenblick entschlossen gewesen, selbst einen Kaliphen zu ernennen; er müsse aber aufrichtig gestehen, daß er unter ihnen Allen Keinen, der eines so erhabenen Postens würdig wäre, gefunden habe; er sey demnach auf den Gedanken gerathen, Omars Beispiel zu

folgen, und gleich diesem, sechs Männer zu ernennen, deren freie Wahl den erledigten Kaliphenthron besetzen sollte; aber hier wäre er bald wieder auf die nämliche Schwierigkeit gestoßen, und habe nach langem Hin- und Hersinnen auch nicht sechs Männer zusammen bringen können, deren Händen er einen so ungemein wichtigen Auftrag mit Sicherheit hätte anvertrauen können. Sein fester Entschluß sey daher jetzt, die Wahl des neuen Kaliphen, ohne irgend eine Einmischung von seiner Seite, blos ihrer eigenen, völlig unbeschränkten Einsicht zu überlassen. — Der Entschluß des Kaliphen war unerschütterlich, und alle Gegenvorstellungen der zahlreichen Versammlung blieben fruchtlos. Endlich erklärten sämmtliche, bei Moawiah versammelten Großen, daß sie zwar seinem Willen, jedoch blos unter der Bedingung sich fügen wollten, daß, wenn der neu gewählte Kaliph ihm nicht anstehen würde, dessen Wahl sogleich als nicht geschehen betrachtet und zu einer neuen geschritten werden sollte. Aber auch diesen unzweideutigen Beweis von Ehrfurcht und Zutrauen, nahm der abtretende Kaliph nicht an, denn, sagte er, da ich an den Annehmlichkeiten der unumschränkten Gewalt keinen Antheil genommen, so will ich auch an der, damit verknüpften, schweren Verantwortung keinen Antheil haben. Nehmet und wählt welchen ihr wollt; was geht es mich an!

6. Aber Niemand war jetzt bestürzter und trostloser, als die Ommiahden; sie befürchteten, das Kaliphat möchte auf immer ihrem Hause entrissen werden. Mit Verwünschungen überhäuften sie denjenigen, der den Kaliphen zu diesem Schritte verleitet hätte; und als sie erfuhren, daß es Al-Maskus, Moawiahs ehemaliger Lehrer gewesen; so ward

derselbe von den Wüthenden ergriffen, und auf der Stelle lebendig verbrannt.

7. Die Bemühungen der Ommiahden, das Kaliphat in ihrem Geschlecht zu erhalten, waren jedoch glücklicher, als sie selbst anfänglich gehofft hatten; und es gelang ihnen, die Wahl so zu lenken, daß Merwann Ebn Al-Hakem, der Sprößling eines Nebenzweiges des Ommiahdischen Hauses zum Kaliphen gewählt ward *). Derselbe mußte geloben, Yezids zweiten Sohn, Khaled zu seinem Nachfolger zu erklären. Merwann versprach es, und zum Unterpfand der Treue seines Versprechens vermählte er sich mit Khaleds Mutter, Yezids hinterlassenen Wittwe. — Bald darauf starb Moawiah II. ungefähr 40 Tage nach seiner feierlichen Abdankung; Einige sagen an Gift, Andere an der Pest. Da er sich beinahe stets in seiner Wohnung eingeschlossen hielt und nie oder nur äußerst selten öffentlich sehen ließ; so gab das Volk ihm den Beinamen Abu Leilah, d. h. Vater der Nacht.

8. In Arabien ward indessen Abdallah zum Kaliphen ausgerufen. Ihm huldigten Mecca und Medina, die Provinzen Hedschas, Yemen, Bahrein, und alle am arabischen Meere gelegenen Städte. Mit ganz besonderer Treue und Liebe hing ihm Medina an; nicht blos weil Abu-Becrs Tochter Asima Abdallahs Mutter war, sondern vorzüglich, weil er das erste Kind gewesen, welches den, von den Medinensern gastfreundlich aufgenommenen Meccanern

*) Ommayah, das Stammhaupt, hatte zwei Söhne, Harbi und As. Harbi zeugte Abu-Sofian, Vater des Kaliphen Moawiah I. und As zeugte Hakem, Vater des nun zum Kaliphen gewählten Merwann.

ı Medina geboren ward. Auch die entferntern
)rovinzen traten auf Abdallahs Seite. Aegypten
ahm den von ihm gesandten Statthalter an. Das
ämliche that auch Armenien. Irak und Cufa er=
nnten ihn ebenfalls als Beherrscher der Gläubi=
n; und selbst in Syrien, sogar in der Hauptstadt
amascus wußte Dahheb, Kais Sohn, und Ab=
llahs warmer Freund, ihm eine Menge Anhän=
r zu gewinnen; kurz, blos mit Ausnahme der
rovinz Chorasan*), gehorchte das ganze Reich dem
aliphen in Mecca, und nur ein kleiner Theil von
yrien blieb dem Merwann treu.

9. Aber nichts als Unklugheit und Mißgriffe
er Art bezeichneten gleich den Anfang der Re=
erung des Abdallah. In die Provinzen schickte
ungeschickte oder unzuverlässige Statthalter. Sein
n ihm vorsätzlich kund gegebener Plan, das ganze
aus der Ommiahden zu vertilgen, zwang dieses
hlreiche und mächtige Geschlecht zu verzweifeltem
iderstand. Gegen seine Gegner verfuhr er überall
t ungemeiner Strenge und Härte, da Merwann
Gegentheil nur mit Milde und Schonung zu
erke ging, und seine Feinde mehr durch Gros=
uth, als Waffengewalt zu besiegen suchte. Eine
türliche Folge davon war, daß Abdallahs Anhän=

*) Die sehr große und bedeutende Provinz Chorasan er=
klärte, daß sie neutral bleiben wolle, bis der Streit um
das Kaliphat zwischen den beiden Kronbewerbern sich zu
Gunsten des Einen oder des Andern entschieden haben
würde. Bis dahin begab sie sich unter den Schutz ihres
Statthalters Salem, eines eben so tapfern, als klu=
gen und gerechten Mannes, der die Provinz schon seit
mehreren Jahren mit Weisheit und Milde regiert, auch
seine Soldaten auf mehreren Streifzügen gegen die
Türken nicht wenig bereichert hatte.

ger in eben dem Verhältniß sich minderten, in welchem jene des Merwann sich vermehrten.

10. In Syrien kam es zuerst, und zwar in der Nähe von Damascus, zwischen beiden Partheien zu einer Schlacht. Syrer fochten hier gegen Syrer. Merwann führte sein kleines Heer selbst an. Dahheb stritt für Abdallah. Das, obgleich viel zahlreichere Heer des Letztern, ward jedoch völlig geschlagen. Als Merwann die Feinde fliehen sah, ließ er sogleich zum Abzug blasen; das Blut eines fliehenden Feindes wollte er nicht vergießen. Diese edle That gewann ihm alle Herzen, und ganz Syrien sammt der Hauptstadt, unterwarfen sich dem Sieger. Bald darauf zog Merwann nach Aegypten, schlug Abdallahs Statthalter in mehreren Gefechten, und als Abderrhaman, so hieß Abdallahs Stellvertreter in Aegypten, sah, daß er dem Merwann nicht gewachsen wäre, so verkaufte er demselben das ganze seiner Verwaltung anvertraute Land, gegen eine mäßige Summe. Auf seinem Rückmarsch nach Syrien stieß Merwann auf ein neues Heer, welches Abdallah unter der Anführung seines Bruders Musaib geschickt hatte, um Aegypten wieder zu erobern. Aber auch dieses Heer ward gänzlich geschlagen und zerstreut. Verkleidet und ohne Gefolge kam Musaib nach Mecca zurück; aber triumphirend und mit Ruhm bedeckt, zog Merwann in Damascus ein, worauf Palästina und die ganze phönizische Seeküste, wie auch Armenien und Irak sich dem Kaliphen zu Damascus unterwarfen. Abdallahs Kaliphat erstreckte sich jetzt blos noch über Arabien und einige südliche Provinzen von Persien.

11. Merwanns Tapferkeit und Klugheit, vom Glücke gekrönt, würde bald wieder alle Provinzen

des ungeheuern Reiches unter einem Scepter vereint haben, hätte nicht ein zu früher, gewaltsamer Tod ihn plötzlich seiner glorreichen Laufbahn entrissen. Gegen sein gemachtes Versprechen suchte Merwann, mit Hintansetzung des Khaled, seinem eigenen Sohne Abd-el-Malec die Thronfolge zu sichern. Dieß reizte den jungen Khaled und noch mehr dessen Mutter. Eines Tages erdreustete sich Ersterer seinem Stiefvater in Gegenwart des ganzen Hofes äußerst bittere Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit zu machen. Merwann gerieth darüber in Zorn und nannte den jungen Khaled einen Bastard. Weinend ging der Knabe hinweg, und klagte es der Mutter; und diese, die ohnehin schon wegen der Zurücksetzung ihres Sohnes, gegen ihren Gemahl einen geheimen Groll in ihrem Herzen nährte, schwur nun, ihre öffentlich geschmähete Ehre blutig an dem Beleidiger zu rächen. Vom Entschluß eilte sie schnell zur That, und noch an demselben Tage empfieng Merwann aus ihren Händen einen vergifteten Trank, an welchem er starb. Nach einer andern Erzählung legte Khaleds Mutter auf ihren Gemahl, als er schlief, mehrere Kissen, setzte sich dann darauf, und blieb so lange sitzen, bis derselbe darunter erstickte. Sobald er todt war, gab sie vor, er sey plötzlich gestorben, und zwar an der damals an einigen Orten in Syrien noch herrschenden Pest. Merwann starb in dem ein und siebenzigsten Jahre seines Alters, nach einer äußerst kurzen Regierung von zwölf, nicht einmal ganz vollen Monaten (685). Begraben ward er in Damascus, und aufrichtig beweint und beklagt in allen, seiner Herrschaft unterworfenen Ländern.

Reihe von Jahren ward Hosseins Name, dies-
wie jenseits des Euphrats, ein neuer Vor-
des Aufruhrs und der Empörung. — Abdal-
Zobeir, der, wie der Leser weiß, dem Yezid
bei dessen Thronbesteigung die Huldigung ver-
rt hatte, erklärte sich jetzt öffentlich gegen den-
. In Mecca versammelte er das Volk, ent-
nte, in einer heftigen Rede gegen den Kali-
in Damascus, es zur Rache, und warf, als
endet hatte, seinen Turban mit den Worten
g: "Ich verwerfe Yezid, wie ich diesen Tur-
von mir werfe." — Das Nämliche that nun
alles Volk. Wer seinen Turban nicht hinweg-
n wollte, zog seine Schuhe aus und warf diese
g, und in einem Augenblick war der ganze
mit Hügeln von Turbans und Schuhen be-
Meccas Beispiel folgte bald auch Medina,
n beiden Städten ward Abdallah, zwar noch
als Kaliph, jedoch weil, wie es hieß, die Re-
gefährdet wäre, als Oberhaupt der Gläubi-
anerkannt.

...ien hauste mit nicht minderen Grimm der furchtbare Moktar. Mit grenzenloser Wuth verfolgte er Alle, welche an Hosseins Tod auch nur den entferntesten Antheil gehabt hatten; und unter Henkers Händen starben während seiner kurzen Regierung mehr als fünfzig Tausend Menschen theils in Cufa, theils in Basra und den übrigen Städten des Gebietes.

3. Nichts charakterisirt den anarchischen Zustand jener Zeiten besser, als die Art und Weise, wie Moktar zur Herrschaft in den so eben erwähnten Ländern gelangte. — Gleich nach Yezids Tod, jedoch als Merwan schon das Kaliphat übernommen hatte, waren die in Irak sehr zahlreichen Aliten *) in einen Bund zusammen getreten, der, wie sie selbst öffentlich kundgaben, blos zum Zweck haben sollte, Hosseins Tod zu rächen. Diesem Bunde trat nun bald auch das Volk von Cufa bei. Die wankelmüthigen, von jedem Winde leicht bewegten Cufaner hatten nämlich seit einiger Zeit angefangen, ihren an Hossein begangenen Verrath zu bereuen. Schaarenweise wallfahrteten sie jetzt nach Hosseins Grabe, benetzten es mit ihren Thränen, beteten ganze Nächte hindurch auf demselben, stießen dann die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Mörder desselben aus, und foderten nun selbst und zwar mit ihrem ge-

*) Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von Alis Nachkommen, oder den Gliedern seines Hauses, sondern von jenen die Rede ist, welche, weil man das Kaliphat Alis Familie entzogen hatte, ein politisches und religiöses Schisma bildeten. Sie werden auch Anhänger oder Separatisten genannt, und behaupteten, daß außer dem Hause Ali gar kein rechtmäßiger Kaliph gefunden werden könne.

wöhnlichen Ungestüm, das Blut dieses Märtyrers von dessen Feinden. Die Blutrache der Verbündeten sollte nun vorzüglich, und vielleicht sogar ausschließlich blos den Obeidallah, damals Statthalter in Syrien, treffen. Da dieser bekanntlich ohne Yezids Befehl, ja wohl gegen dessen Willen, den Hosein hatte tödten lassen; so hatten auch jetzt die Bewegungen der Aliten noch nicht den Schein einer Empörung. Die ganze Sache glich mehr dem Privatzwiste eines Stammes mit den Mördern Eines seiner Glieder; und der Statthalter in Cufa, ein Anhänger des Hauses Ommiah, durfte um so weniger etwas gegen den Bund unternehmen, als der unruhige, meuterische, stets zum Aufruhr geneigte Charakter des Volkes, dessen Verwaltung ihm anvertraut war, ihm hierin ohnehin schon die größte Vorsicht und Behutsamkeit zum Gesetz machte. Die Bundesglieder erließen demnach Einladungsschreiben an ihre enferneteren Freunde. Diese zogen so viele Leute, als sie konnten, zusammen, gaben ihnen Waffen, und sandten sie theils in größern, theils in kleinern Banden zur ferneren Verfügung des Bundes in die Gegend von Cufa.

4. Moktar befand sich damals noch in Mecca. Nach Yezids Tod hatte er sogleich dem Abdallah gehuldiget. Er war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Kühnheit, dabei tapfer und des Krieges kundig, aber im höchsten Grade schwungsüchtig und jeder, auch der gewagtesten Unternehmung fähig. Sobald er von der Lage der Dinge in Irak Nachricht erhalten hatte, verließ er Mecca und ging nach Cufa, in der sichern Hoffnung, sich dort bald zum Anführer der Verbündeten empor zu schwingen und dann, die überall herrschende Verwirrung und Anarchie benutzend, sich wo nicht gar das Kaliphat, doch we-

nigstens eine selbstständige, unabhängige Herrschaft zu erkämpfen. Aber Oberhaupt des Bundes war schon Soleiman, ein sehr angesehener, reicher und redlicher Mann, aber zugleich auch ein ganz gewöhnlicher, und vielleicht selbst über Gebühr beschränkter Kopf. Diesen suchte nun Moktar zu verdrängen, sprach überall laut und ohne Scheu von Soleimans wenigen Fähigkeiten, und sagte jetzt schon dem Bunde, unter einem solchen Anführer, seinen gewissen Untergang mit Bestimmtheit voraus. Aber Soleimans Anhang war noch zu zahlreich und mächtig, und brachte es ohne große Mühe bei dem Statthalter dahin, daß dieser den Moktar seiner Lästerungen wegen in das Gefängniß werfen ließ. Aber mehr und schneller als er selbst hoffen konnte, ward Moktar durch Soleimans eigene Thorheiten und verkehrte Masregeln wieder gerechtfertiget. Ohne zu warten, bis alle schon auf dem Marsch begriffene Truppen zu ihm gestoßen waren, brach er, gegen den Rath aller seiner Freunde, mit ungefähr 4000 Mann auf, und zog gegen die syrische Grenze. Zu entschuldigen wäre dies gewesen, hätte Soleiman den Obeidallah unvermuthet überfallen wollen; daß dieses aber nicht in seinem Plane lag, bewies er dadurch, daß er einige Tage bei Hosseins Grab weilte und, während er des Nachts über demselben weinte und betete, beinahe die Hälfte seiner Leute verlor, die, weil sie wahrscheinlich keine große Hoffnung zu einer reichen Beute vor sich sahen, das Lager heimlich verließen und auseinander liefen. Als Soleiman sein kleines Heer musterte, war dasselbe nahe bis auf die Hälfte zusammen geschmolzen. Dessenungeachtet zog er weiter, ward aber nun, nicht ferne von Hosseins Grabe, von Obeidallah, der, weil er wohl einsah, daß gerade ihm von Seiten des Bundes die größte Gefahr drohe, alle seine Truppen

Mann verloren; während Ibrahims Heer kaum vierhundert Todte zählte.

8. Ibrahims Sieg befestigte Moktars Herrschaft. Dem Kaliphen zu Mecca, dem er bisher Unterwürfigkeit geheuchelt hatte, kündigte er nun förmlich den Gehorsam auf; den Merwann und dessen Sohn Abd-el-Malec, hatte er ohnehin nie als Kaliphen erkannt. Um seiner Usurpation einen täuschenden Schein von Rechtmäßigkeit zu geben, erklärte Moktar Alis jüngsten Sohn zum Kaliphen, und herrschte nun in Mahdi Mohameds Namen mit tyrannischer Willkühr in Irak, Mesopotamien und Babylonien. Unter dem Vorwande, Hosseins Tod zu rächen, ließ er Alle hinrichten, deren Anhänglichkeit an seine Person ihm verdächtig schien. Wer Moktars Recht zum Thron bezweifelte, gehörte zu Hosseins Mördern, und so floß jetzt unter dem Schwert der Henker das Blut von mehr als fünfzigtausend Menschen.

9. Weder Abd-el-Malec, noch Abdallah, weil selbst Nebenbuhler und mit einander in Krieg verwickelt, wagten es, den Moktar anzugreifen. Indessen schickte doch der Kaliph zu Mecca ein ziemlich ansehnliches Heer unter seinem Bruder an Iraks Grenze und Musaib, einen günstigen Zeitpunkt abwartend, nahm einstweilen unter dem Titel eines Emirs von Hedschas seinen Sitz in Bosra. Aber Moktars blutige Herrschaft eilte jetzt ihrem Ende entgegen. Durch seine Grausamkeit hatte er die Herzen aller redlichen und angesehenen Männer von sich gewandt, und auch das ohnehin so wetterwendische gemeine Volk von Cufa fing an, seiner überdrüßig zu werden. Auf einem Maulthier, welchem die Ohren und der Schweif abgeschnitten waren, kam un-

vermuthet Shebet, ein angesehener Einwohner von Cufa, von vielen nicht minder vornehmen Cufanern begleitet, in Bosra an. Als sie in die Stadt einzogen, gerieth ganz Bosra in Bewegung; denn wie aus einer Kehle schrieen die Ankommenden unaufhörlich: Ya Gautha, Ya Gautha! (helft, helft!) Natürlicher Weise läuft nun Alles zusammen; der Emir erscheint, und bitter über Moktars Grausamkeit klagend, flehen die Ankömmlinge um schleunige Hülfe. Die Cufaner, sagten sie, wären bereit, das ihnen auferlegte, schmähliche Joch zu zerbrechen, und um zu siegen, dürfte Musaib sich nur mit seinem Heere vor den Thoren von Cufa zeigen. Eine so günstige Gelegenheit, wenigstens Einen der Nebenbuhler seines Bruders zu stürzen, wollte Musaib nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Dem Al=Mohalleb, seinem Unterstatthalter in Persien, schickte er also unverzüglich Befehl, mit allen seinen Truppen zu ihm zu stoßen, und mit diesen vereint, zog er, ohne Zeit zu verlieren, nach Cufa. Eine Stunde von der Stadt kam ihm Moktar entgegen. Sobald beide Heere einander gegen über standen, kam es sogleich auch zur Schlacht. Aber Moktars Thron hatte jetzt seine geheime Wunderkraft verloren. Die Irakaner leisteten nur schwachen Widerstand. Moktar ward geschlagen, und warf sich mit 7000 Mann in die Burg von Cufa. Nach einer Belagerung von einigen Wochen, während welcher Moktar Wunder der Tapferkeit that, ward auch diese Feste erstürmt, er selbst im Gefecht erschlagen, und dann abermals an der nämlichen Stelle, an welcher im vorigen Jahre ihm Obeidallahs Kopf war überreicht worden, nun auch der Seinige dem Musaib gebracht. Die siebentausend Mann, welche sich mit Moktar in die Burg geworfen hatten, waren Moktars eigentliche Satelliten, die steten Vollstrecker seis

der grausamen und blutigen Befehle, daher verurtheilte Musaib sie sämmtlich zum Schwert. Nach der Einnahme der Burg ergab sich auch die Stadt, und Irak, Babylonien, Mesopotamien und Armenien huldigten auf das neue wieder dem Kaliphen zu Mecca.

10. Der Sieg über Moktar, der zugleich ein Sieg über die Azariten war, hatte die Macht des Kaliphen zu Mecca nicht wenig vermehrt. Abd-el-Malec sah ein, daß es Zeit sey, einen so mächtigen Nebenbuhler nicht noch mächtiger werden zu lassen. Er sammelte ein Heer, und brach damit gegen die Grenzen von Irak auf. Aber kaum war er eine Tagreise von Damascus entfernt, als er die Nachricht erhielt, Amru, ein naher Anverwandter von ihm, habe die Fahne der Empörung erhoben, und sich zum Herrn von Damascus gemacht. Eiligst kehrte Abd-el-Malec zurück, fand aber die Thore der Stadt geschlossen, und mußte sie nun förmlich belagern. Ein durch Vermittelung der Frauen geschlossener Vergleich öffnete jedoch bald wieder dem Kaliphen die Thore seiner Hauptstadt. Den Aufrührern war in dem Vergleich völlige Vergessenheit des Geschehenen zugesichert. Aber das, Mohameds Schülern überhaupt unbekannte Vergnügen, große Beleidigungen zu verzeihen, war mehr wie jedem Andern dem Abd-el-Malec fremd. Nach einigen Tagen ließ er unter irgend einem Vorwande den Amru zu sich rufen und, als er eintrat, sogleich entwaffnen. Da gerade die Stunde des Gebetes den Kaliphen in die Moschee rief, so übergab er den Gefangenen seinem Bruder, mit dem Befehle, ihn, während er selbst in der Moschee seine Andacht (?) verrichten würde, hinzurichten. Aber dieser Bruder hatte ein menschlisches Herz, warf das Schwert

hinweg, und vollzog nicht den erhaltenen blutigen Befehl. Als der Kaliph zurückkam, erstaunte er nicht wenig, den Amru noch unter den Lebenden zu finden. Auf seinen Befehl ward der Unglückliche auf dem Boden ausgestreckt, und Abd-el-Malec ermordete ihn mit eigener Hand. Kaum war die That geschehen, als ein solcher Schrecken den Kaliphen befiel, daß er an allen Gliedern zitterte, und von seinen Sclaven zu Bette gebracht werden mußte. Aber das Volk, als er in der Moschee den Amru nicht an der Seite des Kaliphen sah, ahnete Verrath, lief daher zu Yahya, und benachrichtigte diesen von der, seinem Bruder drohenden Gefahr. Yahya bewaffnete eiligst alle Sclaven seines Bruders, ungefähr Tausend an der Zahl, und stürmte mit diesen und noch mehreren Andern von Amrus Anhängern Abd-el-Malecs Palast. Nach einem hitzigen Gefechte wurden die Thore erbrochen, verschiedene von der Leibwache des Kaliphen getödtet; und die Aufrührer standen schon im Begriffe, in das Innere des Palastes einzudringen, als man ihnen Amrus Kopf entgegen warf, und mit diesem zugleich auch einen großen Sack mit Gold. Dieß Letztere kühlte ihre Hitze und besänftigte ihre Gemüther; sie theilten die Goldstücke und gingen ruhig nach Hause. Aber nach einigen Tagen, als die Ruhe vollkommen wieder hergestellt war, ließ der Kaliph alles Geld, was sie erhalten hatten, ihnen wieder abnehmen, und in den öffentlichen Schatz niederlegen. Yahya, dem das Todesurtheil schon gesprochen war, ward aus Rücksicht auf seine nahe Verwandschaft mit dem Hause Ommiah, blos mit lebenslänglicher Verbannung bestraft.

11. Ein ganzes Jahr brachte jetzt Abd-el-Malec mit neuen Kriegsrüstungen gegen den Kaliphen in

Mecca zu. Aber obgleich es dem Ersteren nicht an persönlicher Tapferkeit fehlte; so nahm er doch, nach dem unter den Sarazenen, seit Errichtung des Kaliphats eingeführten Brauch, ebenfalls zu allen schlechten Künsten des Verraths und der Treulosigkeit seine Zuflucht. Nach Cufa und Irak gingen jetzt in Geheim ganz ungeheure Summen Geldes, mit welchem Abd-el-Malec nicht nur unter den angesehensten Einwohnern der Stadt und der Provinz, sondern selbst unter Musaibs Heer eine Menge Verräther sich erkaufte. Mit Anbruch des Frühlings brach auch der Kaliph mit seinem Heere gegen Irak auf. Musaib, keinen Verrath ahnend, zog ihm entgegen. Bei Masken, in der Nähe von Cufa, stießen beide Heere auf einander. Zu gleicher Zeit lassen Abd-el-Malec und Musaib zum Angriff blasen; aber in demselben Augenblick geht der Anführer von Musaibs Reiterei mit allen seinen Geschwadern zu dem Feinde über. Auch die treulosen Irakaner, obgleich sie weder flohen, noch zu dem Kaliphen übergehen, legen jedoch die Waffen nieder, und weigern sich zu streiten. Musaib ist von Allen verlassen; nur sein Sohn Isa und Einige seiner Getreuen halten noch an seiner Seite. Isa bittet den Vater, unverzüglich nach Bosra und von da nach Mecca zu fliehen. Aber einer schmählichen Flucht zieht Musaib den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde vor; nur dringt er mit Bitten in seinen Sohn, daß er doch auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn, nach Mecca fliehen, und seinen Oheim von der schändlichen Verrätherei der Irakaner in Kenntniß setzen möchte. Aber auch dem, kaum 16jährigen Jüngling ist der Tod an der Seite seines Vaters willkommener, als ein Leben ohne den Vater. Gleiches Sinnes also, stürzen beide sich jetzt mitten unter die Feinde, erschlagen noch eine Menge derselben, bis sie endlich

von zahllosen Pfeilen durchbohrt, neben einander todt zu Boden sinken.

12. Nach dem Sieg bei Masken öffnete Cufa seine Thore. Im Triumph zog Abd-el-Malec in die Stadt. Unter frohlockendem Zuruf ward er von den Einwohnern empfangen, und Irak, Babylonien, Mesopotamien und Armenien, huldigten bald darauf dem Kaliphen zu Damaskus. Den Cufanern gab Abd-el-Malec ein prächtiges Gastmahl. Unter den geladenen Gästen befand sich ein sehr bejahrter Greis, ein Makhzumit, der ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kaliphen auf sich zog. Vor allen Uebrigen zeichnete ihn Abd-el-Malec aus. An der Tafel ließ er ihn neben sich auf sein Sopha sitzen, und ihre Unterredung beweißt, daß die Araber unter Abd-el-Malecs Kaliphat, mitten unter den Reichthümern des üppigen Orients, sich doch, wenigstens in Beziehung auf die Tafel, noch nicht sehr weit von ihrer primitiven Sitteneinfalt entfernt hatten. Abd-el-Malec nämlich fragte den Makhzumiten, welchem Gerichte er vor allen andern den Vorzug gebe. Der Alte antwortete: „einem stark gewürzten und gut gebratenen Eselskopf;" worauf der Kaliph ihm bewies, daß mit einer gut gebratenen, und mit Butter und Milch zugerichteten Hammelskeule gar kein anderes Gericht zu vergleichen wäre. Nach aufgehobener Tafel äußerte Abd-el-Malec den Wunsch, die Merkwürdigkeiten der Burg von Cufa in Augenschein zu nehmen. Da der alte Makhzumit über Alles die besten Aufschlüsse geben konnte, so begleitete er den Kaliphen durch alle Gemächer und Gänge des weitläufigen Schlosses. Auf einmal ward Abd-el-Malec sehr angenehm überrascht. Man überreichte ihm nämlich den Kopf des Musaib, der so eben war eingebracht worden. Schon stand der Kaliph

im Begriff, den Ueberbringer mit Tausend Goldinars zu belohnen, als der Alte an seiner Seite das Wort nahm und zu ihm sagte: „Beherrscher der „Gläubigen! über dieser Burg waltet ein sonderbares „Verhängniß. Ich war hier gegenwärtig, als man „Hosseins Kopf dem Obeidallah überreichte. Ein „Zufall führte mich in die Burg, als man einige „Jahre nachher Obeidallahs Kopf dem Moktar über„reichte. Im gleich darauf folgenden Jahre war ich „ebenfalls Zeuge, als man Moktars Kopf dem Mu„saib vorstellte, und nun muß ich abermals wieder „sehen, wie man Musaibs Kopf dem Kaliphen von „Damascus überreicht.“ Mächtig ergriff diese Rede den Kaliphen. Nicht ohne Grund befürchtete er, daß nach der bisherigen verhängnißvollen Folgenreihe wohl auch früher oder später sein eigener Kopf, in dieser Burg blutiger Wiedervergeltung, einem andern Sieger könnte überbracht werden. Er befahl sogleich, die Burg von Cufa zu schleifen. Noch an demselben Tage mußte Hand an das Werk gelegt werden. Das Schloß ward dem Erdboden gleich gemacht, und an dessen Stelle, als ein Sühnopfer, eine Moschee erbaut.

XIX.

1. Nach Musaibs Niederlage und Tod, und dem Verlust so vieler Provinzen, zweifelte Abdallah keinen Augenblick, daß sein ihm jetzt so furchtbarer Gegner nun auch ungesäumt ihm selbst im Herzen von Arabien einen Besuch machen werde. Tag und Nacht rüstete er sich also ebenfalls zu kräftigem Widerstand. Täglich versammelte er das Volk in der Moschee, suchte durch heftige Reden gegen den Ka-

liphen von Damascus, der Meccaner beinahe erloschenen Fanatismus auf das neue zu entflammen, vermehrte ungemein die Festungswerke der Stadt, und verstärkte die Besatzung mit 12000 Mann, auserlesen aus den kriegerischsten und tapfersten Stämmen von Arabien.

2. Aber Abd-el-Malec legte den Erfolg dieses Feldzuges in die Hände des berüchtigten Hedschadsch, eines Mannes, dessen bloser Name wohl mehr noch als sein Heer schon überall Schrecken und Bestürzung verbreitete. Dem Abd-el-Malec war Hedschadsch, was dem Moawiah einst Zyad gewesen; tapfer, kühn und unternehmend, vor keinem Hinderniß zurückbebend und in der Gefahr eher frohlockend als zagend, jedoch dabei stets klug, besonnen, im Ganzen genommen auch gerecht; aber bis zu der unerhörtesten Grausamkeit streng, bedurfte es vielleicht in einer Zeit frevelhafter Gewalt gerade eines solchen Mannes, um Völker zu bändigen, die, durch innere Kriege verwildert, kein anderer außer ihm zu bändigen vermocht hätte. — Hedschadsch rückte in Yemen ein, schlug Abd-er-rhaman, Abdallahs Statthalter, ließ alle gefangenen Officiere hinrichten, unterwarf diese Provinz, wie auch das Hahland Hedschas dem Kaliphen in Damascus, und zog hierauf gegen Mecca. Länger als acht Monate that Abdallah verzweifelten Widerstand. Durch seine Katapulten und übrigen Kriegsmaschinen schleuderte Hedschadsch unaufhörlich brennende Pechfackeln in die Stadt. Die Kaaba ward abermals verbrannt, und der heiligen Gebäude so wenig, wie der Privatwohnungen geschont. Die Hälfte von Mecca war schon in einen Schutthaufen verwandelt, und noch verwarf Abdallah einen, von Hedschadsch im Namen des Kaliphen ihm an-

gebotenen Vergleich. Aber bald hatte der tapfere Abdallah nicht blos gegen Feinde von Außen, sondern auch mit Verräthern im Innern zu kämpfen. Von seinen wärmsten Anhängern, selbst von seinen eigenen Verwandten und beiden Söhnen ward er verlassen. Wohin er seine Blicke wandte, sah er nichts als Muthlosigkeit oder Verrath. In dieser verzweifelten Lage begehrte er den Rath seiner Mutter, ob er nicht jetzt, da Alles ihn verlassen hätte, den von dem Kaliphen ihm angetragenen Vergleich annehmen sollte. Abu-Becrs hochherzige Tochter gab ihm zur Antwort, daß es demjenigen, der einmal einen Thron bestiegen, auch gezieme, unter den Trümmern desselben sich begraben zu lassen. Der Rath der Mutter stimmte zu den Neigungen des Sohnes. Abdallah that nun einen wüthenden Ausfall, drang an der Spitze seiner wenigen Getreuen in die dichtesten feindlichen Haufen, warf Alles vor sich nieder, und als er, am Kopfe schwer verwundet, das Blut über sein Gesicht und seinen Bart fließen fühlte, sprach er mit lauter und starker Stimme einen Vers aus dem Koran, des Inhalts: „Unser Blut fließt auf unsere Füße und nicht auf „unsere Ferse“ *) — ungeachtet seiner Wunden, drang er immer weiter vor, erlegte noch manchen Feind, und fiel endlich mit dem Schwert in der Hand, jedoch als Kaliph, unter den Mauern seiner Hauptstadt. (693) Abdallah starb im zwei und siebenzigsten Jahre seines Alters. Ueber Arabien hatte er 9 Jahre und 22 Tage geherrscht.

3. Abd-el-Malec hatte nun alle seine Geg-

*) Mit diesen Worten will der Araber andeuten, daß er, dem Feinde nicht den Rücken, sondern das Gesicht zuwendend, verwundet worden sey.

ner besiegt, war einziger Kaliph und Beherrscher des gesammten arabischen Reiches. Ströme von Blut waren zwar in allen Provinzen geflossen, aber demungeachtet der Sarazenen Wildheit und Zügellosigkeit noch nicht gebändiget, und als wenn es des Greuls der Verwüstung noch nicht genug gewesen wäre, schwangen nun auch noch unter dem Namen Aliten eine Menge wilder und schwärmerischer Sekten: Azarakiten, Hararianer, Safrianer ꝛc. die Fackel des Aufruhrs und der Empörung. Schon während des Krieges zwischen den beiden Kaliphen von Damascus und Mecca, waren die Azarakiten in die Provinz Irak eingefallen, hatten auf ihren verheerenden Raubzügen sich den gräßlichsten, unerhörtesten Ausschweifungen überlassen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes Alles ermordet, schwangern Frauen die Leiber aufgeschnitten, und lallende Säuglinge auf ihren Lanzen gespießt. Einer dieser Unholde, in dessen Brust jedoch noch nicht der letzte Funke von Menschlichkeit erloschen war, wollte einer zarten Jungfrau, ihrer blühenden Jugend und Schönheit wegen, schonen; sogleich schalt ihn einer seiner Gesellen einen Gottlosen, der seine Religion (?) verleugne, und stieß dem holden Mädchen den Dolch in die Brust. Anfänglich erfochten sie einige Vortheile über die Feldherrn des Kaliphen, schlugen Abd-el-Malecs Bruder, den Abdalazig in die Flucht, erbeuteten dessen Lager und machten sogar Abdalazigs Gemahlin zur Gefangenen. Ihrer ungemeinen Schönheit und der sichern Hoffnung eines ungeheuern Lösegeldes wegen, welches die Aufrührer schon zum voraus auf 100,000 Golddenars gesetzt hatten, entstund bei der Theilung der Beute ein Streit darüber, wem die schöne Gefangene gehören sollte. Schon fingen die Gemüther an, sich zu erbittern, und die Köpfe sich zu erhitzen, und

man stand eben im Begriffe, den Streit mit dem Schwert zu entscheiden, als plötzlich ein Azarakit herbeisprang, und mit einem Hiebe der schönen Frau den Kopf abschlug. Aber gegen diese Aufrührer schickte nun Abd-el-Malec den Mohalleb, einen seiner besten Feldherren. Dieser schlug sie auf das Haupt, verfolgte sie bis in das Herz von Persien, und ruhete nicht eher, bis er sie sämmtlich vertilget hatte. Gleiches Schicksal hatten auch die übrigen Aufrührer, besonders nachdem der Kaliph gegen dieselben den furchtbaren Hedschadsch sandte, oder vielmehr gegen dieselben ihn losließ.

4. Nach der Eroberung von Mecca hatte Abd-el-Malec die Statthalterschaft von Arabien dem Hedschadsch übertragen. Mit einer eisernen Ruthe, ja wohl mit Schlangen und Scorpionen regierte derselbe die Araber. Das geringste Vergehen ward mit dem Tode bestraft, und beinahe jeder Tag ward Zeuge neuer Hinrichtungen. In kurzer Zeit ward es freilich in ganz Arabien jetzt Ruhe; aber es war die Ruhe des Kirchhofes.

5. Hedschadschs Statthalterschaft war indessen von kurzer Dauer. Die stets unzufriedenen, unruhigen und treulosen Irakaner hatten sich auf das neue wieder empört, und die Cufaner dem Statthalter, den der Kaliph ihnen gesandt, schmählich aus der Stadt gejagt. Der Aufruhr war allgemein, und erst als alle Räthe des Kaliphen die Provinz für verloren hielten, sandte Abd-el-Malec den Hedschadsch, jedoch ungerne, und lange dagegen sich sträubend, mit vier und zwanzig tausend Mann gegen Irak. In mehrern hitzigen Gefechten schlug Hedschadsch die Aufrührer, und zog hierauf gegen Cufa. Seinem Heere ritt er um einige Stunden

voran. Als er in Cufa ankam, begann es schon Nacht zu werden; in seinen schwarzen Turban eingehüllt, ward er von Niemand erkannt. Die Cufaner liefen zusammen, um zu sehen, wer der angekommene Fremdling sey. Hedschadsch erhob seine Stimme und sagte dem, um ihn her sich sammelnden, Volke: „Morgen werden wir uns kennen lernen.“ — Am folgenden Tage bestieg Hedschadsch die Kanzel in der großen Moschee. Die Rede, die er an das Volk hielt, begann ungefähr mit folgenden Worten: „Cufaner! Eure Köpfe sind reif; es ist bald Zeit, „sie einzusammeln, und schon sehe ich Blut über „eine Menge Turbans und Bärte herabfließen.“ — Das Volk fing an zu zischen. Einige stießen Scheltworte aus, Andere warfen sogar Staub und kleine Steine gegen den Redner. „Elende Sclaven,“ rief Hedschadsch, „nur mit der Zuchtruthe in der Hand „kann man Euch Gehorsam lehren. Wisset, Ich bin „Hedschadsch, Yussuphs Sohn, der stets, was er „versprochen, auch treulich gehalten hat.“ — Jetzt ward es wieder stille. Hedschadsch befahl nun einem seiner Sclaven, einen von Abd-el-Malec an die Einwohner Cufas gerichteten Brief mit lauter Stimme vorzulesen. In seinem Schreiben entbot der Kaliph den Cufanern seinen Gruß und seinen Segen. Aber das Volk blieb stumm; der Gruß des Kaliphen ward demselben nicht wieder zurückgegeben. „Ruchlose,“ schrie Hedschadsch jetzt abermals von der Kanzel, „wie! der Beherrscher der Gläubigen „grüßet und segnet Euch, und Ihr gebt ihm die „frommen Wünsche nicht zurück, mit welchen er „Euch beehrt? Es ist Zeit, daß ich Euch die, „euerm Herrn schuldige Ehrfurcht und Unterwerfung „lehre.“ — Zahlreiche Schaaren hatten indessen die Moschee umringt, und warteten mit lauerndem, auf ihren Anführer gerichteten Blick das mit ihnen ver-

abredete Zeichen. Hedschadsch gab es jetzt, indem er seine rothe Mütze abnahm und auf seine Kniee legte. Durch alle Eingänge [stü]rzen jetzt mit gespanntem Bogen und gezücktem Schwert die Soldaten in die Moschee. Erbarmunglos wird alles darin versammelte Volk unter Hedschadsch's Augen ermordet. Aus dem Tempel ergießen die blutdürstigen Rotten sich in die Stadt. Was ihnen begegnet, wird erschlagen; keines Alters und keines Geschlechts wird geschont. Mehrere Stunden dauert das gräßliche Gemetzel. In einigen Straßen waten die Soldaten bis zur Hälfte des Kniees im Blut; und ein arabischer Geschichtschreiber versichert, daß an diesem, für Cufa so verhängnißvollen Tage, siebenzigtausend Menschen wären erwürgt worden. — Hedschadsch ließ hierauf einen Befehl bekannt machen, daß binnen 24 Stunden alle noch lebende Einwohner, bei Todesstrafe, Cufa verlassen sollten. Als die bestimmte Frist verflossen war, ließ Hedschadsch die Stadt durchsuchen. Ein angesehener Einwohner, der gerade mit dem Einpacken seiner Sachen beschäftiget war, ward noch gefunden, und sogleich auch vor der Thüre seines Hauses auf Befehl des Statthalters enthauptet. Durch dieses Beispiel unerhörter Strenge wurden Alle, welche sich noch in der Stadt verborgen hatten, so sehr geschreckt, daß sie nun eiligst, selbst mit Zurücklassung ihrer Habseligkeiten davon flohen.

6. Das bisher so volkreiche Cufa bildete also jetzt blos wieder ein stehendes Lager für Hedschadschs Heere. Bald wurden zwar sämmtliche Soldaten und Officiere eingebürgert, auch durften einige Zeit nachher Viele der alten Einwohner wieder zurückkehren; aber demungeachtet gelangte Cufa nie mehr zu seiner frühern Bevölkerung. Die Blüthenzeit sei-

nes Wohlstandes, in welcher es zu den angesehensten Städten des Reiches gehörte, waren auf immer vorüber, und unter der Dynastie der Abbassiden war es blos Alis Grab, wodurch Cufa unter den anderen Städten wieder einige Bedeutung erhielt. Aber dafür erbaute Hedschadsch nachher am Tygris eine neue Stadt, die er Waset nannte. Dieses Wort bezeichnet in der arabischen Sprache die Mitte, und Hedschadsch gab seiner neu erbauten Stadt deswegen diesen Namen, weil sie in gleicher Entfernung von Bagdad, Cufa, Basra und Achwaz lag. — Der Kaliph ernannte Hedschadsch zum Statthalter von Irak. Mit seiner gewöhnlichen Strenge regierte er die Provinz. Aber er ertödtete auch auf immer jeden Nerv der Empörung, und nicht die mindeste aufrührerische Zuckung ward während Hedschadschs vier und zwanzigjähriger Statthalterschaft mehr in Irak verspüret.

XX.

1. Auf lange stürmische und drangvolle Zeiten, folgten endlich jetzt für Abd-el-Malec ruhigere und heitere Tage. Mit allen seinen Nachbarn wünschte der Kaliph im Frieden zu leben, und würde denselben ganz gewiß auch mit den Römern erhalten haben, hätte Kaiser Justinian II. nicht die Unklugheit gehabt, ihn selbst zuerst zu brechen. Zu diesem Friedensbruch war Folgendes die Veranlassung. Der letzte, bald nach dem Regierungsantritt des Abd-el-Malec mit dem griechischen Kaiser geschlossene Friede, legte dem Kaliphen einen jährlichen Tribut von 360,000 Goldstücken, 350 Sclaven und eben so vielen Pferden von der besten arabischen Gattung

auf *). Pünktlich hatte Abd-el-Malec bisher den Tribut entrichtet; auch war in Rücksicht auf diesen Vertrag indessen Nichts mehr gegen das römische Afrika unternommen worden. Aber in den, bei Gelegenheit der Uebersendung des jährlichen Tributs, so wie bei anderen Veranlassungen an den Kaiser in Constantinopel erlassenen Schreiben des Kaliphen, hatte dieser sich stets der unter den Muselmännern üblichen Eingangsformel bedient: „Es ist nur Ein Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ Dieses wollte Kaiser Justinian II. nicht mehr dulden, und ersuchte also den Kaliphen, und zwar in ziemlich gebieterischen Ausdrücken, diese Eingangsformel in seinen Briefen hinwegzulassen. Natürlicher Weise wollte Abd-el-Malec diesem Begehren des Kaisers sich nicht fügen, und nun drohete Justinian, daß er in Zukunft Gold- und Silbermünzen werde prägen lassen, deren Aufschriften des sogenannten Propheten der Araber auf keine, für denselben sehr ehrenvolle Weise erwähnen sollten. — Die Sarazenen hatten bis jetzt noch kein eigenes Münzwesen. Alles in den Provinzen des arabischen Reiches im Umlaufe befindliche Geld war entweder von den römischen Kaisern, oder den ehemaligen Königen in Persien geschlagen worden. Justinians

*) Durch einen geheimen Artikel dieses Vertrages, hatte Justinian sich verbindlich gemacht, der Marcnitten oder Macdaiten Einfällen in Syrien ein Ende zu machen. Ein wahrhaft unverzeihlicher Staatsfehler, der Einen wirklich im Zweifel läßt, ob man mehr über des Kaisers unbegreifliche Unklugheit staunen, oder dessen Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen jenes gutmüthige und kriegerische Völkchen verabscheuen soll. Mit eigener Hand riß der unbesonnene Monarch seiner Länder sicherste und festeste Vormauer gegen der Sarazenen Einfälle jetzt nieder.

Drohung setzte also den Kaliphen in keine kleine Verlegenheit. Er verfluchte alle römische Gold- und Silbermünzen, und sann darauf, dieselben auf immer aus seinem Reiche zu verbannen. Auf sein Verlangen machte der Statthalter in Irak, der berüchtigte Hedschadsch den ersten Versuch, und schlug goldene und silberne Dirrhems mit der ganz einfachen Aufschrift: Allah Samad d. h. Gott ist ewig. Aber diese, für einen Schüler Mohameds, an sich nicht übel gewählte Ueberschrift, ängstigte die zarten Gewissen der so gerne Mücken seigenden, dafür aber Kameele verschluckenden, und Blut wie Wasser saufenden Muselmänner, weil, wie sie sagten, der heilige Stamm Gottes der Betastung unreiner Menschen preis gegeben würde. Die allgemeine Unzufriedenheit der Muselmänner beunruhigte den Kaliphen auf das neue, auch war die Ausbeute der von Hedschadsch errichteten Münzstätte für den Geldbedarf sämmtlicher Provinzen bei weitem nicht hinreichend. Der Verlegenheit des Kaliphen kam endlich ein reicher, des schweren und verwickelten Geschäftes neuer Geldcreationen vollkommen kundiger Jude, Namens Somyor zu Hülfe. Dieser brachte Ordnung in das Münzwesen der Araber, entwarf ein ordentliches, auf das Bedürfniß des innern wie äußern Handels basirtes Münzsystem, errichtete an vielen Orten Münzstätten, und schlug, anfänglich blos dreierlei, nachher aber noch mehrere Gattungen großer und kleiner Gold- und Silbermünzen, die gewöhnlich nur eine ganz kurze, aus irgend einem Text des Korans gewählte Aufschrift zur Legende hatten *). Mit solchen arabischen Gold-

*) In der Folge wurden sie mit Legenden überladen. Auf den frühern arabischen Gold- und Silbermünzen, sieht man auch nicht das Bild des Regenten, und erst unter

stücken wollte nun auch der Kaliph dem Kaiser den jährlichen Tribut bezahlen; aber Justinian nahm dieses Geld nicht an, foderte römische oder persische Geldsorten, und da Abd-el-Malec kein anderes Geld schicken wollte, so nahm Justinian dies zum Vorwande, mit dem Kaliphen zu brechen.

2. Durch Armenien zogen nun zwei feindliche Heere einander entgegen. Die Sarazenen befehligte Mohamed, einer der besten Feldherren des Kaliphen. Bei Sebastopolis stießen beide Heere aufeinander. Auf Lanzen hatte Mohamed den gebrochenen Friedensvertrag befestigen und seinem Heere vortragen lassen. Dieses befeuerte nicht wenig den Muth der Sarazenen, aber demungeachtet würden sie von Justinian geschlagen, ja vielleicht völlig vernichtet worden seyn, hätte nicht dem Kaiser die Verrätherei der Sclavonier, welche in seinem Heere dienten, den Sieg wieder entrissen. Auf allen Punkten ihrer Fronte waren die Sarazenen schon zurückgeworfen, als Mohamed mitten in dem hitzigsten Gefechte, dem Anführer der Sclavonier, einen mit Goldstücken gefüllten Köcher schickte, mit dem Versprechen eines ungleich größern Lohns, wenn er den Kaiser verlassen und zu ihm übergehen würde. Den Barbaren *) machte das Gold zum Verräther und er ging mit zwanzigtausend seiner Landsleute zu den Sarazenen über. Die bestürzten Römer geriethen nun in Unordnung, wurden endlich von den Sarazenen völlig geschlagen. Justinian, welcher in der

Abassiden wurden sie mit dem Bildnisse des jedesmaligen Kaliphen geprägt.

*) Den griechischen Geschichtschreibern zufolge, war Nebulus der Name dieses sclavonischen Heerführers.

Schlacht seine Völker selbst befehliget hatte, floh nach Bithynien und ließ in seinem Grimme zehntausend schuldlose Sclavonier, welche in dem Lager bei Nicomedien standen, sammt ihren Weibern und Kindern, von einem Felsen in den astacenischen Meerbusen hinabstürzen.

3. Ein ununterbrochener, permanenter Kriegszustand folgte nun auf den kurzen, von Justinian so leichtsinnig gebrochenen Frieden. Unaufhörlich führen jetzt Griechen und Sarazenen mit einander Krieg, jedoch ohne weder Länder erobern, noch den Frieden erkämpfen zu wollen, sondern blos, weil beide Völker sich als Banalfeinde betrachteten, und jedes mit dem Raub des Andern sich zu bereichern suchte. Machten die Völker an der Donau nicht den Griechen, innere Unruhen und Empörungen und Kronstreitigkeiten nicht den Sarazenen zu viel zu schaffen; so fielen sie einander in die Provinzen ein, plünderten und verheerten das Land, schlugen und wurden geschlagen; und dies ist jetzt, bis zur Zersplitterung des Kaliphats, die gemeinsame Geschichte aller Kriege zwischen dem Kaliphen und den griechischen Kaisern. Aber obgleich die Erfolge stets die nämlichen waren, und das Waffenglück bald die Einen, bald die Andern begünstigte; so möchte doch, wenn man Rechnung mit Gegenrechnung genau vergleichen wollte, eine größere Anzahl von Siegen und Vortheilen auf Seite der Sarazenen, als auf jener der Griechen sich finden. Indessen blieb immer noch Jahrhunderte hindurch der westliche taurische Bergrücken die natürliche Grenzmark zwischen beiden, in ewiger Fehde mit einander liegenden Nachbarn.

4. Ein bleibender Gewinn für die Sarazenen war indessen die Eroberung des römischen Afrika,

und der ganzen afrikanischen Nordküste. Bisher hatte der zwischen Römern und Arabern bestehende Friede dem Kaliphen die Hände gebunden, aber Justinians Friedensbruch nun diese Fesseln wieder gelößt. Mit einem auserlesenen Heere von vierzigtausend Mann übergab jetzt Abd-el-Malec dem Hassan die heilige Fahne, mit dem Befehl, Afrika zu erobern. Auch die in Aegypten stehenden Truppen, nebst allen Einkünften des ganzen Landes, sollten zu diesem glorreichen Zwecke verwendet werden. Bei allen bisherigen Versuchen, Afrika zu erobern, hatte das Vorurtheil von der Festigkeit der Mauern von Carthago und ihrer Unbezwingbarkeit, die Feldherren der Sarazenen stets von Afrikas Hauptstadt entfernt gehalten. Mit Ausnahme einiger Städte an der Küste, die sie eroberten und besetzten, waren sie gewöhnlich blos in das Innere des Landes eingedrungen, und hatten Eroberungen gemacht, die, wie wir gesehen, jedesmal eben so schnell wieder verloren gingen. Hassan befolgte einen andern Plan. Ihn schreckte nicht Carthagos kriegerischer Ruf; und ohne von der Küste sich weit zu entfernen, rückte er sogleich auf dem kürzesten Wege vor die bisher so gefürchtete Hauptstadt von Afrika. Der Kaiser hatte alle seine Truppen aus seinen afrikanischen Besitzungen nach Armenien gezogen. Carthago hatte demnach nur eine schwache Besatzung. Hassan, mit der Griechen Ueberlegenheit in Vertheidigung fester Plätze bekannt, und daher eine in die Länge sich ziehende Belagerung verschmähend, legte, so bald sein Heer von dem langen Marsche sich erholet hatte, unverzüglich die Sturmleitern an, und stürmte und stürmte nun fort, bis endlich schon am vierten Tage Carthago erstürmt ward.

5. Aber bei der ersten Nachricht von dem Ein-

fall der Sarazenen in Afrika hatte der Hof von Constantinopel den Patricier Johannes, einen seiner erfahrensten Feldherren mit einer Flotte und einem Heere nach Carthago gesandt. Unterwegs erhielt er in Sicilien eine Verstärkung an Schiffen und Mannschaft, und an den Küsten von Spanien nahm er auch noch ein ziemlich bedeutendes Corps westgothischer Truppen an Bord. Als Johannes vor Carthago erschien, war die Stadt schon in den Händen des Feindes. Eine starke Kette sollte den Eingang des Hafens von Carthago sperren; aber die Stärke der griechischen Schiffe sprengte die Kette. Johannes lief mit seiner Flotte in den Hafen ein, und landete sein Heer unter einem Hagel feindlicher Pfeile. Hassan ward jetzt geschlagen und Carthago von den Griechen wieder erobert. Die Sarazenen zogen sich nach Kairoan zurück, und die Carthager feierten in einer langen Reihe von Festen ihre glückliche Befreiung von dem Joch der Sarazenen.

6. Beide, Johannes und Hassan schrieben an ihre Höfe um Verstärkung. Hassan erhielt sie, aber der Hof von Constantinopel zögerte, die begehrte Verstärkung zu senden. Schon mit Anbruch des Frühjahres erschien also wieder Hassan mit einer neuen Flotte und einem neuen Heere vor Carthago. Von dem, an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde, wurden auch ihrer Seits jetzt die Griechen geschlagen. Johannes mußte Carthago räumen. Bei Uttica kam es zu einer zweiten Schlacht. Der Griechen leichte Verschanzungen wurden von den Sarazenen erstiegen; und nun bedurfte es aller Tapferkeit und Kriegskunde eines erfahrnen Feldherrn, um ein zusammen geschmolzenes, schon zweimal geschlagenes Heer im Angesicht eines siegenden, dreimal stärkern Feindes wieder einzuschiffen. Dies Letztere gelang jedoch vollkommen dem tapfern

Johannes. Ohne weitern Verlust schiffte er sich glücklich mit allen seinen Truppen wieder ein und segelte nach Constantinopel zurück. Aber Afrika war auf immer für den griechischen Kaiser verloren. Carthago ward jetzt von den Sarazenen verbrannt; und der Platz, wo das einst so blühende, große und volkreiche Carthago, nach Rom die zweite Hauptstadt des Abendlandes, stand, blieb nun über zweihundert Jahre eine öde, menschenleere Brandstätte *) (696).

7. Die Sarazenen waren nun Herren von der Küste, aber nicht von dem Innern des Landes, und ein neuer Feind des Islams, und weil unerwartet, desto furchtbarer, erhob sich nun plötzlich wieder in dem Herzen von Mauritanien. Eine maurische Fürstin, Namens Dahmia, eine wahre Heldin, hatte alle wilden Stämme um ihre Fahnen versammelt, und zog nun mit einem zahllosen Heere gegen Hassan und dessen Sarazenen. In ausgezeichneten Weibern waren die Mauren gewöhnt, Prophetinnen zu erblicken; und der Fanatismus, den Dahmia ihren Schaaren einzuflößen wußte, überstieg also jetzt noch jenen der Schüler des Alcorans.

---

*) Ein fatimitischer Kaliph bauete endlich ungefähr den zwanzigsten Theil der Stadt wieder auf. Aber leider fehlte es ihr an Einwohnern; später bekam sie eine Moschee und auch eine Schule, welche letztere aber weder Lehrer noch Schüler hatte. Das neue Carthago glich eher einem Dorfe, als einer Stadt. Aber auch diese paar hundert elende Häuser wurden bei Carls V. Kreuzzuge nach Afrika von den Spaniern bis auf den Grund zerstört; und gegenwärtig sind es blos die Ruinen einer ehemaligen römischen Wasserleitung, mit deren Hülfe der neugierige Reisende, jedoch nicht ohne große Mühe, den Platz noch auffinden kann, wo einst Roms Nebenbuhlerin stand.

Dem wilden, reißenden Strom vermochte Hassan nicht zu widerstehen. Nach einer Menge mörderischer Gefechte ward er gezwungen, gegen die Grenzen von Aegypten sich zurückzuziehen, und harrte dort vier Jahre vergeblich auf Hülfe und neue Verstärkung von dem Kaliphen.

8. Nach dem Rückzug der Sarazenen versammelte Dahmia die Häupter der Stämme. „Die „vielen Städte," sagte sie, „an der Küste und in „dem Innern des Landes, ihre Reichthümer und „ihr schwelgender Wohlstand waren es von jeher, „die die Raubsucht fremder Eroberer nach Afrika „lockten. Lasset uns also jene zerstören, und diese „werden dann nie mehr uns beunruhigen, nie mehr „unsere Freiheit bedrohen." — Allgemeiner Beifall folgte auf diesen Vorschlag der fürstlichen Prophetin. Unverzüglich ging man nun an das Werk der Zerstörung. Von Tanger bis Tripolis, also beinahe von der Westküste bis nahe an die Grenzen von Aegypten wurden alle Mauern und Verschanzungen der festen Städte geschleift; alle Paläste, Kirchen und die prächtigsten Landhäuser zerstört, alle Erzeugnisse des Luxus verbrannt, die lachendsten und schönsten Gärten und Landhäuser in Einöden verwandelt; selbst ganze Städte verschwanden, von welchen blos die Namen noch übrig blieben, deren Spuren aber schon nach einigen Generationen nirgends mehr zu finden waren. Seufzend sehnten sich jetzt die unglücklichen Einwohner nach der Rückkehr, nicht der Griechen, sondern der Sarazenen, deren Joch ihnen süß schien gegen die unerträgliche Knechtschaft unter Dahmias und ihrer wilden Horden Herrschaft. Hassan erhielt endlich nach langem Harren die von dem Kaliphen begehrte Verstärkung. Mit verdoppelter Macht rückte er nun gegen die

wilden maurischen Stämme wieder vor. Des Landes ganze civilisirte Bevölkerung betrachtete Hassan als ihren Retter, und verband sich mit ihm, Afrikas Unterdrücker zu vertilgen. Es kam bald zu einer blutigen, aber auch Alles entscheidenden Schlacht. Die Barbaren wurden völlig geschlagen; die Hälfte ihres Heeres ward vertilget und die Prophetin selbst in dem Treffen getödtet. Mit Dahmias Tode hatte auch ihr neues Reich wieder ein Ende; aber von Tripolis bis Tanger ward Afrika jetzt eine Provinz des arabischen Reiches. *)

9. Das Werk, das man ihm aufgetragen, hatte Hassan nun rühmlich vollbracht; aber um es auch zu befestigen, ließ man ihm nicht die nöthige Zeit. Er ward abgerufen und gleich nach seinem Abzuge erfolgte wieder ein allgemeiner Aufstand in dem ganzen Lande. Aber diesen Geist des Aufruhrs und Widerstandes wußte Musa, Hassans Nachfolger und nachheriger Eroberer Spaniens, auf immer zu zügeln. Fünfmal hundert Tausend Afrikaner, größtentheils Berbern und Mauren wurden als Sclaven verkauft, dreisig Tausend der stärksten Barbaren, nachdem man mit Schwert und Lanze ihnen den Koran gelehrt hatte, unter die muselmännischen Truppen gesteckt und zahlreiche Colonien wirklicher

*) Dahmias Geschichte wird von mehreren Geschichtschreibern bezweifelt, von Assemann sogar geläugnet und völlig verworfen. Aber seine Gründe dagegen scheinen uns wenigstens nichts weniger als überzeugend. Mit manchen Fabeln mögen wohl wie gewöhnlich die Araber ihre Erzählungen wieder ausgeschmückt haben, daher wir auch mit völliger Uebergehung alles, möglicher Weise, fabelhaften Details, blos das Wesentlichste dieser Geschichte hier mittheilten.

Araber über Lybiens Ebenen verbreitet. In Charakter und Lebensweise glichen, wie wir schon einmal bemerkt, die herumziehenden Berbern beinahe völlig den Beduinen der arabischen Wüste. Bald und leicht verschmolzen sich daher auch jetzt die Eingebornen mit den Erobern, nahmen selbst nach und nach ihre Sprache an, und da Musa und seine beiden Söhne nun auch überall Moscheen erbauten und nach allen Gegenden Lehrer sandten, welche den Koran predigten und Mohameds Wunder verkündigten; so wurden die Afrikaner nun auch eben so bald ächte, eingefleischte Muselmänner; und gemeinschaftliche Religion, Sprache, Verfassung und Lebensweise machten endlich beide Völker, Afrikaner und Araber, wenigstens den äußern Kennzeichen nach, zu einem und demselben Volke.

XXI.

1. Nach einer zwanzigjährigen Regierung starb Abd-el-Malec im 86. Jahre der Hedschra. (705) In dem Kaliphat folgte ihm sein ältester Sohn Al-Walid. Unter diesem Kaliphen, der zehen Jahre in schwelgender Sicherheit müßig auf seinem Throne in Damascus ruhete, erhob sich das Reich der Sarazenen zu dem höchsten Gipfel seiner Größe und Macht. Während der Eine von Walids Feldherren die rohen, aber kriegerischen türkischen Stämme jenseits des Gihons (Oxus) bezwang, die weitschichtige Landschaft, Transoxiana genannt, sammt den beiden großen Handelsstädten Samarkand und Bockhara eroberte; ein Anderer in die Tartarei eindrang, und den Koran beinahe bis an Chinas Grenzen trug, und endlich ein dritter über den Indus ging,

und alle Völker auf der großen indischen Halbinsel diesseits des Ganges, der Fahne des Islams und der Herrschaft des Kaliphen unterwarf, erweiterte im Westen der unerschrockene, nach nichts als Eroberungen dürstende Musa nicht minder die Grenzen des ungeheuern Reiches. Nachdem dieser Eroberer in Afrika Hassans Werk vollendet und befestiget hatte, ging er bei Tanger über die Meerenge, eroberte Spanien, die Inseln Majorca und Minorca *), überstieg hierauf die Pyrenäen und machte selbst einen Theil von Frankreich zur Domaine des Kaliphen zu Damascus; und so wurden beinahe zu gleicher Zeit an den Stufen von Walids Thron der Tribut und die Schätze einer Menge dem Beherrscher der Gläubigen nicht einmal dem Namen nach bekannten Völker aller drei Welttheile niedergelegt. Welch ein ungeheueres Reich! Vom Ganges bis an die nördliche Küste des caspischen Meeres, und von den Grenzen der Tartarei bis an die Ufer der Garonne im östlichen Frankreich. **)

2. Glücklicher als sein Vater Abd-el-Malec, hatte Walid 1. nie mit Aufrührern zu kämpfen; und

*) Da die leichte und schnelle Eroberung Spaniens durch die Sarazenen nur aus dem damaligen innern Zustande des spanischen Reiches erklärt und begriffen werden kann, so wird auch eine umständliche Erzählung dieses merkwürdigen Ereignisses erst in der spanischen Geschichte ihren geeigneten Platz finden.

**) Alle den Sarazenen unterworfenen Länder wurden unter dem allgemeinen Namen Belad-al-Eslam begriffen. Die kürzeste Linie von Norden gegen Süden, nämlich von der, jenseits des Zugathay gelegenen Stadt Farganah bis nach Aden an dem arabischen Meer erfoderte für den Zug einer Caravanne eine Zeit von beinahe sechs Monaten.

oeder Empörungen einzelner Statthalter noch ganzer Provinzen störten die unangefochtene Ruhe seiner ehnjährigen Regierung. Von der immer lästiger verdenden Vormundschaft des gewaltigen Hedschadsch efreiete ihn, gleich in den ersten Jahren seiner Herrschaft, der Tod dieses trotzigen und zu mächtig gewordenen Dieners. Schon dem Kaliphen Abd-el-Malec hatte Hedschadsch sich furchtbar zu machen ewußt. Obgleich vom Hofe von Damascus entrnt, usurpirte er dennoch einen entscheidenden Einuß in allen Angelegenheiten der Regierung, setzte ach Willkühr Statthalter ein und ab, und rief nicht lten sogar jene wieder zurück, welche der Kaliph lbst zu ihren Stellen ernannt hatte. Beide Kalihen fürchteten den Hedschadsch; was immer er da-r verlangte, ward stets ihm auch gewährt; und wer Abd-el-Malec, noch Walid wagten es, diesen en so mächtig als furchtbar gewordenen Unterthan reitzen.

3. In blutigen Schriftzügen ist Hedschadsch Len in den Jahrbüchern der Araber aufgezeichnet. los von den Vornehmen und Angesehenen in den rovinzen, die er verwaltete, starben auf seinen Befehl ındert und zwanzig Tausend unter Henkers ånden. Aus dem gemeinen Volke war die Anzahl ıer, die er abschlachten ließ, noch ungleich größer. chzig Tausend Unglückliche, worunter dreißig ausend Frauen, ließ er in unterirdischen Kerkern rschmachten, und abermals sechzig Tausend öffte blos der Tod des Tyrannen wieder die Thore rer Gefängnisse. — Als Hedschadsch sich dem Ende nes Lebens nahe fühlte, ließ er einen berühmten trologen rufen und fragte ihn, ob die Gestirne ht den Tod eines großen Regenten verkündigten. er Astrolog bejahete es. Hedschadsch fragte weiter,

ob er nicht auch nach dem Namen dieses Regenten geforscht habe. Der Wahrsager gestand ein, daß seine kabalistischen Berechnungen ihm angezeigt hätten, daß der sterbende König Colaib heiße. „Nun," rief Hedschadsch aus, „muß ich sterben, denn als ich noch „ein kleines Kind war, hieß mich meine Mutter „stets Colaib (eine kleine Bestie). Aber da du," sich gegen den Astrologen wendend, „wie ich sehe, so ge„schickt in deiner Kunst bist, und ich in der andern „Welt vielleicht eines Astrologen bedarf, so will ich „dich vorausschicken." — Der sterbende Tyrann winkte, und des armen Astrologen Kopf rollte auf dem Boden. — Indessen erbaute Hedschadsch, nach dem Zeugniß mehrerer arabischen Geschichtschreiber, in seinem Leben dennoch 3 bis 4 Moscheen, theilte auch, da Hedscha's und Iraks Einkünfte ihm zu Gebote standen, oft reichliches Almosen aus, fehlte nie bei dem öffentlichen Gebete, und predigte sehr fleißig, jeden Freitag, von Mohameds Paradieß und Hölle dem Volk von Cufa. *).

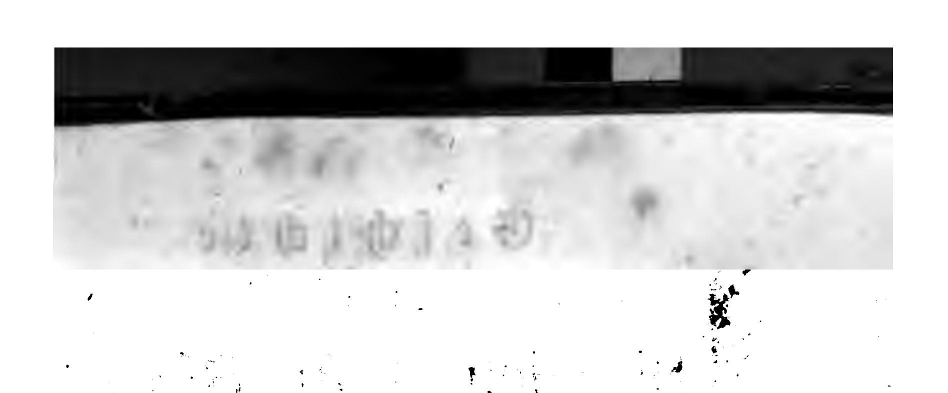
*) Ein witziger Einfall konnte allein den Hedschadsch bisweilen bewegen, ein schon beschlossenes Todesurtheil wieder zurückzurufen. Einst begegnete er einem Araber, der ihn nicht kannte, und fragte denselben, was er von dem gegenwärtigen Statthalter in Arabien dächte. „Der „jetzige Statthalter," erwiederte der Araber, „ist ein „Sohn des Verderbens, ein grausames Thier, und der „Kaliph muß nicht viel besser seyn, weil er uns eine so „grausame Bestie zum Statthalter gesetzt hat." Mit funkelndem Auge fragte nun Hedschadsch den Araber, ob er wohl Denjenigen kenne, mit welchem er in diesem Augenblick spreche. „Nein"! antwortete der Araber. „Nun so wisse," sagte jetzt Hedschadsch mit donnernder Stimme, „daß ich selbst Hedschadsch, der Statthalter „von Arabien bin." — Der Araber, obgleich er auf den Gesichtszügen des erzürnten Tyrannen schon sein Todesurtheil geschrieben sah, verlor doch nicht den Kopf.

4. Abd-el-Malec hatte vier Söhne hinter-
ssen, Walid, Soliman, Jezid und Ho-
ham. Alle vier folgten einander in dem Kali-
at, und auf sie noch eine kurze Reihe, größten-
eils namenloser Prinzen, deren Regierungsgeschichte,
wie die des unter ihrem Thron sich immer mehr
sbildenden, schrecklichen, drei Welttheile drückenden
n Despotismus kein, der Menschheit würdiges In-
resse darbietet. — Nach hundertjähriger Herrschaft
ard endlich in dem Jahre 750 das Haus der Om-
iahden von Abbas, eines Oheims Mohameds, Ab-
mmlingen gestürzt, und nach einer, an unerhörter
rausamkeit jede Vorstellung übertreffenden Verfolg-
ng, bis auf einen einzigen Sprößling, der im
bendlande eine Zufluchtsstätte und einen Thron
nd, völlig vertilget. — Unter der Dynastie der
mmiahden hatten Kunst und Wissenschaft keine, oder
r höchst unbedeutende Fortschritte gemacht. Der
arazenen Aufgabe in dieser Periode war blos in
en Ländern, die sie ihrer Herrschaft unterwarfen,
e höhere Geistescultur völlig und bis in ihren
urzeln zu zerstören. Erst unter der Regierung
r Abbasiden gingen für die Araber die ersten
trahlen wissenschaftlicher Morgenröthe auf, auf
lche nun bald unter den großen Kalifen Al-
ansor, Al Raschid und Al Mamun, die hei-
sten und schönsten Tage folgten; so, daß die un-

»Willst du,« sagte er zu Hedschadsch, »nicht auch wis-
»sen, wer ich bin? — O, Ja! — »Nun so wisse, daß
»ich ein Sprößling des Zobayr bin, dessen Nachkömm-
»linge, alle ohne Ausnahme, jeder drei Tage im Jahre,
»verrückt sind; und an mir steht gerade heute die Rei-
»he.» — Hedschadsch Gesicht klärte sich wieder auf; er
verzieh nicht nur dem Araber, sondern machte ihm auch
noch ein Geschenk.

annes. Ohne weitern Verlust schiffte er sich glück- mit allen seinen Truppen wieder ein und segelte Constantinopel zurück. Aber Afrika war auf ner für den griechischen Kaiser verloren. Carthago d jetzt von den Sarazenen verbrannt; und der ß, wo das einst so blühende, große und volk- e Carthago, nach Rom die zweite Hauptstadt des ndlandes, stand, blieb nun über zweihundert Jahre öde, menschenleere Brandstätte *) (696).

7. Die Sarazenen waren nun Herren von Küste, aber nicht von dem Innern des Landes, ein neuer Feind des Islams, und weil uner- tet, desto furchtbarer, erhob sich nun plötzlich er in dem Herzen von Mauritanien. Eine mau- e Fürstin, Namens Dahmia, eine wahre Hel- hatte alle wilden Stämme um ihre Fahnen ammelt, und zog nun mit einem zahllosen Heere n Hassan und dessen Sarazenen. In ausgezeich- n Weibern waren die Mauren gewöhnt, Pro- innen zu erblicken; und der Fanatismus, den mia ihren Schaaren einzuflößen wußte, über-



Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg
fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fortsetzung neunter Band.

Mainz 1831,
in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Zwei und zwanzigster Band.

Zweite Abtheilung.

Mainz 1831.

in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des

veiten Zeitlaufes

neunzehnter Zeitraum.

dem Tode des Kaisers Heraklius 641.
is zu dem Concilium Quinisextum 692.

Zweite Abtheilung.

I.

1. Mit einer Empfindung, nicht unähn- Einleitung.
jener, welche man Wehmuth nennt, ergreifen
jetzt wieder den, am Ende des siebenten Ban-
auf kurze Zeit aus der Hand gelegten Faden
oströmischen Geschichte, das heißt der Erzäh-
der fernern Schicksale eines in Verfassung,
en und Gesinnung des öffentlichen wie des häus-
n Lebens immer mehr erlöschenden, sichtbar da-
erbenden Reiches. Vor Allem müssen wir hier
rken, — und dieser so ungemein wichtige Ge-
punkt darf durchaus dem Auge nicht entrückt
en — daß nämlich von dem, was eigentlich

wirrung und des Zwiespalts kämpfen; und obschon in diesem Kampfe und in dem beharrlichen Widerstand der Kirche gegen jede Ketzerei, und in ihrem erfolgreichen Streben, die Reinheit in der Lehre wie in dem Glauben zu erhalten, die sich selbst erhaltende und bewahrende, ja wohl durch die Wuth und Hartnäckigkeit ihrer Feinde immer nur noch tiefer und fester wurzelnde Kraft des Christenthums sich vollkommen erwieß, so ward doch dessen segenvoller Einfluß auf die orientalische Christenheit selbst, wo nicht völlig vereitelt, doch ungemein geschwächt, und zu gewissen Zeiten an mehrern Orten, besonders in den großen und volkreichen Städten des Orients beinahe völlig ertödtet *).

*) Offenbar waren alle jene Ketzereien und ketzerischen Spaltungen, von dem Ende des dritten bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts, nur die äußeren Erscheinungen eines, in dem innern Grund des christlichen Lebens früher schon in dem Orient eingeschlichenen Verderbnisses. Wenn aber einmal der Kindessinn, mit welchem man das Göttliche ergreifen muß, verschwunden ist, es dann an Innigkeit und Lebendigkeit des Glaubens, mithin auch an Sinn und Fähigkeit gebricht, die Wahrheiten, die er bietet, zu verstehen, und das Beseligende, das er mit sich führt, zu empfinden, und nun das Christenthum nur gleichsam als ein historisches Skelett blos neben dem Menschen steht und nicht mehr in seine geistige Natur eindringt; dann hat auch der Sektengeist, welcher damals offenbar der allgemeine Zeitgeist war, gewonnenes Spiel, und dieser höllische Geist vermessenen Dünkels und schnöder Grübelei, dieser Geist des Zwiespaltes, des Gezänkes, der Verneinung und Verleugnung mußte nun-bald auch die wenigen allenfalls noch übrig gebliebenen geistigen Kräfte aufzehren. Alles Salz ward also schal, schal wurde folglich auch die orientalische Christenheit, die eben dadurch vor der Fäulniß hätte bewahrt werden sollen, und der aus dem Christenthum immer mehr heraus-

3. Das allergrößte, in seinen Folgen nicht

---

tretende Staat eilte nun sichtbar seinem Fall und seiner Auflösung entgegen. — Keinem nur etwas aufmerksamen Geschichtforscher wird es entgehen, daß jeder große Zeitabschnitt seinen eigenen Zeitgeist hat; diesen zu charakterisiren, wird dem Christen nicht schwer, denn es ist handgreiflich stets der nämliche Geist jener alten Schlange, welcher schon im Paradies der Unschuld das erste Menschenpaar in das Verderben stürzte, und so das traurigste, aber zugleich auch wichtigste, und in seinen Folgen beseligendste Ereigniß herbeiführte. Nur unter andern Formen schreitet dieser Geist durch alle Jahrhunderte hindurch. So z. B. war es offenbar auch der Zeitgeist, von welchem bethört, selbst ein Mark-Aurel und Trajan blutige Verfolgungs-Edicte gegen die Christen erlassen konnten, und es war derselbe Zeitgeist, der damals in den Amphitheatern aller großen Städte des römischen Reiches unaufhörlich aus den Volksmassen brüllte: „Die Christen dem Löwen." — In einer uns schon etwas nähern Periode war es abermals der Zeitgeist, der jenen, nicht genug zu bejammernden, Jahrhunderte hindurch wüthenden, und auch jetzt noch fortdauernden Conflickt zwischen Kirche und Staat herbeiführte, beide Mächte, aus deren harmonischem Zusammenwirken das Heil aller christlichen Völker hervorgegangen wäre, nun feindlich einander gegenüber stellte, beide nicht selten über die Schranken der Mäßigung hinwegriß, und unsägliches Aergerniß über die gesammte Christenheit herbeiführte. Nur die Formen, wenn sie abgenutzt sind, verändert dieser Zeitgeist; dem Wesen nach ist er stets derselbe, so wie es sein einziger und ewiger Zweck ist, dem göttlichen Impuls in den Völkern zu widerstehen, und der, des Menschen primitive Würde wieder herstellenden göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts entgegen zu wirken; kurz es ist, wie Christus selbst sagt, der Fürst der Finsterniß und der Welt, und dieses letztere könnte er ja nicht seyn, wenn nicht auch sein Geist die Zeit und in dieser die schwindelnden Völker beherrschte. Am liebsten, und besonders in unsern Tagen erscheint er in der Gestalt des indischen, Alles erneuen wollenden, je-

zu berechnende Unglück dabei war das unzeitige,

---

doch nichts erneuenden, sondern blos Alles zerstörenden Gottes Siva. Zuerst machte er sich daher an die Weisen und Kräftigen, an die Philosophen und Gelehrten dieser Welt, und indem er ihnen seine Früchte bot, flüsterte er zu jedem, wie einst zu der Mutter des Menschengeschlechts: „koste davon, und du wirst Gott ähnlich seyn.“ Dieser Lockung konnte nicht widerstanden werden, gierig ward der vergiftete Bissen hinunter geschluckt, und nun mußten sogleich der Vernunft alle Geheimnisse und Wunder göttlicher Allmacht und Erbarmung sich aufschließen. Was nicht mit den Sinnen betastet, von der Vernunft begriffen werden konnte, ward ohne Schonung und Ausnahme in das Reich der Träume verwiesen, und jene in heiliges Dunkel gehüllte, unerforschte und unerforschbare Sphäre ward von jetzt an blos das Erbtheil des gemeinen Mannes, oder schwacher, beschränkter, von alten Vorurtheilen befangener Obscuranten und Priesterknechte. Aus sich selbst heraus setzte und rief nun die Vernunft eine neue Schöpfung hervor, in welcher sie selbst, als der schaffende Mittelpunkt, die erste und einzige Gottheit war. Das neue Gebilde, besonders weil es neu war, gefiel über alle Erwartung; mit stupider Bewunderung ward es allgemein angestaunt, und schnell drängte sich nun herbei der, wie der Sand am Meere, zahllose Plebs aller Halbwisser und Halbgelehrten, der noch zahlreichere Haufe aller oberflächlichen, seichten, etwas seyn wollenden und doch nichts seyenden Köpfe, und selbst der an Geist wie an Gemüthe ärmste Tropf eilte hinzu, um in dem allgemeinen Chor des gottlosesten Wahn- und Aberwitzes ebenfalls seine unbedeutende Stimme noch hörbar zu machen. Gesiegt hatte jetzt der Zeitgeist; vollkommen constituirt war sein Regiment, und hastig und thätig ging es nun an das große Werk der Zerstörung. Alle und die ehrwürdigsten, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sanktionirten Institutionen weiserer Vorfahren wurden jetzt plötzlich gestürzt, die heiligsten Wahrheiten entweder von geisttödtender Spitzfindigkeit oder seichter Oberflächlichkeit in Schrif-

chst unverständige und gewöhnlich gewaltsame Ein-

---

ten und auf der Schulbank besprochen, öffentlich verhöhnt und verworfen, die gottlosesten und größtentheils aberwitzigsten Doktrinen, wie sie kaum aus dem verbrannten oder ausgetrockneten Hirn eines Bedlamiten *) hervorgehen könnten, auf Hochschulen gelehrt, und zum Theil sogar in das Staatsleben eingeführt. Nicht mehr aus Instinkt, sondern aus **Grundsätzen** ward jetzt dem engsten, ekelhaftesten, alle Bande der Natur und eines christlichen Socialzustandes auflösenden Egoismus ohne Scheu und Scham gehuldiget, jede moralische geistige Kraft des Menschen in den Schlamm der Materie hinunter gezogen, der Mensch selbst, Gottes heiliges Ebenbild, zu einer blosen Nervenmaschine herabräsonirt, und so in kurzer Zeit der ganze, von so vielen vorübergegangenen bessern Geschlechtern für das, was dem Leben das Heiligste und Wichtigste seyn muß, gewonnene und gesammelte Reichthum von dem, gleich einem höllischen Hauch, über Europens cultivirteste Länder hingefahrnen **Zeitgeist** vertilgt. Und diesem aus dem Abgrunde heraufgestiegenen Geiste, glauben nun selbst mächtige Regierungen, bisweilen öffentlich huldigen, ihm schmeicheln, und in vielen Stücken ihm sich fügen zu müssen! Durchgehen wir die in den Geschichtbüchern aufgestellte Reihe wahrhaft großer Männer; so werden wir finden, daß sie stets dem verderblichen Geist ihrer Zeit kühn und furchtlos entgegen schritten, mit christlichem Heldensinn der alten Schlange auf den Kopf traten, und, wenn nicht anders Gottes unerforschliche Gerichte dem Satan noch einen ferneren Spielraum gönnten; auch nicht selten die Schlingen gleich Spinnengewebe zerrissen, mit welchen dieser, von Anbeginn an Gott und die Menschen hassende, nicht in der Wahr-

---

*) **Bedlam** in London ist, oder war vielmehr **bis jetzt** das größte und geräumigste Narren- oder Irrenhaus in ganz Europa. Fürwahr, man kann der englischen Nation einen gewissen innern, geheimen ahnungsvollen Sinn durchaus nicht absprechen.

mischen der Staatsregierung in kirchliche Angelegenheiten. Selbst über Dogmen wollte der Absolutismus der weltlichen Macht entscheiden; und fühlte diese sich nun bald in ein Labyrinth verwickelt, aus welchem sie keinen Ausweg sah, so entlehnte sie nicht selten von ihrer Eitelkeit einen Leitfaden, der sie auf einem Wege, auf welchem ihr nicht Schand und Spott begegnen würden, aus diesem Irrgarten wieder herausführen sollte. Dergleichen Leitfäden z. B. waren das Henotikon, die Ekthesis, der Typus 2c. Aber die nothwendige Folge dieser neuen Vermessenheit war, daß der wahre göttliche Leitfaden und die innere Richtschnur heiliger Wahrheit verloren gingen, und blutige Verfolgungen, Gewaltthätigkeiten und Schändlichkeiten jeder Art dafür an die Tagesordnung kamen. Natürlicher Weise blieben die Provinzen und das Volk dabei nicht unthätige Zuschauer. In viele Neben- und Unterabtheilungen getheilt, entstanden nun in allen großen Städten eine Menge, sich gegenseitig anfeindender, reli-

---

heit bestandene Lügen- oder Zeitgeist Völker und Länder gefesselt hielt, oder erst nachzufesseln suchte. Aber . . . . . . extra Ecclesiam non est salus! *)

---

*) Als Belege zu Diesem nennen wir hier nur einige der bedeutungsvollsten Namen, als: Carl den Großen, Otto den Großen, Gregor VII., den h. Bernard von Clairvaux, Rudolph von Habsburg, Carl V., den h. Ignatius von Loyola, einen der weisesten, in alle Tiefen menschlichen Verderbnisses eindringendsten Gesetzgeber und dessen, in seinen theils heiligen, theils gelehrten, stets frommen Schülern fortlebende und fortwirkende Geist, in der Geschichte der Religion Jesu, in dem Reiche höherer Sittlichkeit, wie überhaupt in wahrhaft christlicher Kunst und Wissenschaft eine der glänzendsten und segenvollsten Epochen machte.

giöser Partheien und Faktionen; Kirche und Staat wurden immer mehr zerrissen. Die heilige Sache der Religion ward blos eine Partheisache; die orientalischen Christen wurden bloße Partheigänger, die Bischöfe Partheihäupter; Roms Stimme ward nicht mehr gehört, und die griechischen Kaiser traten immer mehr aus dem Charakter christlicher Monarchen in jenen der alten heidnischen Cäsaren über; und über dem todten Buchstaben, über welchen man, nach der Ansicht der Layen, mit so vieler Heftigkeit und gehässigen Leidenschaftlichkeit stritt, vergaß das Volk auch immer mehr dessen Bedeutung, bis ihm endlich der Geist, der jenen beleben sollte, völlig entschwand. — Darf man sich jetzt noch wundern, daß auf diese Weise, besonders da des Reiches Verfassung und Verwaltung noch so viele Spuren des Heidenthums anklebten, die orientalische Christenheit nie und zu keiner Zeit zu einer klaren An- und Einsicht des Ebenmaßes aller Verhältnisse eines wahrhaft christlichen Socialzustandes gelangen konnte?

4. Aber wie verderblich dieser unselige, jedes Lebensprinzip, wie jede ächte christliche Gesinnung und Gesittung in den Völkern zerstörende Zustand auch für den materiellen äußern Bestand des oströmischen Reiches seyn mußte, erwieß sich zur Genüge sowohl in den Kriegen gegen die nordischen Barbaren, als auch in den, lange Zeit so unglücklichen persischen Kriegen, aber vorzüglich und am stärksten in dem blutigen Kampf auf Leben und Tod mit den furchtbaren Sarazenen; denn als der arabische Weltbrand frühzeitig schon die römischen Provinzen ergriff, waren die gehäuften Niederlagen der Römer und die reißend schnelle Eroberung ihrer Provinzen durch die Sarazenen blos eine Folge des, sich jetzt

eröffnete Constantinopel Hülfsquellen, welche weder drückender Despotismus, noch oft sich wiederholende Pöbelherrschaft erschöpfen konnten. Aber auch innerhalb der Mauern von Constantinopel verengt sich jetzt beinahe ausschließend alle Geschichte des byzantinischen Reiches. Unter dem Druck einer gesetzlosen, vollkommen despotischen, kein anderes Verdienst als Sclavenunterwürfigkeit fordernden Regierung, besonders wenn der Unverstand und die Tollheit der Herrscher, und die geistige Erschlaffung und Erstorbenheit der Beherrschten, gleichsam mit einander wetteifernd, den äußern und innern Verfall des Reiches beschleunigen, sind es gewöhnlich blos die Namen und Schicksale der Machthaber und die Unfälle, die ihre Persönlichkeit über den Staat herbeiführt, welche allen Raum in den Geschichtsbüchern ausfüllen; die Völker selbst spielen eine höchst untergeordnete, oder vielmehr gar nicht zu dem Ganzen gehörende Nebenrolle; denn ganz in der Hand ihres Despoten und nur das passive Werkzeug eines fremden Willens, kann die Geschichte eines solchen Volkes keine andere seyn, als die seiner unumschränkten Gebieter oder Treiber; und so wird nun auch von jetzt an die große Kaiserstadt der einzige Schauplatz seyn aller historischen Ereignisse des gesunkenen, stets tiefer sinkenden und in immer engere Grenzen eingeschlossenen byzantinischen Reiches. Freilich wird eine solche Geschichte wenig Herzerhebendes zu erzählen haben; nur wilde Volksaufstände, Empörungen und blutige Thronrevolutionen wird sie vor unserm Blick vorüberführen, und von einer noch ziemlich langen Reihe werthloser Regenten wird sie blos eine oft anekelnde, und in tödtender Einförmigkeit sich wiederholende Erzählung der nämlichen Thorheiten, Laster und Verbrechen seyn, und zwar desto verworfenerer Laster, weil nicht einmal eine gewisse

Kraft und Virtuosität in der Schlechtigkeit ihnen ein vorübergehendes, schauerliches Interesse leiht. Byzanz Geschichte ist nach Heraklius Tod nur die, wenig oder gar keine Theilnahme erregende Geschichte einer größtentheils obscuren Reihe schnell auf einander folgender, theils kühner theils feiger Thronräuber, und unter ungefähr sechzig Prinzen oder Emporkömmlingen, die nun in einem Zeitraum von sechshundert Jahren sich das Kaiser-Diadem um die Stirne winden, werden wir nur äußerst Wenigen begegnen, die, weil im Purpur geboren, nicht anarchischer Aufruhr auf den Thron erhoben, und neue Empörung bald wieder davon herabgestürzt hätte.

7. Aber demungeachtet bleibt die Geschichte der entarteten Oströmer, weil leider innigst verwebt mit den Schicksalen unserer heiligen Religion und Kirche, sowie des jedesmaligen Oberhauptes derselben, doch noch immer der Mittelpunkt unseres historischen Gesichtskreises. In der Peripherie dieses Kreises erscheinen in der Periode, die wir jetzt zu durchlaufen haben, Longobarden, Franken, Westgothen, Bulgaren und Araber; aber in mannichfaltigem, nicht selten sehr regsamem und lebendigem Verkehr mit allen diesen Völkern, bildet die römische Geschichte ungefähr noch ein ganzes Jahrhundert hindurch den Hauptfaden, an welchem, als in eben so vielen Nebenfäden, die Geschichte dieser Völker gleichsam der Reihe nach abläuft; und diese politische Stellung der Länder und Nationen bleibt, bis endlich am Ende des achten Jahrhunderts, unter dem kräftigsten und genievollsten aller Regenten, nämlich unter Pipins großem Sohne eine neue Sonne an dem historischen Horizont aufgeht, um welche nach und nach, nur in bald engern bald weitern Bahnen, bald alle Völker und Reiche des Erdkreises,

jungen Beherrscher, diesen selbst aber die höchste Ehrerbietung gegen die verwittwete Kaiserin, das heißt mit andern Worten, bereitwillige Folgsamkeit und freiwillige Abhängigkeit in allen Stücken von den weisern Einsichten ihrer Mutter.

2. Kaum war also jetzt die kaiserliche Leiche an den Ort ihrer Ruhe gebracht, als auch Martina es ihrem Interesse angemessen fand, das Testament ihres verstorbenen Gemahls sogleich überall bekannt zu machen. Auf ihren Befehl versammelten sich der Senat und das Volk. Von einem zahlreichen und glänzenden Hofe umgeben und mit den Insignien der Herrscherwürde geschmückt, erschien jetzt Martina zum erstenmale auf dem kaiserlichen Thron in dem Cirkus. Aber die von Herrschaft Verblendete hatte die Unbesonnenheit gehabt, ihre Söhne, die beiden Augusten nicht mitzubringen. Dies erregte den Unwillen des Volkes. „Wo sind," riefen mehrere Stimmen, „unsere Fürsten; der Eine ist „alt und kräftig genug, allein und ohne einen Gehülfen das Regiment zu führen." — Martina erhob sich von ihrem Thron, um zu dem Volk in dem Tone einer Gebieterin zu sprechen. Aber nur noch ärger ward jetzt der Tumult. „Steige herab," erscholl es in dem Getümmel, „Wir ehren Dich zwar „als die Mutter unserer Fürsten; aber über uns herrschen sollst Du nicht. Wie kann ein Weib, an der Spitze „unserer Heere die Feinde des Reiches bekämpfen; wie „in dem Senat den Vorsitz führen, und den Abgesandten barbarischer Völker, wenn sie friedliche oder „feindliche Botschaft bringen, mit Würde und Nachdruck antworten? Ferne sey von uns die Schmach, „von einem Weibe beherrscht zu werden, und uns „Fesseln anlegen zu lassen, welche unlängst selbst die

Des

zweiten Zeitlaufes

neunzehnter Zeitraum.

Von dem Tode des Kaisers Heraklius 641. bis zu dem Concilium Quinisextum 692.

Zweite Abtheilung.

I.

1. Mit einer Empfindung, nicht unähn- Einleitung.
ich jener, welche man Wehmuth nennt, ergreifen
vir jetzt wieder den, am Ende des siebenten Ban-
es, auf kurze Zeit aus der Hand gelegten Faden
er oströmischen Geschichte, das heißt der Erzäh-
ung der fernern Schicksale eines in Verfassung,
Sitten und Gesinnung des öffentlichen wie des häus-
ichen Lebens immer mehr erlöschenden, sichtbar da-
inſterbenden Reiches. Vor Allem müssen wir hier
emerken, — und dieser so ungemein wichtige Ge-
ichtspunkt darf durchaus dem Auge nicht entrückt
verden — daß nämlich von dem, was eigentlich

sen, und eine Menge Haare und ein Theil der Kopfhaut blieben an derselben hangen. Wahrscheinlich gereuete es dem Constantin sehr bald, so leichtfertig die Ruhe der Gräber gestört zu haben. Er ließ den Raub nicht in den kaiserlichen Schatz legen, sondern schmückte damit den Hochaltar der prächtigen Sophienkirche. — Eher zu entschuldigen, ja wohl gar zu rechtfertigen war es vielleicht, daß er den Patriarchen Pyrrhus zwang, die sehr bedeutenden Geldsummen auszuliefern, welche ihm Constantins Vater in den letzten Jahren seines Lebens für seine, vielleicht bald sich hülflos findende Gemahlin Martine zur treuen Bewahrung übergeben hatte. Diesem Begehren wollte zwar anfänglich der Patriarch sich nicht fügen; als aber des Kaisers Schatzmeister Philagrius drohende Worte hören ließ, entsank dem bangen Hofbischof der Muth, und ohne länger zu zögern, gab er willig alles her, was des verstorbenen Kaisers getäuschtes Zutrauen zu der Treue und Festigkeit des Heuchlers demselben anvertraut hatte.

5. Constantin gebrach es nicht an den Eigenschaften eines guten Regenten. Es fehlte ihm weder an Erfahrung und Kunde des Krieges, noch an Gewandtheit in den Geschäften des Friedens. Zudem schmückten liebenswürdige häusliche Tugenden seinen Privatcharakter, und dem heiligen Glauben der Kirche mit unerschütterlicher Treue ergeben, hatte er oft im Stillen darüber getrauert, wenn des Vaters ungeweihete Hand in kirchliche Angelegenheiten sich mischte. Aber leider war schon von früher Jugend an, Constantins Leben beinahe eine ununterbrochene Krankheit gewesen. Daß seine Regierung demnach von keiner langen Dauer seyn würde, war leicht voraus zu sehen, auch starb wirklich dieser zu schö-

nen Hoffnungen berechtigende Fürst schon in dem vierten Monate seiner erst kaum angetretenen Regierung *).

III.

1. Von ihres Stiefsohnes frühzeitigem Tode hoffte Martina für sich und ihren eigenen Sohn die größten Vortheile zu ziehen. Kraft der, von Heraklius getroffenen Thronverfügung und in Gemäßheit seines letzten Willens, war Herakleonas jetzt einziger Kaiser; und Martina als Vormünderin desselben, Regentin des Reiches. Aber Martinens blutschänderische Ehe war noch in zu lebhaftem Andenken. Längst schon war sie dem Volke ein Gegenstand des Abscheues; und der allgemeine Haß, der auf die Mutter drückte, ging nun auch auf deren Sohn Herakleonas über. Bei dieser Stimmung der Gemüther ist es leicht begreiflich, daß man jetzt nur gar zu gerne auch da Verbrechen ahnete, oder zu sehen glaubte, wo selbst auch nicht ein Schein des Verbrechens zu finden war, und so ward der Verdacht, Constantin sey von seiner grausamen Stiefmutter vergiftet worden, nun bald die allgemeine und öffentliche Meinung in ganz Constantinopel. Wie es scheint, quälte ähnlicher Argwohn auch den sterbenden Kaiser; denn kurz vor seinem Tode sandte er einen seiner vertrauten Diener, Namens Valentin, mit vielem Gelde zu dem, nicht ferne von Chalcedon im Lager stehenden Heere, alle Befehlshaber und Soldaten aufforderud, seine beiden nun auch bald vater- wie mutterlosen Waisen, unter ihre mächtige Obhut zu nehmen, über die Er-

*) Die geschichtlichen Quellen sind größtentheils dieselben, die uns auch bei der Regierungsgeschichte des Kaisers Heraklius zu Gebot standen.

haltung der beiden Prinzen zu wachen, gegen ihre gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde sie zu schützen.

2. Um von dem schweren, auf ihnen lastenden Verdacht sich zu reinigen, thaten Martina und Herakleonas alles, was nur immer in ihren Kräften stand. Aber umsonst übernahm der Patriarch Pyrrhus auf der Kanzel in der Sophienkirche die Vertheidigung der Kaiserin und ihres Sohnes. Umsonst schwur Letzterer im Angesichte des Volkes auf dem Holze des wahren Kreuzes, seine beide Neffen gegen alle Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen; vergebens betheuerte er, die Hand auf dieses heiligste aller Reliquien legend, seine und seiner Mutter Unschuld, und vergebens erklärte er sich endlich auch, obgleich selbst erst fünfzehn Jahre alt, zum Vormünder von Constantins beiden Söhnen Constans und Theodosius, von denen er ja den ältesten, wie alles Volk wüßte, über der Taufe gehalten hätte. Alle seine Betheuerungen, wie die seiner Mutter und des Patriarchen, machten keinen Eindruck; denn zu tief hatte böser Argwohn in allen Gemüthern schon Wurzel gefaßt.

3. Valentin war indessen in dem Lager bei Nicäa angekommen. Die mitgebrachten Schätze gaben seinen Gründen unwiderstehliche Beweiskraft; von Allem was er wollte, hatte er bald Officiere und Soldaten überzeugt, und seinem Rufe folgend, brach das ganze Heer auf, und rückte vor Constantinopel. Aus seinem Standquartier in Chalcedon schrieb Valentin drohende Briefe an den Senat und das Volk, bezeichnete in dem täuschenden Ton der Zuversicht Martina und Herakleonas als Mörder des verstorbenen Kaisers, forderte ihre Bestrafung und zugleich die Erhebung des rechtmäßigen Erben auf den, durch des Vaters Tod erledigten Kaiserthron.

4. Um das von allen Seiten über sie einbrechende Ungewitter zu beschwören, hatte Martina kein anderes Mittel, als mit Valentin selbst sich unverzüglich in Unterhandlungen einzulassen. Sie schrieb ihm also einen eigenhändigen Brief, erbot sich darin, einen, von Valentin selbst entworfenen, alle Rechte seiner kaiserlichen Schützlinge sichernden und bewahrenden Vergleich mit ihm abzuschließen, und verhieß ihm zugleich augenblickliche und gewissenhafte Erfüllung aller Forderungen, die er nur immer in seinem eigenen Interesse machen würde. Valentin, dessen Kühnheit nichts als seine grenzenlose Unverschämtheit gleich kam, forderte nun, daß Constantins ältester Prinz Constans, zum Kaiser und Mitregenten des Herakleonas erklärt; er selbst aber, zur Cäsars Würde erhoben, zum Vormünder des Erstern ernannt würde. Martina, von zahllosen öffentlichen und geheimen Feinden umlagert, mußte nachgeben; und schon stand sie im Begriffe, den obscuren ehemaligen Hausbedienten des verstorbenen-Kaisers zur höchsten, ihn gleichsam auf die zweite Stufe des Throns stellenden Würde des Reiches zu erheben, und dieser, nach Unterzeichnung des Vertrags, dem Herakleonas als Kaiser und Martina als dessen Vormünderin zu huldigen, als ein höchst geringfügiger, gewöhnlich gar keiner Beachtung werther Umstand, plötzlich die Gestalt der Dinge änderte, und schnell eine der schauerlichsten Catastrophen herbeiführte.

5. Es nahete sich nämlich jetzt die Zeit der Weinlese, und die schönen, bei Chalcedon längst der Seeküste sich hinstreckenden Weinberge und Weingärten, prangten dieses Jahr mit aller Fülle des Ueberflusses. Die Besitzer dieser Weinberge und Gärten waren größtentheils wohlhabende Einwohner

phorus geschifft. Selbst die Kaiserin war jetzt froh, als sie hörte, daß die Legionen in die Stadt einrückten. Den Valentin, welchen sie für sich gewonnen zu haben glaubte, ernannte sie zum obersten Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache. Aber zu stark und zu allgemein war die Erbitterung gegen Martina und ihren Sohn; und Valentin, entweder zu schwach sich fühlend, die Kaiserin gegen so viele, leidenschaftlich gegen sie entflammte Feinde zu schützen, oder vielleicht auch noch einen geheimen Groll gegen sie in seinem Herzen nährend, schlug sich jetzt selbst wieder zur Parthei ihrer unversöhnlichsten Gegner. Die vereinten Stimmen des Volkes und des Heeres riefen den Senat auf, eingedenk zu seyn seiner hohen ihm angestammten Würde, für die Erhaltung des Reiches und des Thrones zu sorgen, den an dem letzten Kaiser begangenen mörderischen Frevel zu untersuchen, und die Schuldigen nach Roms Gesetzen zu bestrafen. Auf diesen ehrenvollen Ruf versammelten Patricier und Senatoren, die in den Tagen der Gefahr zitternd und zagend sich in ihren Wohnungen und Palästen eingeschlossen hatten, sich sogleich an dem gewöhnlichen Ort ihrer Berathungen. Als sie die Ehrenbezeugungen sahen, die ihnen die vor dem Senats-Palast aufgestellten Truppen erzeigten, fingen sie auf einmal an zu träumen, daß sie vielleicht doch wahre Abkömmlinge der Scipione und Fabiusse seyn könnten, und berauscht von ihrer, ohne zu wissen wie, sie jetzt plötzlich anwandelnden antiken Hoheit, beschlossen sie im Ernste, die Zeit der Grachen wieder aufleben zu lassen, und die staunende Welt mit dem Schauspiel eines ächt-alt-römischen Tyrannen-Gerichts zu überraschen. Martina und Herakleonas wurden aus ihrem Palaste gerissen, und vor die Schranken des Senats gestellt. Die gegen sie erho-

bene Anklage stützte sich auch nicht auf einen Schatten eines nur von weitem rechtskräftigen Beweises. Aber diesem ungeachtet, und ohne selbst auch in jedem Falle den offenbar Unschuldigen von dem Schuldigen zu sondern, vermaß sich dieser elende, von seiner augenblicklichen Bedeutsamkeit aufgeblasene Haufe ephemerer Olygarchen, der Gemahlin und dem Sohne des Kaisers Heraklius, dessen Asche er noch vor kurzem beinahe abgöttische Ehrerbietung erwiesen hatte, das Verdammungsurtheil zu sprechen. Beide wurden verurtheilet, Martina die Zunge, Herakleonas die Nase zu verlieren. Das eben so grausame als ungerechte, von übermüthigen oder feigen Richtern ausgesprochene Urtheil ward vollzogen. Die unglückliche, für ihre einst eingegangene, verbrecherische Ehe nun hart bestrafte Fürstin wanderte hierauf sammt ihrem Sohne an den Ort ihrer Verbannung, auf einer einsamen Insel in dem Propontis, und dort bald von aller Welt vergessen, macht auch von jetzt an die Geschichte keine fernere Erwähnung mehr von ihnen.

7. Sein blutiges Geschäft hatte der Senat jetzt vollbracht, und eine ganz andere Scene, jedoch blos possirlicher Art, sollte am folgenden Tag vor ihm gespielt werden. Mit den Obersten seiner Leibwache und von einem zahlreichen Haufen Trabanten begleitet, begab sich nämlich der neue junge Kaiser in die Mitte der versammelten Väter, und hielt an dieselben eine, natürlicher Weise, auswendig gelernte Anrede, bei welcher gewiß jeder Halbvernünftige, wenn anders ein solcher unter den mystificirten Zuhörern sich befand, sich kaum des Lachens mochte haben enthalten können. Zuerst dankte der gekrönte zwölfjährige Knabe dem Senat für die gerechte Bestrafung der Mörder, welche alle die schönen Hoff-

den Brudermörder die Furien seines eigenen Gewissens. Tag und Nacht verfolgte ihn ein Phantom seiner mit Blut befleckten Phantasie; wohin er ging oder sich wandte, sah er seinen Bruder in der Diakonen-Kleidung, ihm einen Becher voll Blut mit den Worten darreichend: „Trink, Bruder, trink!“ — Um wo möglich sich selbst zu entfliehen, und sich den Blicken seines ihn verabscheuenden Volkes zu entziehen, ging er in freiwillige Verbannung und schiffte nach Italien. Als die kaiserliche Fregatte, die den Tyrannen trug, die Anker lichtete, trat er auf das Verdeck, spie nach der Stadt und rief aus: „O, wie ekelt es mir vor den Mauern Constantinopels!“ *) — Zuerst besuchte er Athen, und brachte dort den Winter unter müßigen und frivolen Ergötzungen zu. Im Frühjahr segelte er nach den Küsten von Unteritalien, stieg bei Tarent an das Land, richtete durch ungeheuere Erpressungen die ohnehin schon so bedrängten römisch-italienischen Provinzen noch mehr zu Grunde, unternahm ohne Ehre und Erfolg die Belagerung einiger longobardischen Städte, ward von den Longobarden geschlagen; ging hierauf nach Rom, verursachte durch einen

---

*) Um mit Anstand Constantinopel verlassen zu können, gab Constans vor, er sey entschlossen, die longobardische Herrschaft in Italien zu zerstören, die schöne Halbinsel wieder mit dem Reich zu vereinigen, und hierauf Rom, weil, wie er sagte, die Mutter mehr als die Tochter geehrt werden müsse, auf das neue wieder zum Mittelpunkt des Reiches und zur beständigen Residenz der römischen Kaiser zu machen. Wirklich war auch die Flotte, auf welcher er absegelte, so wie das Heer, mit welchem er sich einschiffte, zahlreich genug, um, wenn von einem Belisarius oder Narses geführt, ganz Italien wieder zu erobern.

hntägigen Aufenthalt den gutmüthigen Römern un- heuere Unkosten, plünderte dafür, zum Beweis sei- s Dankes, ihre Stadt und alle römische Kirchen; g nach dieser glorreichen Expedition wieder nach nteritalien, ward abermals von den Longobarden schlagen, immer mehr von ihnen in die Enge ge- :eben, und endlich ganz aus Italien verjagt. — lit seinem Heere und dem Raub seiner eigenen rovinzen schiffte er nun nach Sicilien, wählte Sy- kus zu seiner Residenz, erpreßte hier, wie überall igeheure Geldsummen von Siciliens unglücklichen inwohnern *), stürzte sich, um die Stimme seines ewissens zu betäuben, von einer Ausschweifung in : andere, bestahl die Kirchen, raubte alle, dem ottesdienste geheiligten goldenen und silbernen Ge- ße, verschlang das Mark der Provinzen, mästete h mit dem Schweis der Unterthanen, und ward dlich, nachdem er sechs Jahre die Pest von Si- ien gewesen war, von einem seiner untern Be- :nten, Namens Andreas, im Bade ermordet. Dieser idreas mußte ihm, wenn er im Bade war, war- es Wasser über den Leib gießen; aber als er dies- al sein gewöhnliches Geschäft verrichtet hatte, ihm er das leere, schwere eiserne Gefäß, und ,lug es dem Kaiser einigemal mit solcher Heftig-

*) Seine Erpressungen waren so grenzenlos, daß Tausende der Einwohner, dadurch zur Verzweiflung gebracht, ihre glückliche Insel verließen, sich auf Schiffe flüchteten und nach Syrien segelten, wo sie sich in der Gegend von Damascus ansiedelten, und nach und nach Mohamedaner wurden. Andere wanderten nach Afrika aus. Constans Aufenthalt in Sicilien war mit einer, nicht nur Menschen und Vieh, sondern auch alle Erzeugnisse des fruchtbaren Bodens tödtenden und verzehrenden Pest zu vergleichen.

keit auf den Kopf, daß er, betäubt von dem Schlag, in das Wasser sank. Andreas verschloß sorgfältig das Gemach und ging davon. Als nach langem Warten und Harren der Kaiser nicht erschien, wurden endlich von dem Gefolge desselben die Thüren erbrochen, und ganz gleichgültig, und vielleicht selbst nicht ohne Lust, sahen nun die Eintretenden ihren Herrn im Wasser und in seinem Blute schwimmen. Als Constans erschlagen ward, hatte er 39 Jahre gelebt und 27 regiert, das heißt, den Purpur geschändet und das Diadem entweiht. (668)

V.

1. Nicht ohne Mitwissen und Theilnahme mehrerer Großen seines Hofes war Constans ermordet worden. Um der Strafe sich zu entziehen, bethörten durch Geld und Versprechungen die Verschwornen das Heer, und dieses rief einen jungen Armenier, Namens Mezizius zum Kaiser aus. Der Jüngling hatte kein anderes Verdienst, als das einer ungemeinen, ganz ungewöhnlichen körperlichen Wohlgestalt, und die Schönheit seines Kopfes und seine lieblichen einnehmenden Gesichtszüge schreckten auch die Hand des geübtesten Künstlers zurück, sein Bildniß zu entwerfen. Das ihm angetragene Diadem wollte er durchaus nicht annehmen, und blos durch Drohungen und äußere Gewalt gezwungen, legte er sich endlich den Purpur an.

2. Aber Constans hatte drei Söhne, Constantin, Tiberius und Heraklius in Constantinopel zurückgelassen. Zwar wollte er seine ganze Familie mit sich nach Italien nehmen; aber

s empörte Volk widersetzte sich der Abreise der rinzen und deren Mutter, und Constans, der von ner, ihm verhaßten Vaterstadt sich nicht eiligst nug entfernen konnte, gab der Flotte das Signal r Abfahrt, sich wenig mehr bekümmernd um das nere Schicksal seiner Kinder. Zum Glück war eß in guten Händen; an der Erziehung der drei rinzen ward nichts versäumt, und des Knaben onstantins frühzeitig sich entfaltende liebenswür- ge Eigenschaften gewannen ihm die allgemeine ebe des Volkes, das nun, während der Abwesen- it des Vaters, ihn eben so treu, wo nicht noch euer bewachte, als die besoldeten Trabanten des iserlichen Palastes.

3. Auf die erste Nachricht von Kaisers Con- ns Tod und der Erhebung des Mezizius, rüstete r Hof von Constantinopel eiligst eine Flotte aus; d an der Spitze eines kleinen, aber ausgesuchten eeres steuerte Constantin noch in demselben Jahre ch den Küsten von Italien. Unterweges stießen s den italienischen Häfen noch mehrere Schiffe it Truppen zu der kaiserlichen Flotte, und als onstantin bei Syrakus an das Land trat, verlie- n sogleich die mehrsten römischen und griechischen oldaten, die Fahnen des Afterkaisers; die wenigen ch bei ihm beharrenden Truppen wurden mit chter Mühe zerstreut; er selbst ward gefangen, der öne Kopf mit dem Schwert von dem Körper ge- ennt, und dem rechtmäßigen Thronerben als ein iegeszeichen überbracht.

4. Wegen des an seinem Vater begangenen Mords, ordnete Constantin eine Untersuchung an. Alle Mitschuldigen wurden hingerichtet, und keiner n ihnen ward bedauert, als der edle Graf Justi-

keit auf den Kopf, daß er, betäubt von dem Schlag, in das Wasser sank. Andreas verschloß sorgfältig das Gemach und ging davon. Als nach langem Warten und Harren der Kaiser nicht erschien, wurden endlich von dem Gefolge desselben die Thüren erbrochen, und ganz gleichgültig, und vielleicht selbst nicht ohne Lust, sahen nun die Eintretenden ihren Herrn im Wasser und in seinem Blute schwimmen. Als Constans erschlagen ward, hatte er 39 Jahre gelebt und 27 regiert, das heißt, den Purpur geschändet und das Diadem entweiht. (688)

V.

1. Nicht ohne Mitwissen und Theilnahme mehrerer Großen seines Hofes war Constans ermordet worden. Um der Strafe sich zu entziehen, bethörten durch Geld und Versprechungen die Verschwornen das Heer, und dieses rief einen jungen Armenier, Namens Mezizius zum Kaiser aus. Der Jüngling hatte kein anderes Verdienst, als das einer ungemeinen, ganz ungewöhnlichen körperlichen Wohlgestalt, und die Schönheit seines Kopfes und seine lieblichen einnehmenden Gesichtszüge schreckten auch die Hand des geübtesten Künstlers zurück, sein Bildniß zu entwerfen. Das ihm angetragene Diadem wollte er durchaus nicht annehmen, und blos durch Drohungen und äußere Gewalt gezwungen, legte er sich endlich den Purpur an.

2. Aber Constans hatte drei Söhne, Constantin, Tiberius und Heraklius in Constantinopel zurückgelassen. Zwar wollte er seine ganze Familie mit sich nach Italien nehmen; aber

das empörte Volk widersetzte sich der Abreise der Prinzen und deren Mutter, und Constans, der von seiner, ihm verhaßten Vaterstadt sich nicht eiligst genug entfernen konnte, gab der Flotte das Signal zur Abfahrt, sich wenig mehr bekümmernd um das fernere Schicksal seiner Kinder. Zum Glück war dieß in guten Händen; an der Erziehung der drei Prinzen ward nichts versäumt, und des Knaben Constantins frühzeitig sich entfaltende liebenswürdige Eigenschaften gewannen ihm die allgemeine Liebe des Volkes, das nun, während der Abwesenheit des Vaters, ihn eben so treu, wo nicht noch treuer bewachte, als die besoldeten Trabanten des kaiserlichen Palastes.

3. Auf die erste Nachricht von Kaisers Constans Tod und der Erhebung des Mezizius, rüstete der Hof von Constantinopel eiligst eine Flotte aus; und an der Spitze eines kleinen, aber ausgesuchten Heeres steuerte Constantin noch in demselben Jahre nach den Küsten von Italien. Unterweges stießen aus den italienischen Häfen noch mehrere Schiffe mit Truppen zu der kaiserlichen Flotte, und als Constantin bei Syrakus an das Land trat, verließen sogleich die mehrsten römischen und griechischen Soldaten, die Fahnen des Afterkaisers; die wenigen noch bei ihm beharrenden Truppen wurden mit leichter Mühe zerstreut; er selbst ward gefangen, der schöne Kopf mit dem Schwert von dem Körper getrennt, und dem rechtmäßigen Thronerben als ein Siegeszeichen überbracht.

4. Wegen des an seinem Vater begangenen Mords, ordnete Constantin eine Untersuchung an. Alle Mitschuldigen wurden hingerichtet, und keiner von ihnen ward bedauert, als der edle Graf Justi-

nian, den blos sein grenzenloser Abscheu vor den Lastern seines Herrn zur Theilnahme an der Verschwörung bewogen hatte. Ueber den Tod des Vaters, der vielleicht in mancher Hinsicht Begnadigung verdient hätte, entfuhren in unbewachten Augenblicken dem Sohne desselben einige, von kindlichem Schmerz erpreßte, aber die Majestät des Kaisers schwer beleidigende Klagen. Grausame und schmähliche Verstümmelung war die Strafe dieser Unbesonnenheit. Jedermann nahm Antheil an des hoffnungsvollen und tugendhaften Jünglings traurigem Geschick. Indessen war das Unglück, das ihn getroffen, blos ein Scheinübel, und offenbar das Werk der, ihn vielleicht väterlich züchtigenden, aber eben dadurch auch läuternden und zu etwas Höherem führenden Hand der Vorsehung. Germanus, durch die empfangene Schmach tief gebeugt, entsagte der Welt und Allem, was sie zu bieten vermag, zog sich in die Einsamkeit zurück, trat einige Zeit darauf in den geistlichen Stand, und ward endlich einer der, durch Gottseligkeit, Standhaftigkeit und Flammeneifer für die heilige Lehre, ausgezeichnetesten Patriarchen von Constantinopel. Von Hohen und Niedern allgemein geehrt und geliebt, starb Germanus in sehr hohem Alter, lebt aber in beiden Kirchen in frommem und segenvollem Andenken von Geschlecht zu Geschlecht. — Die Leiche seines ermordeten Vaters ließ Constantin, dem Namen nach, der Vierte, unter den frommen Ceremonien der ganzen hohen und niedern Geistlichkeit von Syrakus ausgraben, legte sie in einen prächtigen Sarg, ließ sie auf ein, eigen hierzu bestimmtes und mit allen Emblemen tiefer Trauer geschmücktes Schiff bringen, und nahm diese, ihm immer theuern Ueberreste mit nach Constantinopel, wo sie mit den größten Feierlichkeiten in der Kirche der heiligen Apostel beigesetzt

rben. Ein auf dem Grabe errichtetes einfaches,
er rührendes Denkmal ward der stumme Zeuge
n Constantins kindlicher Liebe und Ehrerbietung
jen einen Vater, den er kaum gekannt, und dem
wenig oder gar nichts zu danken hatte; und si
r verdient dieser schöne, dem Herzen des jungen
rsten Ehre bringende Zug, durch die Geschichte,
ch der Nachwelt überliefert zu werden.

5. Nur 4 bis 5 Monate hatte Constantin sich
Sicilien aufgehalten. Aber kaum war die kai
liche Flotte mit dem Heere abgesegelt, als schon
nige Wochen nachher ein zahlreicher Schwarm
arazenen auf der Insel landete. Die erschreckten
stenbewohner flohen, mit Zurücklassung ihrer gan
Habe, in das Innere der Insel, auf die Ge
ge und in die Wälder. Aber das große und
lkreiche Syrakus ward geplündert, beinahe die
nze Bevölkerung erwürgt, der größte Theil der
tadt verbrannt, und die vielen kostbaren, goldenen
d silbernen Gefäße, welche Constans aus den
lienischen und sicilianischen Kirchen gestohlen, und
nstantin nur deßwegen hier gelassen hatte, damit
den Kirchen, denen sie gehörten, wieder zurück
endet werden könnten, wurden nun sämmtlich die
ute der raubgierigen Sarazenen.

6. Constantin war sehr jung zur Regierung ge
igt. Vor seiner Abreise von Constantinopel nach
cilien bemerkte man an ihm auch noch nicht die min
te Spur eines Bartes. Aber während seiner Ab
senheit von ungefähr neun bis zehn Monaten, hatte
ch und nach ein ziemlich dichter Anflug von Milch
aren sein jugendliches Kinn umschattet. Als das
olk von Constantinopel, welches seinem jungen, mit
ieg gekrönten Beherrscher jubelnd entgegen strömte,

stantins Regierung, Afrika's ganze nördliche Küste von Aegyptens Grenzen bis an das atlantische Meer. Aber dieser fur die Sarazenen glorreiche Zug konnte nur ihren kriegerischen Ruhm, nicht aber ihre Besitzungen vermehren, und bis unter die Regierung Justinians des Zweiten blieb Afrika eine Provinz des römischen Reiches. Mit Hülfe der Mardaiten, eines zwar kleinen, aber ungemein tapfern, beharrlichen, von heiligem Enthusiasmus fur seine Religion entflammten, auf den Höhen und in den Thälern des Libanon wohnenden, christlichen Völkchens, erzwang Constantin endlich einen ziemlich ehrenvollen Frieden. Die Sarazenen zahlten ihm einen jährlichen Tribut; er selbst zahlte ihn den Bulgaren, von

---

rath zu begehen, im Begriff gestanden, von dem Blitze erschlagen worden. — Bundesgenossen, oder befreundeten Fürsten schickten die griechischen Kaiser bisweilen von der zubereiteten Materie; aber Mittheilung des Geheimnisses der Zubereitung selbst ward stets, so oft auch darum gebeten wurde, standhaft verweigert. — In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ward das griechische Feuer auf das neue wieder entdeckt; aber die höllische Entdeckung durch die Menschlichkeit Ludwigs XV., der dem Entdecker das Geheimniß mit einer sehr großen Summe abkaufte, auch sogleich wieder ewiger Vergessenheit übergeben. Hätte jener Entdecker einige Decennien später, mithin zur Zeit der, alle göttliche und menschliche Ordnung umwälzenden französischen Revolution gelebt; so würde seine unselige Entdeckung, durch Zerstörung aller englischen Flotten, ganz Europa eine andere Gestalt gegeben, das heißt, diesen ganzen Welttheil in Barbarei, Anarchie und die gräßlichste Verwirrung gestürzt haben. Durch diesen edeln, nicht allgemein bekannten Zug seines Herzens, hat also Ludwig der fünfzehnte auf den Dank aller civilisirten, christlichen Völker, ja wohl der gesammten Menschheit den gerechtesten aller Ansprüche.

dchen, weil in einer Hauptschlacht von ihnen be=
gt, er den Frieden mittelst einer gewissen, jähr=
h an sie zu zahlenden Summe erkauft hatte.

8. Auch in dem Innern des Reiches, in den rovinzen wie in der Hauptstadt, herrschten unter r Regierung dieses Kaisers vollkommene Ruhe. Nur i einzigesmal schien der, in unbefriedigten Wünschen h verzehrende Ehrgeiz junger, von eitler Selbst= tzündung entflammter Prinzen, die bestehende Ord= ing stören zu wollen. Constantin hatte nämlich eich im Anfange seiner Regierung seinen beiden rüdern Tiberius und Heraklius den Titel Augu= is verliehen, sie jedoch nicht zu eigentlichen Ge= ssen seiner Herrschaft erhoben. Allen öffentlichen ten wurden zwar ihre Namen beigefügt, sie selbst er blieben ohne allen Antheil an der Verwaltung. er der leere Schatten von Macht und deren äu= res Gepränge, genügten bei weitem nicht den bei= n regierungslustigen Brüdern. Durch geheime nissäre suchten sie die in Natolien zerstreuten Trup= n dahin zu stimmen, daß sie, was die beiden ringen wünschten, aber nicht zu sagen wagten, u aussprechen, auch nöthigenfalls mit Gewalt n dem Kaiser erzwingen sollten. Um den Sol= ten zu beweisen, wie gerecht die Forderung der serlichen Brüder wäre, sagte man ihnen, daß, so Himmel und Erde und die ganze Schöpfung n drei göttlichen Personen gleichen Wesens regiert irden, eben so auch das römische Reich von drei isern von gleicher Macht müßte beherrscht wer= i. Den rohen Menschen schienen diese Gründe bestreitbar. Sie rotteten sich in zahlreichen Hau= i zusammen, marschirten nach Chalcedon, und fen aller Orte, daß sie Christen wären, und nun rchaus verlangten, daß nach dem Bilde der aller=

heiligsten Dreifaltigkeit im Himmel, auch auf Erden eine kaiserliche Dreifaltigkeit herrschen sollte. Dieser Soldatenaufstand beunruhigte anfangs den Kaiser; aber Theodor, Constantins Minister, ein sehr kluger und entschlossener Mann, begab sich eiligst über den Bosphorus in das Lager der Aufrührer, sagte ihnen, daß ihr Verlangen sehr vernünftig sey, nur müsse es, wie sie es selbst einsehen würden, auch dem Senat vorgelegt werden, und nun gab er ihnen den Rath, an den Senat eine zahlreiche Deputation zu ordnen, die demselben ihr Begehren vortragen und es mit den nöthigen Gründen unterstützen könnte. Die Soldaten waren dies zufrieden, und nun lenkte Theodor die Wahl so geschickt, daß gerade die lautesten und frechsten der Meuterer gewählt wurden. Mit diesen fuhr Theodor zurück, ließ aber, sobald er an das Land getreten war, sämmtliche Herren Deputirten der Reihe nach aufhängen. Als die Aufrührer ihre Kameraden an großen, auf Anhöhen errichteten Galgen hangen sahen, entfiel ihnen der Muth, und mit diesem verging ihnen auch die Lust nach einer dreifaltigen Regierung. Ohne also abzuwarten, was allenfalls Weiteres noch folgen könnte, zerstreueten sie sich von selbst, und kehrten einzeln in ihre Kantonirungen zurück. Seinen beiden Brüdern gab der gutmüthige Kaiser nur einen Verweis. Als sie aber einige Jahre nachher auf das neue wieder verderbliche Anschläge schmiedeten, diese jedoch bei Zeiten entdeckt wurden, glaubte Constantin, nun strenger verfahren zu müssen. Er nahm seinen Brüdern jetzt den Titel Augustus und die mit demselben verbundenen Auszeichnungen und äußeren Ehrenbezeugungen; ihre Namen erschienen nicht mehr in den öffentlichen Akten; sie selbst sanken in den Privatstand herab, und alle

ne Schritte wurden nun, wie es kluge Vorsicht
bot, genau und scharf bewacht *).

9. Der Friede, welchen Constantin, durch die
it den Sarazenen, Bulgaren, Avaren und Lon-
barden abgeschlossenen Verträge, seinem Reiche
rschafft hatte, sollte nun durch seine Bemühungen
ch den Kirchen zu Theil werden. Längst schon
g dem frommen Kaiser die Wiedervereinigung der
orgenländischen mit der abendländischen Kirche am
erzen. Jetzt, wo das Reich einer vollkommenen
ßern und innern Ruhe genoß, schrieb er also dies-
lls an den Pabst; und so kam nun gegen das Ende
s Jahres 680 das berühmte sechste allgemeine Con-
lium in Constantinopel zusammen **), welches den

*) Daß Constantin seinen beiden Brüdern die Nasen habe abschneiden lassen, ist eine, auf kein gültiges histori-sches Zeugniß sich stützende, blos von zwei weit spätern Geschichtschreibern aufgeraffte und gedankenlos nachgeschriebene Verläumdung. Weil Constantin, als ein treuer Sohn der Kirche, sie schützte, endlich gar den unruhigen und unversöhnlichen Sektengeist zu bändigen wußte, und ihm daher von katholischen Schriftstellern die ihm gebührenden, gerechten Lobsprüche ertheilt wurden: so suchten die Feinde der Kirche, deren es zu jeder Zeit gab, und zu jeder Zeit geben wird, über Constantins Privatcharakter, um jenes Lob zu entkräften, irgend einen recht schwarzen Schatten zu verbreiten. Die den Brüdern abgeschnittenen Nasen waren also der Text, über welchen, wie es sich von selbst versteht, unter den gehässigsten Bemerkungen, unaufhörlich so eifrig geprediget ward, bis die in zahllosen Schriften unzähligemal wiederholte Lüge endlich zu einer, wenigstens scheinbaren, Wahrheit sich verknöcherte.

**) Wird auch das dritte constantinopolitanische, öcumenische Concilium genannt, zu welchem das

monotheletischen Streitigkeiten, und mit diesen überhaupt allen den Spaltungen und Unruhen ein Ende machte, welche, der Wesenheit nach immer die nämlichen und nur dem Namen und den äußern Formen nach verschieden, ganze vier Jahrhunderte hindurch im Orient, Kirche und Staat erschütterten, und den Verfall des Letztern theils unmittelbar herbeiführten, theils ungemein beschleunigten. Von diesem allgemeinen Concilium und seinen höchst merkwürdigen Verhandlungen wird weiter unten in diesem Bande, zu seiner Zeit und an seinem Ort noch weitläufiger und vollständiger gesprochen werden.

10. Nachdem der Kirche der so lange vergebens ersehnte Friede wieder gegeben war, beschäftigte den Kaiser vorzüglich die Einführung oder vielmehr festere Begründung des Erstgeburtrechts in seinem Reiche. Zwei abgeschnittene Haarlocken seiner beiden Söhne Justinian und Heraklius, wurden dem Pabst nach Rom geschickt, und Benedikt II., höchst erfreut über diesen sprechenden Beweis vollkommener Aussöhnung und Eintracht, nahm die beiden Prinzen an Kindesstatt an*), worauf dem äl-

zehn Jahre nachher gehaltene, und blos mit Disciplinarsachen sich beschäftigende Concilium nur als ein Zusatz zu betrachten ist, daher auch das Concilium Quinisextum genannt wird.

*) Das Senden einer Haarlocke drückte nach damaliger Sitte das Begehren aus, daß derjenige, dem sie geschickt ward, jenen, von dessen Haupt sie genommen war, an Kindesstatt annehmen möge. Uebrigens war die Ueberreichung einer Haarlocke überhaupt das Zeichen einer freiwilligen, ehrerbietigen Unterwerfung. So z. B. schnitt sich einige Jahre nachher ein König der Bulgaren Haare vom Kopf, und überreichte sie dem päbstlichen Legaten zum Zeichen, daß er als Vasall des römischen Stuhles sich und sein Reich demselben unterwerfe.

n Bruder Justinian von seinem neuen geistlichen
ater und dem Kaiser die Thronfolge zugesichert
ırd. — Die letztern Jahre der Regierung Con-
ntins sind an Ereignissen äußerst dürftig: ein
ıll, der stets einzutreten pflegt, wenn unter einem
lden Scepter die Völker glücklich und zufrieden
ıen. — Nach einer nicht ganz vollen achtzehnjäh-
ıen Regierung starb endlich Constantin IV. ge-
n das Ende des Jahres 686, viel zu frühe für
s Wohl des Reiches, wie für das Glück seiner
ıterthanen, besonders da ein, eines solchen Vaters
chst unwürdiger Sohn auf dem Throne ihm
lgte. — Zwei merkwürdige Ereignisse verbreiten
ıen, zwar nicht blendenden, aber dem Auge des
ristlichen Geschichtforschers ungemein wohlthuenden
lanz über die Regierung dieses Kaisers. Erstens
ard unter ihm der Kirche der Friede wieder gege-
n, und die vierhundertjährige Hydra kirchlichen
ıd religiösen Zwiespalts erstickt. Zweitens lernten
ıter seiner Regierung die Römer wieder, die Saraze-
n zu besiegen. Die verlornen römischen Provinzen
urden zwar nicht wieder gewonnen; aber die stol-
n Eroberer derselben wurden doch wenigstens die-
m Kaiser zinsbar. Für Constantins Nachruhm
: es vielleicht kein kleiner Verlust, daß es den
eiten, in welchen er lebte, an Geschichtschreibern
bricht, ein Gebrechen, das durch die weit spätern,
ehrentheils unzuverlässigen geschmacklosen Chronik-
ıreiber nicht nur nicht gehoben, sondern erst recht
ıhlbar gemacht wird. Von Constantins Verwal-
ıng des Reiches, von dem innern Zustande der
rovinzen unter seiner Regierung, so wie von sei-
em häuslichen Charakter, haben wir beinahe keine,
er nur äußerst mangelhafte Nachrichten. Aber
cht gewonnene Schlachten, nicht eroberte Provin-
n und unterjochte Völker, sondern das Maß von

Licht, das den Thron eines Monarchen umgibt, das Maß des Glückes, das seine Unterthanen durch ihn genießen, und die Stufe ächt christlich-geistiger Bildung, auf der sie unter seiner Regierung stehen, bestimmen den wahren, mithin moralischen, wie politischen Werth eines Regenten. Am Rande des Abgrundes, in allen seinen Grundpfeilern erschüttert, vom Sektengeist zerrissen, von übermächtigen Feinden hart gedrängt, und die Majestät des römischen Namens mit Schmach bedeckt, hatte Constantin das Reich von seinem Vater erhalten; und vollkommen beruhigt, mit äußerm und innerm Frieden gesegnet, mit allen seinen Nachbarn im Frieden, von fremden Völkern wieder geehrt, und die stolzen arabischen Welteroberer ihm zinsbar, übergab er es seinem Nachfolger. Um auf der neuen Grundlage, die er seinem Staate zu geben suchte, weiter fortzubauen, und seinen Einrichtungen Dauer und bleibenden Bestand zu geben, hatte Constantin bei weitem nicht lange genug gelebt; und was er in der verhältnißmäßig so kurzen Frist von achtzehn Jahren thun konnte, ward von dem Ungeheuer, das er zum Sohne und Erben seines Thrones hatte, wieder von Grund aus zerstört; und so wird es leicht erklärbar, warum Constantins Regentenverdienst und der ihm angeborne Edelsinn so wenig Anerkennung fanden, und sein Name, statt ihn unter den besten der byzantinischen Kaiser einzureihen, beinahe völlig der Vergessenheit übergeben ward. — Den Gebeinen seines Vaters gegenüber erhielten auch die des Sohnes ihr Grab in der Kirche des heiligen Apostels zu Constantinopel.

VI.

1. Nach Constantins des Vierten Tod ward römische Welt das Eigenthum seines Sohnes stinians des Zweiten, eines an Geist schwa- t, an Einsicht und praktischem Lebensverstand ten, im höchsten Grade lasterhaften, durchaus dorbenen, hoffnungslos verlornen Jünglings von zehn Jahren. — Seit unter Octavianus Au- tus die Welt das Erbe eines Einzigen gewor- , zählt die Geschichte unter den römischen Welt- errschern eine, gewiß nicht kleine Reihe werthlo- Regenten, lasterhafter Prinzen und halb wahn- iger Tyrannen; aber für wahr, ein größeres, ßlicheres Ungeheuer, als Justinian II. kennen er die römischen, noch byzantinischen Annalen. r zum Bösen hatte er Kraft, nur in dem Schlech- Beharrlichkeit, und nur zum Verderben seiner menschen, die der Bube im Purpur seine Unter- en nannte und für seine Sclaven hielt, ward weilen eine gewisse, in allem Uebrigen ihm ide, geistige Entwickelung seiner Verstandeskräfte kbar. Die tiefste Verruchtheit wurzelte in allen rn seines Herzens. Nicht einen einzigen, auch schwachen Zug von Edelmuth, hat die Ge- hte von ihm aufgezeichnet, und nicht die ent- teste Spur finden wir, daß auch nur ein einzi- nal in seinem Leben eine edle Empfindung oder menschliches, sympathetisches Gefühl diesen haß- würdigsten aller Tyrannen überrascht, oder, ihm t unbewußt, im Stillen ihn beschlichen hätte.

2. Daß unter dem Thron eines solchen Wüstherichs nur eine unversiegbare Quelle von Unheil und Drangsalen jeder Art für alle Provinzen des Reiches hervorsprudeln konnte, versteht sich von selbst. Bethört durch des Kaliphen Versprechen, den ihm jährlich zu zahlenden Tribut zu erhöhen, fing Justinian seine Regierung damit an, daß er das brave, durch seine Tapferkeit das römische Reich so oft schützende Völkchen der Mardaiten beinahe völlig vertilgte*), dadurch das festeste Bollwerk Kleinasiens

*) Um dieses kleine, aber tapfere Gebirgsvölkchen zu unterdrücken, nahm Justinian zu der schändlichsten, selbst eines gemeinen Räuberhauptmanns unwürdigen Verrätherei seine Zuflucht. Dem Johannes, Fürsten von Byblos und Haupt der Mardaiten, wurden im Namen des Kaisers prächtige Geschenke überreicht, unter Vorspiegelungen eines gemeinschaftlichen Angriffes, aus den Gebirgen und Festungen der Mardaiten zwanzigtausend ihrer streitbarsten Krieger herausgelockt, diese unter mancherlei Vorwand von einander getrennt, die einzelnen Haufen dann plötzlich von zahlreichen römischen Scharen umringt, in das Innere von Kleinasien mit Gewalt fortgeschleppt, und in den dortigen Provinzen vertheilt. Johannes ward mitten in einem fröhlichen Gelag, welches Justinian als Feldherr ihm gab, sammt seinem ganzen Gefolge von den Römern meuchelmörderisch erwürgt. Aber die wenigen noch übriggebliebenen, waffenfähigen Mardaiten, kaum einige Tausende an der Zahl, flüchteten auf ihre Gebirge, und behaupteten dort fortwährend noch ihre Unabhängigkeit, sowohl gegen Römer, wie Sarazenen, waren aber nun zu schwach, ferner noch Etwas gegen die Letztern zu unternehmen. Kurz, bevor Justinian diesen fluchwürdigen Völkermord beging, hatte Johannes einen dreifach stärkern Sarazenenhaufen geschlagen, und stand im Begriff, mit zwanzigtausend Mann in Palästina einzufallen, und Jerusalem wieder zu erobern.

jegen die ärgsten Feinde des römischen Namens mit
igenen Händen niederriß, und doch gleich darauf
nit unbegreiflichem Unverstand auf die muthwilligste
Weise mit den Sarazenen einen Krieg begann, den
r mit Kraft zu führen weder Muth noch Kriegs-
unde besaß. Von den Sarazenen geschlagen, wollte
r die Schmach einer verlornen Schlacht dadurch
von sich abwälzen, daß er nun ebenfalls den von
einem Vater mit den Bulgaren geschlossenen Frie-
den brach. Ohne vorhergegangene Kriegserklärung
iel er plötzlich mit einem zahlreichen Heer in ihr
Land ein, verheerte anfangs, gleich einem barbari-
chen Anführer wilder Horden, Alles mit Feuer und
Schwert, ward aber bald von den Bulgaren in ei-
nem blutigen Treffen völlig geschlagen, sein ganzes
Heer vernichtet, und er selbst gezwungen, verkleidet
n einem kleinen Schifferboot nach seiner Haupt-
tadt zu entfliehen. Während jetzt Sarazenen und
Bulgaren seine asiatischen und europäischen Grenz-
provinzen, mordend und raubend durchzogen, schwelgte
Justinian, taub gegen die Klagen der Provinzen,
orgenlos in seinem Palaste zu Constantinopel.
Gleich seinem Namensgenossen — obgleich auch nicht
durch einen einzigen Zug mit demselben geistig ver-
wandt — von einer grenzenlosen Bauwuth besessen,
verzeudete er ungeheure Summen in Errichtung ei-
ner Menge offenbar ganz unnützer, blos seinen wech-
selnden tyrannischen Launen zusagender Gebäude.
So z. B. erbauete er einen ungeheuern, blos zu
Gastmahlen bestimmten Palast, der an verschwen-
derischer Pracht alles übertraf, und dem er den Na-
men Justinianeum gab. Um zu einem Theater,
in der Nähe seines Palastes, den nöthigen Raum
zu gewinnen, ließ er eine alte, ehrwürdige, der
Mutter des Erlösers geweihete Kirche nieder-
reißen; und an dem Ort, wo so viele Jahre hin-

Lebens oder seiner Freiheit, sich aus den Klauen des Tigers gerettet hatte.

3. Zu Gehülfen seiner Ungerechtigkeit und Grausamkeit hatte der böse Geist dem Kaiser zwei Männer entgegen geführt, die ganz gewiß weder in der römischen, noch überhaupt in der ganzen damals bekannten Welt ihres Gleichen mehr gefunden haben würden. Der Eine hieß Stephanus, war ein Verschnittener und von Geburt ein Perser; der Andere ein ehemaliger Mönch, den eine vornehme Dame, durch dessen gleisnerische Künste getäuscht, seiner hervorleuchtenden Frömmigkeit wegen, nach Constantinopel berufen und dem Hofe empfohlen hatte, und von Justinian, dessen hierin wohl geübtes Auge in ihm einen brauchbaren Spiesgesellen erblickte, sogleich war in Dienste genommen worden *). Dem Stephanus hatte der Kaiser die Verwaltung des Palastes und die oberste Aufsicht über alle schon vorhandenen oder noch zu errichtenden kaiserlichen Gebäude, mit unumschränkter Vollmacht übertragen, den tückischen Mönch aber von Stufe zu Stufe schnell befördert, und endlich gar zum Logotheten, das heißt, ersten Schatzmeister des Reiches (Finanzminister) ernannt. Eine, seiner würdigere Wahl hätte Justinian nicht treffen, seiner Tyrannei keine besser zugerichtete Werkzeuge schaffen können. In Beiden glimmte

*) Dieser Bösewicht hieß Theodor, und bewohnte einige Jahre als Mönch und Einsiedler eine Zelle am jenseitigen Ufer des Bosphorus. Gewiß war es nicht Liebe zu Gott und zur Betrachtung göttlicher Dinge, sondern blos eingewurzelter Menschenhaß, der den Nichtswürdigen in seine Einsiedelei und Zelle getrieben hatte.

nuch nicht ein Funke von Gerechtigkeit; Beide wa-
:en für jedes theilnehmende menschliche Gefühl durch-
ıus unempfänglich; und diese beiden Elenden schalte-
en und walteten nun nach Willkühr über Eigen-
hum, Leben und Freiheit ihrer Mitbürger. In-
essen, da es ohnehin in der Natur keine zwei ganz
ollkommene Gleichheiten gibt, übertraf doch die bo-
enlose Schlechtigkeit des Mönchs noch bei weitem
:ne des Persers; denn wenn Stephanus auch bis-
)eilen Häuser und Gärten ihren Eigenthümern um
inen Spottpreis abtrotzte, oder unter einem erlo-
enen Vorwand ohne alle Entschädigungen sie ih-
en entriß, wenn er ferner den zahllosen Bauleu-
:n, von den Inspektoren bis zu den geringsten
)andlangern, den Lohn verkümmerte, jedoch der
rbeit Last vermehrte und die mindeste Nachlässig-
:it oder Klage mit blutigen Geiselhieben grausam
:strafte, wenn er endlich in seiner Insolenz und in
inem Uebermuth gar so weit ging, daß er in der
bwesenheit seines Herrn dessen Mutter, die Kai-
rin Anastasia nicht nur mit Worten hart mißhan-
:lte, sondern sogar mit Schlägen bedrohete*); so
nd alle diese Schändlichkeiten im Ganzen genom-
en doch nur Kleinigkeiten gegen die, von der in
nen Logotheten verwandelten Mönchskutte verübten
reuelthaten. Als Finanzminister, war es des ruch-
sen Theodors Geschäft, für die, immer ausschwei-
nder werdende Verschwendung des jungen, gedan-
n- wie gefühllosen Tyrannen zu sorgen. Der sei-

*) Zwei Geschichtschreiber behaupten sogar, man habe jene Drohung an Anastasia wirklich vollzogen, die Gemahlin und Mutter eines Kaisers gegeiselt, und ihr unnatürlicher, ruchloser Sohn diesen beispiellosen Frevel nicht im mindesten an dem Majestätsschänder geahndet.

ner Ungerechtigkeit, Habsucht und Grausamkeit eröffnete Spielraum war demnach ohne Grenzen, und eine aus Scorpionen gewundene Geißel schwang nun der Unmensch über alle Stände der Nation, über einzelne Familien, wie über ganze Städte und Provinzen Täglich bewährte sich sein teuflisches Genie in sinnreicher Erfindung neuer Künste und Mittel, die Menschen zu quälen, zu schinden und zu berauben. Nicht zu erschwingende Geldstrafen, Confiscationen, Verbannungen oder Hinrichtungen mit Einziehung der Güter, ruinirende ungerechte Prozesse, bei welchen der Mönch die Rolle des Klägers und zugleich auch jene des Richters spielte, waren jetzt an der Tagesordnung. Im Zahlen Saumselige ließ Theodor im Kerker verschmachten, die aber, welche wegen totaler Zahlungsunfähigkeit durchaus nicht zahlen konnten, an den Füßen aufhängen, und durch den Rauch eines mit nassem Stroh angemachten Feuers langsam ersticken. Weder Geburt, noch Rang oder Verdienste vermochten gegen die Gewaltthätigkeit des, mit der Allmacht des Kaisers ausgerüsteten Ministers zu schützen, und offenbar war es dessen höllischer Plan, nach und nach die Gesammthabe der ganzen Nation mit seinem Herrn gemeinschaftlich zu verschlingen.

4. Aber nach neun Jahren unerhörter Drangsale und Leiden war endlich die Geduld des Volkes oder, richtiger gesagt, Gottes Langmuth erschöpft. Längst schon versammelten sich jede Nacht, an allen Straßenecken und auf allen öffentlichen Plätzen, sehr viele der Einwohner von Constantinopel, sich gegenseitig ihre Leiden klagend, einander tröstend, mitunter auch den Urhebern derselben fluchend. Diese Versammlungen oder Zusammenrottirungen wurden in kurzer Zeit immer zahlreicher. Aber nun klagte

man auch nicht mehr im Stillen; der Muth zu einem kühnen Unternehmen wuchs mit der Aussicht auf zahlreiche Theilnahme an demselben, und nicht selten erschallten jetzt die Straßen von lauten Verwünschungen gegen den Kaiser und dessen beide Minister. Ohne Scheu sprach man von der Nothwendigkeit, das tyrannische Joch zu zerbrechen, vom Sturze des Tyrannen und der Einführung einer neuen menschlichern Regierung; kurz, alle Bewegungen verkündeten einen furchtbaren, nahe bevorstehenden Sturm. Um diesem zuvorzukommen, fiel der Wütherich auf einen Gedanken, der, unerhört in der Geschichte aller Tyrannen, mit welchen Gottes strafende Gerechtigkeit ja noch mit Schuld belastete Völker gezüchtiget hatte, nur in dem Gehirn eines Justinians II. reifen konnte. Sämmtliche Einwohner von Constantinopel nämlich, wollte er ohne Ausnahme ermorden; ließ daher den Rufus, obersten Befehlshaber der in der Stadt liegenden Truppen, zu sich kommen, gab diesem wirklich diesen unerhörten Befehl, und bestimmte sogar schon die Nacht, welche Zeuge dieses schrecklichen Blutbades seyn sollte. Aber mit diesem Befehl war nun auch das Maß des Tyrannen voll, und Gottes Allmacht erbarmte sich wieder des zertretenen Volkes.

5. Leontius, einer der ausgezeichnetesten römischen Feldherren, schmachtete schon mehre Jahre in einem unterirdischen Kerker der Präfektur. Justinian hatte seinen Tod beschlossen, wagte aber aus Furcht vor dem Volke weder dessen heimliche und noch viel weniger öffentliche Hinrichtung in Constantinopel. Plötzlich ward jetzt Leontius aus seinem Kerker gezogen, ihm angekündiget, daß er nach wieder erlangter Gnade des Kaisers von demselben zum Statthalter in Griechenland sey ernannt wor-

gsten Dreifaltigkeit im Himmel, auch auf Er-
eine kaiserliche Dreifaltigkeit herrschen sollte.
ser Soldatenaufstand beunruhigte anfangs den
ser; aber Theodor, Constantins Minister, ein
kluger und entschlossener Mann, begab sich ei-
über den Bosphorus in das Lager der Auf-
er, sagte ihnen, daß ihr Verlangen sehr ver-
ftig sey, nur müsse es, wie sie es selbst einse-
würden, auch dem Senat vorgelegt werden,
nun gab er ihnen den Rath, an den Senat eine
reiche Deputation zu ordnen, die demselben ihr
ehren vortragen und es mit den nöthigen Gründen
rstützen könnte. Die Soldaten waren dies zu-
en, und nun lenkte Theodor die Wahl so ge-
kt, daß gerade die lautesten und frechsten der
uterer gewählt wurden. Mit diesen fuhr Theo-
zurück, ließ aber, sobald er an das Land ge-
n war, sämmtliche Herren Deputirten der Reihe
aufhängen. Als die Aufrührer ihre Kamera-
an großen, auf Anhöhen errichteten Galgen han-
sahen, entfiel ihnen der Muth, und mit diesem
ing ihnen auch die Lust nach einer dreifaltigen

eingesperrt. Alle Thüren der verschiedenen Gefängnisse werden jetzt erbrochen und die Gefangenen befreit; größtentheils waren es Männer von Ansehen, und Alle, nichts als Rache athmend, greifen sogleich nach Waffen, wie der Zufall sie ihnen darbietet. Mit seinen nun schon so ziemlich zahlreichen Gefährten eilt Leontius nach der großen Kirche. Unterweges ruft er aus: „Christen! zu der Sophienkirche.“ In einem Augenblick ertönt Leontius Ruf in allen Straßen von Constantinopel, und bevor er noch selbst mit den Seinigen dahin kommt, ist schon die Kirche bis in die Kuppel beleuchtet, mit Menschen gefüllt, und zahllose Volkshaufen lagern auf dem großen Platz vor derselben. Jetzt besteigt der Patriarch Callinicus die Kanzel, und seine Rede, die mit den Worten begann: „Heute ist der Tag des Herrn erschienen“ entflammt nun noch mehr die ohnehin schon auf das höchste entzündeten Gemüther. Leontius wird auf der Stelle zum Kaiser ausgerufen. „In den Circus, „meine Mitbürger!“ ruft der neue Imperator, und sogleich folgt alles Volk ihm dahin nach. Aber während jetzt eine zahllose Menge nach der Rennbahn woget, setzt sich Einer der Kühnsten von Leontius Gefährten an die Spitze einer auserlesenen, wohlbewaffneten Schaar, und marschirt nach dem kaiserlichen Palast. Feldherr Rufus, welchem der vom Kaiser erhaltene Befehl den größten Abscheu gegen den Tyrannen eingeflößt hatte, schloß sich gleich beim Ausbruch des Tumults in seiner Wohnung ein; die Besatzung blieb demnach ebenfalls ruhig; und so erhob sich nun auch nicht eine einzige Stimme zu Gunsten des Tyrannen, kein einziges Schwert ward zu seiner Vertheidigung gezückt. Ohne Widerstand zu finden, dringen die Verschwornen in den Palast, reißen Justinian aus dem Bette, und

kommen mit ihm, als schon der Morgen graute, auf dem Circus an. „Tod und Verderben dem gestürzten Tyrannen, dem grausamen Mörder seiner ehemaligen Unterthanen!“ brüllte alles Volk wie aus einer Kehle, sobald es den Justinian erblickte. Aber der mildere Leontius erbarmte sich seines im Staube vor ihm liegenden Feindes; Justinians Vater war sein Wohlthäter gewesen; dankbar erinnerte sich der Edle der von Constantin empfangenen Wohlthaten, bat also für den, obgleich ausgearteten, unwürdigen Sohn dieses guten Kaisers, und die erste Bitte seines neuen Beherrschers konnte und wollte das Volk nicht zurückweisen. Justinian ward also am Leben erhalten, und blos zum Verlust der Nase verurtheilt. Aber des entthronten Kaisers beide ruchlose Minister, Stephanus und Theodor, welche man ebenfalls schon nach dem Circus geschleppt hatte, wurden ohne Nachsicht und Schonung von dem wüthenden Volk ergriffen, an zwei Pfähle gebunden, und beide unter dem wilden Jubel des über den Sturz seiner Tyrannen triumphirenden Volkes, lebendig verbrannt. Die in ihren Palästen aufgehäuften Reichthümer, Früchte ihrer Räubereien, wurden geplündert, ihre Wohnungen dem Erdboden gleich gemacht. — Durch die Güte und Nachsicht des neuen Kaisers ward selbst das dem Justinian gesprochene Urtheil nur sehr schonend und höchst unvollkommen vollzogen; er selbst jedoch nach Chersona in der krimmischen Tartarei verbannt, sogleich unter guter Bedeckung dahin abgeführt, und dort in ein Kloster, unter der strengen Aufsicht des Vorstandes, auf Lebenszeit eingesperrt.— Von Justinians Leben hatte also jetzt, in dem fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters, der erste Akt ein Ende. Wollte Gott, daß es der erste und zugleich auch der letzte gewesen wäre! Aber leider wer-

den wir nach wenigen Jahren dieses, auch nicht durch Unglück zu bessernde Ungeheuer schon wieder an der Spitze eines Heeres, dann auf dem Throne, und auf diesem, sein ganzes übriges Leben hindurch, ausschließend mit seiner Rache, das heißt, mit Henkerbeilen, Galgen und Henkersknechten beschäftiget finden.

VII.

1. Ruhig und zu noch frohern Aussichten berechtigend, ging des neuen Kaisers Leontius erstes Regierungsjahr vorüber. Aber desto größer und empfindlicher für das Reich wie für den Kaiser, waren die Unfälle der beiden folgenden Jahren. Ein römischer Feldherr, Namens Sergius, der den Truppen in Lazika vorstand, ward an seinem Kaiser zum Verräther, und verkaufte Armenien an den Kaliphen. In Afrika ward der tapfere Patricier Johannes von den Sarazenen geschlagen, und Carthago wieder erobert. Indessen wäre Afrika so wenig wie Armenien, jetzt schon verloren gewesen; denn der kriegskundige Johannes segelte nur deßwegen nach Constantinopel, um dort seine Flotte zu verstärken, neue Truppen an Bord zu nehmen, und dann wieder mit der Zuversicht gewissen Sieges nach Afrika zurückzukehren; aber ein Aufruhr, der in seinem Heere ausbrach, als er mit der Flotte in dem Hafen von Creta eingelaufen war, vereitelte auf einmal alle Pläne des klugen und tapfern Feldherrn.

2. Johannes hatte sehr gegründete Ursache, mit dem Betragen eines großen Theils seiner Offi-

Lebens oder seiner Freiheit, sich aus den Klauen des Tigers gerettet hatte.

3. Zu Gehülfen seiner Ungerechtigkeit und Grausamkeit hatte der böse Geist dem Kaiser zwei Männer entgegen geführt, die ganz gewiß weder in der römischen, noch überhaupt in der ganzen damals bekannten Welt ihres Gleichen mehr gefunden haben würden. Der Eine hieß Stephanus, war ein Verschnittener und von Geburt ein Perser; der Andere ein ehemaliger Mönch, den eine vornehme Dame, durch dessen gleisnerische Künste getäuscht, seiner hervorleuchtenden Frömmigkeit wegen, nach Constantinopel berufen und dem Hofe empfohlen hatte, und von Justinian, dessen hierin wohl geübtes Auge in ihm einen brauchbaren Spiesgesellen erblickte, sogleich war in Dienste genommen worden *). Dem Stephanus hatte der Kaiser die Verwaltung des Palastes und die oberste Aufsicht über alle schon vorhandenen oder noch zu errichtenden kaiserlichen Gebäude, mit unumschränkter Vollmacht übertragen, den tückischen Mönch aber von Stufe zu Stufe schnell befördert, und endlich gar zum Logotheten, das heißt, ersten Schatzmeister des Reiches (Finanzminister) ernannt. Eine, seiner würdigere Wahl hätte Justinian nicht treffen, seiner Tyrannei keine besser zugerichtete Werkzeuge schaffen können. In Beiden glimmte

*) Dieser Bösewicht hieß Theodor, und bewohnte einige Jahre als Mönch und Einsiedler eine Zelle am jenseitigen Ufer des Bosphorus. Gewiß war es nicht Liebe zu Gott und zur Betrachtung göttlicher Dinge, sondern blos eingewurzelter Menschenhaß, der den Nichtswürdigen in seine Einsiedelei und Zelle getrieben hatte.

nuch nicht ein Funke von Gerechtigkeit; Beide wa-
en für jedes theilnehmende menschliche Gefühl durch-
us unempfänglich; und diese beiden Elenden schalte-
en und walteten nun nach Willkühr über Eigen-
hum, Leben und Freiheit ihrer Mitbürger. In-
essen, da es ohnehin in der Natur keine zwei ganz
ollkommene Gleichheiten gibt, übertraf doch die bo-
enlose Schlechtigkeit des Mönchs noch bei weitem
ne des Persers; denn wenn Stephanus auch bis-
eilen Häuser und Gärten ihren Eigenthümern um
inen Spottpreis abtrotzte, oder unter einem erlo-
enen Vorwand ohne alle Entschädigungen sie ih-
en entriß, wenn er ferner den zahllosen Bauleu-
n, von den Inspectoren bis zu den geringsten
andlangern, den Lohn verkümmerte, jedoch der
rbeit Last vermehrte und die mindeste Nachlässig-
it oder Klage mit blutigen Geiselhieben grausam
strafte, wenn er endlich in seiner Insolenz und in
inem Uebermuth gar so weit ging, daß er in der
bwesenheit seines Herrn dessen Mutter, die Kai-
rin Anastasia nicht nur mit Worten hart mißhan-
lte, sondern sogar mit Schlägen bedrohete*); so
nd alle diese Schändlichkeiten im Ganzen genom-
en doch nur Kleinigkeiten gegen die, von der in
nen Logotheten verwandelten Mönchskutte verübten
reuelthaten. Als Finanzminister, war es des ruch-
sen Theodors Geschäft, für die, immer ausschwei-
nder-werdende Verschwendung des jungen, gedan-
n- wie gefühllosen Tyrannen zu sorgen. Der sei-

*) Zwei Geschichtschreiber behaupten sogar, man habe jene Drohung an Anastasia wirklich vollzogen, die Gemahlin und Mutter eines Kaisers gegeiselt, und ihr unnatürlicher, ruchloser Sohn diesen beispiellosen Frevel nicht im mindesten an dem Majestätsschänder geahndet.

ns oder seiner Freiheit, sich aus den Klauen
Tigers gerettet hatte.

3. Zu Gehülfen seiner Ungerechtigkeit und
usamkeit hatte der böse Geist dem Kaiser zwei
nner entgegen geführt, die ganz gewiß weder in
römischen, noch überhaupt in der ganzen da=
s bekannten Welt ihres Gleichen mehr gefunden
en würden. Der Eine hieß Stephanus,
ein Verschnittener und von Geburt ein Perser;
Andere ein ehemaliger Mönch, den eine vor=
ne Dame, durch dessen gleisnerische Künste ge=
cht, seiner hervorleuchtenden Frömmig=
t wegen, nach Constantinopel berufen und dem
e empfohlen hatte, und von Justinian, dessen
in wohl geübtes Auge in ihm einen brauchbaren
esgesellen erblickte, sogleich war in Dienste ge=
nmen worden *). Dem Stephanus hatte der
ser die Verwaltung des Palastes und die oberste
sicht über alle schon vorhandenen oder noch zu
htenden kaiserlichen Gebäude, mit unumschränk=
Vollmacht übertragen, den tückischen Mönch

nan auch nicht mehr im Stillen; der Muth zu ei-
nem kühnen Unternehmen wuchs mit der Aussicht
uf zahlreiche Theilnahme an demselben, und nicht
elten erschallten jetzt die Straßen von lauten Ver-
wünschungen gegen den Kaiser und dessen beide Mini-
ter. Ohne Scheu sprach man von der Nothwen-
igkeit, das tyrannische Joch zu zerbrechen, vom
Sturze des Tyrannen und der Einführung einer
euen menschlichern Regierung; kurz, alle Bewe-
ungen verkündeten einen furchtbaren, nahe bevor-
ehenden Sturm. Um diesem zuvorzukommen, fiel
er Wütherich auf einen Gedanken, der, unerhört
ı der Geschichte aller Tyrannen, mit welchen Got-
s strafende Gerechtigkeit ja noch mit Schuld be-
istete Völker gezüchtiget hatte, nur in dem Ge-
irn eines Justinians II. reifen konnte. Sämmt-
che Einwohner von Constantinopel nämlich, wollte
: ohne Ausnahme ermorden; ließ daher den Ru-
is, obersten Befehlshaber der in der Stadt liegen-
n Truppen, zu sich kommen, gab diesem wirklich
iesen unerhörten Befehl, und bestimmte sogar schon
e Nacht, welche Zeuge dieses schrecklichen Blutba-
s seyn sollte. Aber mit diesem Befehl war nun
ich das Maß des Tyrannen voll, und Gottes
llmacht erbarmte sich wieder des zertretenen Volkes.

5. Leontius, einer der ausgezeichnetesten rö-
ischen Feldherren, schmachtete schon mehre Jahre in
nem unterirdischen Kerker der Präfektur. Justi-
an hatte seinen Tod beschlossen, wagte aber aus
urcht vor dem Volke weder dessen heimliche und
och viel weniger öffentliche Hinrichtung in Constan-
nopel. Plötzlich ward jetzt Leontius aus seinem
erker gezogen, ihm angekündiget, daß er nach wie-
r erlangter Gnade des Kaisers von demselben
m Statthalter in Griechenland sey ernannt wor-

Ungerechtigkeit, Habsucht und Grausamkeit er-
:te Spielraum war demnach ohne Grenzen, und
aus Scorpionen gewundene Geißel schwang nun
Unmensch über alle Stände der Nation, über
:lne Familien, wie über ganze Städte und Pro-
en Täglich bewährte sich sein teuflisches Genie
innreicher Erfindung neuer Künste und Mittel,
Menschen zu quälen, zu schinden und zu berau-
Nicht zu erschwingende Geldstrafen, Confis-
onen, Verbannungen oder Hinrichtungen mit
ziehung der Güter, ruinirende ungerechte Pro-
, bei welchen der Mönch die Rolle des Klägers
zugleich auch jene des Richters spielte, waren
an der Tagesordnung. Im Zahlen Saumse-
ließ Theodor im Kerker verschmachten, die aber,
he wegen totaler Zahlungsunfähigkeit durchaus
t zahlen konnten, an den Füßen aufhängen, und
h den Rauch eines mit nassem Stroh angemach-
Feuers langsam ersticken. Weder Geburt, noch
ig oder Verdienste vermochten gegen die Gewalt-
igkeit des, mit der Allmacht des Kaisers ausge-
eten Ministers zu schützen, und offenbar war es

eingesperrt. Alle Thüren der verschiedenen Gefängnisse werden jetzt erbrochen und die Gefangenen befreit; größtentheils waren es Männer von Ansehen, und Alle, nichts als Rache athmend, greifen sogleich nach Waffen, wie der Zufall sie ihnen darbietet. Mit seinen nun schon so ziemlich zahlreichen Gefährten eilt Leontius nach der großen Kirche. Unterweges ruft er aus: „Christen! zu der Sophienkirche.“ In einem Augenblick ertönt Leontius Ruf in allen Straßen von Constantinopel, und bevor er noch selbst mit den Seinigen dahin kommt, ist schon die Kirche bis in die Kuppel beleuchtet, mit Menschen gefüllt, und zahllose Volkshaufen lagern auf dem großen Platz vor derselben. Jetzt besteigt der Patriarch Callinicus die Kanzel, und seine Rede, die mit den Worten begann: „Heute ist der Tag des Herrn erschienen“ entflammt nun noch mehr die ohnehin schon auf das höchste entzündeten Gemüther. Leontius wird auf der Stelle zum Kaiser ausgerufen. „In den Circus, „meine Mitbürger!“ ruft der neue Imperator, und sogleich folgt alles Volk ihm dahin nach. Aber während jetzt eine zahllose Menge nach der Rennbahn woget, setzt sich Einer der Kühnsten von Leontius Gefährten an die Spitze einer auserlesenen, wohlbewaffneten Schaar, und marschirt nach dem kaiserlichen Palast. Feldherr Rufus, welchem der vom Kaiser erhaltene Befehl den größten Abscheu gegen den Tyrannen eingeflößt hatte, schloß sich gleich beim Ausbruch des Tumults in seiner Wohnung ein; die Besatzung blieb demnach ebenfalls ruhig; und so erhob sich nun auch nicht eine einzige Stimme zu Gunsten des Tyrannen, kein einziges Schwert ward zu seiner Vertheidigung gezückt. Ohne Widerstand zu finden, dringen die Verschwornen in den Palast, reißen Justinian aus dem Bette, und

kommen mit ihm, als schon der Morgen graute, auf dem Circus an. „Tod und Verderben dem gestürzten Tyrannen, dem grausamen Mörder seiner ehemaligen Unterthanen!“ brüllte alles Volk wie aus einer Kehle, sobald es den Justinian erblickte. Aber der mildere Leontius erbarmte sich seines im Staube vor ihm liegenden Feindes; Justinians Vater war sein Wohlthäter gewesen; dankbar erinnerte sich der Edle der von Constantin empfangenen Wohlthaten, bat also für den, obgleich ausgearteten, unwürdigen Sohn dieses guten Kaisers, und die erste Bitte seines neuen Beherrschers konnte und wollte das Volk nicht zurückweisen. Justinian ward also am Leben erhalten, und blos zum Verlust der Nase verurtheilt. Aber des entthronten Kaisers beide ruchlose Minister, Stephanus und Theodor, welche man ebenfalls schon nach dem Circus geschleppt hatte, wurden ohne Nachsicht und Schonung von dem wüthenden Volk ergriffen, an zwei Pfähle gebunden, und beide unter dem wilden Jubel des über den Sturz seiner Tyrannen triumphirenden Volkes, lebendig verbrannt. Die in ihren Palästen aufgehäuften Reichthümer, Früchte ihrer Räubereien, wurden geplündert, ihre Wohnungen dem Erdboden gleich gemacht. — Durch die Güte und Nachsicht des neuen Kaisers ward selbst das dem Justinian gesprochene Urtheil nur sehr schonend und höchst unvollkommen vollzogen; er selbst jedoch nach Chersona in der krimmischen Tartarei verbannt, sogleich unter guter Bedeckung dahin abgeführt, und dort in ein Kloster, unter der strengen Aufsicht des Vorstandes, auf Lebenszeit eingesperrt.— Von Justinians Leben hatte also jetzt, in dem fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters, der erste Akt ein Ende. Wollte Gott, daß es der erste und zugleich auch der letzte gewesen wäre! Aber leider wer-

den wir nach wenigen Jahren dieses, auch nicht durch Unglück zu bessernde Ungeheuer schon wieder an der Spitze eines Heeres, dann auf dem Throne, und auf diesem, sein ganzes übriges Leben hindurch, ausschließend mit seiner Rache, das heißt, mit Henkerbeilen, Galgen und Henkersknechten beschäftiget finden.

VII.

1. Ruhig und zu noch frohern Aussichten berechtigend, ging des neuen Kaisers Leontius erstes Regierungsjahr vorüber. Aber desto größer und empfindlicher für das Reich wie für den Kaiser, waren die Unfälle der beiden folgenden Jahren. Ein römischer Feldherr, Namens Sergius, der den Truppen in Lazika vorstand, ward an seinem Kaiser zum Verräther, und verkaufte Armenien an den Kaliphen. In Afrika ward der tapfere Patricier Johannes von den Sarazenen geschlagen, und Carthago wieder erobert. Indessen wäre Afrika so wenig wie Armenien, jetzt schon verloren gewesen; denn der kriegskundige Johannes segelte nur deßwegen nach Constantinopel, um dort seine Flotte zu verstärken, neue Truppen an Bord zu nehmen, und dann wieder mit der Zuversicht gewissen Sieges nach Afrika zurückzukehren; aber ein Aufruhr, der in seinem Heere ausbrach, als er mit der Flotte in dem Hafen von Creta eingelaufen war, vereitelte auf einmal alle Pläne des klugen und tapfern Feldherrn.

2. Johannes hatte sehr gegründete Ursache, mit dem Betragen eines großen Theils seiner Offi-

ciere in dem letzten Feldzug, nichts weniger als zufrieden zu seyn; und diese, die Ahndung eines mit Recht erzürnten Monarchen fürchtend, suchten nun die Soldaten, unter Vorspiegelung allerlei Strafen und Gefahren, die sie bei ihrer Ankunft in Constantinopel erwarteten, zur Empörung zu reitzen. Ihr Vorhaben gelang ihnen über alle Erwartung. Die Legionen aus Cilicien und Likaonien empörten sich zuerst; ihrem Beispiele folgte bald das ganze Heer, der brave Johannes, Leontius edler und treuer Freund ward ermordet, und einer seiner Unterfeldherren, ein gewisser Apsimar zum Kaiser ausgerufen. Mit beiden Händen nahm Apsimar den von den Soldaten ihm angetragenen Purpur an, legte sich den ehrwürdigen Namen: Tiberius II. bei, steuerte unverzüglich nach Constantinopel, überrumpelte, durch Verrätherei einer im Dienste des Kaisers Leontius stehenden Schaar fremder Söldlinge, die Stadt, bemächtigte sich der Person des Leontius, ließ ihm die Nase abschneiden, und in ein, nahe bei der Stadt gelegenes Kloster einsperren. Leontius hatte keine volle drei Jahre regiert.

3. Wie kurz aber auch die Regierung dieses guten, milden und doch den größten Theil seines Lebens hindurch so unglücklichen Kaisers war; so fällt doch unter dieselbe ein, seiner spätern, viel umfassenden Folgen wegen, höchst merkwürdiges Ereigniß, nämlich die Gründung und Entstehung des Staates und Herzogthums von Venedig *).

*) Unter Venedig muß man aber hier nicht die, heute zu Tage unter diesem Namen begriffene Stadt, welche damals noch gar nicht existirte, sondern die Provinz Venetien verstehen. Dieses theilt sich nun in Land- und See-Venetien, und blos von dem letz-

4. Die Zerstörung von Aquileja durch den
rchtbaren Attila, und der Brand von Padua und
vieler andern italienischen Städte, hatten schon
der Hälfte des fünften Jahrhunderts, einige Flücht-
ge nach den Lagunen des adriatischen Meerbusens
rieben *). Unbeachtet von den Völkern Oberi-
iens fristeten die armen Vertriebenen viele Jahre
ıdurch, blos durch sparsamen Fischfang und un-
)euten... Salzhandel ihr mühsames, zu allen Ent-
)rungen verurtheiltes Leben. Demungeachtet ward
'e Anzahl besonders durch die Einfälle und Durch-
ȝe der Heruler, Gothen, Franken, Sachsen und
ngobarden ununterbrochen vermehrt. Aber mit
zunehmenden Bevölkerung jener Inseln erweiterte
auch der Einwohner Schifffahrt und Handel;
d unter des großen Theodorichs Regierung versa-
t sie schon Ravenna mit Oel, Wein und andern
ln Früchten aus Istrien **). Indessen standen

---

tern, als dem nun nach und nach sich constituirenden, unabhängigen Inselstaate ist jetzt die Rede.

*) Indessen stützt sich dieses blos auf eine, obgleich allgemein angenommene Sage. Selbst Dandulus, der erste der bessern venetianischen Geschichtschreiber, folgt derselben, kann sie aber auf kein Zeugniß eines gleichzeitigen, sondern erst lange nachher lebenden Geschichtschreibers gründen. Venedigs zuverlässige Geschichte beginnt erst mit dem Einfall der Longobarden in Italien. Man sehe Le Brets Geschichte von Italien. T. I. Abthl. 2. — In der speciellen Geschichte aller italienischen Staaten wird das ungemein schätzbare Werk des so eben genannten, gründlichen, kenntnißreichen und Wahrheit liebenden Geschichtforschers auch in der Zukunft stets unser treuester und sicherster Führer seyn.

**) Dies erhellt aus einem, auf uns gekommenen Schreiben Cassiodors, in welchem dieser ausgezeichnete

diese Inseln zu den Zeiten der Ostgothen doch noch in keinem gemeinschaftlichen staatsgesellschaftlichen Verband, sondern unter einem von dem Volke gewählten Tribun bildete jede eine eigene Republik für sich. Erst, als durch den Einfall der Longobarden in Italien, die Bevölkerung der Lagunen einen neuen und beträchtlichen Zuwachs erhalten hatten, traten sämmtliche Inseln in einen Bund zusammen*), gaben sich eine gemeinschaftliche Verfassung, und wählten zu ihrem Oberhaupt einen Tribun, dessen Geschäft es war, die Gerechtigkeit zu verwalten und bei den Volksversammlungen den Vorsitz zu führen. Diese Verfassung hatte jedoch nicht einmal eine Dauer von hundert Jahren; sie ward gestürzt durch die Eifersucht der kleinern In-

Staatsmann zugleich auch eine ungemein anziehende, poetische Schilderung jener Inseln entwirft.

*) Dieser Inseln waren es der Zahl nach damals nur zwölf; nämlich: 1. Grado, die Hauptstadt von Seevenetien, und Sitz des Patriarchen 2. Torre delle Bebbe, so genannt von den Ruinen eines uralten Thurms. 3. Caorle, Sitz eines Bischofes. 4. Herakliana; erbaut von den Einwohnern von Oderzo nach Zerstörung ihrer Stadt. Von dieser einst sehr ansehnlichen Stadt ist jetzt nicht eine Spur mehr zu finden; so daß es völlig unmöglich ist, auch nur ihre Lage mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. 5. Jesolo, damals ebenfalls der Sitz eines Bischofes. 6. Torcello. 7. Murano. 8 Rialto; wurde jedoch etwas später und, nachdem seine Bevölkerung mehr zugenommen hatte, in den Inselbund aufgenommen. Nachher ward es die ansehnlichste Stadt und der Sitz des Doge. 9. Malamocco, die gleichfalls einen Bischof hatte. 10. Poveglia. 11. Klein-Chiozza. 12. Groß-Chiozza. — Durch die, nach und nach sich ändernden Strömungen der Flüsse in die Lagunen, ward auch im Laufe der Zeiten, die physische Beschaffenheit aller dieser Inseln bedeutend verändert.

seln gegen die größern, die, weil ungleich bevölkerter, auch bei den Wahlen der Tribunen die Mehrzahl der Stimmen bildeten, daher stets den Tribun aus ihrer Mitte wählten. Statt eines einzigen Tribuns wurden nun zehn gewählt; das heißt, jede Insel wählte den Ihrigen, dem die Justizpflege übertragen ward, und der daher auch auf der nämlichen Insel residiren mußte. Nur zu gewissen Zeiten sollten die zehn Tribunen zusammentreten, um über das Gemeinwohl des Gesammt-Inselstaates sich zu berathen. Indessen erkannte diese neu aufblühende Republik, obgleich vollkommen frei und unabhängig, dennoch den Kaiser in Constantinopel für ihren Oberherrn, leistete öfters den Exarchen sehr wichtige Dienste, genoß stets des kaiserlichen Schutzes, und betrachtete sich noch immer als eine zu dem griechischen Reiche gehörige Seeprovinz. Auf allen Inseln waren daher auch größtentheils griechische Sprache, griechische Sitte, und griechische Gebräuche bei dem Gottesdienst, den öffentlichen Verhandlungen, Spielen und sogar bei Benennung der Schiffe, eingeführt.

4. Noch weniger, als die frühere, entsprach jedoch die unter zehen Tribunen vertheilte Verwaltung ihrem Zwecke. Von dem Jahre 668 an herrschte beinahe ununterbrochene Gährung auf allen Inseln. Immer höher stieg die Unzufriedenheit mit den Tribunen. Diese, statt auf ihren Inseln zu bleiben, hatten nun sämmtlich in der neu erbauten Stadt Heraclea ihre Sitze genommen, verfassungswidrig ihre Anzahl vermehrt, ihr Ansehen und ihre Macht erweitert, die sogenannten Rechte des Volkes geschmälert, und endlich die Dauer ihres Amtes lebenslänglich und von dem souverainen Willen des Volkes völlig unabhängig erklärt. Auf der andern Seite waren indessen mehrere Familien emporgekom-

nern, denen ihr durch Handel erworbener Reichthum bei dem Volke großes Ansehen, daher auch großen Einfluß gab, und die sich nun an die Spitze der Unzufriedenen stellten. Zwar erhielten die Patriarchen von Grado durch Klugheit und Ansehen die Partheien immer noch in den gehörigen Schranken; aber demungeachtet brachen doch bisweilen schnell vorübergehende Volksaufstände aus, so daß einmal in einem solchen Tumult die Häuser dreier Tribunen zerstört wurden.

5. Im Jahre 683 ward Christoph von Pola auf den Patriarchen-Stuhl von Grado erhoben. Auf allen Inseln stand derselbe in dem größten Ansehen, und durch eigene wie durch fremde Erfahrung endlich überzeugt, daß Venedigs morsche Verfassung nicht länger mehr halten könnte, berief er in dem Jahre 697 alle Einwohner des Inselstaates zu einer allgemeinen Versammlung nach Heraclea. Nebst dem Patriarchen erschienen auf diesem Nationalconvent auch sämmtliche Bischöfe, es erschienen ferner die Tribunen, der Adel und das gesammte Volk. Christoph machte jetzt den Antrag, die Regierung des Staates den Händen eines Einzigen zu übergeben, einen Mann, fähig, den Staat zu schützen, und über dessen Erhaltung zu wachen, unter den anwesenden Großen zu wählen, und den Gewählten mit dem Titel eines Herzogs zu schmücken; ein Titel, vorzüglich geeignet für den, der zwar des Staates Oberhaupt, nicht aber Herr desselben seyn sollte. Christophs Antrag ward mit allgemeinem Beifall angenommen, sogleich zur Wahl geschritten, Paulus Anafestus zum ersten Doge von Venedig gewählt, unter großen Feierlichkeiten gleich an dem folgenden Tag auf den herzoglichen Stuhl erhoben, und von der ganzen, in ihren Repräsentanten an-

wesenden Nation ihm gehuldiget. Die Gewalt der ersten Herzoge von Venedig war nicht sehr beschränkt. Sie hatten das Recht, mit fremden Mächten Unterhandlungen anzuknüpfen, und Friedens- und Handelsverträge zu schliessen. Im Kriege waren sie die Oberbefehlshaber der Landheere wie der Flotten der Republik. Der Schiffbau, die Arsenäle, kurz die ganze Marine, und was dazu gehört, waren einzig ihrer Leitung und ihrer Einsicht überlassen. Die gesetzgebende Gewalt blieb zwar bei dem Volke, wie die richterliche bei den Tribunen; aber der Doge berief die Volksversammlungen, führte den Vorsitz dabei, ernannte die Tribunen und alle übrigen Beamten des Staates, wachte über deren Amtsführung, hatte das Recht der Begnadigung, und entschied alle, durch Apellation von den Gerichtshöfen der Tribunen an ihn gebrachten Civilfälle in letzter Instanz. Der Pabst und der Hof von Constantinopel bestätigten die neue Staatsverfassung von Venedig. Aber auch zu einem Herzogthum erhoben, erkannte der Inselstaat die griechischen Kaiser noch immer für ihre Oberherren, unter deren Schutz sie standen, und von welchen die Dogen und oft noch mehrere andere von den Großen der Republik ausgezeichnete Ehrentitel und Patricier-Würde erhielten.

6. Anafestus regierte mit Weisheit und Mäßigung. Unter seiner Verwaltung erweiterten sich Venedigs Handel und Schiffahrt; seine Marine gewann ein größeres Ansehen; viele Schiffe wurden erbaut, und die Arsenäle mit allem zum Schiffbau nöthigen Vorrath gefüllt; endlich schloß dieser treffliche Fürst auch mit dem Longobarden-König Liutprand einen Vertrag, der den ersten Grund zu Venedigs nachherigen Besitzungen auf dem Festlande legte. Neunzehn Jahre stand Anafestus der Republik vor, und

nahm, hoch bejahrt, die allgemeine Achtung seiner Mitbürger mit in das Grab.

7. Aber demungeachtet hatte auch diese Verfassung kaum eine Dauer von vierzig Jahren. Schon der dritte Doge ward durch eine neue Umwälzung seines Herzogstuhles, seiner Augen und seines Lebens beraubt, und die herzogliche Würde auf immer aus dem Inselstaat verbannt. Mit sehr geschmälerter Gewalt, und nur auf eine bestimmte Zeit, setzten jetzt die Venetianer einen Magister Militum — eine in dem griechischen Reiche damals sehr übliche, einen Unterfeldherrn bezeichnende militärische Würde — an die Spitze der Republik. Da dieses Staatsoberhaupt aber von der Nation gewählt ward, und von ihr auch wieder seiner Stelle entsetzt werden konnte; so wird es sehr begreiflich, daß in dem kurzen Zeitraume von etlichen Jahren fünf solcher Staatsoberhäupter auf einander folgten, bis endlich der wankelmüthige, vornehme und niedrige Pöbel, auch dieser Verfassung müde, dieselbe stürzte, und dem fünften Magister Militum Fabriacus die Augen aus dem Kopf riß. — Man kehrte nun wieder zu der Regierung unter einem Doge zurück; auch ward dieselbe von jetzt an auf immer beibehalten; jedoch nahm das ewige Künsteln, Modeln, Niederreißen und Wiederaufbauen an der Verfassung noch lange kein Ende, und Constitutionen auf Constitutionen folgen sich in Venedig nun eben so schnell, wie die Schatten in einer magischen Laterne.

8. Aber bei allen diesen häufigen innern Erschütterungen, convulsivischen Bewegungen und stets sich wiederholenden Verschwörungen, welche wechselnd bald die Verschwornen an den Galgen, bald das Staatsoberhaupt um seine Augen oder sein Leben

chten, schwang sich dennoch der, aus den Lagu-
des adriatischen Golfs hervorgegangene Insel-
it nach und nach zu einer ganz unbegreiflichen
ufe von Größe, Reichthum und Macht empor.
Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hatte
nedig den Gipfel seiner irdischen Hoheit erreicht.
aber jetzt der unerträgliche Geldstolz der durch
Welthandel reich gewordenen Republicaner, und
e, ohne Scheu sich nun kund gebende Eroberungs-
ht der großen Mächte Eifersucht erregte, und diese
lich zum Ausbruch kam, fing Venedig sogleich
h wieder an zu sinken, sank immer tiefer und
er, bis es endlich seine precäre Existenz blos
h durch jene Politik erhalten konnte, welche die
hwäche kleiner italienischer Staaten erfand, die
n figürlich lange Zeit das System des Gleichge-
chts nannte, vielleicht aber richtiger ein System
ter Erregung und Unterhaltung der
rcht, des gegenseitigen Mißtrauens,
d der Eifersucht unter Europens Pri-
ar-Mächten hätte nennen dürfen. — Was
nedigs innere Verfassung betrifft, worauf doch
nz allein, wenn sie Gottes natürlicher Weltord-
ng entspricht, wahres Bürgerglück grünen, blühen
d gedeihen kann; so werden wir finden, daß nach
er langen, beinahe endlosen Reihe von Greul-
nen, in welchen alle, mit den heftigsten und,
il in einem engern Spielraume eingeschlossenen,
her auch stärker sich reibenden und leichter sich ent-
ndenden Leidenschaften verbundenen Gewalt- und
reulthaten stets im Vordergrunde erscheinen, und
ch einem eben so langen, fruchtlosen Abmühen,
r Schwungsucht unruhiger Großen, den Anmaßun-
n geldstolzer Familien, dem Leichtsinn des Pöbels,
r Willkühr, der Arglist, dem Hasse, der Rach-
cht, wie dem Revolutions- und Neuerungsgeist

einen Damm und ein Ziel zu setzen; daß, sagen wir, nach allem diesem langen zweck- und fruchtlosen Experimentiren, Venedigs sogenannte republikanische Verfassung nichts anders ward, und werden konnte, als eine drückende, im höchsten Grade despotische, mit dem Leben, der Freiheit und dem Eigenthum seiner Bürger das unerhörteste Spiel treibende, beispiellose oligarchische Tyrannei *).

*) Noch öfters werden wir auf die specielle Geschichte Venedigs, wie auch der übrigen, sich nach und nach bildenden italienischen Freistaaten zurückkommen. Sie verdient im höchsten Grade unsere Aufmerksamkeit; denn in scharf gezeichneten Umrissen stellt sie uns ein treues und lebendiges Bild der Republiken aller Zeiten und Völker auf, gibt uns manche warnende Belehrung über den, durch menschliche Leidenschaften stets nothwendig herbeigeführten, zerstörenden Conflikt gerade aller jener Elemente, aus welchen Republiken zusammengesetzt sind, und hat daher auch das ganze tragische Interesse, welches nur immer Leidenschaften, menschliche Verruchtheit, Verbrechen, kühner Frevel 2c. 2c. im Kampfe entgegen gesetzter Kräfte, der Geschichte eines Volkes zu geben im Stande sind. — Es wäre vielleicht keine sehr schwer zu lösende Aufgabe, wenn man die Gründe angeben sollte, warum den Republiken jeder Zeitperiode, jedoch mit Ausnahme Venedigs *), stets nur eine sehr kurze, höchstens auf einige hundert Jahre sich erstreckende Dauer zu Theil ward. Der Keim früher Verwesung liegt

*) Seine, in der Geschichte unerhörte Dauer von 1300 Jahren hatte Venedig theils seiner, in ihrer Art einzig glücklichen Lage, theils den ganz besondern politischen Verhältnissen aller italienischen Staaten zu sämmtlichen auswärtigen großen Mächten, theils aber auch und zwar vorzüglich seinen Bleikammern und seinem schreckbaren, jede Zunge lähmenden, die leiseste Aeußerung von Unzufrieden-

in ihnen selbst; denn es sind entweder permanente, sich selbst nach und nach auflösende Anarchien, oder die unerträglichsten, nur unter republikanischen Namen und Formen verhüllte Despotien einiger, durch ihre unnatürliche Stellung nothwendig höchst argwöhnischer und auf eine precäre Gewalt nur desto eifersüchtiger, Optimaten, deren jedoch stets zu seiner Zeit richtig eintretender und nie fehlender, aber auch immer mit Erschütterungen verbundener Sturz das sogenannte Gemeinwesen jedesmal um einige Grade schwächt, und nur bald mehr oder weniger von seinem Lebensprinzip ihm entzieht. — Von persönlicher, individueller Freiheit kann nirgends weniger, als gerade in solchen Republiken die Rede seyn; schonungslos aufgeopfert wird hier dem Bürger der ganze Mensch; dieser ist in Wahrheit nur der Leibeigene, ja oft wohl blos der Sclave eines abstrakten Begriffes, dessen sich Verschmitztheit und Kühnheit mit Gewandtheit zu bemächtigen wissen, um unter seiner Aegide um so despotischer zu herrschen, als ihre Herrschaft nie von langer Dauer seyn kann. Gewöhnlich sind in solchen Freistaaten, wie dies besonders ehemals in einigen Kantonen der schweizerischen Eidgenossenschaft der Fall war, die sogenannten Unterthanen ungleich freier, glücklicher, zu wenigern Opfern verbunden, wenigern Lasten unterworfen, und im Gebrauch ihrer geistigen und physischen Kräfte weniger gehemmt, als die wirklichen Bürger und Mitglieder des in seiner Einbildung souverainen Volkes. (Von Hallers Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, Winterthur 1808.) — — Die Stärke der

---

heit mit dem Tode bestrafenden, hinter verschlossenen Thüren über Leben und Freiheit aller Bürger, selbst den Doge nicht ausgenommen, nach Willkühr entscheidenden Inquisitionstribunal zu danken. Salus reipublicae summa lex esto! war der furchtbaren Olygarchen Losung, kraft welcher der, zum Götzen erhobenen Idee eines imaginären Freistaates jedes Leben ungestraft zum Brand- und Sühnopfer durfte gebracht werden.

Vorurtheile und Begriffe, die unter gefälligen Jugendträumen sich unvermerkt in die Seele einschleichen, und selbst über die Denkart des reifern Mannes noch ihre Macht behaupten, bewährt sich in nichts auffallender, als in den durchaus irrigen, aber leider jetzt allgemein verbreiteten und beinahe in allen Köpfen vorherrschenden Ansichten von Republiken und republikanischen Formen, und ihrer hohen, jedem Einzeln sich mittheilenden Würde, und daher auch in dem Enthusiasmus, zu welchem selbst besser organisirte Gemüther schon der blose Name derselben entflammt. Sogar eigene Erfahrungen, für das praktische Leben gewöhnlich doch so belehrend, ja nicht einmal das tägliche Anschauen so mancher, seit einiger Zeit unsern Augen vorübergaukelnden, mit Blut und Elend bezeichneten republikanischen Trauer- und Jammergestalten können jene, so tief eingewurzelten Vorurtheile jetzt mehr überwinden. Aber für wahr; das, seit dem verhängnißvollen Erlöschen des Jesuiten-Ordens, schon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf niedern und höheren Schulen eingeführte, nicht mehr christliche, sondern ächt antik heidnische Studium griechischer und römischer classischer Literatur; — die durch falsche grammatikalische Deutung erzeugte Verwirrung vieler, für das praktische Leben höchst wichtiger Begriffe; - die abgeschmakte oft höchst alberne Anwendung einer Menge, einem längst untergegangenen, auf Heidenthum basirten, und daher jetzt gar nicht mehr möglichen Socialzustande angehörender Vorstellungen auf eine, in ihrem Grundwesen wie in allen gedenkbaren menschlichen Verhältnissen und Beziehungen, durch das Christenthum völlig veränderten Gegenwart, — das unheilige Streben der Lehrer, Knaben uud Jünglingen nicht blos die lateinische und griechische Sprache, sondern auch griechisch und römisch, und zwar in ächt antiker Form denken und empfinden zu lehren; — der in den Lehrvorträgen immer fühlbarer werdende Mangel an jenem würdevollen, mit heiliger Scheu vor jeder Unwahrheit, jedem Irrthum und jeder Uebertreibung verbundenen Ernst, an dessen Stelle nun eine ungeregelte, an eitler Selbstsucht entzündete, stets in einen Strom wohlklingender Phrasen sich ergiesende,

VIII.

1. Was Tiber II. auf den Thron erhoben,
rzte ihn auch wieder von demselben herab. In-
sen hatte seine Regierung doch eine Dauer von
ben Jahren; und hätte dieser Kaiser nicht durch
ändlichen Verrath den Purpur an sich gerissen;
wäre er wirklich desselben nicht unwürdig gewe-
ı. Tiber II. herrschte mit Klugheit und Mäßi-
ng, achtete die Rechte anderer, zeigte sich als einen
eund der Gerechtigkeit, setzte dem, mit fremdem
ut sich mästenden Fiscus Maß und Ziel, wählte
ne Beamten und Diener, so viel er konnte, un-
redlichen Leuten, setzte taugliche Feldherren an
Spitze seiner Heere, übergab seinem tapfern,

und unerfahrne Jugend nur desto leichter hinreißende Phantasie trat; — das falsche, aber blendende und verführerische, und daher jugendlichen Seelen sich desto tiefer einbrennende Colorit, das man einer Menge, blos von der Einbildung erzeugten, aber der Geschichte als wirkliche Gestalten, unterschobenen Phantomen zu leihen sich bemühete: kurz alles dies hat, freilich in Verbindung mit einem noch tiefer liegenden Grundübel, mehr als man glauben sollte, dazu beigetragen, jenen unseligen, stets unzufriedenen, weil übermüthigen und hochfahrenden, alle Grundlagen eines christlich-staatsgesellschaftlichen Zustandes untergrabenden und zerstörenden Geist zu wecken, der das Unheil unserer Zeit ist, das noch größere Unheil kommender Geschlechter seyn wird; wenn nicht anders der Allmacht Hand, plötzlich eingreifend, das thut, was gewöhnliche menschliche Weisheit jetzt nicht mehr zu thun vermag, und vielleicht blos ein, mit Macht und Sieg gekrönter Heros von Kraft, Weisheit und Gerechtigkeit allenfalls noch zu thun im Stand seyn möchte.

5*

kriegskundigen und edeln Bruder **Heraklius** den Oberbefehl über sämmtliche Truppen des Orients, focht durch die kluge Auswahl seiner Feldherren mit Glück gegen die Sarazenen, entriß ihnen wieder Armenien, schlug mehrere ihrer Heerhaufen, verhalf den römischen Waffen wieder zu einem Theil ihres erloschenen Glanzes, und stand eben im Begriffe, in einem entscheidenden Feldzuge in das Herz von Syrien einzudringen und, unter den Mauern von Damascus, die gehäuften Rückstände des Tributs an Geld und Pferden von dem Kaliphen zu fodern; als plötzlich und ohne irgend ein vorhergegangenes, den nahenden Sturm verkündendes Zeichen, gleich einem Donnerschlage aus heiterm Himmel, eine neue Revolution dem Leben und der Regierung des Kaisers ein Ende machte, das Reich auf das neue wieder in einen bodenlosen Abgrund von Schmach und Elend stürzte.

IX.

1. Mit einem dunkeln, aber wie er nachher sagte, untrüglichen Vorgefühl seiner künftigen Wiederherstellung auf den Thron, war Justinian nach dem Orte seiner Verbannung an Scythiens Grenzen abgegangen. Noch viel höher stiegen seine Hoffnungen, als die Nachricht von Leontius Sturz und Tiberius Thronbesteigung in Chersona ankam. Aber bei jedem neuen Strahl von Hoffnung erglühete auch immer stärker seine unversöhnliche Rachgier. Die Einwohner von Chersona hatten ihm mißfallen; und obgleich noch ein Verbannter unter ihnen und völlig in ihrer Gewalt, behandelte er sie doch jetzt schon mit aller Insolenz eines unumschränkten Des-

ooten, häufte Beleidigungen auf Beleidigungen, und
nachte gar kein Geheimniß daraus, wie schwer er
ie ihm verhaßte Stadt, sobald er wieder zur Herr-
chaft gelangt seyn würde, seine Rache wollte füh-
en lassen. Geschreckt durch dergleichen Drohungen,
eschlossen die Chersoner, den unbändigen Menschen,
er vielleicht dennoch ihnen einst gefährlich werden
önnte, sich sobald als möglich vom Halse zu schaf-
en. Aber nun waren die Meinungen getheilt. Die
klügern wollten, daß man das Unthier ohne wei-
ers todt schlagen sollte; Andere gaben den Rath,
aß man diese Gelegenheit benützen müsse, die Stadt
anz vorzüglich um den Hof von Constantinopel
erdient zu machen, mithin ohne Zeitverlust den
Kaiser von den verbrecherischen Hoffnungen des
Verbannten zu unterrichten, und diesen in Ketten
ym nach Constantinopel zu senden. Die letztere
Meinung behielt die Oberhand. Aber kostbare Au-
enblicke gingen darüber verloren. Justinian und
ie, welche gleiches Schicksal und gleiche Hoffnun-
en an ihn gefesselt hielten, argwohnten, was ihnen
evorstünde, verließen bei nächtlicher Weile Cher-
ona, und entflohen zu den Zelten der zwischen dem
Don und Dnieper wohnenden Kozaren.

2. Ueber alle Erwartung war die Aufnahme,
ie Justinian und seine Gefährten in Scythiens
Wildnissen fanden. Der Khan, dessen Stolz es
hmeichelte, einen römischen Kaiser, nun flüchtig
nd um Schutz flehend vor sich zu sehen, empfing
en hohen Verbannten mit allen Beweisen der
reundschaftlichsten Theilnahme, verhieß ihm seinen
Schutz, überhäufte ihn mit Geschenken, gab ihm
ine Schwester Theodora zur Gemahlin, und wies
im die am schwarzen Meere gelegene Stadt Pha-
agria zu seinem Aufenthalt an. Aber es dauerte

gskundigen und edeln Bruder Heraklius den
erbefehl über sämmtliche Truppen des Orients,
t durch die kluge Auswahl seiner Feldherren mit
ück gegen die Sarazenen, entriß ihnen wieder
menien, schlug mehrere ihrer Heerhaufen, verhalf
römischen Waffen wieder zu einem Theil ihres
schenen Glanzes, und stand eben im Begriffe, in
em entscheidenden Feldzuge in das Herz von Sy-
n einzudringen und, unter den Mauern von Da-
scus, die gehäuften Rückstände des Tributs an
ld und Pferden von dem Kaliphen zu fodern;
plötzlich und ohne irgend ein vorhergegangenes,
nahenden Sturm verkündendes Zeichen, gleich
em Donnerschlage aus heiterm Himmel, eine neue
volution dem Leben und der Regierung des Kai-
s ein Ende machte, das Reich auf das neue wie-
in einen bodenlosen Abgrund von Schmach und
end stürzte.

IX.

zu: „Herr! gelobe jetzt feierlich, daß, wenn du je „den Thron wieder besteigest, Du jedem deiner „Feinde verzeihen wollest; vielleicht daß dies Ge„lübd den Ewigen besänftiget, Er alsdann dem „Sturm gebeut, und uns alle am Leben erhält.“ — „Was, Verzeihung“ rief Justinian, „eher möge „mich die tobende Fluth auf der Stelle verschlin„gen, eher Gott mich sogleich ersäufen, als daß ich „des Lebens auch nur eines Einzigen meiner Feinde „schonen möchte.“ — Der Ewige hörte die Lästerungen des furchtlosen Frevlers; aber dennoch legte sich der Sturm; das Schiff lief in der Mündung der Donau ein, und Justinian und sein Gefolg kamen glücklich an dem Hoflager des bulgarischen Königs Trebellis an.

4. Auch hier ward Justinian gastfreundlich aufgenommen, mit fürstlicher Pracht bewirthet. Er erbot sich, dem Bulgaren-König, wenn er ihm zur Wiedererlangung der Herrschaft behülflich seyn wollte, einen bedeutenden Strich Landes abzutreten, die Hälfte alles in dem kaiserlichen Schatz in Constantinopel vorfindlichen Geldes zu überlassen, und noch überdies ihm seine Tochter*) zur Gemahlin zu geben. Das Reich der Bulgaren erstreckte sich schon bis an Thraciens Grenze. Den Kaiser Tiberius unvorbereitet in Constantinopel zu überfallen, vielleicht selbst die Stadt zu überrumpeln, schien nicht unmöglich. Willig nahm also Trebellis das Anerbieten an, und an der Spitze eines Heeres von fünfzehn bis zwanzigtausend Mann, größtentheils Reiterei, zogen Justinian und der König der Bul-

*) Von Justinians erster Gemahlin, deren Name jedoch unbekannt ist.

garen in Eilmärschen gegen die Hauptstadt des Reiches.

5. Justinians Flucht aus dem Lande der Kazaren war dem Tiberius noch nicht bekannt; und nun gerade jetzt, wo er zufolge des mit dem Khan geschlossenen Vertrages, mit jedem Tage den Kopf seines gefurchteten Nebenbuhlers erwartete, erhielt er plötzlich die höchst unerwartete Nachricht, Justinian rücke an der Seite des Trebellis mit einem Heere von Bulgaren gegen Constantinopel heran. Die Stadt war indessen in sehr gutem Vertheidigungsstande; alle schadhafte Theile der Mauer hatte man früher schon ausgebessert, und die paar tausend Mann Palast-Truppen, vereint mit der zahlreichen, des Waffengebrauchs nicht unkundigen Bevölkerung, konnten lachend den Angriff von 16 oder 20000 Reitern erwarten. Ohne großen Verlust für die Belagerten, wurden daher auch in den ersten drei Tagen alle Stürme der Belagerer zurückgeschlagen. Aber nun erschien Justinian selbst, nur von Wenigen begleitet, unter den Mauern der Stadt, hob zum Volk die Hände empor, gelobte feierlich Besserung, völlige Vergessenheit des Geschehenen, Verminderung der Abgaben, Erweiterung der Privilegien, mit einem Worte, häufte Gelübde auf Gelübde, Verheißungen auf Verheißungen. — Ueber Justinians ehemalige Gräuelthaten waren jetzt zehn Jahre hinübergeschritten; nur in matten, halb erloschenen Zügen lebte noch das Bild seiner ehemaligen Tyrannei in dem Andenken des wankelmüthigen, stets mit der gegenwärtigen Regierung unzufriedenen Volkes; es fing an, dem Mitleiden Raum zu geben, und vergaß, daß nicht eine einzelne Faktion, nicht der Ehrgeiz eines Einzelnen, sondern alle Stände und Klassen der Nation, nach

erduldeter zehnjähriger grenzenloser Mißhandlung, den Tyrannen gestürzt hatten. Bei dieser Stimmung der Gemüther war es für Justinian nun nicht mehr schwer, mit einigen Einwohnern ein geheimes Einverständniß anzuknüpfen. Man öffnete ihm den Eingang einer unterirdischen Wasserleitung; durch diese schlich ein Trupp Bulgaren mit anbrechendem Morgen sich in die Stadt, sprengte das nächste Thor, Charsias genannt, eiligst auf, und Trebellis Heer drang ungehindert durch dasselbe herein. An fernern Widerstand war jetzt nicht mehr zu denken; man verließ die Mauern, und warf die Waffen hinweg. Tiberius entfloh mit einem Theil des Schatzes aus Constantinopel, und Justinian zog ruhig, sogar von einem gedankenlosen Schwarm jubelnden Volkes begleitet, in den kaiserlichen Palast. (705.)

6. Die Bulgaren suchte nun Justinian sobald als möglich wieder aus Constantinopel zu entfernen. Da Trebellis ein Heer von zwanzigtausend Mann bei sich hatte, auf einen Wink seines Gebieters bereit, jede Treulosigkeit doppelt und dreifach zu züchtigen; so hielt Justinian Alles treulich, was er dem Bulgaren-König versprochen hatte. Trebellis erhielt die große Landschaft Zagoria in Thracien, ward mit Geld und Geschenken überhäuft, und zog nun mit wohl gefüllten Taschen, und nachdem er alle Staatskassen in Constantinopel so ziemlich rein ausgefeget hatte, wieder nach Hause*).

*) Außer dem ungeheuern Schatz, welchen Trebellis an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, und den prächtigsten orientalischen Stoffen hinwegfegte, mußte noch Jedem seiner Bulgaren die rechte Hand mit Geldstücken, die linke mit Silbergeld gefüllt werden.

7. Tiberius hatte mit seinen Schätzen nach Appollonias*) fliehen wollen, ward aber von den Nacheilenden eingeholet, nach Constantinopel gebracht, und in ein gemeines Gefängniß geworfen. Auch der im Gesichte verstümmelte, schon seit acht Jahren der Welt völlig abgestorbene, in klösterlicher Stille und Abgeschiedenheit lebende Leontius, ward jetzt aus seinem Kloster herausgerissen, und durch einen, nur einem Justinian eigenen Zug rafinirter Grausamkeit, gerade nach dem nämlichen Kerker, in welchem schon Tiberius lag, gebracht.

8. Zur Feier seiner Wiederherstellung gab Justinian gleich in den folgenden Tagen prächtige Spiele, unter diesen auch jene der Rennbahn, und zu größerer Verherrlichung des Festes, sollten auch die beiden entthronten Fürsten jetzt dienen. Auf der erhabensten Stelle im Circus saß Justinian auf einem goldenen Thron. Leontius und Tiberius wurden, nachdem man sie zur Schau verächtlicher Pöbelhaufen durch die vornehmsten Straßen von Constantinopel geführt hatte, in den Circus gebracht, und auf der Erde vor den Stufen des kaiserlichen Thrones so niedergeworfen, daß Justinian auf den Nacken eines Jeden derselben, einen Fuß setzen konnte. Statt in dieser, der Menschheit höhnenden Gruppe empörenden Stolzes und viehischer Gefühllosigkeit ein treues Bild neu beginnender blutiger Tyrannei zu erblicken, fand Constantinopels, im

*) Der Ort war gut gewählt; denn Apollonias lag am schwarzen Meere, trieb ziemlich starken Handel, und Tiberius konnte hoffen, ein segelfertiges Schiff dort zu finden, in demselben zu den Barbaren zu entfliehen, und deren Hülfe mit seinen mitgebrachten Schätzen zu erkaufen.

Circus versammelter Janhagel, vielmehr etwas Großes darin, wieherte dem auf dem Throne sitzenden Tyrannen lauten Beifall zu, und wiederholte unaufhörlich die Worte des Psalmisten: „Super aspidem et basiliscum ambulabis, conculcabis leonem et draconem." — Nachdem Justinian dem Laufe der Wagen eine ganze Stunde lang mit vieler Theilnahme zugesehen hatte, gab er Befehl, beiden Anmaßern, die überdies sich noch erkühnt hatten, das Reich ungleich besser, weiser und gerechter, als er, zu verwalten, die Köpfe abzuschlagen.

9. Leontius und Tiberius Hinrichtung war indessen nur ein mattes Vorspiel der grenzenlosen Grausamkeiten, denen der halbwahnsinnige Tyrann sich nun überließ. Befriedigung seiner unersättlichen Rachgier war seine höchste Wollust, diese in vollen Zügen bis auf die Hefen zu erschöpfen, das einzige Geschäft seiner leider noch 6 Jahre dauernden Regierung, und Henkerbeile und Henkerpfähle, Strang und Marterwerkzeuge waren von jetzt an die einzigen Insignien seiner Herrscherwürde. Dem Patriarchen Callinikus wurden die Augen aus dem Kopf gerissen; er selbst ward nach Italien verbannt. Des Tiberius Bruder, den tapfern, kriegskundigen, um das Reich so sehr verdienten Heraklius, ließ der Wütherich sammt allen höhern Officieren, welche unter dem Oberbefehl des Erstern so oft siegreich gegen die Sarazenen gefochten hatten, aufhängen. Um die blutigen Befehle des Tyrannen zu vollstrecken, durchzogen Schaaren von Schergen, Henkersknechten und Soldaten ganz Thracien, und selbst einige der entlegensten Provinzen des Reiches. Wer von den beiden Kaisern Leontius und Tiberius irgend einen Beweis ihrer Gnade, ein Amt, einen jährlichen Gehalt, oder auch nur einen Sold erhal-

ten hatte, mußte sterben; selbst der passive Gehorsam, mit welchem die Vornehmern und Angesehenern in den Städten sich der, jedesmal der That nach bestehenden Gewalt unterworfen hatten, ward als ein des Todes würdiges Verbrechen bestraft. Ströme Blutes flossen in allen großen und kleinen Städten Thraciens. Als Trebellis diese Gräuelthaten erfuhr, äußerte er sein Erstaunen, wie die Römer sich erfrechen könnten, die Bulgaren Barbaren zu nennen, da doch Gerechtigkeit und Menschlichkeit nur noch in den Hütten oder unter den Zelten der Bulgaren zu finden wären. Um den teuflischen Genuß befriedigter Rache zu erhöhen, vermannigfaltigte Justinian nicht nur die Art der Hinrichtung, sondern trieb auch mit denen, die er morden ließ, vorher noch das unerhörteste, schnödeste und grausamste Spiel. So z. B. ernannte er jene, welche er dem Tode geweihet hatte, vorher noch zu hohen Aemtern und Würden. Der Sitte gemäß, mußten sie nun sogleich sich nach Hofe begeben, um für die erhaltenen Beweise kaiserlicher Gnade zu danken; ungemein gütig und herablassend empfieng sie der Tyrann, und wenn er nun sah, wie Freude und Zufriedenheit in ihren Augen glänzten; dann entließ er sie, um die schreckliche Illusion, in welcher sie befangen waren, noch zu vermehren, mit der größten Freundlichkeit wieder von sich. Aber unten harrte ihrer schon ein Trupp Soldaten, und so wie die Unglücklichen ihren Fuß aus dem Palaste setzten, wurden sie sogleich ergriffen, und unter dem Hohngelächter der Henkersknechte nach dem Richtplatz geschleppt. Bisweilen lud er auch diejenigen, deren Tod er beschlossen hatte, zu einem glänzenden Gastmahl ein. Durch eigene heitere Laune suchte er nun Munterkeit und Heiterkeit unter seinen Gästen zu verbreiten; aber sobald er merkte, daß eine recht

afte, geräuschvolle, von allem Hofzwange ent-
dene Fröhlichkeit an der Tafel herrschte, dann
d er plötzlich auf; und schrecklich wurden nun die
äuschten aus ihrem fröhlichen Taumel geweckt.
ige wurden in Säcke gesteckt, und in das Meer
orfen, Andere aufgehenkt, und wieder Andere
dem Schwert getödtet. Jedes Menschenleben
für den Wütherich nur ein Spiel seiner ty-
nischen Launen. Der Hingerichteten ganzes Ver-
gen, alle ihre liegende und fahrende Habe, wur-
gewöhnlich confiscirt. Diese Confiscationen,
h fließende Goldquellen, verschafften dem Tyran-
neue Mittel, seine grenzenlose Pracht- und Ver-
wendungssucht zu befriedigen. Jetzt ward gemor-
, nicht blos um zu morden, sondern auch um
rauben; und Raubsucht und Mordlust mit ein-
er vereint häuften nun immer mehr und mehr
Anzahl der unglücklichen Schlachtopfer. Da dem
rannen bei seiner Entthronung die Nase war ab-
chnitten worden, so hatte er das ihm fehlende
ied durch eine sehr künstlich aus Gold verfertigte
se ersetzt; aber so oft er diese aus dem Gesicht
m, entbrannte er stets auf das neue in Wuth,
d neue, wo möglich noch grausamere Mordbe-
le waren dann gewöhnlich die Folge davon. Als
den Rhinocopus zum Exarchen von Ravenna er-
nnt hatte, nahm dieser seinen Weg über Rom;
r kaum angekommen, ließ er mehrere der ange-
ensten Männer von dem hohen Clerus verhaf-
, und, ohne einen Grund oder eine Ursache da-
n anzugeben, blos auf die geheimen Befehle des
rannen in Constantinopel, im Gefängniß er-
irgen.

10. Indessen wüthete der Unmensch nicht blos
gen Individuen oder einzelne Familien; auch

gegen ganze Städte und Provinzen, von denen er sich beleidiget glaubte, schleuderte er jetzt die furchtbaren Blitze seiner Allmacht. Er hatte vernommen, daß die Einwohner von Ravenna, bei der Nachricht von seiner Entthronung und Verbannung, wo nicht gerade Freude darüber, doch wenigstens ihre Zufriedenheit geäußert hätten. Mehr bedurfte es für den Unversöhnlichen nicht, um auch über die, ohnehin hart gedrückten und bedrängten Ravenner das Rachschwert zu schwingen. Theodor, Statthalter von Sicilien, erhielt Befehl, mit der Flotte von Syrakus und einer Anzahl Landtruppen längs der Küste des adriatischen Meeres zu kreuzen. Als die Flotte auf der Höhe von Ravenna angekommen war, lief das Admiralschiff in den Hafen ein. Theodor, von einer Schaar Soldaten begleitet, trat an das Land, und schlug sein Zelt ganz nahe an dem Gestade des Meeres auf. Sogleich kamen die angesehensten und reichsten Einwohner von Ravenna, den Erzbischof an ihrer Spitze, aus der Stadt heraus, um den Statthalter auf ihrem Gebiete zu begrüßen, und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Um sie noch mehr in falscher Sicherheit einzuwiegen, empfing Theodor, der erhaltenen Instruktion gemäß, sie alle mit ausgezeichneter Freundlichkeit; aber auf einmal gab er das verabredete Zeichen; die Unvorsichtigen wurden nun schnell von Soldaten umringt, geknebelt, ihnen Hände und Füße gebunden, und, ehe sie noch zur Besinnung kommen konnten, nach der Flotte gebracht, in die untern Schiffsräume geworfen, und unverzüglich nach Constantinopel transportirt. In Ketten wurden sie hier dem Tyrannen vorgestellt, und, nachdem Justinian jeden derselben mit seinem wüthenden Basiliskenblick schon halb getödtet hatte, größtentheils entweder heimlich oder öffentlich hingerichtet. Auch dem Bischofe ward das

ie Loos bestimmt; aber ein Traum schreckte den
rgläubischen Tyrannen, und nun blieb zwar der
zbischof am Leben, ward aber im Gefängnisse ge-
ndet, und hierauf verbannt *).

11. Auch dem Trebellis, dem er doch Leben
d Krone zu danken hatte, wollte Justinian jetzt
h Weise der Tyrannen lohnen. Ohne vorausge-
ickte Kriegserklärung fiel er plötzlich mit einem
lreichen Heer in Bulgarien ein, wollte des Kö-
s Schätze plündern, die abgetretene Landschaft
gorìa wieder erobern. Aber schnell zog Tre-
lis sein Heer zusammen, ging dem Wahnsinnigen
gegen, schlug ihn auf das Haupt, sperrte ihn in
Festung Anchialis ein, und würde ihn in seine
walt bekommen haben, hätte nicht eine, nicht
el ersonnene List des Elenden den tapfern Bulga-
i-König getäuscht. Verkleidet und mit Schmach
eckt, kam Justinian in einem elenden Schiff-
chen in Constantinopel an. — Schrecklich wurden
t auch Thracien und Griechenland von den Bul-
ren verheert. Im Orient spielten ohnehin die
razenen den Meister. Die tapfersten und des
ieges kundigsten Feldherren und Officiere hatte
stinian ermorden lassen. Die römischen Heere
ne Anführer, ohne Disciplin, oft ohne Waffen
d schlecht gekleidet, wurden überall von den Sa-
zenen geschlagen, viele reiche Städte, unter andern

*) Die bei den Griechen eingeführte Art der Blendung bestand darin, daß man eine silberne Platte am Feuer bis auf den höchsten Grad erglühen ließ, dann Essig darauf goß, und den Kopf des Unglücklichen, der geblendet werden sollte, mit weit geöffnetem Auge so lange darüber hielt, bis beide Augäpfel erstorben und völlig vertrocknet waren.

auch Tyana, der Schlüssel Capadociens, erobert und geplündert, und die schönsten Provinzen Kleinasiens von dem Feinde raubend und verheerend durchzogen. Die Verachtung gegen die Römer stieg endlich bei den Sarazenen so hoch, daß ihrer blos dreisig an der Zahl, ganz Kleinasien durchstreiften, bis nach Chrysopolis ganz nahe bei Constantinopel vordrangen, einen Theil der Stadt in Brand steckten, und hierauf ungestraft nach Syrien sich wieder zurückzogen. — Unbeschreiblich war das Elend, das unter der Regierung des gehaltlosesten aller Tyrannen von allen Seiten auf das Reich hereinstürmte. In seinem Innern wüthete unaufhörlich ein grausamer Despot mit der ganzen zahlreichen Schaar seiner, von gleicher Wuth entflammten Spiesgesellen; von Außen seinen unversöhnlichsten Feinden preis gegeben, wurden seine fruchtbarsten Gegenden, wie z. B. die Umgegend von Tyana, in Wüsten und Einöden verwandelt. Bei der in allen Zweigen der Verwaltung herrschenden wilden Verwirrung, erlagen unter dem Druck nicht zu erschwingender Auflagen, die letzten Kräfte der Provinzen. Die allgemeine Noth, das immer höher steigende Elend erzeugten endlich Verbrechen, Trotz und Zugellosigkeit, und diese wieder eine Menge aller Orten sich bildender und herumstreifender zahlreicher Räuberbanden.

12. Aber in einer, wenn auch noch so kleinen Linderung der Leiden seiner Völker, fand natürlicher Weise der Ehrgeiz eines Justinians keine Befriedigung. Eine Angelegenheit, ihm ungleich wichtiger und heiliger als das Wohl der gesammten Menschheit, nahm jetzt seine ganze Thätigkeit in Anspruch. — Der, vor einigen Jahren auf dem Pontus Euxinus feierlich gethane Schwur unversöhnlicher Rache hatte damals vorzüglich den Einwohnern

m Chersona gegolten; und nun schien es dem
ustinian Zeit zu seyn, jenes im Sturm tobender
lemente ausgesprochene Gelübde endlich nach seinem
nzen Umfange zu erfüllen. Eine neue schwere
aflage ward auf das gedrückte Volk gelegt, denn
ie Flotte mußte ausgerüstet, ein Landheer bewaff-
t und eingeschifft werden. Den Oberbefehl bei
ser Expedition erhielt Stephan, mit dem Beina-
m, der Wilde. Die Instruktionen, welche
stinian ihm ertheilte, waren in wenigen Worten
thalten. „Alle," sprach der Tyrann, „sind schuldig;
le müssen daher auch sterben." Aber nicht gewöhn-
he Hinrichtung, nicht gemeiner, obgleich gewaltsa-
r, unter wechselnden, langsamen Martern gegebe-
: Tod konnte den, durch Befriedigung nur im-
r noch mehr erglühenden Durst nach Rache des
rannen befriedigen. Die geheimen Befehle, die
dem Stephan gab, waren demnach von der Art,
s selbst dieses, zu allen Grausamkeiten seines
rrn längst abgerichtete und abgehärtete Werkzeug
vor zurückschauderte *).

13. Höchst unvollständig vollzog also selbst

*) Zwischen Justinian und einem, in Folge einer aus-gestandenen sehr schweren Krankheit halb verrückten und halb wahnsinnigen heidnischen Cäsar, bietet sich hier von selbst eine ganz zum Vortheil des Letztern sprechende Parallele dar. Caligula, einst gegen alle Römer erzürnt, wünschte, daß Alle nur Einen Hals haben möchten, um mit Einem Hiebe auch Allen die Köpfe abzuschlagen. Aber einen solchen Wunsch fand Justinian, wie wir so eben gehört, Seiner und seiner erfinderischen Grausamkeit unwürdig; und ebenfalls, wie einst Calligula, allen Einwohnern einer volkreichen Stadt zürnend, konnte nur ein mannigfaltiger, grauen- und martervoller Tod der ihm erwünschte Vollstrecker seiner teuflischen Rache seyn.

Tyana, der Schlüssel Capadociens, erobert und
ündert, und die schönsten Provinzen Kleinasiens
dem Feinde raubend und verheerend durchzogen.
Verachtung gegen die Römer stieg endlich bei den
razenen so hoch, daß ihrer blos dreisig an der Zahl,
Kleinasien durchstreiften, bis nach Chrysopolis
nahe bei Constantinopel vordrangen, einen Theil
Stadt in Brand steckten, und hierauf ungestraft
Syrien sich wieder zurückzogen. — Unbeschreiblich
das Elend, das unter der Regierung des ge-
losesten aller Tyrannen von allen Seiten auf
Reich hereinstürmte. In seinem Innern wü-
unaufhörlich ein grausamer Despot mit der
zen zahlreichen Schaar seiner, von gleicher Wuth
lammten Spiesgesellen; von Außen seinen un-
öhnlichsten Feinden preis gegeben, wurden seine
ytbarsten Gegenden, wie z. B. die Umgegend von
na, in Wüsten und Einöden verwandelt. Bei
in allen Zweigen der Verwaltung herrschenden
en Verwirrung, erlagen unter dem Druck nicht
rschwingender Auflagen, die letzten Kräfte der
vinzen. Die allgemeine Noth, das immer hö-

ne Einwilligung dazu geben würde, unter die Le-
nen zu stecken.

14. Wüthend sprang Justinian auf, als er
t Bericht seines Feldherrn erhielt. Auf der Stelle
ickte er diesem den Befehl, die gesammte, von
n zum Legionendienst ausgesönderte junge Mann-
aft an Bord der Schiffe bringen zu lassen, und
an selbst unverzüglich mit der Flotte und dem
ere nach Constantinopel zurückzusegeln. Man
ar gerade am Ende Octobers, wo die Seefahrt
t den größten Gefahren verbünden war; denn die
ßten Stürme herrschten gewöhnlich um diese
hreszeit auf dem gastfreundlichen*) Meere.
er dem Befehle des furchtbaren Despoten mußte
lge geleistet werden. Stephanus schiffte sein Heer
, und die Flotte lichtete die Anker. Aber schon
dritten Tag überfiel sie ein schrecklicher Sturm.
e Schiffe wurden zerstreut, viele in den Abgrund
senkt, andere an Felsen und Klippen geschleudert;
z die ganze Flotte sammt dem Heere, und Allem,
as sich darauf befand, ging elend in den Wellen
Grunde. Als die Nachricht von diesem unerhör-
r Unglück in Constantinopel ankam, brach Justi-
an in lauten Jubel aus, und lobte und preißte
s Meer, das, folgsam der Stimme seines Be-

*) Da bekanntlich die Griechen schreckbare Dinge nicht gern mit einem, eben diesen Begriff mit sich führenden Wort bezeichneten, sondern zu Bezeichnung derselben sogar oft, gerade das Gegentheil, aussprechende Wörter wählten; so nannten sie auch das, wegen seiner vielen Gefahren und häufigen Schiffbrüche berüchtigte und gefürchtete schwarze Meer, das anfänglich Pontos arcinos (das unwirthbare) hieß, nachher Pontos euxinos (das gastfreundliche Meer.)

wilde Stephan, was sein unmenschlicher Gebie-
hm befohlen hatte. Aeußerst schläfrig und mit
größten Langsamkeit schiffte er seine Truppen
ließ vorsätzlich den Zweck seiner Sendung und
blutigen Befehle, deren Vollstrecker er seyn sollte,
bar werden, suchte dadurch die unglücklichen Ein-
ner zur Flucht zu bewegen, erleichterte ihnen so-
, so viel er konnte, die Mittel dazu. Aber lei-
durch Bande der Natur an den heimathlichen
en gefesselt, blieb der, bei weitem größte
il der Einwohner in der Stadt zurück. Die
rsten vertrauten auf ihre Unschuld; viele Andere,
eich sich einiger Beleidigungen gegen Justinian
ußt, hofften durch das Opfer ihres ganzen Ver-
ens ihr Verbrechen zu sühnen. Aber bald sa-
sich Alle schrecklich getäuscht; denn selbst gegen
n Willen mußte Stephanus nun das blutige
auspiel beginnen lassen. Aber auch jetzt noch ver-
er mit Milde und Schonung*); nur die sieben
nehmsten und einflußreichsten Chersoner, ließ er
den Füßen aufhängen, und über einem Kohlen-
r langsam braten; zwanzig Andere wurden ge-

Wuth des Despoten alle Schranken selbst des äussern Anstandes. Gleich einem Rasenden, lief er mit gezücktem Dolch durch die Straßen von Constantinopel in die Wohnung des Elias, mordete dessen Kinder mit eigener Hand auf dem Schooße ihrer Mutter, und ließ diese hierauf durch einen häßlichen Mohren schänden*). Aber mit dieser, um Rache zum Himmel schreienden Greuelthat war die Empörung an den Grenzen Scythiens nicht gedämpft. In aller Eile ward also eine neue Flotte ausgerüstet, ein Landheer zusammengezogen, ein Ueberfluß von Belagerungsmaschinen an Bord der Schiffe gebracht, und der Patricier Maurus zum Anführer der gesammten Land- und Seemacht ernannt. Unter den furchtbarsten Drohungen befahl Justinian dem Patricier, auch nicht Eines Einwohners von Chersona, selbst nicht des lallenden Säuglings zu schonen, von der Stadt auch nicht einen Stein auf dem andern zu lassen; ferner sollte er ja nicht unterlassen, jeden Tag Eilboten mit einem genauen Bericht über den Fortgang der Expedition nach Constantinopel zu senden.

20. Sobald Maurus sein Heer bei Chersona gelandet hatte, fing er sogleich die Belagerung mit der größten Thätigkeit an. Tag und Nacht spielten seine zahlreichen Maschinen auf die Mauern der Stadt. Aber auch den Belagerten fehlte es nicht an Ballisten und Katapulten. Die Steine, die sie schleuderten, tödteten jeden, der zu sehr ihrer Mauer sich nahete. Nächtlicher Weile machten die Belagerten ebenfalls öftere Ausfälle, verbrannten einige

---

*) Der Kerl diente als Küchenknecht in dem kaiserlichen Palast.

n. Wirklich öffnete sich ihnen auch sogleich das
r; aber kaum hatten der Patricier und der
fekt es hinter sich, als es sich auch eben so
ll wieder verschloß. Mit diesen Beiden ward
kurzer Prozeß gemacht; das Volk fiel über sie
und zerriß sie in Stücken. Zu gleicher Zeit
schirte ein beträchtliches Corps Kozaren, durch
anderes Thor, den vor der Stadt stehenden Rö-
i in Rücken, umzingelte sie, und machte sie
ntlich zu Gefangenen. Da aber die beiden An-
sandten des Khans unter den Römern waren;
nachten die Kozaren sich sogleich auf den Weg,
Beiden zu ihrem Herrn zu geleiten. Unglück-
r Weise für die Römer starb Einer von jenen
den auf dem Marsch, und zu größerer Feier sei-
Leichenbegängnisses, schlachteten nun die Kozaren
dem Grabe desselben, den Christoph sammt sei-
dreihundert Römern.

18. In der Stadt Cherson hörte man nun
ts, als die schrecklichsten Verwünschungen gegen
Tyrannen. Nach dem, was jetzt geschehen war,

ifer ihm jetzt eine Hülfsarmee von dreissigtausend Mann gesandt. Mit diesem Heere, zu welchem ch ungefähr zehn bis zwölftausend Mann von n in Thracien liegenden römischen Truppen stie n, setzte Justinian über die Meerenge, und bezog ischen Chalcedon und Nicomedien bei der kleinen tadt Damatris ein Lager. Da seine Besorg sse mit jedem Tage zunahmen, rückte er mit ei m starken Detaschement seines Heeres bis nach ingliſſa vor. Die Stadt lag am schwarzen Meere, und Justinian hoffte mit Grunde, auf ir nd eine Art hier früher und leichter, als anderswo, uige Nachricht von der Flotte und dem Heere des Laurus zu erhalten. Er hatte sich nicht geirret; nn gleich an dem folgenden Tage sah man von r Küste die ganze römische Flotte mit vollen Se ln nach dem Bosphorus steuern. Um das Nä re zu erkunden, sandte Justinian in einer leichten, nell segelnden Brigantine der Flotte sogleich ei n seiner vertrauten Officiere nach. Dieser kam ld wieder zurück, und brachte die, den Tyrannen derdonnernde Nachricht mit, daß Philippikus, n beiden Heeren zum Kaiser ausgerufen, nun mit r gesammten, in und bei Chersona gestandenen ndmacht nach Constantinopel segele.

22. Justinian gerieth jetzt in eine Wuth, die m alle Besonnenheit raubte. In seinem Unsinn ubte er, dem Philippikus noch zuvorkommen, d früher als dieser Constantinopel wieder besetzen können. Eiligst brach er also mit seinem Deta ement bei Gingliſſa auf, stieß nach einigen Tag irschen wieder zu seinem, bei Damatris im Lage henden Heere, und marschirte dann mit seiner ge mmten Macht gegen Constantinopel. Aber noch ht sehr weit war er vorgerückt, als er die zweite,

Augen seiner jammernden Großmutter. Mit diesem letzten Sprößling erlosch das Haus des Heraklius; und da von jetzt an das Reich jedem kühnen, wenn nur vom Glücke begünstigten Abentheurer gehörte; so ward nun auch Philippikus allgemein als Kaiser erkannt. (711) *).

X.

1. Durch Gundebergas Wahl bestieg Rotharis, Herzog von Brescia, im Jahre 636 den Thron der Longobarden **). Einige der Großen waren jedoch mit dieser Wahl nicht zufrieden; Andere wollten mit Gewalt sich derselben widersetzen. Aber Rotharis ließ weder seinen geheimen noch öffentlichen Feinden Zeit, sich gegen ihn zu verbinden, eilte mit kleiner, aber wohl disciplinirter Heeresmacht ihnen auf den Leib, zwang die Einzelnen, sich zu unterwerfen, strafte überall mit Härte, bis-

*) Um Justinians II. Regierungsgeschichte nicht zu unterbrechen, war obiger, die Grenzen des gegenwärtigen Zeitraums überschreitende Vorgriff in der Geschichte nothwendig. Ueberhaupt versteht es sich von selbst, daß in einer synchronistisch bearbeiteten allgemeinen Völker-, Kirchen- und Religionsgeschichte, die specielle Geschichte jedes einzelnen Volkes nie, oder nur selten auch gerade mit dem letzten Jahre des zu durchlaufenden Zeitraums sich endigen kann, sondern gewöhnlich einige Jahre bald früher, bald später einen in ihr selbst liegenden, dem Leser zum Ruhepunkt dienenden historischen Abschnitt darbietet.

**) Man sehe der Forts. der G. d. R. J. 7ten Band. 19 Abschn. §. 26.

selbst mit Grausamkeit, und ward nun in Italien als König anerkannt *).

*) In der Periode der longobardischen Geschichte, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben, fehlt es gänzlich an gleichzeitigen Geschichtschreibern. Der früheste ist Paulus Diaconus (Paul Warnefried), der jedoch erst ungefähr hundert Jahre nachher lebte. Obgleich Paul Manches, was wahrscheinlich blos Volkssage war, in seine Geschichte aufnahm; so bleiben seine 6 Bücher de gestis Longobardorum doch immer die erste und vorzüglichste Quellenschrift. Die besten, mit erläuternden Noten versehene Ausgabe ist die im ersten Bande von Muratoris Script. Rer. Ital. — Fredegar ist in Allem, was nicht Frankreich betrifft, höchst unzuverlässig; nur gar zu oft verwirret er Zeiten und Personen, und, mit Ausnahme der Geschichte Frankreichs, ist sein Zeugniß von geringem Gewicht. — Die übrigen Geschichtschreiber sind weit später. Sigonius z. B. blühete erst in dem 16. Jahrhundert, und die Eleganz seines lateinischen Vortrages ist sein vorzüglichstes, wo nicht einziges, Verdienst. Indessen haben neuere italienische Geschichtforscher, wie Muratori, Zanetti, Gianoni und noch mehrere Andere, indem sie kirchliche Urkunden und gute, auf authentischen Zeugnissen beruhende Lebensbeschreibungen heiliger Männer zu benutzen wußten, so viel Licht, als möglich, in diese dunkle Periode der longobardischen Geschichte gebracht. Ein erst vor einigen Jahren erschienenes Werk eines deutschen Gelehrten, verdient ebenfalls hier eine sehr ehrenvolle Erwähnung; es heißt: Geschichte von Italien von Heinrich Leo, in der, von den Herren Heeren und Ukert herausgegebenen Geschichte der europäischen Staaten. Es enthält viel tief Gedachtes, ist daher belehrend, und vorzüglich zu empfehlen. Nur findet die, von uns schon einigemal gemachte Bemerkung auch hier ihre Anwendung. Man muß nämlich dem würdigen Verfasser Manches zu Gute halten, was nicht Leo, dem gelehrten und gründlichen Geschichtforscher, sondern Leo, dem Protestanten, und den tief eingewurzelten, gar nicht auszurottenden Vorurtheilen seiner kirchlichen Partei angehört, und zuzuschreiben ist.

gen seiner jammernden Großmutter. Mit diesem
en Sprößling erlosch das Haus des Heraklius;
da von jetzt an das Reich jedem kühnen, wenn
vom Glücke begünstigten Abentheurer gehörte;
vard nun auch Philippikus allgemein als Kaiser
nnt. (711) *).

X.

1. Durch Gundebergas Wahl bestieg Ro-
is, Herzog von Brescia, im Jahre 636 den
on der Longobarden **). Einige der Großen
en jedoch mit dieser Wahl nicht zufrieden; An-
wollten mit Gewalt sich derselben widersetzen.
Rotharis ließ weder seinen geheimen noch öf-
ichen Feinden Zeit, sich gegen ihn zu verbinden,
mit kleiner, aber wohl disciplinirter Heeres-
it ihnen auf den Leib, zwang die Einzelnen,
zu unterwerfen, strafte überall mit Härte, bis-

…ten gleichsam ein Recht erworben zu haben glaub=…n, die Ueberlieferungen der Vorfahren, nach wel=…en alle Criminal= und Civilfälle entschieden wur=…n, stets auf eine, ihrem Interesse entsprechende …Weise zu deuten. Um nun, wie es in der Vorrede … dem longobardischen Gesetzbuch heißt, dem Ueber=…muth der Reichen Einhalt zu thun, und auch dem …Niedrigsten den Besitz des Seinigen ungekränkt zu …chern, ließ Rotharis alle, bis jetzt gesetzliche Kraft …bende Gewohnheiten und Gebräuche sammeln, son=…erte, nach reifer Prüfung, das Unzweckmäßige, …ie Ueberflüssige davon ab, ergänzte das Mangel=…afte, fügte nach den gestiegenen Bedürfnissen der …eit mehrere neue Verordnungen hinzu, und ließ …m die ganze Sammlung in teutonisch=lateinischer …Sprache niederschreiben. Rotharis versammelte hier=…uf, und zwar im achten Jahre seiner Regierung …nd fünf und siebenzig Jahre nach Alboins Einfall … Italien, im Palaste seiner Residenz sämmtliche …Großen der Nation, und als diese dem neuen Ge=…setzbuch ihre Zustimmung gegeben hatten, ward es …ch von dem, in den Feldern von Pavia versam=…melten Volke bestätiget und angenommen.

5. In dem Codex der Longobarden war das …Criminalrecht von dem Civilrecht nicht getrennt. …Nur auf Hochverrath *) an der Nation oder der

*) Hierher gehörte: 1. Mordanschlag gegen das Leben des Königes, so wie jeder Angriff auf seine Person. 2. Flucht zu dem Feinde. 3. Verrath des Landes an den Feind. 4. Schutz, den man einem zum Tode Verurtheilten gewährte. 5. Empörung gegen den Anführer in einem Feldzug. Flucht aus der Schlacht. 6. Eigenmächtiges Ergreifen der Waffen gegen irgend eine Person in der königlichen Burg.

…te er sie dem Erdboden gleich. Die flüchtigen … vertriebenen Bürger von Oderzo vermehrten … die Bevölkerung der Lagunen, und die neue …dt Heraclea, welche sich bald darauf aus den …mpfen der Brenta erhob, und lange Zeit der … der Regierung des venetianischen Inselstaates …, war eine Folge der Zerstörung von Oderzo. … den Eroberungen der Longobarden Einhalt zu …, hatte der Exarch Isaacius ein bedeutendes …r zusammengezogen. Rotharis war gerade mit … Belagerung von Perugia beschäftiget. Unver…eter Dinge wollte er vor dieser Stadt nicht ab…nz; Isaacius hatte also Zeit, einige Grenzbezirke … longobardischen Reiches mit Feuer und Schwert …erheeren. Sobald aber der König Perugia zur …rgabe gezwungen hatte, ging er mit seinem …re dem Isaacius entgegen, schlug ihn bei dem … Panaro auf das Haupt, tödtete ihm acht …end Mann, machte überdies eine Menge Gefan…, und setzte den Exarchen außer Stand, noch …r Etwas gegen ihn zu unternehmen. Obgleich …haris nun nirgends großen Widerstand zu be…

i, (als: Diebstahl, Verwundung, Mißhandlung
ch Schläge x. x.) waren mit einer beinahe über-
benen Sorgfalt abgewogen. Zerschlug oder zer-
ch Einer einem Andern einen Knochen, so mußte
ferer eine Geldbuße von zwölf Goldstücken er-
en, für zwei Knochen vier und zwanzig, für drei
ochen sechs und dreißig; waren es aber noch meh-
r, so wurden sie nicht mehr gezählt, und wenn
Verletzte an seinen Wunden nicht starb, nur mit
hs und dreißig Goldstücken bezahlt. Aber man
r auch noch auf eine, man kann wohl sagen,
herliche Art bestimmt, was unter einem Knochen
verstehen wäre; dieser mußte nämlich, wenn die
timmte Geldbuße dafür bezahlt werden sollte,
nigstens von der Stärke seyn, daß er, wenn man
aus einer Entfernung von zwölf Schritten gegen
Schild warf, einen in der nämlichen Entfer-
ng hörbaren Schall von sich gab. Indessen war
mindeste Diebstahl ungleich höher taxirt, als die
werste körperliche Verletzung, und die Beraubung
Gräber ward sogar einem vorsätzlichen Todt-
lage gleich geschätzt, und mit hundert Goldgulden
üßt *).

Beleidigte nur die Hälfte, die andere Hälfte gehörte dem König.

*) Es ist unverständig, wenn man, wie schon geschehen, dem Rotharis den Vorwurf macht, Leben und Ehre mit Geld abgewogen und demselben gleich geschätzt zu haben. Man muß sich in jene Zeiten versetzen, und die Verfassung und den Charakter der Nation kennen; der Longobarde, noch ziemlich roh, in allen seinen Verhältnissen, außer in jenen zum Staate, völlig unabhängig und dabei zornmüthig, war gar zu sehr zur Selbstrache geneigt; auch ward ihm durch die beinahe ununterbrochenen Kriege, welche die Nation führen mußte, das Rauben und Stehlen gleich-

6. Ein, das longobardische Gesetzbuch sehr vortheilhaft auszeichnender Zug ist es, daß darin alle sogenannten Hexenprozesse, welche in dem fränkischen Criminalrecht eine Hauptsache ausmachten, als unchristlich verworfen und verboten wurden. Grenzenlosem, grausamem Unfug wurde dadurch ein Ende gemacht. Als der fränkischen Königin Fredegunde ein Sohn starb, ward beinahe ein ganzes Heer alter Weiber, die den Prinzen verhext haben sollten, in Paris lebendig verbrannt *)

7. Schon von den ältesten Zeiten her hatte die Nation der Longobarden, weil an sich nicht sehr zahlreich, ihren im Kriege erlittenen Verlust, durch willige und zuvorkommende Aufnahme der Fremden, selbst der im Kriege Gefangenen, denen sie stets gleiche Rechte mit ihren eigenen Bürgern zusicherte, zu ersetzen gesucht. Dieser Staatsmaxime zufolge, ward nun auch in Rotharis Gesetzbuch durch eine klar ausgedrückte Verordnung festgesetzt, daß alle Fremde,

---

sam zur andern Natur. Würde man also Mord, körperliche Verletzungen und Raub mit dem Tode oder Einkerkerung haben bestrafen wollen; so hätte man auch wenigstens ein Drittel der Nation hinrichten, und ein anderes Drittel einsperren müssen.

*) In Rotharis Gesetzbuch, Kap. 579 heißt es: Nullus praesumat aldiam alienam aut ancillam quasi strigam, quae dicitur Masca occidere, quia Christianis mentibus nullatenus est credendum, nec possibile est, ut hominem vivum intrinsecus mulier possit comedere etc. Murat. scr rer. It. T. I. p. 2. pag. 47. — Der Glaube an Hexen herrschte schon bei den alten Römern, denn Striga und Strix sind ächt altrömische, selbst classische Wörter; Letzteres findet man beim Horaz und Petronius; dieser sagt: quae striges comederunt nervos tuos? — —

le aus den entferntesten Weltgegenden, in das longo-rdische Reich geflüchtete Leute; wenn sie auch kein Ei-nthum hatten, und daher in andern Ländern so herab-würdiget waren, daß man, wie z. B. in Frankreich id nachher auch in Deutschland, Sachsen rc., weder re Ehen noch ihre Kinder anerkannte, ohne Unter-ied gleiche Rechte mit den Longobarden, und wie se alle Wohlthaten der Gesetze genießen sollten. *)

8. Ungleich länger, als burgundisches, baieri-es und fränkisches Recht, erhielt sich der longobar-sche Codex, und er herrschte auch dann noch, als s Reich der Longobarden längst schon erloschen war. elbst nach Wiederauffindung der Pandekten, blieb rselbe noch in Kraft, und fand eben so viele und en so berühmte Commentatoren, als das römische echt **). Nachdem die Normänner Sicilien und nteritalien erobert hatten, unterwarfen sie sich eben-

---

*) Solche Herren-, Eigenthums- und mithin ganz bügel-lose Fremdlinge, nannte das spätere deutsche Recht: Wildfänge, die Sachsen Biesterfreie; sie wur-den bei diesen Völkern für so völlig rechtlos gehalten, daß man, wie schon oben bemerkt worden, nicht ein-mal ihre Ehen und Kinder anerkannte.

**) Ueberhaupt war die ganz unbedingte Einführung des alten römischen Gesetz-Corpus, ohne alle Rücksicht so-wohl auf das Princip und den Begriff einer christlichen Rechtsgesinnung; als auch auf die, in al-len ältern germanischen Gesetzgebungen liegende, hö-here Billigkeit, nichts weniger, als ein sehr se-genvolles Geschenk, und der Enthusiasmus, oder viel-mehr Fanatismus, mit dem man sich überall in dem Abendlande dem neuen Studium der römischen Rechts-lehre hingab, nichts als ein höchst gefährliches Symp-tom einer neuen Krankheit des damaligen Zeit-geistes. Man sehe v. Schlegels Phil. d. Gesch. B. 2. S. 162.

falls den longobardischen Gesetzen, und Friederich II. aus dem schwäbischen Kaiserhause, Erbe des normännischen Reiches in Neapel und Sicilien, suchte das fränkische Recht aus Italien zu verbannen, und erhob dafür das longobardische zur einzigen Richtschnur der Gerechtigkeitspflege in allen seinen italienischen Staaten.

9. Am Ende des Coder, den Rotharis unter dem Titel: Königliches Edict bekannt machte, fordert der longobardische Gesetzgeber seine Nachfolger auf, das daran noch Mangelhafte zu verbessern, das Fehlende durch neue Verordnungen zu ersetzen, und durch sein Beispiel ermuntert, haben wirklich die weisesten der folgenden Könige die Verbesserung der Gesetze zu einem vorzüglichen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht*). Schon der tapfere und kühne Grimoald erlaubte sich manche Verbesserungen; aber unter allen longobardischen Königen zeichnete sich, wie wir in der Folge sehen werden, König Liutprand, der im Anfange des 8ten Jahrhunderts den

*) In keiner der Abschriften des von Rotharis gegebenen Coder, findet sich zwar dessen hier oben erwähnte Aufforderung an seine Nachfolger; aber sie muß doch da gewesen seyn, weil König Liutprand in der Einleitung zu seinem neuen Gesetzbuche sagt: — — recolimus, quoniam robustissimus decessor noster atque eminentissimus Rotharis rex, sicut ipse est in scriptis effatus suis, superius in Longobardis edictum renovavit, atque instituit, ubi et prudenter inserere curavit, dicens, ut quisque Longobardorum princeps ejus successor, superfluum, quod ibi reperiret, ex eo sapienter auferat, et quod minus inveniret, Deo inspirante adjiceret.

...won der Longobarden bestieg, durch einen, über
...ine Nation und sein Zeitalter hervorragenden
...eist weiser Gesetzgebung aus; so daß das longo-
...rdische Gesetzbuch, allgemein anerkannt als das
...inder unvollkommenste unter allen Gesetzbüchern
...r, in die Provinzen des römischen Reiches einge-
...anderten Barbaren, nachher die Grundlage des
...delrechts aller europäischen Nationen ward *).

10. Nach sechzehnjähriger, ruhmvoller Regie-
ng, starb endlich Rotharis im Jahre 652. Von
nen Unterthanen geliebt, von den Großen seines
iches gefürchtet, und von allen seinen Nachbarn
hret, übertraf Rotharis an Klugheit, Tapferkeit,
iegskunde und Regentenweisheit alle übrige Für-
n seiner Zeitgenossen. Obgleich ein Arianer, hatte
doch nicht den Verfolgungsgeist seiner Sekte. Sei-
t Unterthanen ließ er völlige Freiheit, zu welcher
r beiden Religionen sie sich bekennen wollten, daher
er auch dafür sorgte, daß in allen Städten, welche
höfliche Sitze waren, stets zwei Bischöfe gewählt
rden, nämlich ein Rechtgläubiger und ein Aria-
r. Zum Nachfolger hatte Rotharis seinen Sohn
doald, welchen er schon seit vier Jahren zum
itregenten ernannt hatte.

11. In den ersten Jahren der Regierung Kö-
s Rotharis starb auch Arechis, zweiter Herzog
i Benevent, nach einer fünfzigjährigen Regierung,
hrend welcher er als Regent und als Heerführer
Ruhm und Ehre erworben hatte. An seinem Hofe
en des erschlagenen Herzoges Gisulphs von Friaul,

*) Auch Montesquieu gesteht dem longobardischen Gesetzbuch diesen Vorzug zu. Esp. des loix. l. 28. c. 1.

beide Söhne Rodoald und Grimoald*). Arechis liebte beide Prinzen mit der Zärtlichkeit eines Vaters, und da er selbst nur einen einzigen Sohn, Namens Ajo hatte, so verordnete der sterbende ehrwürdige Greis, daß im Falle sein Sohn ohne männliche Erben sterben würde, Gisulphs beide Söhne das Herzogthum erhalten sollten. Ajo war ein gutmüthiger, jedoch an Geist schwacher Herr, hatte aber an Rodoald und Grimoald zwei kräftige Stützen, denn auf seinem Sterbebette hatte ihnen Arechis seinen Sohn noch empfohlen. Das erste Jahr nach des Vaters Tod, ging daher auch für den neuen Regenten ruhig und glücklich vorüber; aber in dem zweiten fielen die Slaven in das Herzogthum. Ajo ging ihnen gleich mit einem Theile des Heeres entgegen; mit dem andern rückten Rodoald und Grimoald ihm nach. Aber Ajo erwartete nicht die Ankunft der beiden Brüder, griff das feindliche Lager an, stürzte in einen Graben, und ward von dem Feinde erschlagen. Gisulphs Söhne rächten den Tod des jungen Herzogs, schlugen die Slaven auf das Haupt, und jagten sie wieder aus Italien hinaus. Der von Arechis getroffenen Verfügung zufolge, übernahmen nun Rodoald und Grimoald gemeinschaftlich die Regierung des Herzogthums. Fünf Jahre nachher starb Rodoald; und Grimoald, von welchem wir jetzt bald sehr vieles werden zu erzählen haben, war nun alleiniger Herzog von Benevent.

XI.

1. Nach seines Vaters Tode regierte Rodoald nur sechs Monate; denn mit einer edeln Longobar-

*) Man sehe des 7ten Bandes 19. Abschn. §. 18.

in im Ehebruch getroffen, ward er von dem be-
eidigten Gatten ermordet. Die Geschichte sagt nicht,
b und wie dieser Königsmord bestraft worden.
Zwei von Rotharis Gesetzen stehen hier im schnei-
enden Widerspruch; das Eine überläßt den Ehe-
recher der Willkühr des, durch die Schande seiner
Frau gleichfalls mit Schmach bedeckten Gatten;
ödtet ihn dieser, so können die Anverwandten des
Getödteten keine Geldbuße von ihm fordern; und
kraft eines andern Gesetzes, muß Jeder, der einen
Anschlag auf das Leben des Königs macht, ohne
Ausnahme sterben. Es wäre höchst interessant,
ie gerichtliche Entscheidung über Rodoalds Ermor-
ung zu wissen; denn sie würde uns über das reli-
göse Band zwischen den longobardischen Königen
und der Nation, sowie über deren Begriffe von
er Majestät der königlichen Würde willkommene
Belehrung ertheilen. Mit Rodoald erlosch zwar
Theudelindens Nachkommenschaft; aber das Bild
ieser großen Fürstin lebte noch immer in dem An-
enken der Nation, und so ward jetzt durch freie
Wahl Theudelindens Bruders Sohn, Aripert auf
en Thron der Longobarden erhoben. Durch ihn
am das Reich auf einige Zeit in das Bayer'sche
Haus. (653.)

2. Aripert war ein friedliebender Herr; seine
Regierung, welche jedoch leider nur eine kurze Dauer
on 9 Jahren hatte, war daher auch ruhig und,
weil arm an geräuschvollen Ereignissen, wahrscheinlich
uch glücklich für sein Volk. Ein Sprößling des
Bayer'schen Hauses, war Aripert ein Katholik; als
in rechtgläubiger Sohn der Kirche, sorgte er dem-
nach auch für das Beste derselben, und der Eifer
gottseliger Bischöfe, unterstützt durch die Bemühun-
en des frommen Königs, vermehrte sehr bedeutend

Söhne Rodoald und Grimoald*). Are-
liebte beide Prinzen mit der Zärtlichkeit eines Va-
, und da er selbst nur einen einzigen Sohn, Na-
s Ajo hatte, so verordnete der sterbende ehrwür-
Greis, daß im Falle sein Sohn ohne männliche
n sterben würde, Gisulphs beide Söhne das Her-
hum erhalten sollten. Ajo war ein gutmüthiger,
h an Geist schwacher Herr, hatte aber an Ro-
d und Grimoald zwei kräftige Stützen, denn auf
m Sterbebette hatte ihnen Arechis seinen Sohn
empfohlen. Das erste Jahr nach des Vaters
, ging daher auch für den neuen Regenten ruhig
glücklich vorüber; aber in dem zweiten fielen die
ven in das Herzogthum. Ajo ging ihnen gleich
einem Theile des Heeres entgegen; mit dem
rn rückten Rodoald und Grimoald ihm nach.
Ajo erwartete nicht die Ankunft der beiden
der, griff das feindliche Lager an, stürzte in
Graben, und ward von dem Feinde erschlagen.
ulphs Söhne rächten den Tod des jungen Her-
, schlugen die Slaven auf das Haupt, und jag-
sie wieder aus Italien hinaus. Der von Are-

dingung, daß er in der ihm bevorstehenden Fehde it seinem Bruder, seinen Fahnen folgen sollte. ber Garibald, dessen Stolz sich vielleicht beleidigt hlte, der Herrschaft einer fremden Dynastie zu ge= rchen, ward zum Verräther an seinem Herrn. tatt den tapfern Herzog von Benevent in das nteresse des Königs zu ziehen, ermunterte er ihn elmehr, sich selbst des Thrones zu bemächtigen. ie beiden Brüder, sagte er, wären junge, unru= ge, und unerfahrne Prinzen, deren immerwähren= r Zwist endlich das ganze Reich in Verwirrung id innere Kriege verwickeln würde. An dem Ohr s eben so ehrgeizigen und herrschsüchtigen, als ächtigen Herzogs ging Garibalds verrätherischer ath nicht unbeachtet vorüber. Unter allen longo= rdischen Herzogen war der von Benevent der ächtigste. Grimoald hatte mit Glück gegen Sla= n und Griechen *) gefochten, durch kluge und ge=

*) Es war nämlich den Griechen, die seit einiger Zeit schon das Berauben und Plündern der Kirchen mit vielem Segen in Italien getrieben, und unlängst erst die la= teranische Kirche in Rom ganz methodisch rein ausge= plündert hatten, nun eingefallen, in derselben frommen Absicht auch der, auf dem Berge Gargano in Apulien erbaueten, mithin in dem Gebiete von Benevent gele= genen, sehr reichen Kirche zum Erzengel Michael einen Besuch abzustatten. Aber bei der ersten Nachricht da= von, schwang Herzog Grimoald sich auf das Pferd, nahm blos eine Hand voll in der Eile zusammengeraffter Leute mit, erreichte die ihm an Zahl weit überlegenen Griechen, als sie gerade mit ihrer, auf so ehrenvolle Weise gewonnenen Beute wieder den Rückmarsch antre= ten wollten, griff sie sogleich mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit an, tödtete viele der Ihrigen, jagte die übri= gen in die Flucht, nahm ihnen den ganzen Raub wieder ab, und gab ihn der Kirche zurück.

rechte Verwaltung sich Ehre und die Liebe seiner Unterthanen erworben, stand bei der ganzen Nation in großem Ansehen, und konnte bei seinem kühnen Unternehmen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, auf zahlreichen Anhang in allen Theilen des Königreiches zählen. Mit einem ziemlich zahlreichen, in aller Eile zusammengebrachten Heere, zog also jetzt Grimoald gegen Pavia. Thrasimund, Grafen von Capua, sandte er voraus, um in Umbrien, Tuscien, Aemilien die Stimmung der Gemüther zu erforschen, und in diesen Provinzen ihm so viele Anhänger als möglich zu gewinnen. Thrasimund erledigte sich dieses Auftrages mit so gutem Erfolge, daß er auf dem Aemilischen Wege, zwischen Modena und Reggio, mit einer bedeutenden Verstärkung an Mannschaft wieder zum Heere des Herzogs von Benevent stieß.

5. Bei Placenza machte Grimoald mit dem Heere Halt, und schickte den Garibald nach Pavia, um König Godebert seine Ankunft zu melden. Der arglose Monarch, außer sich für Freude über die Ankunft und den Beistand eines so mächtigen Vasallen, war jetzt blos darauf bedacht, wie er seinem, ihm so willkommenen Gast einen recht glänzenden Empfang bereiten möchte. Garibald, der, wie es scheint, zwischen dem König und Grimoald, die Möglichkeit einer Aussöhnung fürchtete, wovon er alsdann ganz gewiß das Opfer seyn würde, nahm nun abermals zu schändlicher Arglist seine Zuflucht; er gab dem König warnende Winke und unter anderen den verrätherischen Rath, daß er zu seiner größern Sicherheit bei dem Empfang des Herzoges, einen Harnisch unter seinem Oberkleide anlegen möchte. Der treulose Rath ward von dem unvorsichtigen Könige befolgt. Garibald eilte nun in das Lager bei Pla-

enza, und auch hier gelang es ihm, den Herzog urch allerlei Phantome zu schrecken, ihn gegen Goeberts treulose Anschläge zu warnen. — Um dem Manne, dem er die Hand seiner Schwester betimmte, recht zu ehren, hatte Godebert seinen eigenen Palast dem Herzoge zur Wohnung angewiesen; und eilte nun, als er hörte, daß derselbe im Paaste angekommen wäre, ihm entgegen, um ihn zu ewillkommen und zu umarmen. Aber bei dieser Umarmung fühlte Grimoald, daß der König einen Harnisch unter dem königlichen Mantel trage; Gaibalds verrätherischer Warnungen eingedenk, schien s ihm nun außer allem Zweifel, daß Verrath hier n Hinterhalt laure, und um jedem Mordanschlag vorzukommen, zog er schnell sein Schwert, und ieß es dem unglücklichen König durch den Leib. Grimoald nahm hierauf sogleich von dem Palaste nd den königlichen Schätzen Besitz. Regimbert, Godeberts Söhnchen, ward durch die Treue einiger Diener gerettet und verborgen; da das Kind aber och von sehr zartem Alter war, so schien es selbst m Grimoald so unschädlich, daß er nicht einmal Nachforschungen anstellen ließ. Von Pavia brach Grimoald jetzt unverzüglich gegen Mailand auf. Als Bertharid erfuhr, welches traurige Loos seinem Brur zu Theil worden, entsank ihm so sehr der Muth, aß er, ohne an Widerstand zu denken, und blos af eigene Sicherheit bedacht, selbst mit Zurücklasung seiner Gemahlin Rodelinde, und seines Sohnes, des Knaben Cunibert, Mailand eiligst erließ, und zu dem Chagan der Avaren floh. Rodende und Cunibert fielen nun in die Hände Grimoalds, der Beide nach der Stadt Benevent vernnte.

6. Da Grimoald jetzt auch Herr von Mai-

land war; so berief er, seiner Macht sich bewußt, die Nation zu einem Reichstage auf den Feldern von Pavia, und ward dort mit Zustimmung aller Großen, deren Zunge die Furcht eben so fesselte, wie der Schrecken ihre Arme lähmte, zum König der Longobarden ausgerufen. Von seinen beneventanischen Truppen behielt er einen Theil als Leibwache bei sich, und schenkte ihnen Güter und Grundstücke in der Gegend von Pavia. Den Rest des Heeres, nachdem er es reichlich belohnt hatte, sandte er nach Benevent zurück, und übergab das Herzogthum seinem tapfern, jetzt kaum noch zum Jüngling gereiften Sohn Rodoald.

7. Gleich einem Landflüchtigen, obgleich von einem Heere begleitet, war indessen Kaiser Constans bei Tarent gelandet. Sein vor seiner Abreise von Constantinopel bekannt gemachter Entschluß, das Reich der Longobarden in Italien zu zerstören, war, wie der Leser schon weis, blos ein lügenhafter Vorwand, unter welchem er das Schmähliche seiner Flucht oder Selbstverbannung aus der Hauptstadt seines Reiches zu verhüllen suchte. Aber jetzt, als er den von Truppen entblößten Zustand des Herzogthums Benevent erfuhr, ward der Reichthum der vielen blühenden Städte des Landes für seine Habsucht eine unwiderstehliche Lockung. Seine mitgebrachten Truppen verstärkte er durch die Besatzungen aller, den Römern in Italien noch unterworfenen Städte, fiel in das Herzogthum ein, plünderte und zerstörte die reiche Stadt Luzeria (jetzt Nocera), zog unverrichteter Dinge vor Acerenza wieder ab, und begann endlich die Belagerung von Benevent, der Hauptstadt des Herzogthums.

8. Die wohl befestigte Stadt vertheidigte der

nge Herzog selbst. Zwar war die Besatzung nicht
r zahlreich; aber demungeachtet leistete Romuald
fern Widerstand, schlug alle Stürme des Feindes
rück, machte viele Ausfälle, und hielt Tag und
acht des Kaisers Heer in Athem.

9. Der junge Herzog hatte schon vor der
elagerung, nämlich so bald ihm von den feindli-
n Bewegungen der Griechen einige Kunde gewor-
n war, seinen ehemaligen Hofmeister Sensuald
dem Könige nach Pavia geschickt, um schleunige
ülfe von demselben zu erbitten. Auf diese Bot-
aft brach Grimoald sogleich mit seinem Heere auf.
n den Grenzen des Herzogthums angekommen,
ndte er den Sensuald wieder zurück, um den viel-
cht sinkenden, oder schon gesunkenen Muth der
wachen Besatzung durch die Versicherung des her-
nahenden Entsatzes, auf das neue wieder zu be-
en. Unglücklicher Weise fiel Sensuald den Grie-
n in die Hände; von ihm erfuhren sie, daß Gri-
nald in Eilmärschen gegen sie anrücke. Mehr be-
rfte es nicht, um den Kaiser zu bewegen, die Be-
gerung sogleich aufzuheben. Bevor er aber abzog,
llte er wenigstens durch List noch einige Vortheile
h erringen. Er zwang also den Sensuald, unter
: Mauer der Stadt zu treten, eine Unterredung
t dem Herzog zu begehren, und diesem dann die
urige Botschaft zu bringen, daß sein Vater außer
tande wäre, ihm Hülfe zu leisten; er also, so gut
könnte, einen Vergleich mit dem Kaiser schließen
öchte. Sensuald versprach Alles, was man von
n forderte; als aber Romuald auf der Stadt-
auer erschien, rief er ihm zu: „Edler Herzog!
asse Muth; mit einem mächtigen Heere eilt Dir
er König, dein Vater zu Hülfe; und schon heute
egen Abend wird er an den Ufern des Sangro

9. Dem bösen und arglistigen Herzog von
in war indessen, wie er es verdient hatte, ge-
t worden. Ein Anverwandter des ermordeten
iges Godebert übernahm die Blutrache. Der-
war von ganz ungewöhnlich kleiner Statur,
da seine beinahe zwergenartige Gestalt ihn zur
igswürde untauglich machte, so achtete niemand
lben und man ließ ihn ruhig und ungestört in
in. Mit dem Plane seiner Rache beschäftiget,
hr er, daß Garibald am ersten Osterfeste in
Kirche des heiligen Johannes zu Turin kommen
de. Mit einem Schwert unter dem Mantel be-
er sich ebenfalls dahin, und da er wußte, daß
ibald, um in der Kirche zu seinem Herzoglichen
hl zu gelangen, bei dem Taufstein vorüber ge-

Stückchen davon abzuwerfen, der pries sich glücklich, betrachtete es als ein Heiligthum, schnitt es in kleine Stückchen, und verzehrte es mit den Seinigen als ein Verwahrungsmittel gegen allerlei körperliche Uebel. Fruchtlos hatte öfters der heilige Barbatus gegen diesen gottlosen Unfug geprediget. Aber im Anfang der Belagerung versprach ihm Romuald, daß, wenn Gott die

Beispiel ermuntert, fochten Römer und Griechen mit ungewöhnlicher Tapferkeit. Aber auch Romoald befeuerte durch sein Beispiel den Muth der Seinigen. Lange ward mit gleichem Erfolge gekämpft. Als aber ein Longobarde, Namens Amelung, ein Mann von ungeheurer körperlicher Stärke, der die königliche Standarte führte, mit dieser einen, ebenfalls durch seine Größe hervorragenden Griechen aus dem Sattel hob, und hoch in der Luft über das Pferd hinüber schleuderte, ergriff die nächst dabei stehende römische Schaar ein solcher Schrecken, daß sie sämmtlich davon floh. In die dadurch entstandene Lücke drangen nun die Longobarden, sprengten das feindliche Centrum, fielen den Griechen in die rechte und linke Flanke, und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Mit dem Reste des geschlagenen Heeres zog Saburrus, der ein besseres Schicksal verdient hätte, nach Tarent. — Im Kranze des Siegers kehrte Romuald nach Benevent zurück. Der König, sein Vater, der am Thore ihn erwartete, ging ihm mit glänzendem Gefolge entgegen, und unter dem lauten Jubel des herbeiströmenden Volkes, hielt der junge Held seinen triumphirenden Einzug in die Stadt*).

*) Auch in noch anderer Hinsicht war Benevents Belagerung für die in dem Herzogthum wohnenden Longobarden von nicht minder großem Segen. Obgleich getauft, mithin Christen und Anbeter Jesu, hatten die Longobarden doch noch manchen heidnischen Aberglauben und abergläubische Gebräuche beibehalten. So z. B. erzeigten sie einer Otter, wovon jeder ein Bild zu Haus hatte, abgöttische Verehrung; auch einen gewissen Baum hielten sie für heilig, brachten Opfer unter demselben und befestigten an dessen Aesten bisweilen ein Stück Leder, warfen dann nach demselben zu Pferde in vollem Jagen rückwärts den Wurfspies, und wem es gelang, ein

9. Dem bösen und arglistigen Herzog von Turin war indessen, wie er es verdient hatte, gelohnt worden. Ein Anverwandter des ermordeten Königes Godebert übernahm die Blutrache. Derselbe war von ganz ungewöhnlich kleiner Statur, und da seine beinahe zwergenartige Gestalt ihn zur Königswürde untauglich machte, so achtete niemand desselben und man ließ ihn ruhig und ungestört in Turin. Mit dem Plane seiner Rache beschäftiget, erfuhr er, daß Garibald am ersten Osterfeste in die Kirche des heiligen Johannes zu Turin kommen würde. Mit einem Schwert unter dem Mantel begab er sich ebenfalls dahin, und da er wußte, daß Garibald, um in der Kirche zu seinem Herzoglichen Stuhl zu gelangen, bei dem Taufstein vorüber ge-

---

Stückchen davon abzuwerfen, der pries sich glücklich, betrachtete es als ein Heiligthum, schnitt es in kleine Stückchen, und verzehrte es mit den Seinigen als ein Verwahrungsmittel gegen allerlei körperliche Uebel. Fruchtlos hatte öfters der heilige Barbatus gegen diesen gottlosen Unfug gepredigt. Aber im Anfang der Belagerung versprach ihm Romuald, daß, wenn Gott die Stadt befreien würde, er alle diese heidnischen Gebräuche abschaffen wolle. Barbatus verbürgte ihm den göttlichen Beistand. Als nun die Griechen die Belagerung aufgehoben hatten, gingen Barbatus und Einige seiner Geistlichen, mit Aexten versehen, nach dem Baum, hieben ihn um, und ließen ihn verbrennen. Barbatus begab sich hierauf in den Herzoglichen Palast, ging in einem Augenblick, wo der Herzog nicht zu Hause war, in dessen Gemach, nahm das darin hängende Bild der Otter zu sich, zerbrach es in Stücken und ließ einen Kelch mit einem Deckel von besonderer Größe daraus verfertigen. Romuald nahm dieses nicht übel. Dem Beispiele des Herzogs folgten auf der Stelle alle Großen an seinem Hofe, und so kam nun die abgöttische Verehrung des Otters und des Baums, sammt den übrigen heidnischen Alfanzereien, auch bei dem Volke bald außer Brauch.

en müßte, so stieg er auf denselben, und gab dem Garibald einen so gewaltigen Streich auf den Naken, daß er dessen Kopf beinahe völlig von dem Körper trennte. Von Garibalds Trabanten durchbort, stürzte in dem nämlichen Augenblick auch Godeberts Verwandter todt zur Erde; und die Leiche es Bluträchers lag nun neben jener des Königsmörders.

10. Um seinen usurpirten Thron einigermaen zu befestigen, und die Liebe der Longobarden zu ewinnen, hatte Grimoald sich, zur größten Freude er Nation, mit Gundeberta, Godeberts und Berharids Schwester vermählt. Jetzt, als er von seiem Zug gegen die Griechen wieder in Pavia zuückgekommen war, erfuhr er, daß Berthari an em Hoflager des Chagans der Avaren eine Zuuchtsstätte gefunden habe. Grimoald, der wohl ählte, daß er, bei dem unruhigen, stets zu Empöungen geneigten Geiste seiner Großen, und seinem genen, so schwankenden, blos auf seinem Schwerte eruhenden Recht zum Throne, so lange Berthari ebe, nie ruhig und ungestört in dem Besitze des Reichs seyn würde, ordnete unverzüglich Gesandte n den Chagan, um die Auslieferung des an sein Hoflager geflüchteten Königes von ihm zu ertrotzen. Zwischen Krieg oder einem Scheffel voll Goldstücken eßen Grimoalds Gesandte jetzt dem Chagan die Wahl. Aber der Avaren-Fürst wollte weder das Eine noch das Andere, lieferte daher zwar den Berharid nicht aus, gebot ihm aber, sein Gebiet zu erlassen, in einem andern Lande eine Freistätte sich u suchen. Der unglückliche Prinz, müde des Herumirrens in einer, für ihn öden Welt, faßte jetzt en kühnen Entschluß, sich geradezu seinem Feinde i die Arme zu werfen, ging über die Alpen und sandte,

8 *

als er in Lodi angekommen war, den Onulph, der ihn bisher noch keinen Augenblick verlassen hatte, nach Pavia zu dem König, um diesem die Ankunft seines gestürzten, ihn jetzt um Schutz flehenden Nebenbuhlers zu melden. Grimoald bei dieser Nachricht eben so erstaunt, als von diesem schönen Zug grenzenlosen Zutrauens gerührt, sprach freundliche Worte zu Onulph, versicherte ihn, daß sein Hoflager für ihn und seinen Herrn stets die sicherste und heiligste Freistätte seyn würde. Als Berthariд vor dem König erschien, warf er sich demselben zu Füßen; aber Grimoald hob ihn auf, umarmte ihn, küßte ihn und nannte ihn seinen Bruder. Er ließ ihm hierauf einen geräumigen Palast zu seiner Wohnung anweisen, ordnete ihm fürstlichen Haushalt, und warf ihm ein sehr bedeutendes Jahrgeld aus.

11. Grimoalds Grosmuth machte zwar einen, für ihn vortheilhaften Eindruck auf die Nation, steigerte aber auch zu gleicher Zeit in eben dem Verhältniß der Longobarden Theilnahme an dem Schicksale ihres ehemaligen, jetzt so sehr gedemüthigten Königes. Hohe und Niedere strömten daher täglich nach dem Palaste des Bertharids, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Da dies mehrere Monate fortdauerte, ward zuletzt Grimoalds Eifersucht rege. Böser Argwohn gegen Berthariд faßte jetzt in der Brust des Königes mit jedem Tage tiefere Wurzeln; der ängstlichen Sorge für eigene Erhaltung, mußte endlich seine Grosmuth weichen, und so ward Berthariдs Tod auf das neue wieder beschlossen. Schon war die Nacht bestimmt, in welcher der Frevel begangen werden sollte. Am Vorabend schickte der König dem Berthariд eine Menge auf das beste zugerichteter Speisen und eine noch größere Quantität des köstlichsten Weines. Er ließ

n sagen, er möchte beim frohen Mahl sich mit
nen Freunden diesen Abend ergötzen. Man hoffte
nlich, Bertharid werde sich ganz gewiß berau-
n, nach dem Rausche in tiefen Schlaf verfallen,
dann die That ohne Geräusch und ohne ein zu-
ckbleibendes Merkmal äußerer Gewalt vollbracht
rden können.

12. Aber scharf sieht das Auge eines wahr-
t treuen, seinem Herrn mit Leib und Seele er-
enen Dieners. Schon seit einiger Zeit hatte der
ckere Onulph Argwohn geschöpft, daher Alles ge-
u beobachtet, und nun war es ihm abermals ge-
gen, den Mordanschlag gegen Bertharids Leben
entdecken. Um bei dem König keinen Verdacht
erregen, gab Bertharid seinen Freunden ein glän-
des Mahl, trank aber keinen Wein, sondern blos
sser, das in einem silbernen Becher ihm von
ulph gereicht ward. Als man von der Tafel
gestanden war, und die Gäste sich entfernt hat-
, wollten auch Bertharid und Onulph, nebst
h einem andern nicht minder treuen Diener, sich
leich auf die Flucht begeben, und schon standen
im Begriffe, ihre Wohnung zu verlassen, als in
selben Augenblicke königliche Wachen ankamen,
den Palast umringten. Aber auch in diesem
hrvollen Moment verlor der wackere Onulph
t die Gegenwart des Geistes; eiligst zog er sei-
n Herrn Sclavenkleider an, hängte ihm Bettü-
über den Kopf, legte ihm einige Matrazen auf
Rücken, nahm einen Stock in die Hand, und
b ihn wie einen Sclaven vor sich her. Die
chen fragten, was dies zu bedeuten habe; „der
erl da,“ antwortete Onulph, „hat den tollen
edanken gehabt, mir für diese Nacht mein Bette
Bertharids Zimmer aufzuschlagen. Aber Ber-

„tharid, so betrunken, daß er kaum auf den Füßen „stehen konnte, ist jetzt in tiefen Schlaf gesunken, „und wird schwerlich vor Morgen Mittag seinen „Rausch ausgeschlafen haben. Ich sehe also nicht „ein, warum ich einen Betrunkenen, fest Schlafenden „noch bewachen soll; ich will wie gewöhnlich auch „diese Nacht in meinem Hause ruhig schlafen. „Also, fort, fort“ rief er jetzt dem verkleideten Sclaven zu, indem er ihm noch einige leichte Streiche auf den Rücken gab. Die Soldaten lachten, und ließen Beide ihres Weges ziehen. Onulph eilte mit seinem Herrn an jene Seite der Stadt, vor welcher der Tessino vorbeifließt, und ließ ihn an einem Strick über die Stadtmauer herab. Bertharid schwamm über den Fluß, wählte sich eines von den dort auf der Weide herumlaufenden Pferden, floh nach Asti, wo er mehrere Freunde hatte, ging von da nach Turin, und kam endlich glücklich in Frankreich an.

13. Als der, die Wache vor Bertharids Palast befehligende Officier endlich glaubte, daß es Zeit sey, die königlichen Befehle zu vollziehen, begehrte er in Bertharids Schlafgemach eingelassen zu werden. Aber einer von Bertharids Dienern hatte sich darin eingeschlossen, und um seinem Herrn Zeit zu gewinnen, zögerte er, so lange er konnte, das Zimmer zu öffnen. Die Wache ward endlich ungeduldig, und brach die Thüre mit Gewalt auf. Als die Soldaten Bertharid nicht sahen, und in dem ganzen Palaste nicht fanden, zwangen sie den Diener, ihnen zu gestehen, was aus seinem Herrn geworden wäre. Er sagte ihnen gerade zu, Bertharid sey entflohen. Wüthend fielen sie nun über ihn her, ergriffen ihn bei den Haaren, und schleppten ihn vor den König. Furchtlos und unumwunden erzählte er

nun auch dem Monarchen die Art und Weise, wie Bertharid aus dem Palaste entkommen war. Grimoalds natürlichen Seelenadel befleckten blos Ehrgeiz und Herrschsucht; wo diese nicht in Berührung kamen, war seine edle Seele für alles Große und Schöne empfänglich. Er fragte jetzt die Umstehenden, welche Strafe wohl derjenige verdiene, welcher sich zum Werkzeug hätte brauchen lassen, seine Befehle zu verhöhnen und dem, denselben schuldigen Gehorsam sich zu entziehen. „Den Tod," riefen Alle, wie mit einer Stimme. „Dafür sey Gott," antwortete der König, „nicht Strafe, sondern ausgezeichnete Be„lohnung hat der treue Knecht verdient, der um sei„nen Herrn zu erhalten, sein eigenes Leben preis„geben wollte. Von jetzt an ist er in meine eige„nen Dienste aufgenommen; ein seiner Redlichkeit und „Tugend würdiges Amt soll er um meine Person „bekleiden, und ich bin gewiß, daß er auch mir „mit der nämlichen Treue, wie seinem bisherigen „Herrn, in Zukunft dienen wird." — Der König fragte jetzt, wo Onulph sey; man sagte ihm, er habe sich in die dem heiligen Erzengel Michael geweihete Kirche geflüchtet. Er ließ ihm sagen, daß er, vertrauend seinem königlichen Wort, ohne Furcht vor ihm erscheinen sollte. Onulph kam und erzählte dem König den ferneren Verlauf von Bertharids Flucht. Auch Onulphs Treue ertheilte Grimoald die ihr gebührenden Lobsprüche, ließ ihn im Besitze aller ihm geschenkten Güter, und sagte, daß er noch ferner mit großem Vergnügen an seinem Hofe ihn sehen würde. Aber der ehrliche Onulph dankte für Alles; erklärte dem König, daß er lieber mit seinem Herrn alles Elend und alle Mühseligkeiten eines unsteten Lebens theilen, als ohne ihn im Ueberfluß hier leben wollte. Grimoald pries Bertharid glücklich, solche Diener, oder vielmehr solche Freunde gefunden zu haben. Er

gab Befehl, dem Onulph Pferde aus dem königlichen Stall, dann Geld und alles zu einer weiten Reise nöthige Geräthe zu reichen.

14. Gastfreundliche Aufnahme fand Berthari in Frankreich bei Clothar III., König von Paris und Burgund. Die günstige Stimmung dieses Hofes, wußte Berthari trefflich zu benutzen. In kurzer Zeit besaß er nicht nur das Zutrauen des Königes, sondern auch aller Großen am Hofe; und da die Franken, weil eifersüchtig auf der Longobarden bisher immer steigende Macht, sich ohnehin gerne in Italiens Angelegenheiten mischten; so kam schon im folgenden Jahre ein auserlesenes, ungemein zahlreiches Frankenheer über die Alpen, um Berthari wieder auf den Thron seines Vaters zu erheben. An Tapferkeit waren die Franken den Longobarden gleich, aber an Zahl ihnen bei weitem überlegen. Mit Zuversicht eines gewissen Sieges rückten also die Franken in Italien vor, nicht ahndend, daß ihre Tapferkeit, ihre Stärke und ihr ganzer Plan blos an Grimoalds Schlauheit scheitern würden. Nicht ferne von der Stadt Asti hatte derselbe ein Lager bezogen; aber sobald die Franken sich näherten, zog er sich in verstellter Flucht so eilend zurück, daß er sein ganzes, mit einem ungeheuern Vorrath von Lebensmitteln und Wein überfülltes Lager, dem feindlichen Heere überließ. Die Franken, nun einen Feind verachtend, der schon bei ihrem ersten Anblick geflohen war, plünderten das Lager und überließen sich sorgenlos dem Fraß und der Völlerei. Bald war das ganze Heer berauscht, und schon vor der zweiten Nachtwache in tiefem Schlafe versunken. Aber gegen die Mitternachtsstunde kehrte Grimoald zurück, fand sogar die fränkischen Vorposten schlafend, und griff plötzlich unter dem Getöse zahlloser Kriegstrompeten das Lager an. Die Franken, vom Weine und

Schlaf berauscht, taumelten umher, konnten nicht einmal ihre Waffen finden, und schrecklich war das Blutbad, das der Longobarden Schwert unter ihnen jetzt anrichtete. Nur Wenige entkamen, um in Frankreich dem König und ihren Landsleuten von dieser unerhörten Niederlage die traurige Kunde zu bringen.

15. Während Grimoald gegen äußere Feinde beschäftiget war, hatte Lupus, der wilde, ungerechte aber tapfere Herzog von Friaul, sich dem Gehorsam gegen seinen König entzogen. Grimoald, dem die Art, wie er zum Throne gelangt war, stets die größte Mäßigung gegen die Großen seines Reiches zum Gesetze machte, ließ den Herzog ermahnen, wieder in die Schranken eines Vasallen zurückzukehren; aber wohl einsehend, daß diese Ermahnung fruchtlos seyn würde, ordnete er zu gleicher Zeit in Geheim Gesandte an den Chagan der Avaren, um diesen zu einem Einfall in das Herzogthum Friaul zu bereden. Lupus zusammengeraubte, unermeßliche Schätze, sagten Grimoalds Abgeordnete dem Chagan, würden ihm und den Seinigen für diesen Heereszug reichlich lohnen. Der Chagan zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, zog mit zahlreichem Heere nach Friaul, verlor zwei Schlachten, gewann jedoch die dritte, in welcher Herzog Lupus getödtet ward. Reich war die Beute, die den Avaren in die Hände fiel. Aber diesen Gästen gefiel jetzt gar zu sehr das schöne Land; sie wollten nun gar nicht mehr aus demselben heraus. Sobald Grimoald davon Nachricht erhielt, war er auch, da es nun einem auswärtigen Feind galt, gleich wieder zu Pferde, zog gegen die Avaren, schlug sie auf das Haupt, nahm ihnen den größten Theil der Beute ab, und schickte sie sammt ihrem Chagan wohl gezüchtiget und gewitziget wieder in ihre Heimath.

16. Indessen war Clothar III. gestorben, und als Grimoald mit Clothars Nachfolger einen Bund des Friedens und der Freundschaft schloß, mußte der unglückliche Berthario Frankreich verlassen. Er wanderte jetzt nach Britanien, und fand, nach manchem dort bestandenen Abentheuer, endlich am Hofe des Königs der Angelsachsen, Schutz und freundliche Aufnahme.

17. Von äußern Feinden hatte nun Grimoald nichts mehr zu befürchten; durch Strenge und die anerkannte Ueberlegenheit seines Geistes zügelte er den Uebermuth der Großen, und sicherte die Ruhe im Innern, und stetes Glück und ununterbrochene Siege hatten endlich seinen Thron vollkommen befestiget. Ungetheilt widmete er jetzt seine Aufmerksamkeit der innern Verwaltung und den Künsten des Friedens, überschaute mit waltender Thätigkeit sein ganzes Reich, verbesserte den Codex des Rotharis, milderte einige zu harte Gesetze, hob andere ganz auf, fügte neue hinzu, und indem er jene, ihren Gegenstand ganz falsch auffassende Gesetzgebung, welche das Erbrecht bestimmte, und auch in andern Ländern zur Richtschnur diente, in einem ihrer wesentlichsten Punkte verbesserte, erzeigte er seiner Nation eine Wohlthat, die den übrigen germanischen Völkerstämmen erst mehrere Jahrhunderte nachher zu Theil ward. Wenn nämlich von mehrern Brüdern Einer noch zu Lebzeiten des Vaters starb, jedoch Kinder hinterließ, so waren diese bei dem Tode des Großvaters, nach den Gesetzen der Longobarden, Franken, Burgunder, Gothen rc. von der großväterlichen Erbschaft ausgeschlossen. Grimoald fühlte zuerst das Falsche und Ungerechte dieser Bestimmung, und verordnete daher, daß in einem solchen Falle in Zukunft die Kinder an die Stelle ihres

verstorbenen Vaters treten, und mit ihren Oheimen die Verlassenschaft ihres Großvaters theilen, das heißt, den nämlichen Theil davon erhalten sollten, welcher auch ihrem Vater, wenn er noch lebte, zugefallen seyn würde.

18. Grimoald trat jetzt das zehnte Jahr seiner Regierung an. Stets hatte er bisher das Glück einer ununterbrochenen Gesundheit genossen, war dabei von starkem und festem Körperbau, und hatte, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, die frohe Aussicht auf eine noch ziemlich lange Reihe von Jahren, als ganz unvermuthet, ein sonst gar nicht gefährlicher Zufall, plötzlich seiner Herrschaft und seinem thatenvollen Leben ein Ende machte. Grimoald hatte zur Ader gelassen. Einige Tage darauf wollte er aus dem Fenster seines Palastes eine Taube schießen, griff aber nach einem Bogen, den zu spannen es große Kraft erforderte. Der König spannte ihn; durch die allzugroße Anspannung des Arms aber sprang die Ader auf. Heftig quoll das Blut hervor; man vermochte es nicht zu stillen; Aerzte wurden herbeigerufen; aber auch ihrer Kunst widerstand das Uebel, und Grimoald starb an einer Verblutung, nachdem er 9 Jahre mit eben so vieler Kraft als Weisheit regiert hatte. Obgleich in der arianischen Irrlehre erzogen, war er doch in den Schoos der wahren Kirche zurückgeführt. Dem Johannes von Bergamo, einem sehr frommen und heiligen Bischofe, wird die Bekehrung dieses Königes zugeschrieben; zwar wird dieselbe in Zweifel gezogen; da es jedoch nicht bezweifelt werden kann, daß Grimoald dem heiligen Ambrosius zu Ehren, eine Kirche in Mailand erbauete; so muß nothwendig dadurch auch jener erstere Zweifel verschwinden; denn wie würde ein, dem arianischen Wahn noch ergebener Fürst je

zu Ehren des größten und entschiedensten Gegners der Arianer eine Kirche erbauet haben. Unter Grimoalds Regierung fing die katholische Kirche an, auch unter den Longobarden die Herrschende zu werden.

XII.

1. Nach Grimoalds Tod war mit Uebergehung des ältern Prinzen Romuald, dessen jüngerer, aber mit Grimoalds zweiter Gemahlin, Königs Ariperts Tochter und Bertharids Schwester erzeugter Bruder Garibald zum König ausgerufen. Derselbe war noch sehr jung, und nach 3 Monaten hatte seine Regierung schon wieder ein Ende.

2. Aus England war Bertharid indessen wieder in Frankreich angekommen; aber auch diesmal war sein Aufenthalt allda nicht von langer Dauer; er glaubte seine Freiheit in diesem Lande noch immer gefährdet, und beschloß wieder nach Britanien zurückzukehren. Schon hatte das Schiff, welches ihn dahin führen sollte, die Anker gelichtet, als in noch nicht sehr weiter Entfernung Jemand vom Ufer dem Schiffer zurief, und ihn fragte, ob nicht Bertharid sich auf dem Schiffe befinde. Der Schiffer bejahete es; „nun gut;“ erwiederte der Rufende, „so „meldet ihm gleich, daß König Grimoald vor drei „Tagen gestorben sey, er daher jetzt unbesorgt und „mit aller Zuversicht wieder nach Italien zurückkehren könne.“ — Bertharid, obwohl er einsah, daß eine Nachricht von Pavia nicht in 3 Tagen an der westlichen Küste Frankreichs angekommen seyn konnte, befahl doch sogleich das Schiff zu wenden, stieß

wieder an das Land; und sandte Leute aus, um von demjenigen, der ihm die frohe Botschaft gebracht, die nähern Umstände zu erforschen; aber eine weite Uferstrecke hinauf und hinab, konnte man keine lebende Seele entdecken, und doch hatten Bertharid, der Schiffer und die gesammte Schiffmannschaft die Stimme gehört; Bertharid beschloß ihr unbedingt zu folgen, und machte sich unverzüglich mit seinen wenigen Gefährten auf den Weg nach Italien. An der Grenze des Landes angekommen, sandte er Einen seiner Diener nach Pavia, um die wahre Lage der Dinge zu erkunden. Aber nun ward auch seine Ankunft ruchtbar, und schon das blose Gerücht, daß Bertharid wiederkehre, hatte einen allgemeinen Abfall von dem jungen Garibald zur Folge. Mehrere der Herzoge begaben sich nach Pavia, andere gingen dem Zurückkommenden entgegen, und aus den entferntesten Provinzen strömten alle, ihrem rechtmäßigen König mit Treue Anhangenden zusammen. Mit zahlreichem, jeden Tag sich mehrendem Gefolge kam endlich Bertharid in Pavia an, ward mit dem größten Jubel, unter den lauten Glück- und Segenswünschen der Einwohner empfangen, und nahm nun nach neunjähriger Verbannung wieder Besitz von dem Palast und den königlichen Schätzen.

3. Willig ergab sich Garibald in sein Schicksal. Als er sich von seinen Großen, wie von der Nation verlassen sah, entwich er, nur von einigen Dienern begleitet, aus einer Stadt, die jetzt eines Andern war. Was ferner aus ihm geworden, sagt uns die Geschichte nicht; aber daß Bertharid des Lebens seines Neffen schonte, daran ist nicht zu zweifeln; dafür bürgt uns des frommen Königs sanfter, menschenfreundlicher Charakter. Wahrscheinlich verlebte nachher Garibald, an der Seite seines Bru-

ders, zu Benevent in der Verborgenheit des Privatstandes ruhigere Tage, als ihm vielleicht je auf dem Throne geworden wären. Berthari̇d ließ nun seine, von Grimoald nach Benevent verbannte Gemahlin Rodelinde, nebst seinem Sohne Cunibert zu sich nach Pavia kommen, und Herzog Romuald dachte nicht daran, der Abreise der Königin und des Prinzen Hindernisse zu setzen.

4. Bertharid war ein frommer, daher gerechter, liebevoller Regent, ein wahrer Freund der Menschheit, denn Wohlthun war das süßeste Bedürfniß seines Herzens. Unter seiner Regierung genoß die Nation den Segen eines ununterbrochenen Friedens. Mit Romuald, Herzog von Benevent, lebte er stets in dem besten Vernehmen, und gab dessen ältestem Sohne Grimoald, welcher auch dem Vater in dem Herzogthum folgte, seine Tochter Wigilinde zur Gemahlin. Vor der Stadt, an jener Seite, wo sein treuer Diener Onulph ihn einst an einem Strick über die Mauer herabgelassen hatte, bauete Bertharid, um Gott dafür zu danken, daß er ihn damals aus Grimoalds Händen erlößte, ein Nonnenkloster; und da ihm diese Wohlthat am Vorabend des Festes der heiligen Agatha war erzeigt worden; so nannte er auch Kloster und Kirche nach dem Namen dieser heiligen Jungfrau und Märtyrin.

5. Im achten Jahre seiner Herrschaft schrieb Bertharid einen allgemeinen Reichstag nach Pavia aus. Mit Genehmigung der Großen und des gesammten Heeres der treuen und beglückten Nation der Longobarden, erklärte er auf demselben seinen Sohn Cunibert zum König und Mitregenten. Bald darauf empörte sich Alachis, Herzog von Trent.

lber beide Könige gingen mit ihrer ganzen Macht
uf ihn los, belagerten ihn in seiner Burg, zwan-
en ihn, sich zu unterwerfen. Auf Cuniberts Für-
itte, der mit Alachis war erzogen worden und die-
en als den Gespielen und Freund seiner Jugend lieb-
e, ward der Aufrührer begnadiget. Dies wollte je-
och Cuniberts liebevollem Herzen noch nicht genügen;
r drang in seinen Vater, durch gehäufte Wohlthaten
en Alachis zu zwingen, sie beide zu lieben, ihn da-
er jetzt auch zum Herzog von Brescia zu ernennen,
nd dieses Herzogthum mit jenem von Trent zu ver-
inigen. Der zarten Bitte des guten Sohnes ver-
nochte der eben so zärtliche und gute Vater nichts
u versagen; er willigte also ein, sagte aber zu Cu-
ibert die bedeutenden Worte: „Mein Sohn! statt
einen Freund zu gewinnen, wirst du nur die Kräf-
te eines Feindes vermehren." — Gemeinschaftlich
nit seinem Sohne regierte Bertharid noch acht Jah-
e; aber Cunibert war das wahre Ebenbild seines
refflichen Vaters, und Gottesfurcht, Weisheit, Ge-
echtigkeit und Demuth schmückten den Thron der bei-
en Monarchen. Bertharid starb endlich im Jahre
386 und von allen Longobarden innigst geliebt, ward
uch sein Tod von der ganzen Nation aufrichtig be-
rauert.

6. Kaum hatte jetzt Cunibert das Regiment
allein übernommen, als auch des Vaters propheti-
sches Wort in Erfüllung ging. Der undankbare Ala-
chis sann auf das neue wieder auf Mittel, sich des
Thrones zu bemächtigen. In die Verschwörung ge-
gen seinen Wohlthäter und rechtmäßigen König zog
er die zwei reichsten und angesehensten Einwohner von
Brescia, Aldo und Granso. Mit ihrer Hülfe
und durch ihr Geld unterstützt, erschien er an einem
Tage, an welchem Cunibert von Pavia abwesend war,

vor den Thoren der Stadt, drang mit bewaffneten Schaaren in dieselbe, bemächtigte sich des königlichen Palastes, und ließ sich von den Einwohnern Pavias als König begrüßen. Auf Cuniberts Kopf setzte er einen Preis. Der überraschte, unvorbereitet überfallene König floh mit einigen Getreuen in eine, auf einer Insel in dem Lago di Como gelegene feste Burg. Hier wollte er sich so lange vertheidigen, bis seine treuen Vasallen ihm zu Hülfe kommen würden. Aber zu sehr gelöst war schon das Band zwischen dem König und den longobardischen Herzogen und Grafen; das Interesse des Einzeln verschlang das Gesammtinteresse der Nation *). Aus Furcht vor dem mächtigen und wilden Kronräuber regte sich jetzt keine Hand zum Schutz des rechtmäßigen Königes, und Alachis würde sich auf dem Thron behauptet haben, hätten nicht eigene Unbesonnenheit und tyrannische Gewaltthat ihn wieder gestürzt. Mit eisernem Zepter herrschte er über Hohe und Niedere, schmähete, unterdrückte und verfolgte die Geistlichkeit, stellte irreligiöse Ungebundenheit zur Schau und, von Geiz und Habsucht beherrscht, suchte er das Eigenthum jedes Einzelnen zu verschlingen. Eines Tages mit Geld zählen in einem Gemach seines Palastes beschäftiget, fiel ihm ein Goldstück auf die Erde. Aldos kleines Söhnchen, ein Knabe von noch sehr zartem Alter, der gegenwärtig war, hob es ehrerbietig auf, und überreichte es dem König. Statt dem lieben Kleinen etwas freundliches darüber zu sagen, starrte Alachis

*) Die longobardischen Herzoge und auch einige der mächtigern Grafen, wie z. B. jener von Capua, verhielten sich zu ihrem Könige, ungefähr wie in Deutschland, nachdem die ständische Verfassung sich schon völlig entwickelt hatte, die deutschen Fürsten sich zu dem Reichsoberhaupt, dem Kaiser verhielten.

mit wildem Blicke ihn an, und in der Voraussetzung, daß des Knaben kindliches Alter nicht in den Sinn seiner Worte eindringen werde, sagte er zu ihm: „Dein „Vater hat noch viele dergleichen Goldstücke; aber so „Gott will, sollen sie bald mein seyn.“ — Als das Kind nach Hause kam, wiederholte es seinem Vater die Worte des Königes, und Aldo, auf das höchste empöret über Alachis beispiellose Undankbarkeit, berathete sich sogleich mit seinem Bruder, seinen Freunden und Clienten, wie sie dem Tyrannen zuvorkommen wollten. Eine Verschwörung kam zu Stande, zu deren Eingeweihten mehrere vornehme Longobarden und die angesehensten Einwohner von Pavia gehörten. Man wußte den Tag, wann Alachis sich aus der Stadt entfernen würde, um in dem, ungefähr eine Tagreise von Pavia entfernten, ungeheuren Wald bei Castello mit der Jagd sich zu belustigen. Aldo und Granso begaben sich jetzt selbst nach dem Lago di Como, fielen Cunibert zu Füßen, bereueten ihre Empörung und versprachen ihm unter einem Eide, ihn unverzüglich wieder in Besitz seines Palastes und der Hauptstadt seines Reiches zu setzen; nur baten sie ihn, an einem gewissen Tag, den sie ihm bestimmten, welcher der nämliche war, an welchem Alachis auf die Jagd gehen wollte, sich mit seinem kleinen Gefolge in der Nähe von Pavia verborgen zu halten.

7. Der mit Sehnsucht erwartete Tag erschien. Alachis ging auf die Jagd; aber sobald er einige Meilen von der Stadt entfernt war, brach auch die Verschwörung aus. Alle Einwohner von Pavia griffen zu den Waffen. Zahlreiche Scharen zogen König Cunibert entgegen, und führten ihn im Triumphe wieder in die Stadt und in seinen Pglast zurück. Auf die erste Nachricht von diesem Aufstand eilte Alachis nach Pavia, fand aber die Thore geschlossen, die Mau-

ern mit Geharnischten besetzt. Zeit hatte er jetzt keine zu verlieren; er floh in das longobardische Austrien *), und brachte dort durch allerlei Künste des Truges und der Treulosigkeit bald ein ziemlich zahlreiches Heer zusammen. Aber von seiner Seite blieb auch König Cunibert nicht müßig, und in kurzer Zeit waren alle treue Vasallen unter der königlichen Hauptfahne versammelt.

8. An den Ufern der Adda auf den Feldern von Coronata stießen beide Heere aufeinander. Cunibert, um das Blut der Longobarden zu schonen, forderte den Alachis zum Zweikampfe auf **); aber Alachis

*) Es ist ein, durch Unkunde in manchen Ausgaben der Geschichte des Paul Warnefried eingeschlichener Irrthum, wenn man allda statt Austrien, Istrien liest. Der nördlich und gegen Osten gelegene Theil des longobardischen Reiches wurde damals Austrien genannt, um es von dem Westlichen, der Neustrien hieß, zu unterscheiden, gerade so, wie die Franken den westlichen und östlichen Theil ihres ungeheuern Reiches, Neustrien und Austrien, oder Austrasien nannten. Das longobardische Austrien und Neustrien, kommen auch in den Gesetzen der Longobarden vor. Murat. Rer. Ital. T. I. p. 2.

**) Um sich darüber zu rechtfertigen, daß er den ihm angebotenen Zweikampf nicht angenommen, sagte Alachis, Cunibert sey zwar ein Trunkenbold und zu regieren unfähig, aber übrigens ein Mann von ungewöhnlicher körperlicher Stärke; denn, als sie beide noch sehr jung gewesen und mit einander wären erzogen worden, sey ihnen einst in dem Schloßhofe zu Pavia eine ganze Heerde ungeheuer großer Schöpse begegnet, von welchen damals schon der kleine Cunibert einen jeden, ihn mit einer Hand bei der Wolle auf dem Rücken fassend, schwebend emporgehoben habe, welches er (Alachis) trotz aller gemachten Versuche niemals zu thun im Stande gewesen wäre.

wies diese Ausforderung zurück, worauf einige Longobarden, denen dieses Zeichen der Feigheit mißfiel, ihm gerade zu sagten, daß, da er das Herz nicht habe, sich mit seinem Gegner zu schlagen, sie auch nicht für ihn fechten wollten. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und gingen zu ihrem rechtmäßigen König über. In Cuniberts Gefolge befand sich ein Diacon aus Pavia; dieser war, wie die gesammte Geistlichkeit, dem frommen und menschenfreundlichen Könige innigst ergeben, und des tückischen Alachis gefährliche Anschläge ahnend, bat er Cunibert, daß er, um sein eigenes, der Kirche und dem Staat gleich kostbares Leben drohender Gefahr zu entziehen, ihm erlauben möchte, königliche Rüstung anzulegen. Nach langem Bitten gab Cunibert nach. Zeno legte also des Königs Waffenrock an, bedeckte sein Haupt mit dem königlichen Helm und nahm des Königs Schild und Lanze. Unverzüglich ward jetzt das Zeichen zum Angriff gegeben. Zeno hatte ungefähr die nämliche Größe seines Königs, war überhaupt in der äußern Gestaltung ihm ungemein ähnlich; leicht ward also Alachis getäuscht; sobald dieser also den vermeintlichen Cunibert erblickte, sprengte er sogleich, von einer zahlreichen Schar begleitet, auf ihn los. Als die beiden Heere sahen, daß die zwei Könige mit ihren Getreuen im einzelnen Kampf begriffen waren, senkten sie die Waffen und schauten ruhig dem Zweikampfe zu. Zeno war nur von wenigen Leuten begleitet, und Schwert und Lanze zu führen noch weniger geübt; bald erlag er also unter den Streichen seines kräftigern Gegners, ward tödtlich verwundet und stürzte vom Pferde. In seinem Herzen schon triumphirend, befiehlt Alachis sogleich ihm den Kopf abzuhauen, diesen auf einen Speer zu stecken und beiden Heeren zu zeigen. Aber wüthend ward er jetzt, als er, nachdem man dem Getödteten den Helm gelößt hatte, nicht Cuniberts,

sondern den Kopf eines Geistlichen sah; gleich einem Unsinnigen schrie er unter einem gräßlichen Schwur laut auf, daß, wenn ihm der Sieg zu Theil würde, er einen tiefen Brunnen mit lauter abgeschnittenen Nasen und Ohren von Priestern und Diaconen ausfüllen wolle. Cunibert sprengte jetzt hervor, öffnete das Visir, zeigte sich beiden Heeren, und bot Alachis auf das neue den Zweikampf an. Aber auch diesmal wagte es der Feige nicht, den Kampf mit dem Tapfern zu bestehen. Beide Heere geriethen also aneinander. Lange Zeit ward mit gleicher Tapferkeit und gleichem Erfolge gefochten; aber von einem Wurfspies getroffen, stürzte endlich Alachis zu Boden; und nun nahm sein ganzes Heer die Flucht. Ein Theil von Alachis Truppen ging zu Cunibert über, und die, welche durch die Flucht dem Schwert zu entrinnen suchten, fanden in den Wellen der Adda ihr Grab.

9. Mit Alachis Tod war auch die Empörung gedämpft. Grosmüthig verzieh Cunibert Allen, die, uneingedenk des ihm geschwornen Eides der Treupflicht, den Fahnen des Aufrührers gefolgt waren. Ruhig und glücklich regierte nach dieser gedämpften Empörung der gute König noch volle zehn Jahre; und von der ganzen Nation, die er mit allen Segnungen des Friedens und einer gerechten und milden Verwaltung beglückte, gleich einem zärtlichen Vater geliebt, starb er endlich nach zwei und zwanzigjähriger Regierung in dem Jahre 701. — Cunibert war einer der wohlgestaltetsten und zugleich tapfersten Männer seines Volkes. Stets heiter, freundlich und lieblich, und ohne Unterschied gegen Jedermann herablassend, strömte, so oft er sich öffentlich zeigte, alles Volk zusammen, um den guten Herrn zu sehen und zu segnen. Aufrichtig und unverstellt war seine Frömmigkeit; und als ein treuer Sohn der Kirche, schützte,

ehrte und liebte er sie auch wie seine Mutter. Der durch zweifache Empörung und schwarzen Undank gebrandmarkte Alachis nannte ihn zwar einen Trunkenbold; aber durch kein historisches Zeugniß wird dieser Vorwurf gerechtfertiget. Mag auch Cunibert den Wein geliebt haben; so erfreut auch der Wein des Menschen Herz, ermuntert die Guten zum gegenseitigen Austausch edler Gefühle und sanfter Empfindungen, und vereiniget sie bisweilen bei fröhlichem Mahl, das alsdann ihnen nicht selten Gelegenheit wird, zu Werken der Wohlthätigkeit und ächter, christlicher Nächstenliebe; kurz, hat auch der Wein dem herzguten Fürsten trefflich geschmeckt; so trank er ihn auch gewiß stets auf die Gesundheit und das Wohl seines Volkes, das er wahrhaft liebte, und das unter seinem milden Zepter sich zufrieden und glücklich fühlte. — Als ein Enkel Ariperts I., war Cunibert ein Prinz aus dem Bayerischen Hause.

XIII.

1. Nach Cuniberts Tod ward dessen, mit Hermelinde, einer angelsächsischen Prinzessin erzeugter Sohn Liudpert von der Nation zum König ausgerufen; da jedoch derselbe beinahe noch ein Kind war, so hatte der sterbende Vater den Ansprand, einen durch Verstand und Redlichkeit ausgezeichneten longobardischen Großen zum Vormunde seines Sohnes, und während dessen Minderjährigkeit zum Regenten des Reiches geordnet.

2. Aber auch Reginbert, des von Grimoald getödteten Königs Gundebergs Sohn, war längst schon wieder nach Italien zurückgekehrt und

Herzog von Turin geworden. Dem gemeinschaftlichen Stammvater Aripert näher verwandt, als Liudpert, glaubte er, nach den, bei allen germanischen Völkern damals noch sehr schwankenden Begriffen von der Erbfolge, auch zum Thron ein näheres Recht zu haben, als Cuniberts Sohn. Um diese seine Ansprüche geltend zu machen, griff er also zu den Waffen, schlug den Ansprand in einem mörderischen Treffen, und ließ sich hierauf von der Nation zum König ausrufen.

3. Reginberts Regierung hatte nur eine Dauer von einigen Monaten; er starb noch in demselben Jahre, und auf dem Thron folgte ihm sein Sohn Aripert II. Aber Ansprand suchte jetzt dem Prinzen Liudpert das entrissene väterliche Reich wieder zu erobern. Mit Hülfe mehrerer Herzoge, besonders des Rotharis von Bergamo, brachte er ein zahlreiches Heer zusammen, ward jedoch abermal auch von Aripert bei Pavia völlig geschlagen. Ansprand floh nach der, im Lago di Como gelegenen festen Burg, verließ sie aber bald wieder, ging nach Chiavenna und von da über Coira, einer Stadt in Rhätien, nach Bayern, wo er an dem Hofe des bayerischen Herzogs Theudeberts, eine sichere Zufluchtsstätte fand.

4. Gegen die Häupter der überwundenen Parthei, verfuhr Aripert mit tyrannischer Härte. Herzog Rotharis ward in der Hauptstadt seines Herzogthums von ihm belagert, gefangen genommen, nach Turin geschickt, und dort auf seinen Befehl enthauptet. Den jungen Prinzen Liudepert, welcher in der Schlacht bei Pavia, Ariperts Gefangener geworden war, ließ er im Bade ersticken. Am ärgsten wüthete er gegen die Familie des entflohenen

Ansprand. Theuderade, Ansprands Gemahlin, weil sie sich gerühmt hatte, einst dennoch Königin zu werden, wurden, wie auch ihrer Tochter Aurona, Nasen und Ohren abgeschnitten, und Ansprands ältestem Sohne Siegebrand die Augen ausgestochen. Nur Ansprands jüngsten Sohnes Liutprand, der, weil noch ein Kind, ihm unschädlich schien, schonte Aripert, verbannte ihn aber aus dem Reiche und schickte ihn zu seinem Vater nach Bayern.

5. Mehrere Jahre lebte nun Ansprand an dem Hofe der Agilolfinger, stets auf Rache sinnend, aber auch stets fruchtlos den Herzog um Beistand bittend. Erst im achten Jahre seines Aufenthalts in Bayern gelang es ihm, den Herzog zu bewegen, ihm ein ansehnliches bayerisches Hülfscorps zu überlassen. Zu diesem stieß nun noch ein zahlreicher Haufe geflüchteter, oder aus ihrem Vaterlande verbannter Longobarden, und an der Spitze dieses, theils aus Bayern, theils aus seinen Landesleuten bestehenden Heeres, zog Ansprand nun wieder nach Italien. Aripert ging ihm entgegen. An den Grenzen Italiens stießen beide Heere auf einander, und sogleich begann auch die Schlacht Einen ganzen Tag hindurch ward von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und gleicher Erbitterung gefochten. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Indessen hatte das bayerische Heer ungleich mehr gelitten, als jenes der Longobarden; und Ansprand war entschlossen, einer zweiten Schlacht auszuweichen, und wieder über die Alpen zurückzugehen. Aber Aripert, von dem Zustande des feindlichen Heeres übel unterrichtet, brach in der Nacht noch sein Lager ab, und zog sich mit dem Heere nach Pavia zurück. Dieser Rückzug befeuerte auf das neue den Muth der Bayern. Ansprand zog dem

der Stadt umher, besuchte öffentliche Oerter, un-
ielt sich mit Fremden und Einheimischen, und
d dadurch nicht selten in Stand gesetzt, Unord-
gen zu steuern, und leichtsinnige Beamten an ihre
cht zu erinnern. — Man erzählt von ihm, daß,
n er fremden Gesandten Audienz gab, er ge-
nlich die schlechtesten Kleider anlegte, bisweilen
ihnen sogar in Fellen, wie das gemeine Volk
rug, gekleidet erschien; auch war seine Tafel,
n er Gesandten fremder Höfe eingeladen hatte,
mit auserlesenen Speisen, oder kostbaren Wei-
besetzt. Sein Beweggrund war, solchen Frem-
keine hohen Begriffe von des Landes Reichthum
ibringen; denn wohl wissend, daß es stets Ita-
milder und fruchtbarer Himmel gewesen, der
remden Völker und barbarischen Nationen über
lpen oder das Meer herüber gelockt hatte; wollte
eren Begierlichkeit nach dem schönen Lande,
) eitele Prachtausstellung und prangenden Ue-
uß, doch wenigstens nicht selbst auf das neue
r reizen.

hore von Pavia erbauten St. Salvators-Kirche
graben.

6. Zwölf Jahre war Aripert II. König der
ngobarden gewesen. Nur der Anfang seiner Re-
rung war blutig und grausam; als er sich auf
n Thron befestiget glaubte, herrschte er mit Milde
d vieler Mäßigung. Den Großen der Nation
eigte er geziemende Ehre, schützte und ehrte aber
ch nicht minder die Kirche, und gab dem römi-
en Stuhl das, von Rotharis ihm in den cotti-
en Alpen widerrechtlich entzogene Patrimonium
eder zurück*). Fremder Noth blieb sein Herz nie
rschlossen, und seine Freigebigkeit gegen Arme und
othleidende wird von den Geschichtschreibern vor-
glich gepriesen. Aber gerechte und partheilose Ver-
ltung der Gerechtigkeit war ein Hauptgegenstand
ner Aufmerksamkeit; öfters verließ er daher spät
s Abend seinen Hof, ging ganz allein und verkleidet

*) Unter Patrimonium werden hier Allodial-Güter verstanden, als Hofmärkte, Maierhöfe, Häuser, Zinsen rc., keineswegs aber königliche Kammergüter, welche ganze Städte, Festungen und Provinzen begriffen. An solchen Allodialgütern war die römische Kirche damals unermeßlich reich; sie besaß derselben eine Menge, nicht nur aller Orten in Italien, Sicilien, Sardinien, sondern auch in Afrika, Spanien, im fränkischen Reiche und selbst noch im Orient. Welchen Gebrauch die Päbste von diesen Reichthümern machten, davon haben wir in dem Laufe dieser Geschichte schon eine Menge überzeugender Beispiele, nicht blos in dem Leben des großen Pabstes, Gregors des Heiligen, sondern noch vieler andern Päbste gesehen. Freilich traten bisweilen auch kleine Ausnahmen ein; aber ihre Zahl ist äußerst gering; und bisher sind wir, obgleich jetzt schon bis an die Schwelle des achten Jahrhundert vorgerückt, dennoch nur zwei solcher Ausnahmen begegnet.

in der Stadt umher, besuchte öffentliche Oerter, unterhielt sich mit Fremden und Einheimischen, und ward dadurch nicht selten in Stand gesetzt, Unordnungen zu steuern, und leichtsinnige Beamten an ihre Pflicht zu erinnern. — Man erzählt von ihm, daß, wenn er fremden Gesandten Audienz gab, er gewöhnlich die schlechtesten Kleider anlegte, bisweilen vor ihnen sogar in Fellen, wie das gemeine Volk sie trug, gekleidet erschien; auch war seine Tafel, wenn er Gesandten fremder Höfe eingeladen hatte, nie mit auserlesenen Speisen, oder kostbaren Weinen besetzt. Sein Beweggrund war, solchen Fremden keine hohen Begriffe von des Landes Reichthum beizubringen; denn wohl wissend, daß es stets Italiens milder und fruchtbarer Himmel gewesen, der die fremden Völker und barbarischen Nationen über die Alpen oder das Meer herüber gelockt hatte; wollte er deren Begierlichkeit nach dem schönen Lande, durch eitele Prachtausstellung und prangenden Ueberfluß, doch wenigstens nicht selbst auf das neue wieder reizen.

7. Nach Ariperts II. Tod, ward nun Ansprand einstimmig von der Nation zum König gewählt. Von allen Eigenschaften eines guten und weisen Regenten fehlte ihm keine; aber leider starb er nur zu frühe für das Wohl seiner Nation; denn schon im Anfange des vierten Monates nach seiner Erhebung, machte in seinem fünf und fünfzigsten Jahre eine, anfänglich unbedeutend scheinende Krankheit, seinem Leben und seiner Regierung ein Ende. (712.) Auf dem Thron folgte ihm sein Sohn Liutprand, dessen merkwürdige Regierungsgeschichte jedoch nicht mehr in den gegenwärtigen Zeitlauf gehört.

XIV.

1. Geschichte der Franken*). Abermal
r es jetzt wieder ein Clothar, und zwar der
veite dieses Namens, welcher in dem Jahre 613
3, seit Clothars I. Tod zertheilte und zerstückte un

---

*) Quellen erster Art sind: Fredegar, die Gesta Francorum, Marculfs Formeln, und dann noch, und zwar bisweilen vorzüglich, die Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen, wie z. B. des heiligen Arnulphs, Eligius, Wilfrieds ꝛc. Nicht selten werden, wie auch Muratori bemerkt, durch dergleichen Lebensbeschreibungen bedeutende historische Lücken ausgefüllt, und Manches, was ganz unverständlich seyn würde, befriedigend erläutert. Uebrigens ist diese Periode der fränkischen Geschichte eben so dunkel und verwirrt, wie jene der Longobarden, mit der wir uns in den vorhergehenden Abschnitten beschäftigten. Dieses Dunkel aufzuhellen, haben sich Valois, Mabillon, Le Cointe ꝛc. besondere Mühe gegeben, und zwar nicht ohne Erfolg, weil ihnen die Lebensbeschreibungen mehrerer heiligen Bischöfe und Aebte aus eben dieser Periode zu Gebot standen; ein Hülfsmittel, welches die Italiener für den nämlichen Zeitraum der longobardischen Geschichte, beinahe gänzlich entbehrten. (Muratori Gesch. v. Ital. Th. 4. S. 165.) — Von den Neuern benutzten wir vorzüglich des Abbe Velly histoire de France, eine ungemein vollständige Geschichte; ferner die Antiquités françaises, einige Abhandlungen in den Memoires de l'Académie franc. und des père Daniel abregé de l'hist. franc.; auch haben wir, nicht ohne Nutzen, Schmidts und Mascovs Geschichte der Deutschen, und den zweiten Band von Schlossers Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung dabei zu Rathe gezogen.

nicht sowohl ihr Gatte, als blos ihr und ih-
Vermögens Herr zu werden beabsichtigte. Die-
unerhörten Mißbrauch der höchsten Gewalt,
ten jetzt nothwendig gesetzliche Schranken gesetz
ſen, und zwar Schranken, die sowohl in posi-
t göttlichen Gesetzen, als auch, weil aus der
ur und dem Zweck jedes gesellschaftlichen Zu-
des hervorgehend, selbst schon in der Vernunft
n Grund hatten.

3. In der allgemeinen National-Versammlung,
he Clothar zusammen zu berufen gezwungen war,
erten also Geistliche und Weltliche die ihnen zu-
nden Rechte zurück. Die Erstern: freie Bischofs-
len und Immunität der Geistlichkeit. Die Andern:
erheit der Erbfolge nach den Gesetzen; völlige
haffung des, in Ansehung der Verheirathung
er Wittwen und Jungfrauen, bisher getriebe-
schändlichen Mißbrauches königlicher Präceptio-
und endlich Aufhebung drückender und will-
licher Abgaben und Auflagen. Diese gerechten
derungen zurückzuweisen, stand nicht mehr in des

hreiben, das man sehr wohl einen Sicherheitsbrief ir die Nation zu nennen befugt ist. In der That atten die Könige bisher nicht selten von ihrer Ge- alt einen empörenden Mißbrauch gemacht. Alles, aubten sie, sey ihr Eigenthum. Sie vergaben irchen-, Allodial- und Fiscal-Güter, Bisthümer id geistliche Beneficien, reiche Erbschaften, endlich gar auch wohlhabende Wittwen und reiche noch werheirathete Töchter, und die hierüber schriftlich lassenen königlichen Verordnungen, wurden Prä- :ptiones oder Präcepta genannt. — Um in ren Familienzwisten sich Anhänger zu machen, hat- n die Könige die Güter ihres Fiscus verschleudert, inn um den Ausfall zu decken, schwere, das Volk ückende Auflagen ersonnen. Mit Bisthümern und istlichen Beneficien wurden, ohne Rücksicht auf elehrsamkeit und Reinheit des Wandels, blos im riege oder am Hofe geleistete Dienste belohnt, und m Vortheil Derjenigen, welche man begünstigen ollte, erlaubten sich die Könige nicht selten die illkührlichsten Eingriffe selbst in die heiligsten Rechte s Menschen und Bürgers. Niemand war mehr her, das väterliche Erbe ruhig und ungeschmälert zutreten, und wohlhabende Wittwen und unver- irathete reiche Töchter mußten jeden Tag befürch- t, daß sie durch ein königliches Präceptum ei- m Manne zu Theil würden, den sie nie gekannt, e gesehen, und der, bisweilen ihrer ganz unwür-

des Reiches waren gegenwärtig; und noch größer war die Anzahl der königlichen Leute (Leudes), das heißt, solcher, welche von dem Könige Beneficien oder Lehen erhalten hatten, und diesfalls dem Monarchen noch ganz in das Besondere verpflichtet waren. Alle diese wohnten ebenfalls dieser Nationalversammlung bei.

eit gewüthet, die selbst die Wildheit und Roh-
jener Zeiten nicht entschuldigen. Gleich seinen
fahren, unter welchen man doch schwerlich Vor-
r weiser und tugendhafter Regenten wird suchen
en, ließ Clothar mehrere seiner Großen meu-
mörderisch aus dem Wege räumen; Einige blos
bösem Argwohn, und den Bosom, einen jun-
ungemein wohlgestalteten edlen Franken gar aus
rsucht und falschem Verdacht, daß derselbe mit der
gin ein geheimes Liebesverständniß unterhalte.
eise seiner Tapferkeit zu geben, hatte Clothar
Gelegenheit gehabt; denn nicht seinem Degen,
ern blos Künsten der Bestechung und des Ver-
s dankte er seine Universalherrschaft über das frän-
Reich; und sein vorgeblich glorreicher Zug gegen
Sachsen, auf welchem er einen ganzen Volksstamm
erottet haben soll, wird von den besten Geschicht-
ibern in Zweifel gezogen. Ueber alles Maß
Jagd und den Weibern ergeben, raubte jene
den größten und kostbarsten Theil seiner Zeit,
diese, denen er zu großen Einfluß in alle Ge-
te gestattete, brachten ihn um die Liebe und Ach-

bei den Bischofswahlen, des Königs Hand noch immer mit im Spiel *).

4. Clothar II. war ein Regent ohne allen Werth, und nichts ist lächerlicher, als die Lobsprüche, mit welchen neuere französische Geschichtschreiber, besonders der Pater Daniel diesen Fürsten überhäufen, und zu denen man doch in dessen ganzen Lebensgeschichte nirgends auch nur die schwächsten Belege findet. Gegen die Königin Brunehilde und deren Enkel hatte er, wie der Leser weiß, mit einer Grau-

---

*) Ein offenbarer Beweis, daß es den Bischöfen blos um das *Wohl ihrer Kirchen*, und ganz und gar nicht darum zu thun war, sich selbst von der königlichen Gewalt immer unabhängiger zu machen. Sie ließen also obige Clausel, die sie wohl hätten verhindern können, gerne zu, schon vollkommen befriediget und beruhiget, sobald nur der Hof sich verpflichtete, blos fromme und gelehrte Männer auf erledigte bischöfliche Stühle zu erheben. — Auch gegen die Befreiung der Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit, sträubten sich die Großen, und durch deren Einfluß nun ebenfalls der König. Es ward also abermals eine Clausel, und zwar so zweideutig, so künstlich gedreht und geschraubt, eingerückt, daß deren wahrer Sinn äußerst schwer zu fassen ist. Indessen könnte man dieselbe doch so deuten, daß in Civilfällen weltliche Richter über Geistliche, welche erst die untern Weihen erhalten haben, und noch nicht Priester oder Diacone sind, ihre Gerichtsbarkeit, jedoch nur in Fällen, welche *ganz klar* sind, ausüben können; in allen Criminalfällen aber ohne Ausnahme nach den Canons erkannt werden soll. Nachher scheint es jedoch herrschender Brauch worden zu seyn, daß in allen Civilsachen ohne Unterschied, die weltlichen Richter auch über die Geistlichen, jedoch nicht anders, als mit *Vorwissen* und im *Beiseyn* der Bischöfe zu sprechen hatten.

[redacted]hen vorzubeugen, trat Dagobert seinem Bruder

Apanagen-System gerade die scheinbarsten und verführerischsten Gründe darbot. Sie mißkannten nämlich die, der Erstgeburt nothwendig gebührenden und schon in göttlichen Gesetzen des alten Bundes gegründeten Vorrechte und Vorzüge, und unter dem albernen Verwand, daß, weil alle gleiche Kinder eines und desselben Vaters, auch alle gleiche Erben seyn müßten, ward nun eine vollkommen gleiche Theilung des ganzen Reiches unter allen eines verstorbenen Königes zurückgelassenen Söhnen eingeführt. Nie endende Familienzwiste, blutige innere Kriege, Verfall des königlichen Ansehens und Erhebung der ständischen Macht auf Kosten der Könige, wodurch endlich alle Concentrirung der Kräfte gegen äußere Feinde unmöglich ward, waren die nothwendigen und unabwendbaren Folgen dieses Mißgriffes. Aber um diese Gefahren abzuwenden, bedurfte es durchaus nicht des nicht minder traurigen Apanagen-Systems. Man durfte ja den nachgebornen Prinzen nur ungleich kleinere Gebietsportionen anweisen und dann sie unter die Oberhoheit des regierenden Familienoberhaupts stellen. Bei verminderter Ländermacht und geschmälerter [redacted]

Austrasien getrennten Ländern, der Vater jene an der Loire und in der Provence, der Sohn aber alles, zwischen den Ardennen, Voghesen und den Reichen Burgund und Neustrien gelegene Land behalten sollte. Clothars Nachgiebigkeit sänftigte jedoch nicht den wilden und trotzigen Sinn seines Sohnes, und unter andern Beweisen des schnödesten Undankes, ließ Letzterer auch einen seiner Großen, der Clothars Gunst im höchsten Grade besaß, und den daher Dagobert vor Allen zu ehren dem Vater feierlich versprochen hatte, dennoch meuchelmörderischer Weise hinrichten. — Clothar erreichte kein hohes Alter; er starb im Jahr 628, im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters und seiner Regierung *).

3. Mit Uebergehung seines jüngern Bruders Charibert, bemächtigte, nach Clothars II. Tod, Dagobert sich wieder der ganzen fränkischen Monarchie. Aber diese offenbare Verletzung der Erbfolgegesetze empörte das Volk und die Großen in Neustrien **), und um innern, vielleicht sehr gefährlichen

*) Clothar II. kam, wie man sich erinnern wird, erst nach dem Tode des Königes, seines Vaters, zur Welt; mit dem Tag seiner Geburt begann also auch zugleich seine Regierung.

**) Das jetzt in allen königlichen und fürstlichen Häusern Europas eingeführte Apanagen-System, das heißt, nachgeborne Prinzen mit Geld abzufinden, war dem richtigen natürlichen Gefühle und dem gesunden Menschenverstand der alten germanischen Völker unbekannt. Sie glaubten, und zwar mit gutem Grunde, daß solchen Prinzen nur durch Theilung des Gebietes eine solide, und derselben würdige Existenz gegeben werden könne und müsse. Aber leider fielen sie dabei in einen Irrthum, der, weil, wie jeder falsche Wahn, gefährlich in seinen Folgen, nachher zu dem traurigen

Unruhen vorzubeugen, trat Dagobert seinem Bruder

Apanagen-System gerade die scheinbarsten und verführerischsten Gründe darbot. Sie mißkannten nämlich die, der Erstgeburt nothwendig gebührenden und schon in göttlichen Gesetzen des alten Bundes gegründeten Vorrechte und Vorzüge, und unter dem albernen Vorwand, daß, weil alle gleiche Kinder eines und desselben Vaters, auch alle gleiche Erben seyn müßten, ward nun eine vollkommen gleiche Theilung des ganzen Reiches unter allen eines verstorbenen Königes zurückgelassenen Söhnen eingeführt. Nie endende Familienzwiste, blutige innere Kriege, Verfall des königlichen Ansehens und Erhebung der ständischen Macht auf Kosten der Könige, wodurch endlich alle Concentrirung der Kräfte gegen äußere Feinde unmöglich ward, waren die nothwendigen und unabwendbaren Folgen dieses Mißgriffes. Aber um diese Gefahren abzuwenden, bedurfte es durchaus nicht des nicht minder traurigen Apanagen-Systems. Man durfte ja den nachgebornen Prinzen nur ungleich kleinere Gebietsportionen anweisen und dann sie unter die Oberhoheit des regierenden Familienoberhaupts stellen. Bei verminderter Ländermacht und geschmälerter Würde — denn auch den Königstitel hätten die nachgebornen Prinzen nicht führen müssen — hätte es ihnen nie einfallen können, auch nur einen Versuch zu machen, sich der nothwendigen und so sehr heilsamen Abhängigkeit von dem Chef des Regentenhauses zu entziehen. In seinem Landesantheil war alsdann jeder vollkommen souverain, ohne daß dadurch jener aufgehört hätte, ein integrirender Theil der Gesammtmonarchie zu seyn. Die Leitung aller staatsrechtlichen Verhältnisse des Gesammtreiches mit auswärtigen Staaten, die Frage über Krieg und Frieden, mithin auch die Abschließung aller Friedens- oder Handelsverträge, blieben ausschließlich dem regierenden Familienhaupt und Oberherrn überlassen. Im Kriege würde keiner der minder mächtigen Fürsten es wagen, sein Contingent zurückzuhalten, im Gegentheil unter diesen, weil von ihren Fürsten selbst ange-

die Landschaften Cahors, Quercy, Perigord,

führt, sich bald ein wahrhaft heldenmäßiger Wetteifer an Tapferkeit und jeder kriegerischen Tugend sich erzeugen. Die schwere Aufgabe der Verbindung einer leichten und schnellen Concentrirung aller innern Kräfte nach Außen, mit allen Vortheilen getheilter Localadministrationen, wäre unstreitig auf diese Weise vollkommen gelößt, und die nachgebornen Prinzen, nur gar zu oft durch eine gewisse, ziemlich natürliche, bei dem regierenden Familienoberhaupt oder dessen Ministern leicht sich einstellende Eifersucht von allem Antheil an den Regierungsgeschäften entfernt, wären nicht mehr verurtheilt, sich ausschließlich dem Kriegsdienste zu weihen und, weil selbst die längsten Kriege stets von einem, noch dreimal länger dauernden Frieden abgelößt werden, in solchen Friedensperioden ihr ganzes Leben mit Soldatenspielerei zu vertändeln, und dadurch oft die Entwickelung so mancher, in ihnen schlummernden Kräfte und großer Anlagen zu hemmen, oder gänzlich zu ersticken. Man mache nicht den Einwurf, daß bei oft wiederholter Theilung solcher Länderantheile, das Ganze endlich völlig zerfallen, und vielleicht schon in der dritten Geschlechtsfolge die Prinzen keine, ihrer und ihres Hauses mehr würdige Existenz haben würden. Dieser Fall würde äußerst sparsam und selten, höchstens nur theilweise eintreten, und auch dann noch sehr leicht eine Remedur finden. Werden nicht auch jetzt überall die apanagirten Prinzen vermählt, und gibt es ein einziges Regentenhaus in Europa, das wahrhaft zu sagen einen Ueberfluß an Prinzen hätte? Und endlich, warum hat man zugegeben, daß eine aus dem Abgrunde heraufgestiegene Revolution, in Deutschland, Frankreich, und noch in einigen Nebenländern, die erhabensten bischöflichen, oft fürstlich-bischöflichen Stühle, die höchsten, mit allem, ihnen gebührendem, äußern Pomp und Pracht umgebenen kirchlichen Würden gestürzt, geplündert und darnieder getreten hat? Wie aber auch dem sey; so muß man übrigens stets der, Alles über-

10*

Saintogne und alles Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen ab; und Charibert, der nun den Titel eines Königes von Aquitanien annahm, schlug, in Nachahmung der ehemaligen westgothischen Könige in Gallien, seinen Sitz in Toulouse auf (630). Charibert war ein tapferer Prinz, bezwang die wilden, unruhigen Gascogner und erwarb sich in kurzer Zeit die Liebe des Volkes und aller Großen seines Reiches. Leider starben schon im Jahre 632 Charibert und sein Sohn Chilperich schnell nach einander. Dagobert vereinigte nun wieder alle Länder seines verstorbenen Bruders mit seinem Reiche. Aber Charibert hatte zwei Prinzen, Namens Boggis und Bertrand in noch sehr zartem Alter hinterlassen. Ihrer Mutter Bruder nahm sich derselben an. Es entstand ein blutiger Krieg. Wegen ihrer Anhänglichkeit an seines Bruders Söhnen, verheerte, verbrannte und schleifte Dagobert ganze Gegenden und blühende Ortschaften. Endlich, um Friede zu haben, weil der Krieg seine Ruhe störte, gab er doch den jungen Prinzen einen Theil des väterlichen Erbes zurück; behielt sich jedoch die Oberhoheit vor, wie auch einen, an ihn jährlich zu bezahlenden Tribut; und so entstand nun in Aquitanien eine neue Herzogslinie, die schnell aufblühend in kurzer Zeit in eben dem Verhältniß an Macht und Größe stieg, in welchem Dagoberts Enkel in immer größere Verachtung und Ohnmacht herabsanken.

---

schauenden und über Allem waltenden Vorsehung ebenfalls Etwas überlassen; denn, wahrhaftig, würde ihr, mit unendlicher Weisheit und Erbarmung über der Menschheit waltendes und weilendes Auge, sich nur ein einzigesmal von ihr abwenden, wie jämmerlich und über allen Ausdruck erbärmlich, würde es dann nicht auch bald mit der Welt und den Menschen, mit Staaten und Völkern bestellt seyn!

4. Als Clothar II. seinem Sohne Dagobert Austrasien abtrat, gab er ihm die zwei größten Männer seines Reiches an die Seite, nämlich den heiligen Arnulph, Bischof von Metz, und Pipin von Landen *). Beide Staatsmänner, gleich gottesfürchtig, gleich redlich und allen Geschäften gewachsen, wollten, weil fremd jeder Lockung der Selbstsucht, nur das Beste des Staates und ihres Herrn. Beide große Männer lebten daher stets mit einander in vollkommenster Eintracht; und diese gegenseitige Freundschaft legte den Grund zu der zweiten französischen Dynastie; denn Arnulphs Sohn, Ansegisel, heirathete Pipins Tochter, die schöne Begga, und ein Sprosse dieser Ehe war in dritter Geschlechtsfolge Pipin der Kurze, den, wie wir in der Folge sehen werden, sein und seines Vaters Verdienst um das fränkische Reich wie um die ganze Christenheit, endlich auf den Thron des verdorrten, in sich erstorbenen merovingischen Königstammes erhob.

5. Löblich war demnach, unter dem Beistand solcher Männer auch der Anfang von Dagoberts Regierung, besonders nach dem Tode seines Vaters. Er durchreiste, um den Zustand seines weitschichtigen Reiches kennen zu lernen, alle Provinzen desselben, forschte nach dem Betragen seiner höhern und niedern Beamten, sorgte für gewissenhafte Gerechtigkeitspflege, erwarb sich dadurch, trotz der zwischen den Austrasiern und Neustriern herrschenden Eifersucht, dennoch die Liebe aller seiner Unterthanen, und überall, wo er hinkam, strömte das Volk, das ehemals den Für-

*) Eine Stadt in Brabant. Pipins Vater, Carlomann hatte große Güter im Haspengow, (Hasbania) ein Strich Landes an der Maas, welcher ehemals theils zum Herzogthum Brabant, theils zum Stift Lüttich gehörte.

Thorheiten und Laster des Herrn, legte man
Minister zur Last, und sogar gegen sein Leben
en einigemal mörderische Versuche gemacht.
Pipin hatte Gott vor Augen, trotzte daher je-
Sturm wie jeder Gefahr, that so viel Gutes,
r thun konnte, und ließ geschehen, was er zu
ndern nun nicht mehr vermochte.

6. Dagobert liebte nicht den Krieg, und in
wenigen, die er zu führen hatte, erschien er
selten an der Spitze seines Heeres; und über-
t möchte man beinahe sagen, daß ungefähr
mit Dagobert I. jene Reihe der sogenannten
s fainéans unter den Franken beginnt. Weil
Slavonier einige fränkische Kaufleute geplündert,
auf die, vom fränkischen Hofe diesfalls erho-
Klage nur mit trotzigem Uebermuth geantwor-
hatten, so war Dagobert, selbst gegen seinen
en gezwungen, sie mit Krieg zu überziehen.
die Austrasier, die nicht von dem König, son-
Einem ihrer Herzoge geführt wurden, waren in
m Feldzuge nicht glücklich, wurden bei Vois-

ledigen, reichten weder die, von seinem Vater gesammelten Schätze, noch die Einkünfte seiner Kron- und Fiscalgüter mehr zu. Dagoberts Verwaltungssystem ward nun ein System des Raubes und der Erpressung. Trotz dem, von Clothar II. der Nation ertheilten Sicherheitsbrief, sann der König täglich auf neue, das Volk immer mehr drückende Auflagen, beschwerte, belastete und hemmte jedes bürgerliche Verkehr *), legte endlich sogar räuberische Hände an das Eigenthum und die Güter der Kirche, jagte heilige Männer, die seine Ausschweifungen rügten und zur Besserung ihn ermahnten, zum Lande hinaus, schenkte aber dafür wieder der Kirche von St. Denis, damit man dort für ihn beten möchte, eine Menge Güter und Einkünfte. Daß bei diesen Verirrungen des Monarchen und dem immer mehr zunehmenden Scandal, des edeln und tugendhaften Pipins Verhältnisse an dem Hofe immer schwieriger und gefährlicher wurden, versteht sich von selbst.

---

unglaubliche Verschwendung der edeln Metalle. Juwelen und orientalische Perlen schmückten die Waffen des Königes; und alle seine Kleidungsstücke, besonders der Königsmantel waren mit den kostbarsten Steinen gleichsam übersäet. Am Hofe folgte eine Schimmerscene auf die andere, und jedes Auge ward von der dort herrschenden Pracht geblendet. — Wo indessen dieser ungeheure Reichthum hergekommen seyn mag, ist schwer zu erklären. Wohl kann der Handel, den einige Städte des südlichen Frankreichs mit Constantinopel und dem Orient trieben, die königlichen Einkünfte vermehrt, unmöglich aber, wenn nicht noch andere Quellen hinzu flossen, eine solche ungeheure Masse von Reichthümern geschaffen haben.

*) In Du-Cange Glossarium, findet man die Nomenclatur einer ganzen Litanei solcher, die Industrie gänzlich darnieder drückender Auflagen, erläutert und verständlich gemacht.

die Thorheiten und Laster des Herrn, legte man dem Minister zur Last, und sogar gegen sein Leben wurden einigemal mörderische Versuche gemacht. Aber Pipin hatte Gott vor Augen, trotzte daher jedem Sturm wie jeder Gefahr, that so viel Gutes, als er thun konnte, und ließ geschehen, was er zu verhindern nun nicht mehr vermochte.

6. Dagobert liebte nicht den Krieg, und in den wenigen, die er zu führen hatte, erschien er nur selten an der Spitze seines Heeres; und überhaupt möchte man beinahe sagen, daß ungefähr schon mit Dagobert I. jene Reihe der sogenannten Rois fainéans unter den Franken beginnt. Weil die Slavonier einige fränkische Kaufleute geplündert, und auf die, vom fränkischen Hofe diesfalls erhobene Klage nur mit trotzigem Uebermuth geantwortet hatten, so war Dagobert, selbst gegen seinen Willen gezwungen, sie mit Krieg zu überziehen. Aber die Austrasier, die nicht von dem König, sondern Einem ihrer Herzoge geführt wurden, waren in diesem Feldzuge nicht glücklich, wurden bei Voitsberg in Steyermark geschlagen und die Slaven, ermuthiget durch diesen Sieg, erkühnten sich jetzt sogar, verheerend und raubend in die fränkischen Grenzprovinzen, vorzüglich in Thüringen einzufallen*).

*) König von Slavonien war damals Samo, ein geborner Franke aus der Stadt Sens. Selbst Kaufmann, war er vor mehrern Jahren, Handelsgeschäfte wegen, zu den Slaven gereist. Als er ankam, war die Nation, um der Avaren drückendes Joch zu zerbrechen, mit denselben in Krieg verflochten. Samo, dem es weder an Verstand, noch an Kühnheit und Tapferkeit gebrach, stand mit Rath und That den Slaven bei, lehrte sie manche, ihnen bis jetzt noch nicht bekannte

gunder und Austrasier ward nun festgesetzt, daß im Neustrien und Burgund, Chlodowig seinem Vater auf dem Throne folgen, aber dafür seinem Bruder, dem König von Austrasien, Alles das herausgeben sollte, was ehemals Austrasiens Könige auch in den übrigen Provinzen Galliens besessen hatten *).

10. Nach dieser Theilung des Reiches lebte Dagobert nur noch einige Jahre. Sein Tod erfolgte in dem Jahr 638. Als er zu Epynai, einem Lustschlosse nicht ferne von Paris, von einer heftigen Krankheit ergriffen ward, und dem Tode sich nahe fühlte, ließ er sich, in der Hoffnung wunderbarer Genesung, in die Kirche des Klosters von St. Denis bringen. Aber Bitte um Fristung des Lebens, damit man den Taumelkelch der Weltfreuden bis auf den letzten Tropfen hinunter schlürfen könne, wird von Gott nicht erhört, und an seinem Throne legen diesfalls seine Heiligen eben so wenig eine Fürbitte nieder; und so starb nun auch in der Kirche von St. Denis Dagobert I. in dem sechs und dreisigsten Jahre seines Alters und dem sechszehnten seiner Regierung.

11. Da Dagobert in seinem Leben Klöster gestiftet, sie reichlich dotirt, auch gegen deren fromme Bewohner sich stets gnädig und huldvoll erwiesen hatte; so wurden nun ebenfalls mehrere derselben seine Biographen, überhäuften ihn mit Lobsprüchen,

*) Nämlich einen großen Theil der Champagne, das Wasgau, das jetzige Departement der Ardennen, wie auch alle die Städte, welche die frühern austrasischen Könige in Aquitanien und in der Provence besessen hatten. Zu den letztern gehörte damals auch die Stadt Marseille.

ten, bekümmerten sich wenig um Thüringen und die Slaven, und diese setzten nach wie vor ihre feindlichen Einfälle ungestraft fort.

8. Seine Ruhe und sein Vergnügen hatten für Dagobert eben so großen Werth, als ein ganzes Königreich. Um sich aller Sorgen wegen des slavischen Krieges zu entschlagen, faßte er also den Entschluß, den Austrasiern wieder einen eigenen König zu geben. Von den drei Königinnen hatte keine noch dem Dagobert einen Prinzen geboren, aber von Ragnetrude, einer reizenden Austrasierin, hatte er einen natürlichen Sohn, Namens Sigebert, und diesem trat er jetzt das Königreich Austrasien ab. Da aber der neue König noch kaum drei Jahre alt war; so folgte Dagobert dem Beispiele seines eigenen Vaters, wählte für das zum König erklärte Kind, zwei taugliche Minister, war in dieser Wahl nicht minder glücklich, als Clothar, und übertrug demnach dem eben so verständigen und der Geschäfte kundigen, als durchaus rechtschaffenen und wahrhaft frommen Erzbischof Cunibert von Cöln, dem er Arnulphs Sohn, den Herzog Ansegisel beiordnete, die Verwaltung der Reichsgeschäfte während der Minderjährigkeit seines Sohnes.

9. Aber bald darauf gebar die Königin Nantildis ihrem Gemahl einen Sohn, welcher in der heiligen Taufe den Namen Chlodowig erhielt. Nicht ohne Grund befürchtete jetzt Dagobert, daß einst nach seinem Tod Sigebert sich gegen seinen jüngern Bruder Chlodowig das nämliche erlauben möchte, was er selbst sich ehemals gegen seinen Bruder Charibert erlaubt hatte. Um solchem Uebel vorzubeugen, schrieb er nach Paris einen allgemeinen Reichstag aus; und mit Genehmigung der Neustrier, Bur-

nder und Austrasier ward nun festgesetzt, daß in
üstrien und Burgund, Chlodowig seinem Vater
f dem Throne folgen, aber dafür seinem Bruder,
n König von Austrasien, Alles das herausgeben
lte, was ehemals Austrasiens Könige auch in den
rigen Provinzen Galliens besessen hatten *).

10. Nach dieser Theilung des Reiches lebte
gobert nur noch einige Jahre. Sein Tod er-
gte in dem Jahr 638. Als er zu Epynai, ei-
m Lustschlosse nicht ferne von Paris, von einer
tigen Krankheit ergriffen ward, und dem Tode
nahe fühlte, ließ er sich, in der Hoffnung wun-
barer Genesung, in die Kirche des Klosters von
. Denis bringen. Aber Bitte um Fristung des
ens, damit man den Taumelkelch der Weltfreu-
r bis auf den letzten Tropfen hinunter schlürfen
nne, wird von Gott nicht erhört, und an seinem
rone legen diesfalls seine Heiligen eben so wenig
e Fürbitte nieder; und so starb nun auch in der
rche von St. Denis Dagobert I. in dem sechs
d dreisigsten Jahre seines Alters und dem sech-
nten seiner Regierung.

11. Da Dagobert in seinem Leben Klöster
stiftet, sie reichlich dotirt, auch gegen deren fromme
wohner sich stets gnädig und huldvoll erwiesen
te; so wurden nun ebenfalls mehrere derselben
re Biographen, überhäuften ihn mit Lobsprüchen

*) Nämlich einen großen Theil der Champagne, das Was-
gau, das jetzige Departement der Ardennen, wie auch
alle die Städte, welche die frühern austrasischen Könige
in Aquitanien und in der Provence besessen hatten. Zu
den letztern gehörte damals auch die Stadt Marseille.

und drangen ihn beinahe ihren Zeitgenossen und der Nachwelt als einen Heiligen auf. Wenn dankbare Mönche das Andenken der Stifter ihrer Klöster segnen; so ist dies sehr begreiflich, auch gewiß nicht weniger billig; aber das Stiften und reichliche Begaben der Klöster macht noch nicht das Wesen eines Heiligen aus, und zwar um so weniger, wenn jenes blos geschah, um gleichsam mit dem Himmel wegen des Uebrigen sich gütlich abzufinden. Das schönste Monument aus der Regierung Dagoberts I. ist unstreitig die auf seinen Befehl unternommene Sammlung, Sichtung und Verbesserung der fränkischen Gesetze. Zwar hatten die Franken längst schon geschriebene Gesetze; Theuderich I., Chlodowigs Sohn, gab sie ihnen, das heißt, er ließ die Gesetze der Franken, Allemannen und Bayern sammeln, einige neue hinzufügen und sie dann sämmtlich in ein Buch niederschreiben. Childebert suchte dieselben wenigstens von den gröbsten Schlacken des Heidenthums zu reinigen, sie mit dem Geiste des Christenthums mehr in Uebereinstimmung zu bringen. Indessen blieb noch ungemein Vieles zu wünschen übrig. Einem Verein einsichtsvoller, unterrichteter, und des Herkommens und der Gebräuche aller, der fränkischen Herrschaft unterworfenen Völker kundiger Männer, wovon der größte Theil aus Bischöfen bestand, gab nun Dagobert den Auftrag, die, unter Franken, Burgundern, Allemannen und Bayern bestehenden Gesetze auf das neue zu durchsehen, genau zu prüfen, das Ueberflüssige, oder nicht mehr Passende davon zu scheiden, die, von dem indessen fortgeschrittenen Culturzustand der Nation geforderten, neuen Verordnungen hinzu zu fügen, und die ganze Gesetzgebung mit dem Christenthum und dessen Lehren in vollkommenern Einklang

i bringen*). — Wie bei den Longobarden, war ich bei den Franken die Criminalgesetzgebung nicht on der bürgerlichen getrennt. Alle Strafen bestun-n ebenfalls blos in Geldbußen, jedoch mit Ausahme des Hochverraths, welcher mit dem Tode beraft ward. Sicherheit der Person, des guten Naens, wie des Eigenthums war vorzüglich berückchtiget. Alle Verbrechen, Vergehen, Beleidigunn, körperliche Mißhandlungen oder Verletzungen

*) Wie Chlodowig I., eben so ließen auch dessen Söhne und Nachfolger allen Völkern, die sie nach und nach der fränkischen Monarchie unterwarfen, ihre Autonomie, das heißt, ihre volle Selbstständigkeit, mithin ihre Regierungs- und Verfassungsformen, ihre Herzoge, ihre Gesetze und sogar auch ihre Religion, die nicht den fränkischen Waffen, sondern blos den Bemühungen frommer Missionäre endlich weichen mußte. Was die Gesetze dieser Völker betrifft, so suchten die fränkischen Bischöfe nur das darin nach und nach zu tilgen, was offenbar den Charakter des Heidenthums trug, auch die bisweilen zu schreiende Divergenz, besonders wenn sie auf das Wohl des Gesammtreiches Einfluß hatten, zu mildern, und dadurch so viel möglich in die Gesetzgebung eine größere Uebereinstimmung zu bringen. Uebrigens blieb jedes Volk bei seinen Gesetzen. Selbst die Franken folgten nicht einer und derselben Richtschnur des Rechts. Bei Jenen, welche zwischen der Maas und der Loire wohnten, herrschte das Salische, und bei denen zwischen der Maas und dem Rhein, das Ripuarische Recht. Uebrigens blieb auch das ungeschriebene Gewohnheitsgesetz neben dem Geschriebenen noch immer in Kraft, war sogar in mehreren Ländern der fränkischen Monarchie eine Zeit lang noch vorherrschend, weil gar oft, wo nicht die Richter, doch ihre Beisitzer das geschriebene Gesetz nicht verstanden und, weil des Lesens unkundig, auch nicht durch die, von Verständigern darüber geschriebenen Glossen und Erläuterungen sich belehren konnten.

der Unschuld, als eine blose Galanterie betrachtet wurden.

XV.

1. Kraft des zu Paris geschlossenen Theilungstraktats, folgte Chlodowig II. seinem Vater in den Königreichen Neustrien und Burgund. Von den beiden Monarchen, welche jetzt das ungeheure fränkische Reich beherrschten, war der Eine 3, der Andere 6 Jahre alt. Aber beide junge Fürsten hatten treffliche Männer an ihrer Seite. Nantildis, Chlodowigs Mutter, war Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reiches, und durch ihren Einfluß ward der tugendhafte und verständige Aega zum Majordomus in Neustrien und Burgund erwählt. Pipin war gleich nach Dagoberts Tod, nach Austrasien zu Siegebert zurückgekehrt, und theilte nun, als Majordomus dieses Reiches, mit seinem Freunde, dem Bischof Cunibert von Cöln, alle Lasten und Sorgen der Regierung.

2. Leider starb Pipin schon in dem zweiten Jahre nach Dagoberts Tode. Kein König ward je von den Franken so allgemein und so sehr betrauert, als Pipin. In Neustrien, wie in Austrasien, hatte er mit eben so viel Weisheit und Kraft, als Gerechtigkeitsliebe und Milde die Zügel der Regierung geführt, das königliche Ansehen stets zu erhalten gesucht, das Reich tapfer vertheidiget, die Großen, deren Stolz er durch eigene Bescheidenheit, gerechte Behandlung und Mäßigung zu zügeln wußte, in gehöriger Unterwürfigkeit erhalten, zu Verbreitung des Christenthums kräftig mitgewirkt, nur

tugendhafte und gelehrte Männer auf bischöfliche Stühle befördert, und am Ende noch die Königin Nantildis gezwungen, die von ihrem Gemahl hinterlassenen Schätze, die sie für ihren Sohn Chlodowig allein behalten wollte, mit Austrasien zu theilen. — Pipins Lebensgeschichte liefert abermal einen Beweis, daß ächte Staatskunst, wie schwer auch ihre Anwendung, besonders in gesetzlosen oder wild bewegten Zeiten seyn mag, dennoch nie der Künste des Truges und der Verstellung bedarf, daß sie aber ewig schwankend und unsicher bleiben wird, so lange sie nicht auf der Politik des Evangeliums, als der einzigen festen, sich selbst bewahrenden Grundlage beruhet; und endlich daß der Mensch in allen, auch den verwickeltsten Verhältnissen des staatsgesellschaftlichen Zustandes, und wenn selbst sein Beruf ihn mitten unter die tobenden Wogen des thätigsten und verwirrtesten Weltlebens führte, dennoch sich selbst und alle seine Geschäfte heiligen, und so am Ende die Palme der Bekenner erringen könne. Seiner höhern Tugenden wegen, versetzte die Kirche den Pipin nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen, und ehrt auch jetzt noch dessen Andenken jedes Jahr, am 21. des Monates Februar. — Pipins Wittwe Itta, lebte noch 12 Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, erbauete die Abtei Nivelle, ward die erste Aebtissin dieses Klosters, und ertheilte bald darauf auch ihrer, in Jugend und Schönheit blühenden Tochter Gertrudis, den klösterlichen Schleier. Mutter und Tochter starben als Aebtissinnen von Nivelle, im Rufe der Heiligkeit, die auch die Kirche nachher anerkannte, und daher beide Namen in dem römischen Martyrologium eintrug.

3. Grimoald, Pipins zwar nicht ganz un-

würdiger, aber demselben bei weitem nicht ähnlicher Sohn, strebte jetzt nach der Majordomuswürde. Otto, Erzieher des Königes, war sein Nebenbuhler. Beide junge, ehrgeizige Männer, hatten ihre Anhänger. Bald kam es zu einer offenen Fehde, die drei Jahre dauerte, bis endlich Otto, als König Sigebert ihn nicht mehr begünstigte, und nach seinem unglücklichen Feldzug in Thüringen sich wieder mehr auf Grimoalds Seite neigte, auf Anstiften dieses Letztern, von dem alemannischen Herzog Leutharis, im Zweikampfe erschlagen ward *).

4. Bald nach Pipin war auch Aega, Majordomus in Neustrien gestorben. An die Stelle desselben trat nun Erchinoald, nach Fredegars Zeugniß, ein sehr kluger, sanfter, Gerechtigkeit liebender und geduldiger Mann **), durch welchen

*) Dieser alemannische Herzog Leutharis ist in den Geschlechtsregistern vorzüglich berühmt, denn er ward der Stammvater der Grafen von Elsaß, und seinem an Helden so fruchtbaren Stamme, sind die Häuser Habsburg, Lothringen und Baden entsprossen. (Masc. Gesch. d. Deut. T. 2.)

**) Man möchte sich vielleicht jetzt wundern, daß fränkische Geschichtschreiber bei dem Lobe eines, mit der höchsten Würde bekleideten Staatsdieners, auch dessen Geduld in Anschlag bringen. Indessen wird dies leicht begreiflich, sobald man bedenkt, daß unter einer noch rohen, in allen ihren Leidenschaften unbändigen Nation, es nur sehr selten Männer gab, die, besonders wenn Reichthum und Macht ihnen zu Gebote standen, sich selbst und ihre Leidenschaften zu beherrschen und zu bezähmen im Stande waren. Uebrigens wird nun auch bei uns, das heißt, in allen jenen Ländern, wo die sogenannten repräsentativen Verfassungen eingeführt sind, eine ganz ungeheure Portion Geduld bald die allererste, allernothwendigste und höchste Tugend eines Ministers seyn.

er redliche Aega vielleicht vollkommen wäre ersetzt
orden, hätte die Königin Nantildis es nicht für
athsam gefunden, die, unter Dagobert, in Bur-
und eingegangene Majordomuswürde, auf das neue
ieder aufleben zu lassen. Durch ihren Einfluß und
uf ihren Wunsch ward demnach zu Orleans Fla-
at zum Majordomus von Burgund gewählt.
ie Königin gab ihm hierauf ihre Nichte Regin-
rta zur Gemahlin, und es hat allen Anschein,
ß irgend ein geheimer Plan, dessen Ausführung
h jedoch nachher Hindernisse entgegensetzten, ganz
rzüglich Flacoats Erhebung zum Grund lag. Wie
m aber sey, so beging die Königin eine große
klugheit; denn nun gab es gar drei Majordomus
dem fränkischen Reiche, die in vollkommenem
inklange mit einander handelnd und sich gegenseitig
terstützend, während der noch fortdauernden Min-
rjährigkeit der beiden Könige, vollkommen Zeit
d Muße hatten, auf dem Grund, welchen zu ih-
Größe schon Clothar II. gelegt hatte, jetzt im-
r noch höher, fester und kühner fortzubauen*).

---

*) Was am meisten zur Vergrößerung und Erhöhung der Macht der Majordomus beitrug, war unstreitig, daß vermöge eines ganz besondern, über dem Merowingischen Hause waltenden Schicksals, die Könige nach Dagobert I., beinahe alle als Kinder und noch in der Wiege den Thron bestiegen, und dann größtentheils schon in der Blüthe ihres Lebens wieder starben. Der Könige Minderjährigkeit und der Majordomus Vormundschaft, wurden dadurch gleichsam permanent; und da die Letztern nun ununterbrochen alle königliche Gewalt ausübten, so gewöhnte sich auch die Nation, obwohl ungerne, doch nach und nach an das Regiment der Majordomus, die nebenbei die jungen Fürsten von allen Geschäften entfernten, ihnen Liebe zum Müßiggang und frivolen Beschäftigungen einflöß-

5. Im Namen Siegeberts III. und Chlodowigs II. herrschte nun Grimoald in Austrasien, Erchinoald in Neustrien und Flacoat in Burgund. Letzterer gehörte zu jenen Männern, welche im Privatstande der höchsten Ehrenstellen würdig scheinen, sobald sie aber solche erlangt haben, auch nicht den

---

ren, auch nicht selten ihre Erziehung, so viel sie konnten, vernachlässigten rc. Ihre höchste Stufe erstieg die Gewalt der Majordomus, als Pipin von Heristal, diese Würde in seinem Hause erblich machte. Jetzt waren die Merovinger so gut als entthront; und unter dem Heristaler beginnt nun auch die Reihe der sogenannten rois Fainéans. Ein Beiname, den man übrigens diesen Fürsten mit Unrecht beilegt; denn zum Theil fehlte es ihnen weder an Anlagen noch guten Willen; aber auf ihren königlichen Landhäusern, wahre Gefangene in der Gewalt des Majordomus, waren sie alles Antheils an den Geschäften der Regierung gleichsam verfassungsmäßig beraubt. — Um der zweiten französischen Dynastie zu schmeicheln, und die Art, wie sie zur Herrschaft gelangte, so viel als möglich zu beschönigen und zu rechtfertigen, machten die Geschichtschreiber aus der Periode der Carolinger es sich zu einer ganz besondern Aufgabe, die letztern Fürsten aus dem Merovingischen Hause, so viel wie möglich herabzuwürdigen, sie als ganz unfähige, nutzlose, auf ihren königlichen Meierhöfen in Trägheit und völlige Apathie versunkene Landjunker darzustellen. Schon bei einigen Lebensbeschreibern der Heiligen, unter Pipin und seinen unmittelbaren Nachkommen, findet sich diese höfische Geschichtschreiberei; und so bildete sich nun bald, in Beziehung auf die letzten Merovinger, jene eben so unrichtige als gehässige Ansicht, welche, zur Schmach der gestürzten Dynastie, sich nachher alle Jahrhunderte hindurch, in den Geschichtbüchern erhalten hat. — Auch für die Lüge gibt es eine Art von Präscriptionsrecht; nach einer gewissen Zahl von Jahren gelangt sie zur Würde der Wahrheit, und wird alsdann als solche, auch stets überall und allgemein anerkannt.

gemäßigsten Erwartungen entsprechen. Sein Regiment nahm zwar bald ein Ende, dauerte aber immerhin lange genug, um die Gemüther der Burgunder dem König zu entfremden, das Reich zu verwirren, und die burgundischen Großen in blutige Fehden mit einander zu verwickeln. Graf Willibald, einer der mächtigsten Großen in Burgund, hatte den Stolz des übermüthigen Majordomus beleidiget, und dessen Eifersucht gereizt; sogleich ward dessen Tod beschlossen; auch der König mußte seine Einwilligung dazu geben; und offenbar waren doch des Grafen Reichthum, Ansehen und Tugenden, dessen einziges Verbrechen. Es entstand darüber eine Art bürgerlichen Krieges, wenigstens eine, ein paar Jahre dauernde mörderische Fehde. Treuloser und verrätherischer Weise ward endlich Willibald nach Lyon gelockt, dort in seinem Lager überfallen, und nach tapferm Widerstand im Treffen erschlagen. Als der heilige Eligius Kunde von diesem Vorfall erhielt, und man ihm sagte, Willibald sey jetzt todt und Flacoat Sieger und am Leben geblieben, gab er zur Antwort: „Ihr irret euch, Willibald lebt, aber Flacoat wird nach wenigen Tagen todt seyn *). Die Prophezeihung des Heiligen ging in Erfüllung; denn zehn Tage nach seinem, durch Arglist und Uebermacht errungenen Sieg, ward Flacoat plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen, und starb auf seiner Rückreise von Lyon nach Paris. Die in Burgund erledigte Majordomuswürde ward nun wieder mit jener in Neustrien vereint.

6. Alle Sorgen der Regierung überließ Chlodowig seinem Majordomus Erchinoald, der ihn mit

*) Aud. vita Eligii. l. 2. c. 27.

der eben so schönen, als tugendhaften und geistvollen Bathildis vermählte. Sie war eine Angelsächsin und von vornehmer Geburt, aber in zartem Alter ihren Eltern geraubt, an einen Sclavenhändler verkauft und von diesem nach Frankreich, um da als Leibeigene abermals verkauft zu werden, gebracht worden. Erchinoald hatte sie gekauft, oder vielmehr aus den Klauen des Menschenhändlers gerettet. Als eine, seiner Familie verwandte Waise, ließ er das holde Mädchen erziehen. In dem Palaste seines Majordomus sah sie der König; ihre Reize fesselten, ihr Geist und ihre Anmuth bezauberten das Herz des jungen Monarchen; Chlodowig heirathete die Bathildis, und eine Leibeigene ward nun die Zierde des Thrones von Neustrien und Burgund.

7. Auch in Austrasien herrschte unter Siegebert III. der Majordomus Grimoald mit der unumschränkten Gewalt eines Souverains. Das merkwürdigste Ereigniß der Regierung Siegeberts ist dessen unglücklicher Feldzug gegen den mächtigen Herzog Radulph von Thüringen. Um die fränkischen Grenzländer gegen die Einfälle der Slaven zu schützen, hatte Dagobert I. diesen Radulph zum Herzog von Thüringen ernannt. Tapfer und im Kriege erfahren, überwandt er in mehrern Treffen die Slaven, und machte ihren räuberischen Einfällen ein Ende. Aber stolz auf seine erfochtenen Siege, wollte er, Siegeberts Jugend verachtend, denselben nicht mehr für seinen Oberherrn erkennen. Dem erhaltenen königlichen Befehle, an dem Hofe von Metz zu erscheinen, leistete er keine Folge, rüstete im Gegentheil sich zum Kriege. Dies Beispiel offenbarer Empörung konnte böse Folge haben, auch die bayerischen und alemannischen Herzoge zu ähnlichem Versuch ermuntern. In seinem ganzen Reiche ließ also

Siegebert ein allgemeines Aufgebot ergehen. Alle höhere und niedere Vasallen mußten der königlichen Fahne folgen*), und an der Spitze eines zahlreichen, furchtbaren Heeres ging der junge König über den Rhein, schlug einen jungen, mächtigen bayerischen Herrn, Namens Faar, aus dem Geschlecht der Agilolfinger, der mit einem, aus Bayern und mehreren anderen Völkerschaften zusammengerafften Heere, den Thüringern zu Hülfe geeilet war, in die Flucht, und rückte hierauf durch den buchonischen Wald in Thüringen ein. Auf einer steilen Anhöhe an der Unstrut hatte Radulph sich auf das Beste verschanzt; aber weniger auf seine Verschanzungen sich verlassend, als auf das geheime, mit einigen vornehmen Verräthern in Siegeberts Heere unterhaltene Einverständniß, machte er jetzt plötzlich einen Ausfall, griff die, von einem äußerst beschwerlichen Marsch noch ermüdeten und zugleich verrathenen Austrasier wüthend an, schlug sie in die Flucht und richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Der Verlust dieser mörderischen Schlacht benahm dem jungen König allen Muth. Der Kern seines Heeres, die Blüthe des austrasischen Adels, waren in dem Treffen gefallen; auch der edle Herzog Ansegisel, befand sich unter den Todten. Um sich den Rückzug über den Rhein zu sichern, mußte man mit dem Sieger einen Vergleich eingehen. Radulph huldigte König Siegebert auf das neue, erkannte ihn dem Schein nach für seinen Oberherrn; herrschte

*) Jussu Sigeberti omnes Leudes Austrasiorum in exercitum gradiendum banniti sunt, et Sigebertus Rhenum cum exercitu transiens, gentes undique de universis regni sui pagis ultra Rhenum cum ipso adunatae sunt. (Fredeg. Chr. c. 87.)

aber fortan in Thüringen, ganz nach Weise eines vollkommen unabhängigen, selbstständigen Fürsten.

8. Zu seinem Majordomus, dem Grimoald, hatte König Siegebert ein unbeschränktes Zutrauen, und jener eine solche Gewalt über das Herz des jungen Monarchen, daß Siegebert, obgleich noch jung und erst unlängst vermählt, dennoch jetzt schon auf den Fall, wenn er selbst keine Kinder bekommen sollte, Grimoalds Sohn Childebert, an Kindesstatt annahm. Als nachher die Königin Immihildis ihrem Gemahl den Prinzen Dagobert gebar, verlor zwar jene Adoption ihre Kraft, benahm aber demungeachtet dem ehrgeizigen Grimoald nicht die Hoffnung, seinen eigenen Sohn einst das Erbe einer Krone zu verschaffen.

9. Bald darauf starb Siegebert in der Blüthe seines Lebens, in dem 24ten Jahre seines Alters (656). Seiner vielen frommen und milden Stiftungen, so wie seines sittlich reinen, stets mit gläubiger und glühender Andacht verbundenen Wandels wegen, ward dieser, mehr um eine ewige, unvergängliche, als zeitliche und hinfällige Krone besorgte Monarch, von der Kirche den Heiligen zugezählet, und die jährliche Erneuerung seines segenvollen Andenkens, auf den 1ten des Monates Februar gesetzt.

10. Seinem Vater Siegebert folgte jetzt Dagobert II. in der Regierung. Aber nur wenige Tage führte das Kind den Titel eines Königes. Eine mörderische Hand wagte zwar Grimoald nicht an das Leben des Knaben zu legen; aber er bemächtigte sich desselben und übergab ihn dem, zum Werkzeuge dieses Frevels sich darbietenden Bischof Dido von Poitiers, welcher den Prinzen nach England schaffte, wo

er, unbekannt der Welt, in irgend einem entfernten Winkel dieses Königreiches erzogen ward. Grimoald verbreitete nun am Hofe, wie in dem ganzen Reiche das Gerücht von Dagoberts plötzlich erfolgtem Tode, ordnete ihm sogar ein prächtiges Leichenbegängniß; machte aber auch unverzüglich zum Vortheil seines Sohnes die wahre oder unterschobene Adoptionsurkunde Siegeberts III. geltend, und da vor dem übermächtigen Majordomus, wenigstens an dem Hofe, Alles die Knie beugte, so ward nun Childebert ohne Widerspruch zum König von Austrasien ausgerufen.

11. Der heilige Romarich, welcher schon zu Lebzeiten Siegeberts, des Majordomus gefährliche Absichten ahnete, hatte denselben ernstlich gewarnt, ihm die verderblichen Folgen eines solchen, bis jetzt noch nicht erhörten Frevels gezeiget. Die Worte des Heiligen schienen anfänglich auf Grimoald tiefen Eindruck zu machen; er versprach, seinem Rathe zu folgen; vermochte aber leider dennoch am Ende nicht, den Lockungen des Ehrgeizes zu widerstehen; und so gingen auch des heiligen Romarichs Vorhersagungen jetzt bald in Erfüllung. Des Majordomus kühne That empörte die Gemüther der Mächtigsten unter den Großen. Man argwohnte schändlichen, an Siegeberts Sohne begangenen Verrath. An das Geschlecht ihrer Könige knüpften ohnehin die Franken ein gewisses Vorurtheil der Heiligkeit; die ganze Nation zürnte also Grimoald und dem frechen Thronanmaßer, seinem Sohn. Die Häupter der Unzufriedenen wendeten sich unverzüglich an den Hof von Neustrien und Burgund und, als sie dessen kräftigen Beistandes versichert waren, überfielen sie auf der Jagd, oder einer Reise, den Majordomus sammt seinem Sohne, nahmen sie gefangen, und lieferten

e dem König von Neustrien aus. Chlodowig den Grimoald in dem Gefängniß hinrichten*), hrscheinlich auch dessen Sohn Childebert, denn weis nicht, was von jetzt an aus dem Letztern ferner geworden ist. Der unglückliche junge nz Dagobert ward jedoch nicht zurückgerufen; leicht, daß man den Ort seines Aufenthalts nicht ßte, wahrscheinlicher, daß man denselben nicht en wollte. Austrasien wurde mit Neustrien und gund vereint, und Chlodowig II. wieder Herr ganzen fränkischen Gesammtmonarchie. Aber t gegen das Ende desselben Jahres starb Chlowig, und zwar ebenfalls noch sehr jung; denn er erst in dem 21ten Jahre seines Alters und dem n seiner Regierung, als eine schwere Krankheit, her eine periodische Geistes-Abwesenheit voran, seinem Leben ein Ende machte.

12. Chlodowig II. hatte drei Söhne hintern, Clothar, Childerich und Thiederich. älteste war ungefähr drei oder vier Jahre alt, folgte jetzt, unter der Vormundschaft seiner

ihr christlich und daher gründlich gebildeter Verstand, ihrem gefühlvollen Herzen stets die zweckmäßigsten Mittel dar, nach allen Seiten wohlthuend und erfolgreich zu wirken. Mehr, wie irgend einer der bisherigen fränkischen Könige, wußte sie ihre Völker mit segnender Menschlichkeit zu regieren, dem schwungsüchtigen Ehrgeiz der Großen mit Kraft und Geistesüberlegenheit zu begegnen, die Armuth gegen die gewissenlosen Speculationen des Wuchers und der Gewinnsucht zu schützen; und eine Menge weiser und heilsamer Gesetze, erlassen in einer Zeit frevelhafter Gewalt und schwer zu bändigender Wildheit, zeugt eben so laut für die Größe und Klarheit ihres Verstandes, wie für die Reinheit ihres Strebens und eines, stets auf Gott und das Wohl der Menschen gerichteten Willens. Nichts lag ihr mehr am Herzen, als das heilige Interesse der Religion und das reine, fleckenlose Gewand der Kirche, dieser himmlischen Braut Jesu. Daher ihre wohl überdachten Verordnungen über die Besetzung geistlicher Stellen; und nur durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer wurden unter ihrer Regierung auf bischöfliche Stühle, oder zu andern geistlichen Würden befördert. Eben so weise und menschenfreundlich waren auch ihre, den, größtentheils von Juden getriebenen Sclavenhandel beschränkenden Gesetze. Die Leiden vieler tausend Unglücklichen wurden dadurch gemildert, und die Mittel, ihre Freiheit wieder zu erlangen, ihnen erleichtert und vermehrt. Auch die Kopfsteuer, die auf einer gewissen Klasse ihrer Unterthanen so schwer und drückend lastete, hob sie auf, und verstopfte dadurch eine Quelle unsäglicher Verbrechen und Greuelthaten. Dieser Steuer wegen enthielten viele von denen, welche sie entrichten mußten, sich gänzlich des Heirathens, versanken aber, was bei einer rohen, ungebildeten, und

er der Selbstbeherrschung unfähigen Volksklasse, hwendig zu befürchten war, nur um so tiefer in ncherlei grobe, oft selbst unnatürliche Laster; An ermordeten sogar ihre Kinder, oder verkauften an jüdische Sclavenhändler, blos weil sie jene elige Kopfsteuer für dieselben zu zahlen nicht ver- hten*). Allem diesem Verderbniß und so man- n andern Elende steuerten jetzt Bathildis Weis- und Frömmigkeit; und ihre leider nur fünf bis s Jahre dauernde Regentschaft war unstreitig der segenvollsten Perioden für die Menschheit damaligen Zeit.

13. Der Majordomus Erchinoald war einige nate vor König Chlodowig II. gestorben**). Vor- ich und aus weiser Absicht hatte Bathildis ein r Jahre hindurch diese Stelle nicht besetzt. Aber

---

Diese Kopfsteuer wurde von den Abkömmlingen der al- ten Einwohner Galliens erhoben.

jetzt ließ sie in einer zu Paris gehaltenen Versammlung der Neustrischen und Burgundischen Großen, den Ebroin, einen vornehmen, tapfern, den schwersten Geschäften gewachsenen fränkischen Herrn, zum Majordomus von Burgund und Neustrien wählen. Nichts war unseliger, als diese Wahl, denn sie fiel auf einen der häßlichsten, verabscheuungswürdigsten Charaktere in der Geschichte. Stolz und grenzenlose Herrschsucht hatten in Ebroins Seele jede edle Anlage, jede bessere Kraft verzehrt; und, wenn es darauf ankam, diese beiden Leidenschaften zu befriedigen, konnten auch die größten Frevel, die schauervollsten Verbrechen ihn nicht zurückschrecken. Der Königin sonst so scharfer Blick durchschauete diesmal nicht den trügerischen Schein von Tugend und Gerechtigkeit, hinter welchem Ebroin, so lange Bathildis regierte, seine Laster zu verbergen wußte, und so schienen des neuen Majordomus anerkanntes Talent und große Gewandtheit in den Geschäften dessen Wahl anfänglich vollkommen zu rechtfertigen.

14. Aber bei der anhaltenden, immer noch mehr zunehmenden Eifersucht zwischen den beiden Reichen Neustrien und Austrasien, konnte selbst die gegenwärtige gerechte und milde Verwaltung, bei den Austrasiern den Wunsch nicht ersticken, wieder einen eigenen König zu haben. Da man jetzt wirklich nicht wußte, ob Dagobert noch am Leben wäre, oder wo man ihn suchen müßte, so gab Bathildis ihren zweiten Sohn Childerich den Austrasiern zum König. Während seiner Minderjährigkeit sollte die nicht minder tugendhafte und verständige Immihildis, Siegeberts III. hinterlassene Wittwe, zu welcher Bathildis sich vorzüglich mit Liebe hingezogen fühlte, unter dem Beistande Wulfoalds, welcher jetzt zum Majordomus von Austrasien ernannt ward,

des jungen Königs Vormünderin und zugleich Regentin des Reiches seyn*). Immihildis war in Austrasien allgemein beliebt. Mit dem größten Jubel ward demnach Childerich von den Austrasiern empfangen, zur größten Freude der Nation in Metz feierlich gekrönt; und in allen drei Reichen herrschten nun Friede, Zufriedenheit und Ruhe.

15. Bathildis ließ stets den Bischöfen einen großen Antheil an den Geschäften der Regierung. Es ist nicht schwer zu begreifen, daß bei der damaligen noch ziemlich großen Rohheit und geringen Geistesbildung der fränkischen, blos der Jagd und des wilden Waffenspiels kundigen Großen, die Königin unter ihnen nicht leicht die Leute finden konnte, deren Beistand sie jetzt als Regentin bedurfte. Nur die Kirche konnte ihr Männer geben, die mit höherer Geistesbildung und den nöthigen vielseitigen Kenntnissen in der Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches auch die, zur Bezweckung des Staatswohls nicht minder nothwendigen, in ungeheuchelter Gottesfurcht wurzelnden Tugenden verbanden. Indessen möchte es bei Allem dem vielleicht dennoch einen, obgleich nur schwachen Schat-

*) Der Beweis, daß Bathildis, weil vielleicht der schlaue Ebroin es ihr sorgfältig verbarg, wirklich nicht wußte, ob Siegeberts Sohn, Dagobert, noch am Leben sey, oder wo er sich in England aufhalte, geht daraus klar hervor, daß sie Immihildis, Dagoberts Mutter, zur Regentin und Vormünderin Childerichs ernannte. Uebrigens müssen wir auch noch bemerken, daß Wulfoald nur den Namen eines Majordomus führte, und des regierungssüchtigen, keinen Nebenbuhler duldenden Ebroins Einfluß in Austrasien, auch nach der Trennung dieses Reiches von Neustrien, immer noch eben so mächtig und entscheidend wie vorher blieb.

ten auf das übrigens so schöne und fleckenlose Le-
ben dieser liebenswürdigen Fürstin werfen, daß sie
bisweilen nur gar zu unbedingt, mit nur gar zu
großer Willfährigkeit sich den Meinungen der Bi-
schöfe hingab. Jetzt hatte sie seit einiger Zeit zwei
Bischöfe von ganz ausgezeichneten Gaben an ihrem
Hofe. Der Eine war Leodegar von Autün, ein
Verwandter des königlichen Hauses, der andere Sie-
gebrand, Bischof von Paris. An wahrer Heilig-
keit stand Letzterer tief unter dem Erstern. Zwar
befleckten seinen Charakter keine positive Laster, auch
war im Ganzen sein Wandel ohne Tadel, aber ihn
schmückte doch auch keine jener höhern, seinem heili-
gen Berufe geziemenden Tugenden, und eine beinahe
kindische Eitelkeit, war die größte von allen seinen
Schwachheiten. Die Gnadenbezeugungen, womit die
Königin ihn überhäufte, machten ihn schwindeln.
Seine, nicht selten in Verachtung Anderer überge-
hende Selbstgenügsamkeit verletzte jetzt bei jeder Ge-
legenheit die Eigenliebe und den Stolz der übrigen
Großen, und um diesen einen immer noch höhern
Begriff von der Gunst zu geben, in der er bei der
Königin stünde, ließ der unbesonnene eitle Geck sich
nun sogar vorsätzlich öfters Ausdrücke entfallen,
welche Anlaß geben mußten, die von der Königin
ihm bisher erwiesenen Gnadenbezeugungen auf eine,
der Ehre dieser Fürstin höchst schmähliche Weise zu
deuten. Um den stolzen Günstling zu stürzen, fing
man an, die Königin zu verläumden, und jede
Verläumdung, welche die Bosheit ersann, ward nun
auch jedesmal von der Leichtgläubigkeit gierig auf-
gefaßt, und eben so schnell wieder verbreitet. Bald
ward Siegebrand, ohnehin schon von den Großen ge-
haßt, nun auch ein Gegenstand des allgemeinen
Widerwillens der Nation. Diese Stimmung eilten
des Bischofes Feinde zu benutzen. Unter dem Vor-

wande, einen Verbrecher zu bestrafen, den die Gesetze nicht erreichen könnten, drangen sie in den bischöflichen Palast, und ermordeten Siegebrand mitten unter den um ihn versammelten Geistlichen seiner Kirche.

16. Unverzüglich nach vollbrachtem Mord, eilten die Mörder mit ihren, gleichsam von dem Blute des erschlagenen Bischofes noch rauchenden Schwertern nach dem königlichen Palaste, versicherten mit geheuchelter Ehrerbietung die Königin, die Ehre der Mutter ihres Königes an dem ehrenräuberischen Bischof gerächt zu haben, erklärten ihr aber zu gleicher Zeit ganz unumwunden, daß es, nach Allem, was jetzt vorgefallen wäre, für sie das rathsamste seyn würde, die Regentschaft niederzulegen und, ohne zu zögern, von dem Hofe sich zu entfernen. Längst schon war es Bathildis sehnlichster Wunsch, nicht blos den Hof, sondern überhaupt die Welt sammt aller ihrer Herrlichkeit auf immer zu verlassen. Mehr als der übermüthige Trotz undankbarer, blos durch die größte Strenge zu bändigender Großen ihres Hofes, beschleunigte jetzt das schmerzhafte Gefühl ihrer gekränkten Ehre die Ausführung ihres, seit mehreren Jahren gefaßten Entschlusses. Das Wohl ihres Sohnes, wie des ganzen Reiches, glaubte sie in Ebroins Händen vollkommen gesichert. Gerne entsagte also Bathildis einer Gewalt, deren sie sich bisher blos zum Besten der Religion und zum Heil der Menschheit bedient hatte, übergab ihrem ungefähr vierzehn oder fünfzehnjährigen Sohn Clothar III. die Regierung und ging in das, von ihr zu Chelles gestiftete Kloster. Hier nahm die fromme Königin den Schleier, nachdem sie vorher auf Anrathen der Bischöfe den Großen ihres ehemaligen Hofes, die sie so grob beleidiget hatten, nicht nur verziehen,

ßern sogar, in dem Falle, wenn sie selbst viel-
ht unwissend ihnen Unrecht gethan hätte, deren
zeihung nachgesucht hatte *). Mit der Demuth
er reinen, wahrhaft christlichen Seele unterwarf
sich in vollkommenem Gehorsam allen Verord-
ngen der Aebtissin des Klosters, wies jedoch alle
szeichnungen, die man ihr wollte widerfahren las-
, standhaft zurück, und wollte durchaus nicht an-
s — sie die ehemalige Beherrscherin des mächtig-
n Reiches von Europa — als wie die letzte und
drigste Klosterfrau behandelt seyn. Gleich einer
hren Heiligen, lebte Bathildis noch vierzehn oder
fzehn Jahre in dem Kloster zu Chelles; starb
lich ungefähr in dem Jahre 680 den, Gott so
lligen Tod des Gerechten, und ward von der
che, die auch jetzt noch Bathildis Andenken jedes
hr am 28ten Jänner, als an deren Sterbtage
rt, den Heiligen zugezählt.

17. Sobald Bathildis sich von der Regie-
ng und dem Hofe entfernt hatte, legte auch
roin die bis jetzt mit so vielem Zwang getragene
aske ab. Voll Verstand, unerschöpflich an Hülfs-
llen, besonnen und schlau, dabei tapfer, kühn
) unternehmend, aber auch grenzenlos stolz, hab-
htig, rachgierig, treulos und grausam, zeigte er
jetzt in seiner wahren, ihm eigenthümlichen Gestalt.
in Betragen war nun nicht mehr das eines un-
geordneten Ministers, sondern eines völlig unab-

*) Unter Siegebrands Mördern befanden sich einige Großen, welche nicht nur auf Kosten und gleichsam unter der mütterlichen Aufsicht der Königin erzogen, sondern nachher auch von ihr mit Wohlthaten waren überhäuft worden. (vit. S. Bath.)

hängigen, selbstherrschenden Monarchen, seine Verwaltung ein zusammenhängendes System von Raubsucht, Ungerechtigkeit und Gewaltthat, und seine Politik ein völliges Hinwegsetzen über alle göttlichen und menschlichen Rechte und Gebote. Schonungslos wüthete er gegen alle, welche er für seine offenen oder heimlichen Feinde hielt, und zu diesen gehörte jetzt jeder tugendhafte, jeder redliche, besonders aber jeder vornehme und reiche und daher bei der Nation in großem Ansehen stehende Franke. Es dauerte nicht lange; so ward Ebroin allgemein gehaßt, aber zugleich auch allgemein gefürchtet, und da nie oder nur selten eine tyrannische, sondern gewöhnlich blos eine schwache Regierung die Gebärerin von Aufruhr und Empörung ist; so schmiegte auch jetzt sich die fränkische Nation unter Ebroins eisernem Scepter in geduldiger und ruhiger Unterwerfung.

18. Aber auch Clothars III. Regierung war von kurzer Dauer. Er starb 669, bevor er noch das 18., vielleicht selbst nicht einmal das 17. Jahr seines Alters vollendet hatte, und des Königes unvermutheter Tod, änderte nun plötzlich die Scene, nicht blos am Hofe in Paris, sondern im ganzen fränkischen Reiche. — Ebroin war seit ein paar Jahren mit Childerich II., König von Austrasien, zerfallen. Zwar hatte der Majordomus, um auch in dem austrasischen Reich seinen Einfluß und sein Ansehen zu befestigen, den König Childerich, gleich nach Bathildis Entfernung mit Siegeberts III. und Immihildis Tochter Bilhildis, trotz den Gesetzen der Kirche, verlobet; aber demungeachtet ward der junge König des lästigen Vormünders aus der Ferne bald überdrüßig, und that ihm endlich ganz unumwunden kund und zu wissen, daß er für die Zukunft weder seines Rathes, noch seines Beistandes mehr bedürfe.

Natürlich befürchtete jetzt Ebroin nichts so sehr, als eine abermalige Vereinigung der Reiche Neustrien und Austrasien unter Childerichs Scepter. Bei der Abneigung dieses Königs gegen den Majordomus, und dem allgemeinen Haß aller Großen in Neustrien und Burgund gegen denselben, war dessen Sturz, wenn die Vereinigung beider Reiche zu Stand kam, eine nothwendige, unvermeidliche Folge. Ebroin sah dies wohl ein, und um der ihm drohenden Gefahr zuvor zu kommen, ließ er, und zwar weil er eilte, mit Umgehung und Verletzung aller, von der Verfassung vorgeschriebenen Formen, Chlodowigs zweiten Sohn Thiederich zum König von Neustrien und Burgund ausrufen. Dieser, in den fränkischen Annalen unerhörte Gewaltstreich, empörte auf das neue die Nation gegen den Tyrannen; besonders stark war die Bewegung unter dem Adel in Burgund. Alle burgundischen Großen, sammt den übrigen kleinern Vasallen, machten sich auf den Weg nach Paris; vielleicht blos um ihrem neuen Monarchen zu huldigen, vielleicht auch um bei diesem Regierungswechsel Abstellung gerechter Beschwerden zu ertrotzen. Als Ebroin dieses erfuhr, argwohnte er böse Anschläge, und ließ an alle Großen in Neustrien und Burgund ein königliches Schreiben ergehen, in welchem ihnen geboten ward, ohne besondere, vorher erhaltene Erlaubniß, nicht an dem Hoflager des Königes zu erscheinen. Dieser Befehl steigerte die Erbitterung der Gemüther auf das höchste. Neustrien und Burgund riefen den König von Austrasien zu Hülfe, boten ihm jetzt auch die, durch Clothars III. Tod erledigte Krone an. Schnell eilte Childerich mit einem Heere herbei. Sobald er erschien, ging Alles zu ihm über, und der Abfall war nun so allgemein, und kam so plötzlich, daß Ebroin, von allen gehaßt, verlassen und ver-

folgt, kaum noch Zeit hatte, mit seinem König Thiederich in eine Kirche zu fliehen. Hätte Childerich jetzt die grausame Politik jener Zeit befolgt; so würde er unabsehbares künftiges Elend von dem Reiche abgewandt haben. Aber die Natur hatte Childerich ein theilnehmendes Herz nicht versagt. Er hatte nicht nur Mitleiden mit seinem Bruder, welches man ihm freilich nicht als ein sehr großes Verdienst anrechnen kann; sondern er erbarmte sich auch desjenigen, der selbst bis jetzt, was Erbarmung sey, nie noch gekannt hatte. Ebroin blieb am Leben, und da er den Wunsch äußerte, ein Mönch zu werden, so gab ihm der König die Erlaubniß, in das Kloster von Luxeuil zu gehen. Seinem Bruder ließ er zwar die langen Haare, dieses auszeichnende Merkmal der merovingischen Königsfamilie abschneiden, zwang ihn jedoch nicht zum Mönchsstande. Als er ihm sagte, er möchte, was er nur immer wolle, von ihm begehren, jeder seiner Wünsche sollte erfüllt werden, gab Thiederich ihm zur Antwort: „da man mich ungerechter Weise entthront „hat; so habe ich auch jetzt weder Etwas zu wün„schen noch zu begehren, und übergebe mein ferneres „Schicksal unbedingt den Händen der Vorsehung.“ Er begab sich hierauf in das Kloster von St. Denis, aber nicht um Mönch zu werden, sondern blos seine langen königlichen Haare dort wieder wachsen zu lassen.

19. Nicht aus Abneigung, und noch viel weniger aus Haß gegen Thiederich, sondern nur um das Reich von Ebroin, dieser fürchterlichen Landplage, zu befreien, hatte Leodegar, Bischof von Autun, zu der zu Gunsten Childerichs bewirkten Revolution mehr als Andere beigetragen. Der König erzeigte sich dankbar gegen denselben, berief ihn an seinen

Hof, zog ihn bei allen und den wichtigsten Geschäften zu Rathe, und indem er sich allen Vorschlägen und Ansichten des Bischofes fügte, ward dieser gleichsam des Königs erster Rath und Minister *). Wohlthätig und vielversprechend war demnach auch jetzt der Anfang von Childerichs Regierung. Eine Menge unter Ebroin eingeführter Mißbräuche ward abgeschafft, viel geschehenes Unrecht wieder gut gemacht, und statt despotischer Willkühr, traten nun Gesetze und Herkommen wieder in Kraft. Aber Leodegar war nicht blos Staatsmann; er war auch Bischof, und zwar ein sehr frommer, gottesfürchtiger Bischof, dem das heilige Interesse der Religion wenigstens eben so sehr am Herzen lag, wie jenes des Staates. Childerich stand im Begriffe, sich mit der von Ebroin ihm anverlobten Braut, die Prinzessin Bilhildis, seines Vaters Bruders Tochter zu vermählen. Dieser blutschänderischen Ehe widersetzte sich der Bischof aus allen Kräften, und als er sah, daß alle seine Ermahnungen fruchtlos wären, erkühnte er sich, den Monarchen an die, von der Kirche ihm gedrohten göttlichen Strafgerichte zu erinnern. Schon dies mißfiel dem König. Aber jetzt

---

*) Dieses gab nun Anlaß zu dem Irrthum so vieler Geschichtschreiber, welche in vollem Ernste erzählen. Leodegar sey unter Childerich II. Majordomus von Neustrien und Burgund gewesen. Dieses ist offenbar unmöglich. Eines der Hauptattributen in dem Amte eines Majordomus war es, gegen den Feind das Heer anzuführen, selbst an dessen Spitze zu fechten, und dann auch der Todesstrafe würdige Verbrecher zum Tode zu verurtheilen. Aber mit dem Berufe und den Pflichten eines Bischofes war Beides unverträglich, da ja selbst die Canons einem Bischofe nicht einmal erlaubten, gegen einen wirklichen, auf Tod und Leben angeklagten Verbrecher auch nur ein Zeugniß abzulegen.

gere Gemahlin, die Königin Bilhildis, sammt ihrem kleinen Sohn Dagobert. Childerichs zweites, noch zarteres Söhnchen Daniel entrann ganz unerklärbarer Weise den Händen der Mörder; denn das Schicksal hatte den Kleinen bestimmt, in der Folge, unter dem Namen Chilperichs II. noch einer der letzten Schattenkönige des erlöschenden merovingischen Stammes zu werden.

21. Als Childerich ermordet ward, zählte er erst 23 Jahre seines Lebens und 19 seiner Regierung, nämlich von dem Tage an gerechnet, wo er als ein kaum vierjähriges Kind den Austrasiern zum König gegeben ward.

XVI.

1. Nach Childerichs II. Tod trat ein, zwar nur kurzes, aber dennoch die Ruhe und Sicherheit im Innern nicht minder gefährdendes Interregnum wenigstens von einigen Wochen ein *). König Thierich verließ, auf die erste Nachricht von seines Bruders Ermordung, die Abtei von St. Denis, ging nach Nogent, dem heutigen St. Cloud und sah in wenigen Tagen sich von einem, zwar noch nicht

*) Die französischen Geschichtschreiber sagen, ganz Frankreich sey in dieser kurzen Zwischenzeit ein blutiger Tummelplatz jeder nur gedenkbaren Gewaltthat und Zügellosigkeit gewesen: ein Beweis mehr von dem völligen Verfall des sittlichen Zustandes der Nation, und daß diese unter der unnatürlichen Herrschaft der Majordomus noch ungleich roher und verwilderter geworden, als selbst unter Chlodowigs ersten Nachfolgern und deren Söhnen.

sehr zahlreichen, aber doch schon ziemlich glänzenden Hofe umgeben. Aber auch nach Luxeuil eilten von allen Seiten Leodegars Freunde und Anhänger, entrissen ihn seiner klösterlichen Einsamkeit und führten ihn im Triumph zu seiner Kirche nach Autun. Voll Freude, ihren lange vermißten Bischof wieder zu sehen, strömten alle Einwohner der Diöcese ihm entgegen, und verbanden sich untereinander, in der gegenwärtigen Zeit gefahrvoller Anarchie für ihren guten Oberhirten zu leben und zu sterben. Leodegar war jetzt nicht blos für seine eigene Person vollkommen gesichert, sondern, da täglich noch mehrere seiner Anhänger, und unter diesen auch verschiedene Großen, die seine Freunde waren, zu ihm kamen, sogar im Stande, dem rechtmäßigen Thronerben bedeutende Dienste zu erzeigen.

2. Auch Ebroin hatte bei der Nachricht von Childerichs Tod, seinen Mönchshabit unverzüglich gegen eine weltliche Kleidung vertauscht; aber leider waren mit dieser nun auch zugleich wieder alle seine frühern, verderblichen Leidenschaften in seiner Seele erwacht. Den Bischof Leodegar begleitete er zwar nach Autun, machte aber, weil er einen künftigen gefährlichen Nebenbuhler in ihm zu erblicken glaubte, gegen dessen Leben schon unter Weges einen Mordanschlag. Zum Glück verhinderte der Bischof Genes von Lyon die Ausführung dieses teuflischen Vorhabens, und unter der Larve der Freundschaft blieb Ebroin, um den sich indessen ebenfalls verschiedene seiner frühern Anhänger gesammelt hatten, noch einige Zeit bei dem Bischofe in Autun. Aber dieser brach endlich auf, um mit seinem ganzen Anhang sich zum König nach Nogent zu begeben. Ebroin begleitete ihn wieder eine Strecke dahin; als sie aber Nachricht erhielten, daß Thiederich schon

zum König sey ausgerufen worden, trennte sich Ebroin von dem Bischofe, ging nicht zu dem König, sondern in eine entfernte Stadt an den Grenzen von Austrasien.

3. Gleich einem schützenden Engel, ward Leodegar von Thiederich empfangen. Der König schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, zog bei allen Geschäften ihn zu Rath und überließ sich ganz dessen Leitung und bessern Einsichten. Eine der ersten Sorgen des Bischofes war es jetzt, einen Majordomus wählen zu lassen, und durch seinen Einfluß fiel die Wahl auf Leudes, den unter der Aufsicht des Bischofes erzogenen Sohn Erchinoalds. Ebroin, der ohnehin schon wieder auf neue Entwürfe sann, das Reich abermal in Verwirrung und bürgerliche Kriege zu stürzen, hatte bis jetzt mit Zuversicht gehofft, daß zur Erlangung der Majordomuswürde ihm Leodegar, den er durch seine heuchlerischen Künste völlig gewonnen zu haben glaubte, behülflich seyn würde; was er bisher besorgt hatte, war blos, seine Gewalt und seinen Einfluß bei dem König mit dem Bischofe theilen zu müssen. Bei der ganz unerwarteten Nachricht von der Erhebung des Leudes, gerieth Ebroin in Wuth, schwur Leodegar und dessen Anhang blutige Rache, und eilte nach Austrasien, wo er wirklich noch eine Menge geheimer Freunde und Anhänger hatte.

4. Aus Liebe zu Immihildis, welche ihrer Tugend und trefflichen Eigenschaften wegen von der ganzen Nation mit Liebe verehrt ward, hatten die Austrasier, wahrscheinlich noch zu Lebzeiten und vielleicht selbst mit Genehmigung Childerichs, Siegeberts und Immihildis Sohn, Dagobert II. aus seiner Verbannung in England auf den Thron von Austrasien

gerufen. Wie es scheint, hatte Wulfoald zu Dagoberts Wiederherstellung kräftig mitgewirkt; denn auch unter diesem König erhielt er sich in seiner Würde als Majordomus von Austrasien. Zwischen ihm und Ebroin bestand eine Freundschaft, wie sie unter Männern dieser Art zu bestehen pflegt; das Band derselben war Beider gemeinschaftlicher Haß gegen den tugendhaften, einsichtsvollen, in Neustrien und Burgund allgemein geehrten Bischof von Autün. Mit Wulfoalds Hülfe brachte Ebroin bald ein Heer zusammen, verbreitete überall das falsche Gerücht von Thietherichs Tod, und stellte einen unbekannten Knaben auf, den er für einen Sohn Clothars III. ausgab und zum König von Neustrien krönen ließ. Zu Gehülfen dieses Bubenstückes hatte er zwei ihres bodenlos schlechten Wandels wegen, von der Kirche ihrer bischöflichen Stühle entsetzte Bischöfe, nämlich den Desiderius, ehemaligen Bischof von Chalons an der Saone, und den Bobbo von Valence. Ebroin brach hierauf mit seinem Heere in Neustrien ein, und wußte seine Bewegungen so geschickt zu verbergen und seinen Marsch so sehr zu beschleunigen, daß er den König in der Gegend von Paris ganz unvorbereitet überfiel, und beinahe ihn sammt seinem ganzen Hofe gefangen genommen hätte. Nur durch schleunige Flucht hatten der König und Einige der bei ihm anwesenden Großen sich gerettet, aber der ganze königliche Schatz fiel in Ebroins Hände. Mit Feuer und Schwert verheerte er nun alle Gegenden, welche das Schattenbild, das er unter dem Namen Chlodowigs III. mit sich herum führte, nicht für ihren König erkennen wollten, plünderte dabei alle Kirchen, und vermehrte und bereicherte mit diesem Raub sein Heer, das ohnehin durch den thätigen Beistand der oben erwähnten ehemaligen Bischöfe mit jedem Tage zahlreicher und furchtbarer ward.

König sey ausgerufen worden, trennte sich
oin von dem Bischofe, ging nicht zu dem König,
ern in eine entfernte Stadt an den Grenzen
Austrasien.

3. Gleich einem schützenden Engel, ward Leo-
r von Thiederich empfangen. Der König
kte ihm sein ganzes Vertrauen, zog bei allen
häften ihn zu Rath und überließ sich ganz des-
Leitung und bessern Einsichten. Eine der ersten
gen des Bischofes war es jetzt, einen Majordo-
wählen zu lassen, und durch seinen Einfluß
die Wahl auf Leudes, den unter der Aufsicht
Bischofes erzogenen Sohn Erchinoalds. Ebroin,
ohnehin schon wieder auf neue Entwürfe sann,
Reich abermal in Verwirrung und bürgerliche
ge zu stürzen, hatte bis jetzt mit Zuversicht ge-
, daß zur Erlangung der Majordomuswürde
Leodegar, den er durch seine heuchlerischen
te völlig gewonnen zu haben glaubte, behülflich
würde; was er bisher besorgt hatte, war blos,

und friedlichen Unterredung ein. Erchinoalds Sohn gerieth in die Schlinge, ward ermordet, und Ebroin nun wieder alleiniger Herr der Person des Königs und mit dieser des ganzen Reiches. Das Phantom von einem König, welches unter dem Namen Chlodowig III. eine kurze Zeit figurirt hatte, verschwand nun auf einmal wieder; denn da Ebroin dessen nicht mehr bedurfte; so bekümmerte er sich auch nicht weiter darum, und so kehrte es nun von selbst in sein voriges Nichts wieder zurück.

7. Ebroin machte jetzt eine allgemeine, unbedingte Amnestie im ganzen Reiche bekannt; damit ihm aber dennoch kein Opfer seiner Rache entgehen sollte, verordnete er zugleich eine strenge Untersuchung wegen des an König Childerich begangenen Mordes. Wer mittelbar oder unmittelbar an der Verschwörung gegen diesen Monarchen theilgenommen hatte, sollte zum Tode verurtheilt werden. Ebroin hatte jetzt einen grenzenlosen Spielraum, seine teuflische Rachgier zu befriedigen. Alle, welche seinen Haß sich zugezogen, seinen Verdacht oder Argwohn erregt hatten, wurden in den mörderischen Prozeß verwickelt, schuldig gefunden und hingerichtet. Graf Guerin, Leodegars Bruder, obgleich bekanntlich einer der unbescholtensten und treuesten von Childerichs Dienern, ward als Mörder dieses Königs gesteiniget. Der blinde Bischof von Autün selbst auf das neue vor Gericht gestellt und verurtheilt. Man riß ihm die Zunge aus dem Halse, schnitt ihm die obere und untere Lippe ab, zerriß ihm die Fußsohlen, und führte ihn hierauf mit blosen, nun schwer verwundeten Füßen, halb nackt, dem Volke zur Schau in der Stadt herum. Nach dieser grausamen Behandlung ward Leodegar in dem Kloster zu Fecamp eingesperrt. Aber auch damit war Ebroin noch nicht zufrieden. Ungefähr zwei Jahre nachher

5. Wenige Tage vor dem feindlichen Ueberfall
)aris, war Leodegar zu seinem bischöflichen Sitze
Autün zurückgekehrt. Sobald Ebroin dieses er-
, sandte er den Desiderius von Chalons, der
selbst an der Spitze der Aufrührer focht, mit
t Heerhaufen dahin, die Stadt zu belagern.
ns Einwohner leisteten tapfern Widerstand; aber
:gar hielt es nicht für geziemend, daß die Heerde
den Hirten, sondern der Hirt für die Heerde das
ı lassen müsse; er theilte also alles Silbergeräthe,
er hatte, unter die Armen aus, ließ die Thore
Stadt öffnen, und übergab sich freiwillig als Ge-
:ner den Händen seiner Feinde. Statt diese schöne
: edler Selbstaufopferung gehörig zu würdigen,
der infame Desiderius die Grausamkeit so weit,
er dem ehrwürdigen Bischofe, seinem ehemaligen
)ruder im heiligen Amte, die Augen ausstechen
und unter gefänglicher Haft ihn einem von Ebro-
Anhängern übergab *).

6. Ebroin, der Paris erobert und sich mehrerer
en großen Städte bemächtiget hatte, ließ dem

Regierung wenig oder gar nichts weiß*). Der Krieg mag ein paar Jahre gedauert haben. Die Grenzprovinzen, und besonders Champagne wurden von Freund und Feind schrecklich verheert. Dem Krieg und dessen Verheerungen machte Dagoberts Tod ein Ende. Auf einer Jagd ward er sammt seinem Sohne Sirgebert von einigen austrasischen geheimen Anhängern Ebroins ermordet. Indessen war die Faktion, welche Ebroin noch in Austrasien hatte, nicht sehr bedeutend, sie bestand blos aus dem Ueberrest der ehemaligen Anhänger Grimoalds, nämlich aus jenen, welche zu dem Complott gehört hatten, welches, nachdem man Dagobert nach England gesandt, Grimoalds Sohn auf den Thron von Austrasien erheben wollte.

9. Nach Dagoberts II. Tod hätte das Königreich Austrasien wieder mit jenem von Neustrien vereint werden sollen. Aber die Austrasier wollten lieber das Aeußerste wagen, als Ebroins tyrannischer Herrschaft sich unterwerfen, und ernannten Pipin von Herstal und dessen Vetter Martin zu Herzogen und Regenten von Austrasien**). Diese Verletzung

*) Dagobert II. war sehr lange Zeit aus den französischen Geschichtbüchern völlig verschwunden. Erst Henschenius und Valesius, besonders der Erstere in seinem Buch de tribus Dagobertis, haben ihn wieder in die Geschichte und die Reihe der fränkischen Könige eingeführt.

**) Von Seite seines Vaters, des Herzogs Ansegisel, war Pipin ein Enkel des heiligen Arnulphs, Bischofes von Metz, und von Seiten seiner Mutter Begga, ein Enkel des Majordomus Pipin von Landen. Herstal oder Heristal war ein, ihm gehöriges, nicht ferne von Lüttich, an der Maas gelegenes Schloß, zu welchem er eine besondere Vorliebe hatte, und daher auch allda sich öfter und länger, als an andern Orten aufzuhalten

oder vielmehr diesen Umsturz der Verfassung wollte König Thietherich oder dessen Majordomus nicht zugeben. Martin und Pipin glaubten, ihren Feinden zuvorkommen zu müssen, fielen mit einem zahlreichen Heere in Neustrien ein, wurden aber bei Lufao*) von Ebroin mit ungeheuerm Verlust völlig geschlagen. Pipin zog sich in das Innere von Austrasien zurück; aber Martin warf sich mit einem Theile des geschlagenen Heeres in die, damals sehr feste Stadt Laon, und machte Anstalten, den Feind, wenn er sich zeigen sollte, tapfer zu empfangen. Bei einer langwierigen Belagerung, deren Erfolg noch sehr zweifelhaft war, wollte Ebroin sein Kriegsglück nicht auf das Spiel setzen; er nahm also auch jetzt wieder zu den schon bekannten Künsten der Treulosigkeit seine Zuflucht. Zwei Bischöfe, Agilbert von Paris und Riol von Rheims, wurden nach Laon geschickt, um Martin an das königliche Hoflager in Ecri zu einer friedlichen Unterredung einzuladen. Die Bischöfe, getäuscht und bethört durch Ebroins Betheuerungen seiner Aufrichtigkeit, schwuren dem Martin einen feierlichen Eid, daß er weder für sein Leben noch für seine Freiheit etwas zu befürchten hätte, es ihm auch völlig frei

---

pflegte. Martin war ein Sohn Chlodulfs, des heiligen Arnulphs jüngern Bruders, der nachher ebenfalls Bischof von Metz ward. Beide Brüder waren, wie der Leser schon weiß, bevor sie in den geistlichen Stand traten, verheirathet, und bekleideten bedeutende Staatsämter am Hofe Clothars II. und Dagoberts I. Der heilige Chlodulf, denn auch er ward von der Kirche den Heiligen beigezählt, überlebte seinen Sohn Martin, und starb in einem Alter von einigen neunzig Jahren erst im Jahre 696.

*) Lufao, das schon lange nicht mehr vorhanden ist, lag zu seiner Zeit in der Gegend von Tull.

stehen sollte, sobald er es für gut fände, wieder nach Laon zurückzukehren*). Gewöhnlich kann von dem, wenig Talente erfordernden Kunststück, irgend einen Zweck durch schnöde Verletzung der öffentlichen Treue zu erreichen, höchstens nur einmal Gebrauch gemacht werden; aber auch öfters wiederholt und in Anwendung gebracht, sollte es doch stets dem Ebroin gelingen. Auch Martin gerieth in die, ihm gelegte Falle, und ward gleich in der ersten Stunde nach seiner Ankunft in Ecri, sammt allen seinen Leuten ermordet. — Nach Martins Tod war Pipin regierender Herzog von ganz Austrasien. (679.)

9. Nicht lange genoß Ebroin die Früchte seines bei Lufao erfochtenen Sieges. Er hatte einen fränkischen Edeln, Namens Hermanfried, den er längst schon verfolgte, aller seiner Güter beraubt, und Verzweifelung erzeugte nun in diesem den Entschluß, das Reich von seinem furchtbaren Tyrannen zu befreien. Mit dem Schwert unter seinem Mantel verbarg er sich in einer engen Straße, welche Ebroin, wenn er in die Kirche ging, nicht vermei-

---

*) Der damaligen Sitte zufolge, wurden bei Eidesleistungen gewisse Heiligthümer ausgestellt, über welchen der Schwörende seinen Eid ablegen mußte. Durch einige Vertrauten, welche Ebroin, wie es sich von selbst ergibt, sogar unter der Geistlichkeit in Laon haben mußte, ließ er nun, bevor die Bischöfe zum Schwören hinzutraten, aus dem Reliquienkasten die Heiligthümer heraus nehmen, so daß jetzt die Bischöfe, ohne es zu wissen, über den leeren Kästchen schwuren, worauf alsdann der Majordomus, durch den, von den Bischöfen in seinem Namen und auf seine Seele geschwornen Eid sich nicht gebunden glaubte. — Wie man sieht, hatte Ebroin ein sehr zartes Gewissen, und war dabei kein schlechter Casuist.

konnte, stürzte sich dann plötzlich auf ihn hin, gab ihm einen so kräftigen Hieb auf den Kopf, er sogleich todt zu Boden stürzte. Nach vollhter That war Hermanfried noch so glücklich, durch schleunige Flucht zu retten. Er ging nach rasien, wo er an Pipins Hofe Schutz und gastndliche Aufnahme fand.

10. Dem Ebroin folgte in der Majordomusde Waratto, welcher den Pipin als Herzog Austrasien anerkannte, wofür dieser eine jähr- Abgabe an König Dietherich zu zahlen verch. Aber zwischen Waratto und seinem Sohn lemar erhob sich ein blutiger Zwist; der Vater d vom Sohne vertrieben und suchte in Austra- Schutz. Pipin eilte mit einem Heere herbei; lemar zog ihm entgegen und Ersterer ward, obh nicht eigentlich geschlagen, doch mit ziemlichem lust zum Rückzug gezwungen. Aber schnell erzte und verstärkte Pipin sein Heer, nahm eine drohendere Stellung an, und bewirkte durch entschlossenes, kräftiges Einschreiten, daß der

aber der Uebergang konnte jetzt nicht ohne Verwirrung und große Unordnung geschehen; zudem hatten die Neustrier auch noch den Nachtheil, daß sie, weil von Pipin von der Morgenseite angegriffen, während der Schlacht die Sonne im Gesicht hatten. Indessen ward von beiden Seiten mit ungewöhnlicher Tapferkeit gefochten. Der Kampf war hartnäckig und mörderisch; aber endlich erfocht Pipin einen vollständigen Sieg. Der größte Theil des neustrischen und burgundischen Adels blieb auf dem Platz, Dietherichs ganzes Heer ward zusammen gehauen oder zersprengt; der König selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Rosses; auch der Majordomus Berthar entrann den Händen der Austrasier, aber nicht den Schwertern seiner eigenen Soldaten, die, ihm allein die Schmach einer verlornen Schlacht zuschreibend, auf der Flucht ihn unter Weges ermordeten. In Eilmärschen rückte nun Pipin dem König nach. Als er vor Paris erschien, öffnete die Stadt dem Sieger ihre Thore. Diethrich ward gezwungen, mit Pipin einen Vergleich einzugehen, das heißt, sich und mit seiner Person abermals wieder auch zugleich sein Reich zu übergeben.

13. Pipin war zu verständig, als daß er dem gefangenen König nicht seine Würde, den Franken nicht ihren König gelassen hätte. Er begnügte sich also mit dem Amt und der Gewalt eines Majordomus, war aber in der That unter dem doppelten Titel: Dux et Princeps Francorum, unbeschränkter Herr des ganzen fränkischen Gesammtreiches *).

*) Von jetzt an wurden in allen öffentlichen Urkunden, neben den Regierungsjahren der Könige, auch die Jahre der Herrschaft des Majordomus bemerkt.

14. Als Folge der, zwischen Austrasien und Neustrien, schon so lange Zeit herrschenden, wahrhaft leidenschaftlichen Rivalität, waren zwar jetzt die austrasischen Völker Pipin mit grenzenloser Treue ergeben; denn daß durch ihn ihr Reich endlich die Oberherrschaft über jenes von Neustrien errungen; dies hielten sie, weil es ihrem Nationalstolz schmeichelte, für ihren höchsten Ruhm, für ihren schönsten und herrlichsten Triumph; und Bewunderung und Dankbarkeit fesselten sie nun auf immer an den Heristaller und dessen Familie. Aber aus der nämlichen Ursache sträubten sich nun auch die Neustrier mit desto größerm Widerwillen gegen die Herrschaft eines austrasischen Fürsten. Ueberhaupt erforderte es jetzt eine mehr als gewöhnliche Weisheit und Staatsklugheit, und die ganze Energie einer Heldenseele wie Pipin, um so viele und verschiedene, bisher oft und lange getrennte, in ihrem Interesse getheilte, und an wilde Gesetzlosigkeit gewöhnte Völker wieder in eine Gesammtnation zu verschmelzen, jenen längst entflohenen, gemeinschaftlichen Nationalgeist wieder in ihnen zu wecken, und so das ganze ungeheure Reich ruhig und mit segenreichem Erfolge zu beherrschen. Gewiß war dieses nicht eine leichte Aufgabe; aber Pipin, der selbst die Liebe und Bewunderung seiner Feinde zu erzwingen wußte, verstand auch die Kunst, diese schwerste aller Aufgaben zu lösen.

15. Während der vielen und anhaltenden, blutigen, bürgerlichen Kriege, und der damit verbundenen furchtbaren Verwirrung, war das fränkische Reich in allen seinen Theilen, in seinem Innern, wie in seinen äußern Beziehungen und Verhältnissen, in den schrecklichsten und zugleich traurigsten Verfall gerathen. In seinem Innern waren beinahe alle

Bande eines staatsgesellschaftlichen Zustandes aufgelößt. Statt der Gesetze herrschten überall nur Tyrannei und freche Willkühr; die größten Laster und Schandthaten jeder Art füllten das wilde, wüste Leben ausgelassener Großen; Treulosigkeit, Mord, Straßenraub und grausame Mißhandlung des wehrlosen Volkes, waren ununterbrochen an der Tagesordnung; Niemand war seines Eigenthums mehr sicher; frevelhafte Gewalt galt überall für Recht. Sogar ein Theil der Geistlichkeit blieb von der, an Allem was schändlich ist, überschäumenden Sittenlosigkeit nicht unangesteckt; immer sichtbarer verfiel die heilsame Zucht und Disciplin der Kirche; unter ihren sonst so mütterlich schützenden Flügeln, fand jetzt keine unterdrückte und verfolgte Tugend, keine verlassene Wittwe oder Waise mehr Schutz, und bei der allgemein herrschenden Ruchlosigkeit, dem völligen Verschwinden alles praktischen Christenthums und christlichen Sinnes, und der daher auf das höchste gestiegenen Verwirrung und Verwilderung, fand das unterdrückte, unaufhörlich gequälte und mißhandelte, übrigens aber noch christliche und gläubige gemeine Volk, blos noch einige Erleichterung seiner Leiden in dem Wahne, *daß das Ende der Welt herannahe, und mit dem nun bald erscheinenden jüngsten Tage, auch all sein Elend sich endigen werde.*

16. Nicht minder traurig und niederbeugend war auch der Zustand des Reiches in seinen äußern Verhältnissen. Die Alemannen, Schwaben, Thüringer, Bayern, Sachsen und Friesen hatten die Gewalt der Majordomus nicht anerkannt, und unter diesem Vorwande sich völlig der fränkischen Herrschaft entzogen. Ihre Herzoge leisteten mehr weder Heersfolge, noch zahlten sie an die Krone den ihr

schuldigen Tribut; betrugen sich ganz, wie völlig unabhängige Fürsten, und die nördlichen Friesen, welche von Antwerpen bis an die Weser hin wohnten, erlaubten sich sogar feindliche Einfälle in das fränkische Gebiet. Eben so hatten die Völker jenseits der Loire längst schon dem Reich den Gehorsam aufgekündiget. Während des immerwährenden Familienzwistes der fränkischen Könige und der lange anhaltenden bürgerlichen Kriege, hatten die Herzoge von Aquitanien ihre Macht auf Kosten des Reiches ganz unmäßig vermehrt, eine Stadt nach der andern, ja ganze Strecken Landes ihren Vettern, den fränkischen Königen entzogen und mit ihrem Gebiete vereiniget. Selbst das kleine, aber wilde und, obgleich oft überwundene, dennoch stets unruhige Volk der Basken riß sich auf das neue von der Monarchie los, erkannte nicht mehr der Könige Oberhoheit und unternahm sogar räuberische Streifzüge auf fränkischem Gebiete. Kurz, das Reich glich einem völlig morschen, von allen Seiten Einsturz drohenden Gebäude, und es bedurfte durchaus eines großen, von der Vorsehung geweckten Geistes, um den fast entseelten, fränkischen Leichnam auf das neue wieder zu beleben.

17. Weislich begann Pipin damit, daß er an die, am tiefsten liegenden, das wahre Lebensprinzip des Staats verzehrenden Grundübel vor Allem seine heilende Hand legte: Gesetzgebung, Gerechtigkeitspflege, Polizei, innere Verwaltung, Wiederherstellung der Kirchenzucht und öffentlicher Sitten ꝛc., wurden daher die ersten und wichtigsten Gegenstände seiner thätigen, über Alles waltenden Sorgfalt. Mit raschen und daher stets gewaltsamen Einschreitungen wollte er zwar nicht a u f e i n m a l und plötzlich den Staat wieder blühend und glücklich machen; denn er sah nur zu

gut ein, daß dieses gerade die Grundlage noch größerer Verwirrung werden könnte. Eine klug und sicher berechnete Schonung aller bestehenden und bestandenen Verhältnisse, um die alte Ordnung wieder einzuführen, war also der Grund, auf welchem er zu bauen anfing, und sieben und zwanzig Jahre mit dem glücklichsten und glänzendsten Erfolge fortbauete. Unermüdet war jetzt Pipin mit Reorganisirung aller Zweige der Verwaltung beschäftiget. Bald traten nun die alten Gesetze, mit ihren der Nation angewöhnten Formen, wieder in Kraft. Ebroins neue, größtentheils gehässige Einrichtungen wurden abgeschafft. Alle, den Gewerbsfleiß danieder drückenden Auflagen wurden aufgehoben. In den Finanzen ward Ordnung, unter den Truppen Kriegszucht wieder eingeführt und auch der Geringste vom Volke gegen die Anmaßungen der Mächtigern durch die Gesetze geschützt. Die Großen, welche die Tyrannei der vorigen Regierung ihrer Würden entsetzt hatte, wurden in denselben wieder hergestellt, und alle, denen der Fiscus ihre Güter eingezogen, oder gar offenbare Gewalt sie ihnen geraubt hatte, erhielten dieselben wieder zurück. Ueber das Letztere hatten vorzüglich sich die Kirchen zu beklagen, und da Pipin ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so gewann er auch das Zutrauen der Bischöfe, und deren, bei seinen schweren und wichtigen Arbeiten, ihm so ungemein nützlichen und mächtigen Beistand. Um der allgemein eingerissenen Zügellosigkeit zu steuern, wurden nun wieder mehrere Concilien gehalten, und eine Menge der weisesten und heilsamsten Verordnungen zur Verbesserung der Sitten, zur Belebung eines ächt christlichen Sinnes, zur Erleichterung der Armuth und zum Schutz der Wittwen, Waisen und noch unerzognen Kindern von den Bischöfen gemacht, und von dem Majordomus genehmiget und in Vollziehung gesetzt. In kurzer Zeit

ergoß sich neues Leben in alle Adern des Staatskörpers. Alle Stände der Nation fühlten die Wohlthaten ihres neuen Regenten; und da Pipin stets der Richtschnur der Gerechtigkeit folgte, und mit einer ungemeinen, ihm alle Herzen gewinnenden Milde auch eine, oft zeitgemäße, durchaus nothwendige Strenge zu verbinden wußte, so erwarb er sich, durch die Weisheit, Milde und Gerechtigkeit seiner Verwaltung, nach und nach eben so sehr das Zutrauen und die allgemeine Liebe der Großen, als auch aller übrigen Stände und Classen der Nation, und auf diese Weise ein Ansehen und eine Gewalt, wie vielleicht, seit dem Gründer der Monarchie, kein fränkischer König bisher sie je noch gehabt hatte. Aber wodurch Pipin vorzüglich die Gunst und ein ganz unbeschränktes Vertrauen bei der Nation gewann, war unstreitig, daß er die alten, ganz in Vergessenheit gerathenen Märzfelder wieder einführte. Diese jährlichen Nationalversammlungen lagen den Franken, die überhaupt an allen ihren alten Gewohnheiten mit Leib und Seele hingen, ungemein am Herzen. Pipin umgab sie daher mit allen nur möglichen Feierlichkeiten, und auf ihnen erschienen nun auch jedesmal wieder die Könige, in ihrem ganzen königlichen Pomp und geschmückt mit allen Insignien ihrer Würde, um dem Volke sich zu zeigen, und dann die Beschlüsse ihrer Majordomus zu genehmigen.

18. Sobald Pipin den Staat in seinem Innern befestiget hatte, ordnete er auch, jedoch mit gewaffneter Hand, dessen äußere Verhältnisse. Die Alemannen, Schwaben, Thüringer und Bayern hatte er schon als Herzog von Austrasien bezwungen. Jetzt zog er gegen die nördlichen Friesen, schlug deren Fürsten Radbod in mehrern Treffen, nahm ihm einen Theil seines Gebietes, vereinigte

diesen mit der Monarchie, und machte die übrigen Länder, die er ihm ließ, dem fränkischen Reiche zinsbar. Der Uebermuth der Gascogner, der das Verhältniß ihrer Kräfte weit überstieg, ward mit leichter Mühe von Pipin gedemüthiget, ihre Verfassung aufgehoben und das Land im strengern Sinne des Worts zu einer fränkischen Provinz gemacht. Gleiches Glück folgte Pipins Fahnen auch in Aquitanien; er schlug den mächtigen Herzog Charibert in zwei mörderischen Treffen, zwang ihn, sich zu unterwerfen, und stellte den ehemaligen Lehnsverband zwischen Aquitanien und dem fränkischen Reiche in seiner vollen, frühern Kraft wieder her. — Eine solche Reihe glänzender Thaten, verbunden mit allen Segnungen einer weisen, gerechten und milden Verwaltung, unterwarfen dem Pipin immer noch mehr die Gemüther eines Volkes, das bis jetzt es für sein größtes Verbrechen gehalten hätte, Andere, als blos Sprößlinge seines alten Königstammes, für seine Herren zu erkennen.

19. In dem Jahre 695 starb endlich König Dietherich, und auf dem goldenen Stuhle*) folgte ihm sein ältester Sohn unter dem Namen Chlodwig III. Wie den Vater, umgab auch diesen thatenlose Herrlichkeit, und als er schon nach 4 Jahren starb, führte nach ihm sein zwölfjähriger Bruder Childebert, der Dritte dieses Namens, sechzehn oder siebenzehn Jahre lang den königlichen

*) Der Thron der alten fränkischen Könige war ein goldener Stuhl ohne Rücken- und Arm-Lehnen, um dadurch anzuzeigen, daß ein König der Franken, ohne fremde Stützen, blos durch eigene Kraft bestehen müsse.

Titel. Das ganze Regierungsgeschäft der Könige bestand jetzt blos darin, daß sie bei ihrer Thronbesteigung sich der Nation zeigten, und von ihr die Huldigung und die gewöhnlichen Geschenke empfingen; aber damit war es nun auch ein für allemal am Ende, und für die ganze übrige Zeit ihres Lebens blieben sie, auf ihren prächtigen, mit allem Ueberfluß versehenen Lustschlössern, den Regierungsgeschäften eben so fremd, wie ein der Welt abgestorbener Mönch in irgend einem Kloster. Indessen bekam die Nation, die, obgleich von keinem König beherrscht, doch durchaus einen König haben wollte, ihre Titularkönige jedes Jahr einmal, nämlich bei Gelegenheit der Märzfelder zu sehen, wo man dem königlichen Schatten die nämlichen Ehrerbietungen erzeigte, die man wirklichen Königen zu erzeigen pflegt.

20. Auf Childebert III. folgte dessen zwölfjähriger Sohn Dagobert III. (611). Aber dem Pipin machten indessen die Alemannen, Schwaben, Sachsen und Friesen auf das neue wieder viel zu schaffen. Eine schreckliche Niederlage dieser Völker war die Folge ihrer Schilderhebung. Der tapfere und unruhige Radbod, Fürst der Friesen, war die Seele dieser wiederholten Empörungen gewesen; um ihn zu gewinnen und für die Zukunft den fränkischen Grenzländern unschädlich zu machen, begehrte Pipin Radbods Tochter Teutsinda für seinen ältesten Sohn Grimoald. Teutsindas Vater fühlte durch diesen Antrag sich hochgeehrt, die Heirath kam also zu Stande, brachte aber, wie wir in der Folge sehen werden, dem Reiche, besonders Austrasien nicht die Vortheile, die man von dieser Verbindung sich versprochen hatte.

21. Bald darauf starb Pipin nach einer beinahe acht und zwanzigjährigen, eben so thaten- als ruhmvollen Regierung, in seinem Palaste zu Jopil, an den Ufern der Maas, dem alten Stammschloß Heristal gegenüber. Die letzten Tage seines Lebens verbitterte dem Helden die ganz unerwartete und daher desto schrecklichere Nachricht von dem Tode seines ältesten und geliebtesten Sohnes Grimoald, der, auf einer Reise zu seinem Vater begriffen, unter Weges zu Lüttich in der St. Lambertuskirche unter dem Dolche eines Meuchelmörders gefallen war. — Ueber dem Grabhügel Pipins trauerte das ganze fränkische Reich, das er auf eine, den Franken bisher unbekannte Höhe von Macht, Ruhm und Wohlstand erhoben hatte. Auch für die Ausbreitung des Christenthums und die Bekehrung der, noch im Heidenthum versunkenen Völker, geschah unter seiner Verwaltung mehr, als seit Clothar II. bis auf seine Zeiten geschehen war; so wie überhaupt Pipins Verdienste um Religion, Kirche und gute Sitten wahrhaft groß und unverkennbar sind. — Um diesen außerordentlichen Mann, ganz wie er war, in seiner Heldengröße, wie in seiner menschlichen Schwäche der Nachwelt zu zeigen, darf die Geschichte nur dessen Thaten erzählen; ist dieses geschehen; so werden jedes weitere Lob, wie jeder weitere Tadel mehr als überflüssig; denn daß Pipin den rechtmäßigen Königsstamm unterdrückte und, obgleich zum Wohl der Kirche, zum Heil seiner Völker und zum Besten der Menschheit, eine jedoch nur usurpirte Gewalt ausübte: dies sind unläugbare Thatsachen. Aber bei Allem dem ist doch nicht immer die Weltgeschichte auch die Stimme des Weltgerichts; denn offenbar vermag eigentlich nur die Hand der Allmacht die Wagschale ewiger Gerechtigkeit zu halten, die oft nach ganz andern Gesetzen richtet, als denen der

Pandekten des Justinians, und ihrer gelehrten oder ungelehrten Commentatoren aller Zeiten und Zungen. — Von Pipins letzten Verfügungen, sowohl in Beziehung auf das fränkische Reich, als auch auf seine eigene, nicht sehr zahlreiche Familie, kann wegen ihres großen Einflusses auf die gleich darauf erfolgten merkwürdigen Ereignisse, erst in der Geschichte des nächsten Zeitraums die Rede seyn.

XVII.

1. Geschichte der Westgothen. An dem Grabe Königs Sisebuts und seines Sohnes Recareds (621.) verließen wir im siebenten Bande unserer Fortsetzung die westgothische Nation in Spanien. Wenn der Blüthenglanz dieses Reiches, von Recareds I. Zeiten bis jetzt, wenn dessen schnelles Wachsthum an Größe und Macht, die immer höher steigende, geistige Bildung der Nation, ihre christliche Sittung und Gesinnung, und das schöne, harmonische Verhältniß der spanischen Kirche zum Staate der Westgothen, unser Herz bisher oft mit freudiger Bewunderung erfüllten; so wird nun auch bald das allmählige Verbleichen jenes Blüthenschimmers, die überhandnehmende Zerrüttung in dem Innern des Reiches, und die dadurch vorbereitete, und endlich durch eine einzige verlorne Schlacht vollendete gänzliche Zerstörung und Vernichtung desselben, ein nicht minderer Gegenstand unsers Erstaunens werden.

2. Das Grundübel und der Keim der so frühen Verwesung des westgothischen Reiches in Spanien lag in der Verfassung desselben. Seit dem Erlöschen des alten baltischen Königstammes nämlich, war es

ein Wahlreich geworden. Aber nach einer Krone, jedem erreichbar, streckt gewöhnlich auch jeder Ehrgeizige die Hand aus, und da sie nur Einem zu Theil wird; so werden stets dem Einen Glücklichen hundert, in ihren Hoffnungen getäuschte Unzufriedene gegenüber stehen; diese haben dann, weil ihr eigenes Herz in unerfüllten Wünschen sich verzehrt, für das Gesammtwohl des Staates keinen Wunsch mehr übrig, oder lassen sich gar, um dennoch das Ziel ihres Ehrgeizes zu erreichen, zu förmlicher Empörung, wie zu jedem andern Frevel und Verbrechen hinreißen. Jede Thronveränderung ist nun gewöhnlich mit innern Unruhen, wo nicht mit bürgerlichen Kriegen verknüpft; und selbst nach Besiegung der einen oder andern Parthei, dauern größtentheils die krampfhaften Zuckungen in dem Staatskörper noch fort; und nimmt endlich der unterliegende Theil in seiner Verzweifelung gar zu einer großen, an den Grenzen des Reiches lauernden Macht seine Zuflucht, dann macht der herbeigerufene, geharnischte Schiedsrichter dem blutigen Prozeß gewöhnlich damit ein Ende, daß er selbst den Gegenstand desselben verschlingt. — Dies in wenigen Worten das Wesentlichste der Geschichte Spaniens in dieser Periode. Zwar gelangen noch immer kräftige Regenten auf den Thron; aber sie vergeuden mehrentheils ihre Kraft in fruchtlosem Streben, die Krone auf ihre Nachkommen zu vererben, und erschüttern eben dadurch nur noch mehr einen Thron, welchen in ihrem Hause zu befestigen, sie es zum Hauptgegenstand ihres Regentengeschäfts machen *).

*) Für diese Periode der westgothischen Geschichte sind die Quellen wieder äußerst dürftig und unzuverlässig. Die vornehmsten, aus welchen auch alle spätern spanischen Geschichtschreiber schöpften und schöpfen mußten, sind die Chroniken des Isidors von Sevilla

(Hispalensis) und des Isidors von Beja (Pacensis) ferner, des Julius Toletanus Regierungsgeschichte Königs Wamba. Mit Suintilas Absetzung endigte Isidor von Sevilla seine Geschichte, die aber von Isidor von Beja bis auf die Zeit, in welcher er selbst lebte, nämlich bis zum Jahre 754 fortgesetzt ward. Weit später sind die Chroniken des Königs Alphonsus, des Roderichs von Toledo und des Diacons von Tuy (Tudensis) nachherigen Bischofes dieser Stadt. Indessen müssen wir doch auch diese als Quellen betrachten. — Den neuern spanischen Geschichtschreibern, wie z. B. Savedra, Mariana, Ferreras rc. ist es nicht gelungen, das Dunkel aufzuhellen, das diese Periode der westgothischen Geschichte umgibt. Getäuscht wurden Viele durch die, von Michael de Luna vorgeblich aus dem Arabischen übersetzte Geschichte Roderichs, letzten Königes der Westgothen. Diese Geschichte ist offenbar ein bloser Roman, und dieses um so weniger zu bezweifeln, als man trotz allem langen und mühsamen Aufsuchen dennoch das arabische Original niemals hat finden können. — Unter den neuesten deutschen Gelehrten hat Herr Professor Aschbach, durch seine Geschichte der Westgothen, sich ganz vorzüglich um diesen Zweig der Literatur verdient gemacht. Aber eine nicht minder erfreuliche und willkommene Erscheinung ist auch Herrn F. W. Lembkes Geschichte von Spanien (Hamb. bei Perthes 1831.) Eine umfassende Kenntniß der Quellen, gründliche Forschung, judiciöse Sichtung und gefällige Anordnung der wohl geprüften Detail-Massen, geben dieser Geschichte einen vorzüglichen Werth; auch läßt sie in Ansehung des Styls und einer, sich stets gleich bleibenden, ernst- und würdevoll fortschreitenden Darstellung wenig mehr zu wünschen übrig; nur hinwegsetzen muß sich der katholische Leser über des protestantischen, gelehrten Herrn Verfassers, ziemlich oft sich kundgebenden Widerwillen gegen die spanische Geistlichkeit, deren Verbrechen, hier wie in so manchen andern Schriften, blos darin besteht, daß sie eine katholische Geistlichkeit war. — Der erste Band dieser Geschichte Spaniens zerfällt in zwei Theile, wo-

von der Erste mit der westgothischen Monarchie auf der spanischen Halbinsel, vom Jahre 531 bis 714 sich beschäftiget, und der Andere die Zeiten von der Eroberung Spaniens durch die Araber bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts umfaßt. Wie in Herrn Aschbachs schätzbarem Werke, ist auch hier dem ersten Theil eine Darstellung des innern Zustandes des westgothischen Reiches beigefügt, als: Verhältnisse der Kirche; Staats- und Rechtsverfassung, und endlich auch geistige und sittliche Cultur der Nation. — Alles trefflich und lichtvoll vorgetragen. Ueberall beurkundet sich der Verfasser als gründlichen, besonnenen und größtentheils auch unbefangenen Forscher. Nur Schade wieder, daß, in der Darstellung der Verhältnisse der Kirche, einige, und man möchte beinahe sagen, bisweilen ganz zur Unzeit eingeschaltete Bemerkungen, und vorzüglich die am Ende gegen die ganze spanische Geistlichkeit gerichtete Schlußbemerkung zu hart und ungerecht, und hie und da offenbar blos aus der Luft gegriffen sind. Auf einzelne Ausnahmen läßt sich doch wahrhaftig kein allgemeines, eine ganze zahlreiche Corporation umfassendes Urtheil begründen; in dem ganzen menschlichen Leben, in dem öffentlichen, wie in dem häuslichen, begegnen sich überall Licht und Schatten. — Wie sehr wäre es zu wünschen, daß ein Geschichtschreiber, der zu Aschbachs und Lembkes unverkennbarem Talent und dem Reichthum ihrer historischen Kenntnisse auch einen, von allen Banden politischen, wie religiösen Sektengeistes völlig entfesselten, ächt religiös-philosophischen, und daher nicht blos für die niedern, materiellen, sondern auch höhern geistigen überirdischen Interessen empfänglichen Geist, und ein für das Göttliche, was in der Geschichte liegt, tief erglühetes Herz mitbrächte, sich die an Stoff und großen Charakteren so reiche Geschichte Spaniens zur ausschließlichen Aufgabe seiner historischen Arbeiten machen, und so endlich einmal diese edle, hochherzige, kraftvolle Nation und den wundervollen Wechsel ihrer Ereignisse aus jenem dichten Nebel hervortreten lassen möchte, welchen crasse Unwissenheit, alberner Nationalstolz und die gröbsten Vorurtheile anderer Völker

um sie her gezogen haben: Vorurtheile, die, weil von gehässigen Leidenschaften erzeugt und genährt, nun schon seit langer Zeit in alle, über Spaniens Geschichte, Verfassung, Verwaltung, Religion und wissenschaftliche Cultur sich verbreitenden Schriften der Deutschen, wie der Franzosen und Engländer, eine ganz ungeheure Last von Unrath und Unflath hinein trugen, und diesen, zum hohen Genuß der zahlreichen, lesenden Pöbelhaufen, täglich noch immer mehr anhäufen. — Um die Geschichte Spaniens zu schreiben, und dieses starke, edle und ausharrende Volk, so wie es aus dem oft wechselnden und wilden Strom so mancher wunderbarer Ereignisse, in dem Laufe vieler Jahrhunderte nach und nach hervorgegangen ist, in seiner ganzen innern und äußern Gestaltung, in allen seinen geistigen, sittlichen, bürgerlichen und politischen Beziehungen, mit historischer Treue, unbefangen und von einem höhern Standpunkt aufgefaßt, darzustellen, würde freilich, nebst den, so eben erwähnten Erfordernissen, auch ein ziemlich langer Aufenthalt in diesem Reiche selbst, ein unmittelbares Anschauen des Landes, des Bodens und des Volkes, und gleichsam ein freies, frisches Einathmen der physischen, wie geistigen Atmosphäre Spaniens durchaus erforderlich seyn. — Hätte Spanien so viele und reiche Marmorgruben, wie Italien, und hätten die ernsten, treuen Spanier die Industrie der leicht gewandten Italiener, alten Marmorblöcken nämlich, nachdem sie vorher lange genug oft zu dem niedrigsten Gebrauch gedient hatten, allerlei antike Formen zu ertheilen, und sie dann fremden, sogenannten Kunstfreunden und Kunstliebhabern um schweres Geld, für kostbare, unlängst ausgegrabene Bruchstücke alt-römischer und griechischer Kunst zu verkaufen; dann würde es auch gewiß der pyrenäischen Halbinsel an häufigen, mitunter sehr vornehmen Besuchen nicht fehlen. Da aber ein Volk, das weder mit den Künsten tändelt, noch mit Constitutionen wie mit Moden spielt, und sich blos durch seine kraftvolle, lebendige und farbenreiche Einbildungskraft, durch tiefes, inniges Gefühl, einen ernsten, scharfen Verstand, ausdauernde Beharrlichkeit, und unerschütterliche Anhänglichkeit an die Re-

3. Nach Sisebuts und Recareds II. Tod *), ward durch die Wahl der Nation, Suintila auf den Thron der Westgothen erhoben. (621). Er war Sisebuts bester Feldherr, und hatte in frühern Kriegen schon manche blutige Lorbeeren sich errungen. Der griechischen Herrschaft in Spanien machte jetzt Suintila sogleich ein Ende. Theils freiwillig, theils durch sein Schwert gezwungen, unterwarfen sich dem neuen Könige die kaiserlichen Statthalter; alle dem griechischen Kaiser in Spanien noch gehörende Städte öffneten ihre Thore, und seit Athanagild war nun Suintila wieder der erste westgothische König, der auf der ganzen spanischen Halbinsel keinen fremden Herrscher mehr neben sich erblickte. Auch die unruhigen Basken fühlten die Stärke seines Arms; sie wurden von ihm besiegt, und gezwungen, sich selbst einen Zaum anzulegen, das heißt, sie mußten, um ihren räuberischen Einfällen für die Zukunft einen Damm zu setzen, auf ihre

---

ligion seiner Väter, die es noch immer als sein höchstes Nationalgut betrachtet, vor allen Völkern auszeichnet, und dieses Gepräg seines intellektuellen, wie sittlichen Charakters, allen seinen Werken und Institutionen aufdrückt, für seine, immer seichter und frivoler werdenden nahen und entferntern Nachbarn nichts Anziehendes hat; mithin Niemand dahin kommt; so gibt es auch für Alle, die dazu Lust haben, nichts Bequemeres, als aus weiter Ferne, blos vom Hörensagen, über Spanien so recht in das Graue und Blaue hinein zu räsonniren, und unaufhörlich eine Menge Albernheiten und Absurditäten nachzuschwätzen, die Jeder, der nur je einen Fuß auf spanischen Boden gesetzt, und ein paar helle, ungetrübte Augen dahin mitgebracht hätte, mit allen fünf Sinnen würde greifen und betasten können.

*) Man sehe der Fortsetzung d. G. d. R. J. 7. B. 6. Absch. 19. §.

Unkosten und mit ihren eigenen Händen die feste Stadt Oligitis *), oder Oligito erbauen.

4. Der heilige Isidor, der seine Chronik mit der Regierungsgeschichte dieses Königes schließt, ertheilt demselben große Lobsprüche; er rühmt die Weisheit und Gerechtigkeit seiner Verwaltung, seine Milde und Freigebigkeit, und nennt ihn einen Vater der Armen. Aber bei allem dem hatte Suintila nichts Angelegentlicheres am Herzen, als die Krone in seiner Familie zu erhalten. Er hatte einen tapfern, wohlgestalteten und viel versprechenden Sohn, Namens Riccimer, und diesen ernannte er in dem sechsten Jahre seiner Regierung, zum einstweiligen Genossen und künftigen Erben seiner Macht. Zwar gaben die Großen des Reiches ihre Einwilligung dazu, jedoch höchst ungerne, besonders jene, die ihrer glänzenden Geburt und andern Verhältnisse wegen selbst einst auf den Thron Ansprüche machen zu können glaubten. Diese Unzufriedenheit eines Theils des hohen Adels, erzeugte nun schnell nach einander mehrere Verschwörungen, die jedoch alle entdeckt wurden, aber, weil zu hart, bisweilen grausam bestraft, nur wieder neue Verschwörungen, und noch grausamere Strafen zur Folge hatten. Die wiederholten verbrecherischen Versuche mehrerer Großen verengten und erbitterten nun immer mehr und mehr des Königes Herz; es öffnete sich jetzt dem Argwohn, und jeder Verdacht, gegründet oder

---

*) Ueber diese Stadt sind die Meinungen der Geschichtschreiber und Geographen sehr getheilt. Einige halten sie für die heutige Stadt Olita in dem Königreiche Navarra; Andere für Fontarabia und wieder Andere für Valladolid. Diese verschiedenen Angaben beruhen jedoch auf blosen Muthmaßungen, wovon keine im Ganzen genommen viel wahrscheinlicher, als die andere ist.

nicht, ward, wo nicht mit dem Tode, doch mit Landesverweisung und Einziehung der Güter bestraft. Auch seiner Gemahlin, und seinem Bruder Geila gestattete Suintila zu großen Einfluß und, von diesen mißleitet, erhöhete er die Steuern, führte eine Menge neuer drückender Auflagen und Abgaben ein, verlor dadurch die Liebe seines Volkes, und trat so nach und nach aus dem bisherigen Charakter eines gerechten und milden Regenten in jenen eines vollendeten Tyrannen über.

5. Eine sich weit verzweigende Verschwörung, an deren Spitze Sisenand stand, brach endlich in eine allgemeine Empörung aus. Sisenand, seinen und seiner Verbündeten Kräften mißtrauend, hatte sich vorher schon der Hülfe des fränkischen Königes Dagobert versichert, und diesem, zum Lohne seines Beistandes, das größte Kleinod des gothischen Schatzes, nämlich das große, fünfhundert Pfund schwere goldene Waschbecken versprochen, welches vor noch nicht gar 200 Jahren der große Aëtius dem westgothischen König Thorismund, zum Preis seiner Tapferkeit auf den catalaunischen Feldern *), geschenkt hatte. Unter zwei fränkischen Herzogen zog nun ein zahlreiches Heer Franken über die Pyrenäen. Aber schon die Nachricht von ihrer Annäherung ward das Signal zu einem allgemeinen Abfall von Suintila; selbst das Heer verließ ihn, ging zu Sisenand über, und dieser ward nun zu Saragossa, gerade in dem Augenblicke, da das fränkische Heer vor den Thoren der Stadt erschien, feierlich als König der Westgothen gekrönt. (631.) Ohne das Schwert gezogen zu haben, kehrten nun die Franken wieder über die Pyrenäen zurück. Sise-

*) Man sehe Forts. d. G. d. R. J. Band 2. Abschn. 16.

um sie her gezogen haben: Vorurtheile, die, weil von gehässigen Leidenschaften erzeugt und genährt, nun schon seit langer Zeit in alle, über Spaniens Geschichte, Verfassung, Verwaltung, Religion und wissenschaftliche Cultur sich verbreitenden Schriften der Deutschen, wie der Franzosen und Engländer, eine ganz ungeheure Last von Unrath und Unflath hinein trugen, und diesen, zum hohen Genuß der zahlreichen, lesenden Pöbelhaufen, täglich noch immer mehr anhäufen. — Um die Geschichte Spaniens zu schreiben, und dieses starke, edle und ausharrende Volk, so wie es aus dem oft wechselnden und wilden Strom so mancher wunderbarer Ereignisse, in dem Laufe vieler Jahrhunderte nach und nach hervorgegangen ist, in seiner ganzen innern und äußern Gestaltung, in allen seinen geistigen, sittlichen, bürgerlichen und politischen Beziehungen, mit historischer Treue, unbefangen und von einem höhern Standpunkt aufgefaßt, darzustellen, würde freilich, nebst den, so eben erwähnten Erfordernissen, auch ein ziemlich langer Aufenthalt in diesem Reiche selbst, ein unmittelbares Anschauen des Landes, des Bodens und des Volkes, und gleichsam ein freies, frisches Einathmen der physischen, wie geistigen Atmosphäre Spaniens durchaus erforderlich seyn. — Hätte Spanien so viele und reiche

7. Sisenand, dem die Art, wie er zur Krone gelangt war, nichts weniger als auch den ruhigen Besitz derselben verbürgte, war nun darauf bedacht, mit Hülfe der Bischöfe, und ihres Einflusses auf die Nation, seinen durch Verrath und Aufruhr errungenen Thron zu befestigen. Nach Toledo berief er also im Anfange des dritten Jahres seiner Regierung ein allgemeines Nationalconcilium. — Solche Concilien waren jetzt zugleich auch Reichstage. — Theils in Person, theils durch ihre Bevollmächtigten versammelten sich nun sechs und sechzig Bischöfe, unter dem Vorsitze Isidors von Sevilla, in der, nach der heiligen Leocadia genannten Kirche zu Toledo; auch viele der Großen des Reiches fanden sich auf dieser Versammlung ein. Mit zahlreichem und glänzendem Gefolge, und mit den Zeichen seiner königlichen Würde geschmückt, trat König Sisenand in die Versammlung, warf sich aber sogleich bei seinem Eintritt in die Kirche vor den versammelten Bischöfen zur Erde, sie in dieser demüthigen Stellung bittend, seiner in ihrem Gebete zu Gott sich zu erinnern; jetzt aber nicht blos das Wohl der Kirche, sondern auch jenes des Staates zum Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Berathung zu machen. Natürlicher Weise beschäftigten sich die versammel-

---

cas macht sogar den Sisenand zu einem Sohne des Suintila, und läßt denselben seinem Vater ruhig in der Herrschaft folgen. Roderich von Toledo sagt zwar von Sisenand: „Iste per tyrannidem in Gothorum solio collocatur." — Aber dies könnte sich allenfalls auch auf Etwas anderes beziehen; und das Stillschweigen dieser drei Männer würde das Zeugniß Fredegars, welcher ganz allein Suintilas Entthronung und Sisenands Erhebung mit allen hier oben angegebenen Umständen erzählt, sehr entkräften, wenn dasselbe nicht durch die Akten der vierten toledanischen Kirchenversammlung außer allem Zweifel gesetzt würde.

ten Väter zuerst mit den Bedürfnissen der Kirche, und nachdem sie alle dahin sich beziehende Angelegenheiten in vier und siebenzig Canons geordnet hatten, suchten sie nun auch, wenigstens so weit menschliche Vorsicht es vermochte, den häufigen Verschwörungen und gewaltsamen Thron-Revolutionen für die Zukunft zu steuern. Das Concilium setzte demnach fest, daß nach dem Tode eines Königes die Großen des Reiches gemeinschaftlich mit der hohen Geistlichkeit zur Wahl eines neuen Königes schreiten sollten. Alle aber, welche es in Zukunft wagen würden, verrätherische und treulose Anschläge gegen das Leben oder die Krone des Königes zu schmieden, oder gar ihn zu tödten, oder seines Reiches zu berauben, und durch Aufruhr und Empörung sich selbst einen Weg zum Thron zu bahnen, sollten mit dem großen Banne belegt, von der Kirche ausgestoßen, nicht mehr als Glieder derselben betrachtet und aus aller Gemeinschaft mit Christus und seinen Heiligen ausgeschlossen werden; und dreimal ward nun dieser furchtbare Fluch von der ganzen Versammlung, von den Bischöfen, wie von den anwesenden Großen, über dem Haupt derjenigen ausgesprochen, welche in Zukunft sich solcher abscheuungswürdigen Verbrechen würden schuldig machen. Die Bischöfe bestätigten hierauf die Absetzung des Suintila, erklärten ihn, seine Gemahlin und Kinder, ihrer begangenen Verbrechen wegen, unfähig zu allen fernern Würden und Ehrenstellen*) verordneten,

*) Diese Stelle in dem 75ten Canon dieses Conciliums ist sehr merkwürdig; sie ist ein Beweis, daß die Westgothen zu jener Zeit das Königthum aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als die übrigen damaligen abendländischen Völker betrachteten; bei den Westgothen war

daß ihnen alle, ungerechter Weise erworbenen, oder von dem Volke erpreßten Schätze sollten abgenommen werden, und überließen es endlich der Einsicht und Gnade des Königes, für Suintilas und seiner Familie fernern Unterhalt zu sorgen. Auch gegen Geila und dessen Gemahlin ward gleiches Urtheil gefällt. Zum Beschluß ermahnten die Bischöfe in den ehrerbietigsten Ausdrücken den König, die von Gott ihm gegebene Gewalt auch nach den göttlichen Absichten, das heißt, zur Ehre Gottes und zum zeitlichen wie ewigen Wohl der, seinem Scepter unterworfenen Völker zu gebrauchen *).

---

es blos ein Amt; und der König blos der höchste, mit großer Macht ausgerüstete Reichsbeamte, den sie aber, weil sie ihn zu wählen das Recht hatten, auch wieder absetzen zu können sich berechtiget fühlten. Einen entthronten König, wie z. B. Suintila, ließ man daher auch am Leben, weil man wegen desselben ganz unbesorgt seyn zu dürfen glaubte; so bald er einmal für unfähig erklärt war, je wieder den Thron zu besteigen. Um diesen Zweck desto vollkommener zu erreichen, und dadurch die Ruhe im Innern desto sicherer zu erhalten, erklärte daher das Concilium den Suintila und dessen Familie sogar für unfähig, auch jede andere Würde oder Ehrenstelle in dem Reich zu bekleiden.

*) Die protestantischen Herren Geschichtschreiber sprechen von den Verhandlungen dieses, in der Geschichte Spaniens wirklich sehr merkwürdigen Conciliums gerade so, als wenn sie nicht nur in eigener Person dabei gegenwärtig, sondern auch, vermöge ihres, jede Falte des menschlichen Herzens erspähenden und durchdringenden Blickes, selbst von den geheimsten Gedanken, Gefühlen und Empfindungen der versammelten Bischöfe, gleichsam Augenzeugen gewesen wären. Wenn z. B. König Sisenand, als er in die Kirche trat, sich zur Erde warf; so wissen sie, daß bei diesem Akt königlicher Demuth, auch sogleich der Stolz in den Gemüthern aller Bischöfe sich nicht wenig erhob, und daß sie,

aber ging nach Toledo, wo er, unter dem ge-
nlichen Jubel, womit überall und zu allen Zei-
das Volk, weil es Volk ist, einem jeden, vom
ke begünstigten Emporkömmling entgegen kommt,
mals als König begrüßt und ausgerufen ward.
ntilas fernere Schicksale sind unbekannt; aber
s Lebens ward wenigstens für jetzt geschont;
er lebte noch zur Zeit der vierten toletanischen
henversammlung in dem Jahre 633.

6. Sisenand hatte nun den Thron bestiegen;
bald erschienen jetzt auch an seinem Hofe zu
do Dagoberts Gesandte, ihn erinnernd an das
n Könige gemachte Versprechen. Sisenand zau-
anfänglich es zu erfüllen, wohl wissend, daß
der Nation dadurch mißfällig werden würde.
essen war ihm auch an Dagoberts Freundschaft
gelegen, und so ließ er endlich den Gesandten
ihrem Könige versprochene Geschenk ausliefern.
kaum hatten es die Gothen erfahren, als ein
meiner Schrei des Unwillens erscholl. Ein so
bares Denkmal des Waffenruhms ihrer Vorfah-

licher, mithin auch der Demuth, dieser gemeinschaftlichen Wurzel aller evangelischen Vollkommenheit, entsprossenen Tugend stets in jedem nur einigermaßen frommen Herzen hervorbringen wird. — Daß die Bischöfe die Absetzung des Königes Suintila bestätigten, war ein, durch die Gewalt der Umstände ihnen zum Gesetze gemachter Akt. Was hätten sie auch anderes thun sollen, oder vielmehr thun können. Die Gothen, welche, weil Spanien ein Wahlreich war, auch die Könige wieder zu entsetzen sich berechtiget glaubten, hatten einstimmig den Suintila des Thrones verlustig erklärt. Der Beweis davon liegt in dem allgemeinen Abfall aller Stände, selbst des Heeres; sobald nur von Ferne die fremde, fränkische Hülfe sich zeigte. Eine Thronumwälzung, bei welcher nicht ein einziges Schwert gezückt, nicht ein einziger Tropfen Blutes vergossen wird, kann nur durch die übereinstimmende Mitwirkung einer ganzen Nation — was gewiß nicht ohne Grund einen vorhergegangenen, großen Mißbrauch der königlichen Gewalt vermuthen läßt — zu Stande gebracht werden. Hätten die Bischöfe sich wirklich als Schiedsrichter über die Thronfolge aufwerfen und Suintilas Rechte nur von weitem vertheidigen wollen; so würde, ohne daß dadurch etwas hätte bezweckt werden können, die augenblickliche Hinrichtung des entsetzten Königes eine unvermeidliche Folge dieser Unbesonnenheit gewesen seyn. Daß aber das Concilium den ganzen Hergang mittelbar und gleichsam stillschweigend mißbilligte, bewies es dadurch, daß es den furchtbarsten Fluch gegen jeden aussprach, der in Zukunft durch Aufruhr und Empörung (also auf die Weise wie Sisenand) sich einen Weg zum Thron zu bahnen, den Versuch machen würde. — Wenn ferner das Concilium das Recht in Anspruch nahm, bei erledigtem Thron, den neuen König gemeinschaftlich mit den Großen des Reiches zu wählen: so kann man ihm doch wahrhaftig deßwegen nicht den Vorwurf einer Anmaßung machen. Spanien war ja ein Wahlreich; alle Stände hatten demnach das Recht, an der Wahl eines Königes Theil zu nehmen, mithin auch die Geistlichkeit, welche den ersten, wichtigsten und aufgeklärtesten Stand der Nation ausmachte, und gegen den Ehrgeiz unruhiger, schwungsüchtiger und durch Privatin-

8. Unter Sisenands Regierung, welche nur die kurze Dauer von fünf Jahren und einigen Monaten hatte, fiel nichts vor, was des Aufzeichnens würdig gewesen wäre. Der König starb in dem Jahre 636, in der zweiten Hälfte des Monates März, der in diesem Jahre in den Sterbregistern Spaniens sich ganz vorzüglich auszeichnete; denn außer dem König starben in demselben auch Justus, Erzbischof von Toledo, und der heilige Isidor, Metropolitan-Bischof von Sevilla, und der gelehrteste Mann seiner Zeit*); Letzterer starb einige Tage vor, Ersterer wenige Tage nach dem König.

teresse irre geleiteter Großen ein sehr heilsames, durchaus nothwendiges Gegengewicht bilden konnte. Was endlich das Ausschließungsrecht von Concilien und Reichstagen betrifft; so ist an allem, was die allgemeine Weltgeschichte hierüber vorbringt, auch nicht eine wahre Sylbe, indem in den Beschlüssen und Verhandlungen dieser Kirchenversammlung nirgends auch nur die mindeste Spur davon zu finden ist. Kurz, die bei dem vierten toledanischen Kirchenrath anwesenden Bischöfe gingen mit aller der christlichen Weisheit, Gerechtigkeit und Vorsicht zu Werke, welche man nur immer von einem, unter dem Vorsitze eines Heiligen, versammelten, und selbst in seiner eigenen Mitte mehrere, durch hervorleuchtende Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Männer zählenden Concilium erwarten konnte. Indessen ist es nun jetzt einmal so Sitte, daß, wo immer diese Herren unserm katholischen Clerus, besonders dem hohen Clerus begegnen mögen, sie sogleich auch das alte, schon unzähligemal in Prosa und in Versen abgeleierte Lied von Anmaßungen der Geistlichkeit, ihrem Stolz, Herrschsucht rc. auf das neue wieder abgurgeln. Daran muß man sich nun einmal gewöhnen; kann man ja doch sogar an das unaufhörliche Geklepper einer Mühle sich endlich so vollkommen gewöhnen, daß man dasselbe gar nicht mehr hört, nicht im mindesten mehr dadurch gestört wird.

*) Der heilige Isidor war kein Gothe von Geburt, son-

9. An die Stelle des Verstorbenen ward jetzt intila oder Chintila, wie er auf spanischen ünzen genennt wird, auf den Thron erhoben; jech nicht ohne bedeutenden Widerspruch von Seiten hrerer Großen; und deren geheime Umtriebe und frührische Entwürfe fürchtend, berief Chintila nell nach einander zwei Concilien nach Toledo. if denselben wurden nun alle, auf der unter Siand gehaltenen Kirchenversammlung, gegen Aufhrer genommenen Beschlüsse um vieles geschärft; ch für die Sicherheit der hinterlassenen Kinder eis Königes ward gesorgt, und endlich noch festget, daß die spanischen Könige nur aus alten, rein haltenen gothischen Geschlechtern sollten gewählt rden. Mit Genehmigung der Bischöfe wurden ter Chintila, durch ein königliches Edikt alle Ju aus Spanien verbannt. Zwei Jahre darauf 40) starb der König, hatte aber kurz vor seinem de noch die Zufriedenheit, daß auf sein Begehren

---

dern römischer Abkunft. Die vielen, auf uns gekommen Schriften dieses ausgezeichneten Bischofes beurkunden dessen seltene, alle damaligen wissenschaftlichen Zweige umfassende Erudition, seine genaue Bekanntschaft mit der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, wie auch eine erstaunenswerthe Belesenheit in allen Schriften der Alten. Indessen, wie es sich auch von selbst versteht, darf man den literarischen Werth der isidorischen Schriften nicht aus dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkt beurtheilen; man muß sich in jene Zeiten zu versetzen wissen, und man wird alsdann Manches wahrhaft zu bewundern Ursache haben, was vielleicht jetzt kaum unsere Aufmerksamkeit zu erregen mehr im Stande seyn würde. — Zu schicklicherer Zeit und an einem andern Ort wird von den Schriften des heiligen Isidors in der Folge noch umständlichere Rede werden.

sein Sohn Tulga ihm zum Nachfolger auf dem Thron ernannt ward.

10. Tulga war noch sehr jung, als sein Vater starb, und dabei ein äußerst menschenfreudlicher gütiger Herr. Aber nicht die sanfte, mahnende Stimme der Gesetze, sondern blos Strenge und eine starke Faust vermochten damals noch die frevelhafte Gewalt der stets unzufriedenen, stets unruhigen westgothischen Großen zu zügeln; ihr Uebermuth überstieg, unter Tulgas mildem Scepter, alle Schranken; sie thaten was sie wollten, achteten nicht mehr des königlichen Ansehens, und nur Gewalt galt jetzt überall für Recht. Chindaswinth, obgleich dem Greisenalter schon sehr nahe, benutzte die im ganzen Reiche herrschende Verwirrung zu seinem Vortheile, machte sich einen starken Anhang, überfiel den jungen Monarchen, nahm ihn gefangen, ließ ihm den Kopf scheren und steckte ihn in ein Mönchsgewand. Tulga hatte zwei Jahre und einige Monate regiert, und an seine Stelle ward nun Chindaswinth zum König ausgerufen.

11. Daß Concilien-Beschlüsse und kirchliche Censuren weder den Thron noch die Person eines Königes sichern können, darüber hatte Chindaswinth jetzt selbst einen sprechenden Beweis geliefert. Um also seinen Thron dauerhaft zu befestigen, und die Ruhe in seinem Reiche zu erhalten, griff er nun zu Maßregeln ganz anderer Art. Kirchenversammlungen rief er diesfalls nicht zusammen; verhängte aber eine strenge Untersuchung gegen Alle, welche an früheren Empörungen und Thronrevolutionen Antheil genommen hatten. Da Niemand besser, als Chindaswinth selbst, die unruhigen Köpfe kennen konnte; so wurden auf seinen Befehl von dem hohen

Adel zwei Hundert, von dem niedern fünf Hundert Personen eingezogen und hingerichtet. Noch größer war die Anzahl der Minderschuldigen; diese wurden auf Lebenszeit aus dem Reiche verbannt. Der Hingerichteten wie der Verbannten sämmtliche bewegliche und unbewegliche Güter wurden eingezogen, und diese sammt den Frauen und Töchtern der bestraften Verbrecher andern, durch Folgsamkeit und Treue gegen den König, ausgezeichneten gothischen Männern geschenkt. Viele, die im Bewußtseyn ihrer Schuld den Zorn des unerbittlichen Monarchen fürchteten, gingen nun in freiwillige Verbannung; größtentheils begaben sie sich entweder nach Frankreich, oder der afrikanischen Nordküste, sich einstweilen mit der Hoffnung tröstend, unter günstigern Zeitumständen die Rückkehr in ihr Vaterland und die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter mit den Waffen in der Hand zu erzwingen.

12. In dem Innern des Reiches waren nun überall Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Aber wegen der gefährlichen Entwürfe der vielen, nichts als Rache dürstenden Ausgewanderten in Frankreich und Afrika, war Chindaswinth doch nicht ohne große Besorgniß, besonders da sich selbst mehrere von der hohen Geistlichkeit darunter befanden, welche, weil sie der Kirche angehörten, der Arm der weltlichen Gesetzgebung nicht erreichen konnte. Um also jedes von ferne dem Reiche drohende Ungewitter abzuwenden, berief er in dem 4ten Jahre seiner Regierung das 7te toledanische Concilium zusammen. Hier ward nun gegen jeden Geistlichen, von welchem Range er auch seyn möchte, der im Auslande Verderbliches gegen sein Vaterland aussinnen würde, die Strafe der Entsetzung aller seiner geistlichen Würden ausgesprochen. Mit gleicher Strafe

ward auch der Geistliche bedrohet, welcher einem Andern zur Flucht, oder zur gewaltsamen Rückkehr in das Reich behülflich seyn würde. Alle, gegen ausgewanderte Laien, von Chindaswinth erlassenen peinlichen Gesetze, wurden auf diesem Concilium nun auch durch strenge und schwere Kirchenstrafen noch mehr geschärft; und unter Andern verordneten auch die versammelten Väter, daß jeder, welcher entweder in feindlicher Absicht sein Vaterland verlassen hätte, oder, um Verderbliches auszuführen, wieder dahin zurückgekehrt wäre, auf seine ganze Lebenszeit excommunicirt, von aller Gemeinschaft mit der Kirche ausgeschlossen seyn sollte; so daß ihm nur in dem letzten Moment seines hinscheidenden Lebens das Sacrament wieder dürfte gereicht werden. Am Ende ermahnte das Concilium nicht nur den König, über diesen Beschlüssen mit Strenge zu wachen, sondern es erließ auch an die benachbarten Monarchen, in deren Staaten sich Ausgewanderte aufhielten, ein Schreiben, in welchem sie dieselben ersuchten, den auf dem Concilium gegebenen Satzungen nicht entgegen zu handeln.

13. Durch dergleichen Masregeln, und durch seine Strenge, die, wie der Leser gesehen, nicht immer von einer, jedoch vielleicht damals durchaus nothwendigen Grausamkeit frei war, verschaffte der König endlich dem Reiche wieder den so lange entbehrten innern Frieden. Im Anfange von Chindaswinths Regierung war Spaniens Loos nichts weniger als beneidenswerth gewesen; von einer Menge blutiger und grausamer Hinrichtungen hatte es Zeuge seyn müssen; zahlreiche Familien hatte es sehen müssen, hülflos den theuern Boden ihres Vaterlandes verlassen, um jenseits der Pyrenäen oder der Meerenge eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen;

zudem hatten die vielen überall gährenden Gemüther der noch nicht sogleich an Unterwürfigkeit gewöhnten Großen, seine Ruhe schon wieder auf das neue bedroht; und endlich war es auch von verheerenden Landplagen, nämlich von Hungersnoth, Pest und noch andern ansteckenden Seuchen und Krankheiten heimgesucht worden. Aber alle diese auf mancherlei Weise dem Reiche geschlagenen Wunden waren schon nach einigen Jahren durch Chindaswinths Weisheit und thätige Fürsorge vollkommen geheilet. Keiner der Großen wagte es mehr, auch nur das Mindeste gegen die Regierung zu unternehmen; und das Volk, welches jetzt keine Furcht vor Unruhen und innern Kriegen mehr quälte, und das nun jedes Jahr die Früchte seines Schweißes friedlich sammeln und seines Wohlstandes in ungestörter Ruhe sich erfreuen konnte, liebte den König als seinen mächtigen Beschützer und Wohlthäter. Auch Chindaswinths anfängliche Strenge verwandelte sich jetzt nach und nach in immer mehr zunehmende Milde; er liebte und schätzte Künste und Wissenschaften, erzeigte den Gelehrten geziemende Ehre, war vorzüglich ein Freund der Dichtkunst, zog daher den gelehrten Eugenius an seinen Hof, ermunterte ihn in seinen poetischen Arbeiten, und erhob ihn endlich auf den Metropolitan-Stuhl von Toledo *).

*) Als Probe des dichterischen Talentes dieses Eugenius, gibt der Cardinal Baronius (ad ann. 649. §. 96.) die schöne, von demselben auf die verstorbene Königin Riciberga verfertigte Grabschrift. Wenn wir uns nicht irren, findet sich dieselbe auch in Herrn Aschbachs Geschichte der Westgothen in einer Note. Das kleine Gedicht ist zu lieblich, als daß wir es unsern Lesern hier nicht mittheilen sollten.

14. Zugleich lebte Chindaswinth, wenigstens dem Aeußern nach, als ein wahrhaft frommer Fürst; von seinem Hofe waren Ausschweifungen und lärmende Gelage verbannt; in Erfüllung aller äußern Pflichten der Religion ging er seinen Unterthanen stets mit leuchtendem Beispiel voran; auch stiftete er mehrere Klöster, erbauete da, wo es nöthig war, neue Kirchen, beschenkte sie mit königlicher Freigebigkeit, und ließ allen Armen und Dürftigen in seinem Reiche die Wirkungen seiner christlichen Mildthätigkeit empfinden. Die Macht des hohen Clerus suchte er nicht zu erweitern, theils weil es keiner Erweiterung bedurfte, theils auch weil wirklich die Bischöfe sie weder suchten, noch wünschten; aber auf der andern Seite dachte er auch eben so wenig daran, den so wohlthätigen Einfluß der Geistlichkeit auf den Staat, dessen Verfassung, Verwaltung, so wie überhaupt auf die ganze Nation nur im mindesten zu beschränken; und so war der ganze hohe und niedere Clerus eben so sehr, wo nicht noch mehr, als das Volk, dem König mit Liebe und Treue ergeben.

15. Aber so sehr sich jetzt alle Stände der

Si dare pro morte et gemmas licuisset et aurum,
Nulla mihi poterant regum dissolvere vitam:
Sed quia sors eadem quassat mortalia cuncta,
Nec pretium redimit reges, nec fletus egentes;
Hinc ego te conjux, quia vincere fata nequivi,
Funere perfunctam sanctis commendo tuendam;
Ut cum flamma vorax veniet comburere terras,
Coetibus ipsorum merito sociata resurgas,
Et nunc cara mihi jam Riciverga valeto.
Quodque paro feretrum rex Reccesuinthus,
amato!

Nation des lange entbehrten Segens einer anhaltend dauernden Ruhe erfreueten; eben so ängstlich war nun auch alles besorgt, daß das, durch Chindaswinths Weisheit und Kraft so mühsam zu Stande gebrachte Werk, unter einem schwächern Nachfolger, bald wieder zerfallen, und dann Aufruhr und Anarchie auf das neue wieder das Reich zerreißen möchten. Vermehrt wurden diese nicht ungegründeten Besorgnisse durch des Königes hohes, die gewöhnlichen Greisenjahre schon übersteigendes Alter. Um neuen Zerrüttungen vorzubeugen, überreichte also Spaniens gesammte hohe Geistlichkeit, durch den heiligen Braulion, Bischof von Saragossa, dem König eine Denkschrift, in welcher sie ihn bat und ermahnte, daß er, da sein hohes Alter seinen Unterthanen keine große Hoffnung lasse, die Vortheile seiner weisen Regierung noch lange zu genießen, jetzt noch während seines Lebens sich einen Nachfolger ernennen möchte. Im Namen seiner übrigen Mitbrüder im heiligen Amte erinnert hierauf der heilige Braulion den König, daß seine Wahl auf keinen Würdigern fallen könne, als auf seinen eigenen Sohn, Recceswinth, dessen jugendliche Kraft, bei schon gereifter Erfahrung, im Stand sey, das Reich gegen äußere und innere Feinde zu schützen, und seinem ehrwürdigen Vater zu gestatten, die Jahre, welche die Vorsehung ihm noch schenken würde, in ungetrübter Ruhe zu genießen.

16. Nichts konnte dem königlichen Greis erwünschter seyn, als diese Aufforderung der Bischöfe. Recceswinth hatte sich kurz vorher mit Riciberga, der Tochter eines der vornehmsten gothischen Großen vermählt, und das Ansehen dieses mächtigen Hauses unterstützte nun nicht wenig bei dem König

d auch der Geistliche bedrohet, welcher einem
ern zur Flucht, oder zur gewaltsamen Rückkehr
das Reich behülflich seyn würde. Alle, gegen
gewanderte Laien, von Chindaswinth erlassenen
lichen Gesetze, wurden auf diesem Concilium
auch durch strenge und schwere Kirchenstrafen
mehr geschärft; und unter Andern verordneten
die versammelten Väter, daß jeder, welcher
weder in feindlicher Absicht sein Vaterland ver-
n hätte, oder, um Verderbliches auszuführen,
der dahin zurückgekehrt wäre, auf seine ganze
nszeit excommunicirt, von aller Gemeinschaft
der Kirche ausgeschlossen seyn sollte; so daß
nur in dem letzten Moment seines hin-
denden Lebens das Sacrament wieder dürfte
icht werden. Am Ende ermahnte das Conci-
nicht nur den König, über diesen Beschlüssen
Strenge zu wachen, sondern es erließ auch an
benachbarten Monarchen, in deren Staaten sich
gewanderte aufhielten, ein Schreiben, in wel-
sie dieselben ersuchten, den auf dem Concilium
benen Satzungen nicht entgegen zu handeln.

nem Reiche Ruhe verschaffen konnte, mehreren Städten und Provinzen ihre Privilegien genommen, Anderen wieder ihre Vorrechte geschmälert und dabei manche drückenden, neuen Auflagen eingeführt. In allen diesen Städten und Landschaften kamen nun die Gemüther bei dem gegenwärtigen Regentenwechsel, durch den sie ihre verlornen Rechte wieder zu erhalten hofften, auf das neue in Gährung, und die mißvergnügten Großen konnten mit Zuversicht hoffen, dort überall Hülfe und Unterstützung zu finden. Seine offenen Feinde, nämlich Froja und dessen Verbündeten hatte Recesswinth, wie wir gesehen, mit dem Schwerte besiegt; über seine geheimen Feinde wollte er nun durch Milde und zeitgemäße Nachgiebigkeit einen nicht minder glorreichen Sieg erringen. In einer, an die ganze Nation gerichteten Proclamation, ließ der König, für alle Unzufriedenen, welchen mittelbaren oder unmittelbaren Antheil sie auch an Frojas Empörung gehabt haben möchten, eine allgemeine Amnestie bekannt machen; zu gleicher Zeit versprach er dem Volke, die Auflagen zu vermindern, den Landschaften ihre Privilegien, den Städten ihre Rechte wieder zurück zu geben, und da diese königlichen Verheißungen unverzüglich in Erfüllung gingen, so kehrte überall vollkommene Ruhe wieder zurück, und während Recesswinths drei und zwanzigjähriger Regierung ward dieselbe von jetzt an auch nicht einen Augenblick mehr gestört.

20. Von Recesswinths Triumph über alle seine Feinde, hatte der alte König Chindaswinth noch die Freude gehabt, Zeuge zu seyn; denn er lebte, nachdem er seinem Sohne die Regierung übergeben hatte, noch drei Jahre, und starb als ein neunzigjähriger Greis erst in dem Jahre 652. In

Allem hatte er zehen Jahre und einige Monate geherrscht, nämlich sieben Jahre allein, und dann noch 3 Jahre, wenigstens dem Namen nach, gemeinschaftlich mit seinem Sohne.

21. Nach seines Vaters Tode schrieb Recceswinth sogleich ein National-Concilium, oder wenn man lieber will, einen allgemeinen Reichstag nach Toledo aus. Diese Versammlung war eine der glänzendsten und, wegen der Wichtigkeit der darauf gemachten Verordnungen, auch eine der merkwürdigsten, welche Spaniens Kirchen- und Staats-Geschichte kennt. Gegenwärtig auf derselben waren zwei und sechzig Bischöfe, wovon zwei und fünfzig in Person, und zehen durch ihre Abgeordneten, ferner sechzehn Palatine, nämlich sieben Herzoge und neun Grafen, welche letzteren die ersten und höchsten Palastbeamten waren*).

*) Der westgothische hohe Adel bestand aus Herzogen, Grafen und Gardinge. Die Würden der Herzoge und Grafen wurden als Aemter betrachtet. Der Herzog war über eine ganze Provinz gesetzt, und verband die oberste Gerichtsbarkeit mit der höchsten Militärgewalt, der Graf stand blos einer Stadt, oder einem Bezirke vor, und war demnach dem Herzoge untergeordnet; und die Gardinge waren reiche, aus alten edeln Geschlechtern stammende Grundeigenthümer. Nach der Eintheilung des Reiches in sechs Provinzen, war auch die Anzahl der im Amte stehenden Herzoge auf sechs festgesetzt; da aber jene, welche die Verwaltung ihrer Provinz niedergelegt hatten, dennoch fortfuhren, die Würde und den Titel eines Herzoges beizubehalten; so gab es der Herzoge ungleich mehr, als sechs. Uebrigens waren bei den Westgothen, nicht wie bei den Franken und Longebarden, das Amt und die Würde eines Herzogs erblich. Eigentlich gab es bei den Westgothen einen

22. Vermöge früherer Concilien-Beschlüsse, mußte der König bei seiner Thronbesteigung einen Eid ablegen, alle Aufrührer mit dem Tode zu bestrafen, keinem Gnade zu ertheilen. Auch Recceswinth hatte diesen Eid geschworen; aber nur zu sehr sträubte sich dagegen sein sanftes, menschenfreundliches Herz. Vor den versammelten Bischöfen und Großen seines Reiches, trat also jetzt der König auf, und überreichte ihnen eine Schrift, in welcher er die Versammlung ersuchte, ihn dieses, ihn so sehr drückenden Eides zu entbinden. Recceswinths Begehren setzte anfänglich die Bischöfe in einige Verlegenheit; aber nach reifer Ueberlegung entsprachen sie endlich doch dem frommen Wunsche des guten Königes, indem sie erklärten: "jenen Eid hätten blos die völlig verwilderten, zügellosen, aufrührischen Zeiten nothwendig gemacht; und da jetzt diese traurige Periode vorüber, die Nation zur Ruhe,

---

doppelten Adel, nämlich einen Amts- und einen Geschlechts-Adel; zu dem erstern gehörten die Herzoge und Grafen, zu dem letztern die Gardinge; erhielt aber von den letztern einer das Amt und die Würde eines Herzoges oder Grafen, so setzte er zu dem Herzogs- oder Grafen-Titel, auch noch jenen eines Gardinge bei, um anzuzeigen, daß er mit dem Verdienst-Adel auch noch den Erb-Adel verbinde. Jene, welche die acht höchsten Hofämter bekleideten, führten ebenfalls den Grafen-Titel, und hatten vor den übrigen Grafen im Reiche den Vorrang; so auch der Graf, welcher in der königlichen Residenzstadt Toledo die höchste richterliche Gewalt ausübte; dieser war dem Herzoge der Provinz nicht unterworfen, ward den Palatinen gleich geachtet, und hatte demnach auch Zutritt zu den Concilien oder Reichstagen. — Was die acht obersten Hofämter betrifft; so sind deren Benennungen zum Theil auch heute zu Tage noch bei den europäischen Höfen im Gebrauche.

zum Gehorsam und zur Ordnung zurückgekehrt, und der sonst so üppig wuchernde Saame des Aufruhrs völlig erstickt wäre; so habe auch jener Eid seine verbindende Kraft verloren. „Gott, setzten die Bischöfe hinzu, sey Barmherzigkeit das gefälligste, wohl duftendste Opfer; und ein strenges, scharfes Gericht erwarte den, welcher nicht Barmherzigkeit übt“ *). –

---

*) Herr Lembke macht bei dieser Gelegenheit, in einer Note, die Bemerkung, „daß die Gewandtheit, mit welcher die Bischöfe, um den Wunsch des Königes zu erfüllen, Gründe für die Richtigkeit des Eides (richtiger dieses Eides) aufzustellen wußten, unsere Aufmerksamkeit verdiene.“ — Wir müssen darauf erwiedern, daß offenbar die Bischöfe hier weder Gewandtheit zeigten, noch auch derselben nöthig hatten; um die ihnen vorgelegte Aufgabe zu lösen, durften sie nur, wie auch wirklich geschah, in wahrhaft frommer Einfalt des Herzens, ganz nach und in dem Geiste jener heiligen Kirche sprechen, deren höhere Diener sie waren. Der Eid gehört nicht zum Guten, sondern zum Bösen, ist also ein Uebel, das jedoch die Kirche zuläßt, um noch größerm Uebel vorzubeugen. Wenn also der Eid an sich schon Gott nicht gefällig ist; so wird er Ihm im höchsten Grade mißfällig, wenn er unnöthiger Weise gebraucht, und dabei noch über dies das höhere Gesetz der Liebe, dieser Mittelpunkt der Religion Jesu verletzt wird. Dieser ganz einfachen, nicht zu bestreitenden Wahrheit gemäß, haben also die auf dem achten toledanischen Concilium versammelten Väter erklärt, daß die Kraft jenes, durch harte, imperiöse Zeitumstände herbeigeführten, aber jetzt durchaus nicht mehr nothwendigen, und sogar das göttliche Gebot christlicher Liebe und Barmherzigkeit gröblich verletzenden Eides nunmehr erloschen sey. — Um sich von der christlichen Weisheit dieses Ausspruches der Bischöfe vollkommen zu überzeugen, darf man ja nur, sey es auch noch so wenig, in jenem kleinen Buch, welches der, leider für die Weisen unserer Zeit, immer noch ziemlich große Hau-

Um jedoch den Geist der Empörung, der gewöhnlich nothgedrungene Selbsthülfe zum Vorwand nimmt, auf eine andere, mildere Art zu zügeln, ward jetzt Kraft eines königlichen Edicts festgesetzt, daß, wenn hinführo Landschaften, Städte, oder einzelne Großen Beschwerden gegen den König zu führen hätten, auf einem diesfalls zusammen berufenen Reichstage Schiedsrichter sollten gewählt werden, um den Grund oder Ungrund der Klagen zu untersuchen und darüber zu entscheiden. Ferner verordnete Receswinth, daß in Zukunft alle Güter eines Königes nach dessen Tod der Krone anheim fallen, und die Erben des Verstorbenen nur jene erhalten sollten, welche der Verstorbene vor seiner Thronbesteigung besessen hatte. Durch Nichts ward der Habsucht der Fürsten heilsamere Schranken gesetzt, als durch diese weise Verordnung, welche jetzt, als sie die Bestätigung der Versammlung erhalten hatte, von Receswinth zu einem Grundgesetze des Reichs erhoben ward. In Beziehung auf die künftigen Königswahlen, ward verordnet, daß der König stets an demselben Ort sollte gewählt werden, wo sein Vorgänger in der Regierung gestorben wäre. Da die zum Christenthum bekehrten Juden größtentheils fortfuhren, sowohl die mosaischen, als auch ihrer Rabinen abergläubischen Gebräuche in Geheim zu üben, und selbst den Namen des Gekreuzigten im

---

fen von Obscuranten das Evangelium nennt, und in welchem derselbe göttliche Weisheit, Wahrheit und Unfehlbarkeit zu finden glaubt, bewandert seyn; und wir zweifeln sehr, ob die gelehrtesten und zugleich frömmsten unserer gegenwärtigen Bischöfe, wenn man sie, um eine ähnliche Frage zu beantworten, jetzt versammelte, dieselbe wohl anders würden beantworten könnnen, würden beantworten wollen.

Stillen zu lästern; so wurden nun gegen solche Scheinchristen schärfere, jedoch vorzüglich das Heil deren Kinder bezweckende Masregeln von den versammelten Vätern beliebt. Endlich ward der König zum immerwährenden Beschützer des katholischen Glaubens erklärt, und ihm zur Pflicht gemacht, weder Ketzer noch Juden im Reiche zu dulden, auch das Volk nicht durch Ungerechtigkeit und Uebermaß der Abgaben zu drücken.

23. Drei und zwanzig Jahre genossen unter Receswinth die Gothen des Segens eines ununterbrochenen äußern und innern Friedens. Unstreitig war dieser Monarch, nach Recared I., der edelste, liebenswürdigste und uneigennützigste Fürst unter allen westgothischen Königen. Stets war sein Wille rein, stets lauter und edel sein Streben; und kein Opfer war ihm zu theuer, sobald es das Wohl seines Volkes galt. Aber leider ward sein menschenfreundliches, von Wohlwollen überfließendes Herz gleichsam zum Verräther an seinem Verstande; denn die Monarchie, welche sein Vater Chindaswinth größtentheils schon zu einem Erbreich gemacht hatte, erklärte Receswinth auf das neue wieder zu einem Wahlreich, und legte nun offenbar dadurch den Grund zu dem, bald nach seinem Tode erfolgten, völligen Untergange des westgothisch-spanischen Reiches.

24. Gleich allen wahrhaft großen, wenn auch nicht selbst gelehrten, doch für das Geistige und wahrhaft Schöne empfänglichen Fürsten, liebte und beförderte auch Receswinth Künste und Wissenschaften in seinem Reiche, legte herrliche Büchersammlungen an, erweiterte und bereicherte jene, welche er vorfand, verbesserte die Schulanstalten, ehrte,

belohnte und ermunterte gelehrte Männer, und überzeugt, daß Künste und Wissenschaften, diese holden Gefährtinnen des geselligen Lebens, am meisten zur Veredlung eines Volkes beitragen, suchte er auch den Großen seines Hofes gleiche Liebe zu denselben einzuflößen. Während in dem benachbarten Franken-Reiche Alles noch in Rohheit und Wildheit versunken war, und zerrüttende bürgerliche Kriege dort jeden Fortschritt der Cultur hemmten; und selbst in Italien die Mußen kaum noch unter den schützenden Flügeln der römischen Kirche eine sichere Zufluchtsstätte fanden, blüheten in Spanien jetzt überall Wissenschaft und Kunst; und nicht blos unter den Bischöfen, sondern selbst unter den Staats- und Reichsbeamten zeichneten sich Schriftsteller aus, deren hinterlassene Schriften ihnen selbst die Achtung der spätesten Nachwelt erwarben. Das Studium der Theologie in ihrem ganzen Umfange, hatte zwar vor allen andern Wissenschaften den Vorrang; aber demungeachtet ward doch auch in den übrigen Zweigen des menschlichen Erkenntnisses, denen man freilich noch Cassiodors sogenannten, sieben freie Künste zum Grunde legte, ein Geist der Forschung von jetzt an immer mehr und mehr rege: ein Umstand, der unsere tiefe Trauer über den nachherigen Untergang dieses, in so schöner, viel versprechender Blüthe stehenden Reiches nothwendig noch um vieles vermehren muß *).

---

*) Das Studium, wie die Ausübung der Arzneikunde, sollen jedoch die Westgothen nur den niedern Volksclassen überlassen haben. Daß die Aerzte bei ihnen nicht in sehr gutem Rufe standen, beweißt die Verordnung, Kraft welcher kein Arzt einer Freigebornen anders, als im Beiseyn zweier Zeugen, zur Ader lassen durfte.

25. Auch als Gesetzgeber ihrer Nation, ver=
en Receswinth und dessen Vater Chindaswinth,
vorzüglich ehrenvolle Erwähnung. Um beide
ionen völlig in einander zu verschmelzen, hatte
r schon Recared I. das Verbot aufgehoben, wel=
den Heirathen zwischen Gothen und Römern
egen stand. Wie es scheint, hatte dasselbe unter
areds Nachfolgern wieder gesetzliche Kraft erhal=
Dieses, in den ersten Zeiten der Niederlassung
Gothen in Spanien, vielleicht nicht ganz un=
e, aber in der Folge höchst unpolitische Gesetz
d nun von Receswinth auf immer aufgehoben,
so verschwand jetzt die letzte, Gothen und Rö=
von einander trennende Scheidewand; denn
ndaswinth hatte schon die Verschiedenheit des
htes nach Verschiedenheit der Abkunft der Per=
n aufgehoben, und den westgothischen, von ihm
mehrern Gesetzen bereicherten und, durch Ein=
ung in Abschnitte und Titel, zu einem Ganzen
ilteten Codex zu dem, im ganzen Reiche allein
schenden Gesetzbuch erhoben. Diese Aufhebung
römischen Gesetze bestätigte Receswinth, ver=

geltender Rechte auf Prozesse, welche, noch schwebend, schon vor Erlassung dieser Verordnung begonnen hatten.

26. Unter Receswinth, dem Kirchenzucht und ein tadelloser Wandel der Geistlichkeit eben so sehr, als bürgerliche Ordnung und wohlgeordnete Rechtspflege am Herzen lagen, wurden drei National-Concilien gehalten, nämlich in den Jahren 653, 55 und 56. Provinzial-Concilien kamen alle zwei Jahre zusammen, oder sobald die besonderen Angelegenheiten einer Kirche es erforderten. — Gewonnene Schlachten und glücklich geführte Kriege verbreiten keinen blendenden Schimmer über die Regierung dieses Königes; und da überhaupt, wie Gibbon und Ancillon sagen, die Geschichte größtentheils nichts ist, als ein ununterbrochenes Register der Thorheiten, Laster und Gewaltthaten der Menschen, und ihres daraus entspringenden Elendes; so hat dieselbe auch wenig oder nichts von Receswinth zu erzählen; allenfalls blos, daß er die Kirche schützte, den Glauben und die heilige Lehre rein bei der Nation erhielt, die Gesetze verbesserte, Gerechtigkeit übte, Frömmigkeit durch eigenes Beispiel beförderte, Künste und Wissenschaften liebte und ermunterte, Steuern und Abgaben beinahe unglaublicher Weise verminderte, alle Zweige ländlicher und städtischer Industrie dadurch ungemein belebte, und drei und zwanzig Jahre hindurch sein Volk glücklich und zufrieden machte. Das Ende seiner Tage trübten die, durch die nicht mehr ferne Aussicht auf einen erledigten Thron, unter den ehrgeizigen Großen erzeugten geheimen Umtriebe, Intriguen und Partheiungen, deren, für Spanien traurige Folgen, der weise König im Geiste voraus sah. Schon seit ein paar Jahren empfand Receswinth eine, ihm immer

1. Zunehm
des westgothisch
zum feierlichen Lei
wesenden Bischöfe u
ihre letzte traurige
unverzüglich zusamm
men, desselben wu
Achte christliche Ge
schöfe und warme
der Großen lenkten
sie auf den ehrwürdi
Krieger, stark an
Erfahrung, gewohn
entsprossen aus einem
schlechter. Aber bei
zurück; für sein grau
Krone eine zu schwer

der hier versammelten Großen sich zu fügen; aber alles Bitten war fruchtlos, und Wamba, den we der Ehrgeiz, noch Herrschsucht quälten, blieb unerschütterlich bei seinem, einmal erklärten Entschluß. Ein edler Gothe, ein wahrer Patriot, verlor endlich die Geduld, zog sein Schwert und rief ihm zu: „Wamba! nur zwischen dem Tode und dem Throne „bleibt dir jetzt die Wahl; das Wohl des Reiches „erfordert es, daß du ihn besteigest; willst du aber „deine Bequemlichkeit dem Glücke der Nation und „dem allgemeinen Besten vorziehen; dann bist du „ein Verräther an deinem Vaterlande und ich stoße „auf der Stelle dich nieder.“ —

2. Mehr als des Gothen Drohung, wirkte dessen Erinnerung, daß nämlich, sobald Pflicht es gebeut, auch das schwerste Opfer dem Vaterland müsse gebracht werden. Wamba willigte also jetzt in seine Wahl, weigerte sich jedoch, den königlichen Titel anzunehmen, bevor auch die übrigen Wahlberechtigten in Toledo ihre Zustimmung gegeben hätten. Diese Bedingung ließen sich alle gefallen. Man eilte nach der Residenz zurück. Wamba's Wahl fand allgemeinen Beifall und der neue König ward, am neunzehnten Tag nach Receswinths Tode, von dem Metropolitanbischof Quiritus zum König gesalbt *).

---

*) Das, fünfhundert Jahre nachher von König Alphons in seiner Chronik erzählte Geschichtchen von einer Biene, die, nachdem der Bischof dem König die Salbung ertheilt hatte, plötzlich von, oder gar a u s dem gesalbten Haupt sich erhob, und dann hoch in den Lüften dem Blicke der erstaunten Zuschauer entschwand, und nun allgemein für eine, von oben gegebene Vorbedeutung der glücklichen und glorreichen

3. Graf Hilderich, Befehlshaber in Nîmes
dem gothischen Gallien, hatte auf den erledig
Thron sich thörichte Hoffnungen gemacht; als
sich jetzt getäuscht sah, schwang er die Fahne des
ruhrs, bewarb sich um die Hülfe der Franken,
m einen Haufen kriegslustiger Basken in Sold *),
den frommen Bischof Aregius von Nîmes, weil
n dem Aufruhr keinen Theil haben wollte, in
tten legen, und in gefänglicher Haft auf das
kische Gebiet bringen; und zog hierauf an der
itze bewaffneter Schaaren in der ganzen Provinz
her, alle Gegenden verwüstend und verheerend,
n Bewohner Wamba für ihren König erkann
Zu Gehülfen und Genossen seiner Treulosig
hatte Hilderich den Bischof Gumild von Ma
one und einen gewissen Abt Ramir; den Let
n erhob er willkührlich und widerrechtlich auf den,
h die gewaltsame Hinwegführung des Areg,
nweilen erledigten bischöflichen Stuhl von Nîmes.

Regierung Wamba's schildern wird, ... wo er

4. Sobald Wamba von dieser Empörung Kunde erhielt, sandte er den Paulus, einen Mann griechischer Abkunft, mit dem Heere über die Pyrenäen, um den Aufruhr in seiner Geburt zu ersticken und die Aufrührer zu bestrafen. Paulus war des Königes bester Feldherr; aber mit vieler Kriegskunde verband er grenzenlosen Ehrgeiz und griechische Treulosigkeit. Als er sich jetzt an der Spitze eines zahlreichen Heeres sah, fing auch sogleich seine Treue an zu wanken und, von strafbaren Hoffnungen beseelt, glaubte er nun selbst die Hand nach der Krone ausstrecken zu dürfen. Ganz langsam zog er daher gegen die Pyrenäen, streuete überall den Saamen des Mißvergnügens gegen König Wamba aus, zog den Herzog Ranosind, Statthalter in der tarragonensischen Provinz*), und noch einen andern einflußreichen Staatsbeamten, Namens Hildigis in seinen verrätherischen Plan, erhielt von denselben bedeutende Verstärkung, die sie ihm selbst zuführten, ordnete, unter dem Vorwand leichterer Besiegung der Rebellen, neue Truppenaushebungen an, bemächtigte sich der Städte Barcellona, Gironna und aller übrigen festen Plätze von Tarragonien. Bis jetzt hatte Paulus stets blos als Feldherr Königs Wamba gehandelt. Aber nun, da er Herr der ganzen, ziemlich weitschichtigen tarragonensischen Provinz war, ging er eiligst über die Pyrenäen, und zog in angestrengten Märschen gegen Narbonne, der Hauptstadt und dem Sitze der Regierung des gothischen Galliens. Aregebald, Metropolitanbischof

*) Das heutige Catalonien, sammt dem größten Theil von Arragonien. Von dem Letztern gehörte jedoch der nordwestliche Theil damals noch zu den Wohnsitzen der Basken.

Narbonne, die verrätherischen Pläne des neu-
Feldherrn ahnend, weiter Vertheidigungsan-
en treffen; aber Paulus kam ihm zuvor, über-
siel Narbonne, und drang in die Stadt, deren
Metropolitan auch nur die Thore derselben hatte
en schließen lassen.

5. Herr von der festen und volkreichen Haupt-
t, glaubte Paulus nun die Maske abnehmen zu
en. In dem Lager vor Narbonne versammelte
lle Officiere seines Heeres und die Vornehmsten
r Bahánner, machte zuerst dem Bischof Argo
die bittersten Vorwürfe darüber, daß er ihm
Thore der Stadt hätte schließen wollen, erklärte
uf Wamba's Wahl für ungültig, weil er den
e des Thrones unfähig und unwürdig. Um je-
er zu befestigen. Er forderte hierauf die Ver-
mlung auf, unverzüglich zur Wahl eines neuen
iges zu schreiten. Sogleich trat Herzog Ranosind
or, und rief aus: »Kein anderer, als Paulus
unser König seyn.« — Das Beispiel des Man-
rig viele Andere zu gleicher Stimmung hin; alle

Franken, die dem Scheine nach den Frieden mit dem westgothischen Hofe zu Toledo nicht offenbar brechen wollten, sandten nur ganz in Geheim einige Hülfsvölker, versprachen aber, diesen etwas später ein noch ungleich bedeutenderes Heer folgen zu lassen.

6. Als die Nachricht von dieser neuen Empörung bei König Wamba anlangte, stand derselbe mit einem Heere gerade an den Grenzen Cantabriens, um die widerspenstigen Gebirgsbewohner, die ihre Steuern zu zahlen sich weigerten, wieder zum Gehorsam zu zwingen. Wegen der jetzt zu ergreifenden Maßregeln ließ Wamba die vornehmsten Officiere seines Heeres in einen Kriegsrath zusammen treten. Die Mehrsten waren der Meinung, man müsse unverzüglich nach Toledo zurückkehren, durch neue Truppenaushebungen das Heer verstärken, und dann erst mit überlegenen Streitkräften auf die Empörer los gehen. Nur Wenige, aber unter diesen auch der König, hielten jede Zögerung für gefährlich; denn die Flammen des Aufruhrs, sagten sie, könnten sich indessen noch weiter verbreiten, die Aufrührer neue Kräfte sammeln, und endlich sogar durch fränkische Hülfsvölker sich nur noch furchtbarer machen. Die letztere Meinung behielt die Oberhand. Asturiens und Biscajas Angelegenheiten wurden schnell geordnet; und da der König voraussah, daß die, Jedem, der sie bezahlen konnte, stets zu Gebote stehenden Basken die Empörung des Paulus durch einen feindlichen Einfall unterstützen würden, so brach er nun schnell in ihr Land, unterwarf sich in sieben Tagen das kleine, aber unruhige Völkchen, zwang es, mit dem Kern seiner waffenfähigen Mannschaft das königliche Heer zu verstärken, und noch überdies einige seiner Häupter als Geißeln, für die Dauer seines friedlichen Be-

es, dem Könige zu überliefern. Wamba, der nichts mehr in seinem Rücken zu befürchten, marschirte nun mit seinem Heere über Cala- und Huesca nach Catalonien. Alle festen e, obgleich von dem Afterkönig mit starker Be- ng versehen, aber jetzt geschreckt durch des Kö- ganz unerwartete Erscheinung vor ihren ern, ergaben sich, und öffneten ihre Thore, so Vich, Barcellona und Gironna. Alles zwischen dem Ebro und den Pyrenäen erkannte wieder Wamba für seinen rechtmäßigen König. einigen Tagen der Ruhe brach das Heer wie- auf, und begann seinen Zug nach den Pyre-. In drei Divisionen von gleicher Stärke ge-, überstieg es die furchtbare Gebirgskette; alle liegenden Burgen und festen Schlösser, na- lich das beinahe unbezwingbare Julia Livia e zu Tage Puncerta), von dem Bischofe [illegible] von l, einem von Paulus eifrigsten Anhängern, näckig vertheidiget, so wie auch die mehr minder n Angriff trotzende, zwischen zwei Felsen der ende Gebirgsfeste Clausurä, wurden erstürmt

Statt, seiner eigenen Herausforderung gemäß *), seinem königlichen Gegner eine Schlacht zu liefern, wagte er nicht einmal Narbonne gegen denselben zu vertheidigen. Die Vertheidigung dieser ungemein festen Stadt ward also dem tapfern und entschlossenen Mittimer übertragen; der Afterkönig selbst floh nach Nismes.

8. Unter sehr gelinden, zum Theil selbst ehrenvollen Bedingungen ließ Wamba den Mittimer auffordern, die Stadt zu übergeben; aber dieser wollte von keiner Uebergabe hören. Um den Hafen der Stadt zu sperren, und diese auch von der Seeseite anzugreifen, hatte der König früher schon einen Theil seiner Truppen einschiffen lassen. Die Belagerung nahm also unverzüglich ihren Anfang. Jeden Tag ward gestürmt; aber stets schlugen die Belagerten die Stürmenden mit großer Tapferkeit zurück. Aufgeblasen über diesen glücklichen Erfolg, verhöhnte und schmähete die Besatzung von den Mauern herab die Gothen; dies brachte dieselben in Wuth; sie begehrten auf das neue zum Sturm geführt zu werden, und stürmten nun ununterbrochen fort, bis sie endlich über ganze Haufen von Leichen ihrer erschlagenen Kameraden die Stadt erstürmt hatten. Als Mittimer sah, daß Alles verloren sey, floh er in eine Kirche, und entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als lebendig in Feindes Hände zu fallen, schlug er sich

*) In seinem, offenbar aus der Feder eines Verrückten geflossenen Briefe, hatte Paulus den Wamba herausgefordert, von den Gebirgen herabzusteigen, und den Streit um die Krone in offener Feldschlacht zu entscheiden.

einem Flüchtenden auch selbst an den Stufen Altars; aber trotz seiner Tapferkeit und unge... lichen Stärke erreichte er dennoch nicht seinen ...k; mit einem großen und schweren Stein stieß ...ein Gothe zu Boden, worauf die Uebrigen über ...herfielen, ihn entwaffneten und vor den König ...en. Wamba ließ ihn mit noch einigen andern ...ptern der Rebellen öffentlich geißeln, und dann zur gerichtlichen Entscheidung des Schicksals ...ntlicher Aufrührer in gefängliche Verwahrsam ...gen.

9. Nach der Eroberung von Narbonne, öff... auch Bezieres und Agde ihre Thore; nur ...gelone, von einem der hartnäckigsten Rebel... dem unversöhnlicher Bischofe Gumildus verthei...

rung gegen ein, möglicher Weise heranrückendes fränkisches Heer zu decken, bezog der König selbst mit den übrigen, sich noch über dreißigtausend Mann belaufenden Truppen, in der Entfernung von vier Meilen von der Stadt ein Lager. In der Hoffnung, die vier Herzoge zu schlagen, bevor sie noch von dem König könnten unterstützt werden, machte Paulus mit seinem ganzen Heere einen Ausfall. Eine mörderische Schlacht ward unter den Mauern von Nismes geliefert. Beide Heere fochten mit gleicher Tapferkeit, und der Sieg hatte sich noch für keine Parthei entschieden, als die Nacht die Kämpfenden trennte.

11. Um das Belagerungsheer zu verstärken, sandte Wamba demselben noch zehntausend Mann seiner besten Truppen unter der Anführung des tapfern Herzogs Wandimir. Ohne Erfolg hatten die Belagerer bisher schon einige Stürme gewagt; aber jetzt, nachdem diese bedeutende Verstärkung angekommen war, ward ein neuer und zwar allgemeiner Sturm versucht. Von allen Seiten griffen diesmal die Gothen an. Furcht vor Strafe und schmähligen Tode, steigerte die Tapferkeit der Rebellen bis zur Verzweifelung; und Wamba's Soldaten hatten sich das Wort gegeben, entweder der Aufrührer letzten Schlupfwinkel heute zu erobern, oder unter dessen Mauern zu fallen. Ueberall ward also mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung gefochten. Aber die Belagerten, auf allen Punkten angegriffen, waren nicht zahlreich genug, um sich wechselseitig ablösen zu können, während die Schaaren ermüdeter Stürmer stets durch frische Schaaren wieder ersetzt wurden. Gegen Mittag fingen die Kräfte der Belagerten an zu sinken. Bald darauf gelang es den Gothen, zwei Thore der Stadt nie-

ge brennen; während drangen sie nun in die
r, und ein schauerliches Blutbad begann in den
egenden Straßen. Aber demungeachtet war die
t doch noch nichts weniger als erobert. Die
gewohnte, vertheidigten die Aufrührer Schritt vor
itt das Terrain; jede Wohnung ward für sie
Blockhaus, aus welchem sie einen Hagel von
len und Wurfspießen auf die eindringenden
de schleuderten. Viele Gothen, welche sich schon
weit in die Stadt gewagt hatten, wurden er-
gen, an allen Straßenecken, Balkonen und Ka-
ilten aufgepflanzt, und mit dem Ueberrest seiner
ppen, dem Kern des Heeres besetzte Paulus ein
s, sehr geräumiges römisches Amphitheater, dessen
wohl erhaltene Mauern ihm nun zum Bollwerk
ten. Aber auch die Befehlshaber des königlichen
res sahen sich jetzt genöthigt, ihren Sturm [illegible]
[illegible]

Bande entlediget hatte, fielen sie auf die Knie, und
gten mit lauter Stimme ein öffentliches Bekennt-
ß ab ihrer Verbrechen, ihres Meineides, ihrer
reulosigkeit und Undankbarkeit gegen Wamba, ih-
n rechtmäßigen König, Herrn und Wohlthäter.
ls dieses, für die Schuldigen so tief erniedrigende
ekenntniß geendiget war, wurden die verschiedenen,
dem Aufrührer Todesstrafe und Güter-Confisca-
on zuerkennenden Beschlüsse der toledanischen Con-
lien vorgelesen, und hierauf sämmtlichen Verbre-
ern das Todesurtheil gesprochen. Aber Wamba,
ngedenk seines Versprechens, milderte das Urtheil,
d verwandelte die Todesstrafe in jene der Decal-
tion*), und lebenslänglicher Haft. — Kaum war
eser so nothwendige Akt strafender Gerechtigkeit
rüber, als König Wamba Kunde erhielt, ein
ränkisches Heer sey in das gothische Gebiet einge-
llen, und verheere mit Feuer und Schwert die
egend von Beziers und der umliegenden Städte.
chnell rückte Wamba diesem neuen Feinde entge-
n. Aber schon auf die erste Nachricht von der
nnäherung des gothischen Heeres, zogen die Fran-
n über Hals und Kopf sich wieder zurück, und
s viele, schwere und reiche Gepäcke, welches sie
rück ließen, und das die Gothen nun erbeuteten,
ar ein vollkommener und unzweideutiger Beweis,
cht eines Rückzuges, sondern einer unordentlichen
mählichen Flucht.

15. Mit seinem siegreichen Heere kehrte der

---

*) Die Strafe der Decalvation bestand darin, daß dem Verbrecher das Haupthaar sammt einem Theile der Kopfhaut abgezogen ward; Geißelung ging derselben gewöhnlich voran, auch haftete ewige Infamie auf derselben.

elben zu Füßen, flehete noch einmal um Gnade,
lösete sich den Gürtel, als ein Zeichen, daß er
für unwürdig hielt, ferner noch Waffen zu tra-
Das blasse, vom Bewußtseyn schwerer Schuld
Todesfurcht entstellte Gesicht des Paulus rührte
König. „Obgleich“ sprach jetzt der Monarch,
r es nicht verdient, schenke ich Euch doch sämmt-
das Leben; aber von aller Strafe Euch frei
sprechen, dies erlaubt mir nicht die Gerechtig-
. Gehet also, und wartet, bis das Gericht
h euer Urtheil sprechen wird.“ — Alle Fran-
welche die Gothen in Nismes zu Gefangenen
cht hatten, wurden von Wamba sehr gelind be-
elt, und ohne Lösegeld wieder nach Hause ge-
. Auch die Geiseln, welche Paulus von meh-
Städten sich hatte geben lassen, erhielten ihre
heit, und kehrten nun froh wieder in ihre Hei-
zurück. Der König gab hierauf Befehl, die
dt zu säubern, die vielen Erschlagenen, die noch
nweise in den Straßen lagen, zu begraben,
die durch die Belagerung zerstörten Mauern

auf den Vorschlag des Königes, um den häufigen, unter den Bischöfen über die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit sich erhebenden Streitigkeiten, ein Ende zu machen, eine neue Eintheilung der bischöflichen Kirchsprengel zu Stande. Wie bisher, ward auch jetzt wieder, die politische Eintheilung des Reiches die Grundlage der neuen kirchlichen Territorial-Eintheilung. Die sechs Provinzen des Reiches, blieben demnach auch die sechs Metropolitan-Bisthümer der spanischen Kirche, jedoch mit veränderten, zum Theil engern, zum Theil erweiterten Grenzen. Diese sechs Erzbisthümer waren: Toledo, Hispalis, (Sevilla), Merida, Braga, Tarragona und Narbonne. Toledo war der Sitz der Könige und Mittelpunkt der Regierung und des Reiches; der Erzbischof dieser Stadt erhielt daher auch nach und nach einen höhern Rang, und ward endlich als Primas des Reiches und der spanischen Gesammtkirche betrachtet; sein Kirchsprengel war demnach auch ungleich weiter ausgedehnt, als jene der übrigen Metropolitan-Bischöfe; derselbe begriff neunzehn Bisthümer; Hispalis nur neun, Merida jedoch schon wieder dreizehn, Braga acht, Tarragona fünfzehen, und Narbonne wieder nur acht. Außer diesen hier angegebenen Bisthümern, gab es noch zwei Bisthümer, nämlich Leon und Luco, welche unmittelbar waren, und unter keines Metropolitan-Bischofes Jurisdiktion standen. Das ganz katholische, westgothische Reich zählte also, außer den erwähnten sechs Erzbischöfen, noch vier und siebenzig, größtentheils durch Gelehrsamkeit, zum Theil auch durch Heiligkeit, aber beinahe durchgängig durch Sittlichkeit des Wandels, ausgezeichnete Bischöfe. — Daß diese neue Eintheilung, weil die Gerichtsbarkeit mehrerer Bischöfe dadurch geschmälert ward, große Unzufriedenheit unter denselben erregt, und deren Haß dem König zugezo-

ig nun nach Toledo zurück. Als er die Pyrenäen
er hinter sich hatte, ertheilte er Allen, welche
issen zu seyn wünschten, den Abschied, nachdem
vorher dem ganzen Heere für dessen, während
ganzen mühseligen und gefahrvollen Feldzuges
iesene Tapferkeit und Treue gedankt hatte.
nba's Einzug in seine Residenz glich einem wah-
Triumph, denselben verherrlichen mußten Pau-
und die übrigen, mit ihm gleiche Schuld des
uhrs tragenden Verbrecher. In Fesseln geschla-
mit geschorenem Kopfe und ausgerauftem Bart,
uß und, gleich den Sclaven, nur mit schlech-
Fellen bedeckt, öffneten sie den Zug, und um
Paulus noch mehr dem Hohne des Volkes
is zu geben, trug derselbe eine, aus schwarzem
r verfertigte Krone auf dem Kopfe. An Miß-
lungen mancherlei Art von Seiten des Pöbels,
e es den Unglücklichen nicht, und nachdem sie
diesen Kelch bitterer, obgleich wohl verdienter
mach geleert hatten, wurden sie für die übrigen
e ihres Lebens in die für sie bestimmten Ge-

ten Streife versehene Schnupftücher *), waren

Verbrechens dieses Bischofes erwähnten, so ist es billig, daß wir zu gleicher Zeit auch von dem, jedes christliche Gemüth erbauenden, und gewiß die Kirche nicht wenig erfreuenden Beispiel seiner Zerknirschung und aufrichtigen Buße hier ebenfalls einige Erwähnung machen. Kein Ankläger hatte sich gegen den Bischof erhoben; kein menschliches Auge war Zeuge des Verbrechens gewesen, das er, von böser Lust überrascht und übermannt, in einem unseligen, unbewachten Augenblicke menschlicher Schwachheit begangen hatte. Aber wie häufig und Gott wohlgefällig waren die Thränen, die er, als er aus seinem Taumel wieder erwacht war, nun Tage und Nächte hindurch vergoß! In dem Gefühle der tiefsten Reue, und seiner nunmehrigen Unwürdigkeit verschloß er sich aus eigenem Antriebe in eine Celle, und enthielt sich, unter vielem Fasten und ununterbrochenem Gebete, neun Monate des heiligen Opfers, so wie aller übrigen Verrichtungen seines bischöflichen Amtes. Aber damit noch nicht zufrieden, ward er jetzt selbst sein eigener Ankläger, und legte vor einem Concilium von Bischöfen ein öffentliches Bekenntniß seiner Verirrung und seines Falles ab. Die Bischöfe, gerührt von den heißen Thränen aufrichtiger Buße, glaubten, gegen ihren jetzt so zerknirschten, in allen seinen Gebeinen zermalmten Mitbruder mit einiger Schonung verfahren zu dürfen, stießen ihn daher nicht aus ihrer Mitte aus, legten ihm aber *ewige* Buße auf, untersagten ihm für sein ganzes Leben alle bischöfliche Verrichtungen, und gaben sein Bisthum einem Andern zur Verwaltung. Dieses strenge Urtheil des Conciliums über einen, zwar tief gefallenen, aber jetzt von dem Bewußtseyn seiner Schuld nicht minder tief gebeugten, vor Gott und seinen Mitbrüdern sich völlig vernichtenden und demüthigenden, von glühender Reue in seinem Innern zerissenen, aber eben daher nun auch um so schöner und herrlicher sich wieder aufrichtenden Bischof, nannte man damals noch ein *mildes* Urtheil.

*) Orariis duobus, nec episcopo quidem licet, nec

inzen hatten daher auch die Bischöfe die Ober-
ht über alle höheren und niederen Staatsbeam-
Sie waren verbunden, ungerechte Richter oder
valter an ihre Pflicht zu erinnern; und für un-
t entschiedene Prozesse eine abermalige Revi-
derselben zu verordnen.

18. Nirgends war die Kirchenzucht so strenge,
n Spanien; und die Bewahrung reiner, tadel-
Sitten unter den Geistlichen war auf allen
ilien stets einer der ersten Gegenstände der Auf-
samkeit der versammelten Väter. Die mindeste
rung ward mit Absetzung bestraft, und diese
fe traf in dem Jahre 656 sogar einen Metro-
an-Bischof von Braga, Namens Potamius, der
das Gelübde der Keuschheit gesündiget hatte*).
Bischof durfte es wagen, die jedes Jahr fest-
ten Reisen und Visitationen seines Kirchspren-
zu unterlassen. Eben so pünktlich ward auch
ber gehalten; daß sich alle zwei Jahre die vor-
riebenen Provinzial-Concilien versammelten, auf

ungeziemenden Einfluß, dessen sich damals die weltliche Macht in den übrigen europäischen Reichen schon angemaßt hatte. Der Bischof ward theils von dem Volke, theils von der Geistlichkeit der erledigten Kirche, theils auch und zwar vorzüglich von dem Metropoliten und den übrigen Bischöfen der Provinz gewählt; mußte aber, bevor er consecrirt werden durfte, die königliche Bestätigung erhalten haben. Später, nämlich unter den letztern westgothischen Königen geschah es jedoch, daß der König zu allen erledigten Stühlen ernannte, dem Erzbischofe von Toledo aber, den man, obgleich er diesen Titel selbst nicht führte, doch schon allgemein als Primas des Reiches betrachtete, das Recht der Confirmation vorbehalten blieb. Unter der Strafe schwerer Kirchencensuren mußte der neue Bischof, nach erhaltener Consecration, sich binnen 3 Monaten dem Metropolitan-Bischofe seiner Provinz vorstellen, der ihm alsdann die weitern, zur künftigen Führung seines heiligen Amtes nöthigen Instructionen ertheilte. Einen Bischof abzusetzen stand nicht in der Gewalt der weltlichen Macht; dieses vermochte nur der Metropolit in einem Concilium sämmtlicher Bischöfe der Provinz; endlich waren auch die Geistlichen, von dem Erzbischofe bis zu dem Diacon, nicht nur, wie es sich von selbst versteht, von aller körperlichen Züchtigung, als Decalvation, Geißelung, Stockschlägen rc., sondern selbst von der Todesstrafe befreiet. Suspendirung oder Entsetzung des heiligen Amtes, Ausstoßung aus dem Schooße der Kirche, zeitliche oder lebenslängliche Einsperrung, größtentheils in einem Kloster, zeitliche oder lebenslängliche Buße waren die Strafen, womit ihre Verbrechen oder Vergehungen belegt wurden.

nicht einmal einem Bischofe bei sich zu führen
bt; auch durften die Geistlichen in Spanien
wie jene in Frankreich, gleich den Laien nur halb
chnittene Haare tragen, sondern mußten sich den
n Kopf scheren, und auf dem Hinterhaupt ge-
nur so viel Haar stehen lassen, daß man ihre
ur oder geistliche Krone deutlich erkennen
te*).

19. Bei allen bischöflichen Kirchen waren
Seminarien errichtet, in welchen Jünglinge,
inen Beruf zu dem geistlichen Stande in sich
en, unter der unmittelbaren Leitung und Auf-
der Bischöfe, in allen zu ihrer künftigen Be-
nung nothwendigen Sprachen, Wissenschaften
Kenntnissen unterrichtet wurden, daher man
unter der damaligen spanischen Geistlichkeit, be-
ers unter dem hohen Clerus nicht Wenige fand,
e außer ihrer Muttersprache, welche jedoch
unter dem gemeinen Volke jetzt immer in grö-
Verfall gerieth, auch Lateinisch, Griechisch
Hebräisch verstanden.

den und deren bürgerliche Existenz in Spanien betraf, gehörte blos vor das Tribunal der Bischöfe; aber Montesquieu hat sehr Unrecht, wenn er hierin schon einen Keim des, nachher weit später, unter Isabella von Castilien, eingeführten spanischen Inquisitionsgerichts finden will. Bei dem unter den

---

die Verhandlungen mehrerer, von ihnen gehaltenen Concilien nach Rom senden; so hat Herr Lembke Unrecht, wenn er dies als ein Beispiel anführen will, daß die spanischen Bischöfe sich bisweilen den päbstlichen Decreten widersetzten. Es handelte sich hier im allgemeinen um Thatsachen, wegen welcher der Pabst noch keine Untersuchung angeordnet hatte, und über die er also, weil falsch berichtet, im Irrthum seyn konnte. Den Pabst gehörig darüber aufzuklären, und auf diese Weise sich zu rechtfertigen, war demnach den Bischöfen sehr wohl erlaubt. Ungefähr ähnliche Bewandniß hat es auch mit jener Meinungsverschiedenheit zwischen Pabst Benedikt II und dem heiligen Julianus von Toledo. Hier war abermals weder von einem, von den spanischen Bischöfen bestrittenen Lehrbegriff, noch von einer bestimmten Disciplinar-Angelegenheit, sondern blos von Ausdrücken die Rede. Der Pabst wußte, daß Julianus und die übrigen Bischöfe mit der römischen Kirche in vollkommener Gemeinschaft des Glaubens wären; nur war er der Meinung, daß sie hierzu nicht die richtigsten Ausdrücke gewählt hätten. Diese Ausdrücke suchte nun Julianus in Uebereinstimmung mit den übrigen Bischöfen zu rechtfertigen, und so ward die ganze Sache nichts, als ein kleiner literarischer Disput. Indessen muß man doch gestehen, daß die spanischen Bischöfe sich bei dieser Gelegenheit nicht ganz mit jener ehrfurchtsvollen Bescheidenheit benommen haben, welche sie dem römischen Stuhle schuldig waren. Wer z. B. wird und kann, in Beziehung auf den Pabst, von Seite der Bischöfe Ausdrücke billigen, wie folgende: „sicut nos non pudebit, quae sunt „vera defendere, ita forsitan quosdam pudebit, „quae vera sunt ignorare.“

21. Die Immunität der Kirche war eben-
in Spanien mehr gesichert und durch die Ge-
geschützt, als in allen andern abendländischen
hen. Der Clerus hatte seinen besondern Gerichts-
. Der Richter eines Geistlichen war der Bi-
, von diesem konnte an den Metropoliten, und
dem Ausspruch des Metropoliten, nach der Be-
fenheit des Prozesses, entweder an den König,
ein Concilium appellirt werden. Ein Bischof,
in einen Rechtsstreit mit einem andern Geist-
verwickelt, sich an die weltliche Behörde wen-
ward mit dem Bann belegt. Dem Metropo-
Bischof allein gebührte die Entscheidung, von
er jedoch, wie von dem Ausspruch eines gan-
Conciliums, Derjenige, welcher sich gekränkt
te, seinen Recurs nach Rom an den apostoli-
Stuhl nehmen konnte*). Alles was die Im-

Einem merkwürdigen Beispiel einer solchen Appellation
an den römischen Stuhl begegnen wir unter der Regie-
rung Pabstes Gregorius des Großen. Januarius, Bi-

dieses, nach entdecktem Verrath, nur noch mehr gehaßte Volk verfahren seyn würden.

22. Daß die spanische Geistlichkeit vom Kriegsdienste, von Steuern, Abgaben, Frohnden und andern öffentlichen Diensten befreit war, dies hatte sie auch mit der Geistlichkeit anderer Länder gemein; jedoch mit dem Unterschied, daß die Kirche in Spanien nie und zu keiner Zeit jenen Erpressungen und Räubereien der Großen und selbst der Könige ausgesetzt war, über welche z. B. die fränkische Kirche so oft, und mit so vielem Rechte sich so bitter zu beklagen hatte. Wie es scheint, trug doch in den letztern Zeiten die spanische Geistlichkeit ebenfalls zu den Staatslasten bei; wenigstens berechtiget uns zu dieser Vermuthung eine Stelle in der Einleitung zu den Decreten des 16. toledanischen Conciliums *), da sich jedoch nirgends eine andere ähnliche Stelle findet, welche auf Etwas dergleichen schließen läßt; so wäre es auch möglich, daß, ganz ungewöhnlicher, dringender Staatsbedürfnisse wegen, auch die Geistlichkeit auf eine gewisse bestimmte Zeit einen Beitrag bewilliget hätte.

23. Diese dem geistlichen Stande, zu seinem heiligen Berufe so nothwendigen Freiheiten beschränkte König Wamba zuerst durch eine, der sonst vielleicht nicht mit Unrecht so sehr gepriesenen Weisheit und

*) In dieser Stelle heißt es: "Nam et hoc Honorificentia Vestra promulgare curabit, ut nemo "Episcoporum, pro regiis inquisitionibus exhibendis parochialium ecclesiarum "jura contingat." —

othischen Königen sich ununterbrochen gleichsam
rbenden Haß gegen die Juden, und den crassen,
nicht zu vertilgenden Vorurtheilen der Gothen
diese unglückliche Nation, war die, den Bi-
en über die Juden zugestandene Gerichtsbarkeit
wahre Wohlthat für dieselben, und eine Menge
anischer und anderer Concilien-Decrete enthalten
hende Beweise, daß es gerade die Bischöfe wa-
welche die Juden gegen die Gewaltthätigkeiten
ser Vorurtheile und leidenschaftlichen Hasses in
tz nahmen. Freilich als nachher die zahlreichen
chen Scheinchristen sich mit den Arabern, nach-
diese Herren der ganzen afrikanischen Nordküste
rden waren, in gottlose und verrätherische Ein-
ändnisse einließen, sie nach Spanien überzuschif-
rmunterten, ihren Beistand ihnen zusagten, und
ch das ganze schändliche Gewebe von Treulo-
t und Verrätherei entdeckt ward, dann waren
rlicher Weise auch andere, um vieles härtere
regeln nothwendig, die jedoch offenbar nicht
der Kirche hervorgingen, sondern blos der
tlichen Macht durch die imperiösen und höchst

keiner weitern Ausführung; es fühlt sich dies ja von selbst *).

24. Während die innere Verwaltung seines Reiches Wambas ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien, ward dieselbe, durch einen, den Gothen bisher nur dem Namen nach bekannten Feind, plötzlich auf einen ganz andern Gegenstand gerichtet. Die Araber hatten in Afrika sich unlängst der Stadt Tanger bemächtiget, und ein Versuch gegen die spanische Küste war die erste Folge dieser Eroberung. Wamba, bei Zeiten von den Bewegungen dieser neuen Feinde unterrichtet, zog seine Flotte zusammen, und ließ sie in der Meerenge kreuzen. Den Gothen, die längst schon mit Italien und Frankreichs südlichen Provinzen einen ziemlich lebhaften Seehandel trieben, sogar Schiffe nach Konstantinopel und der Levante schickten, fehlte es nicht an gewandten Matrosen und geübten Seeleuten; ihrer Superiorität zur See über die Sarazenen waren sie sich bewußt, und die ganze Flotte brannte vor Begierde, sich mit den Römern und Griechen bisher so furchtbaren Schülern Mohameds zu messen. Auf der Höhe von Algesiras kam es zu einem Seetreffen; die Araber wurden völlig geschlagen, verloren 272 theils größere, theils kleinere Schiffe, und sämmtliche darauf befindliche Mannschaft ging größtentheils zu Grunde. — Diese derbe Lection be-

*) Diese flüchtige Uebersicht des Zustandes der spanischen Kirche, und deren inneren und äußeren Verhältnisse hielten wir jetzt schon um so zweckmäßiger, als die Kirche unter den Westgothen in Spanien, wegen ihrer Theilnahme an den Reichsgeschäften, auch mehr, als die andern Kirchen des Abendlandes, in die politischen Ereignisse jener Zeit verflochten ist.

nahm den Arabern auf geraume Zeit die Lust, die Meerenge auf das neue zu überschiffen.

25. Seine äußern und innern Feinde hatte König Wamba besiegt; weder von jenen noch von diesen hatte er mehr Etwas zu fürchten. Aber gerade jetzt, wo er sich vollkommen auf seinem Throne befestiget glaubte, stand der Verräther ihm am nächsten zur Seite. Ardabast, von dem Kaiser aus Konstantinopel verbannt, war unter Chindaswinth nach Spanien gekommen. Der Fremdling war zwar ein geborner Grieche, aber aus einer der ältesten und edelsten westgothischen Familien entsprossen; denn er war ein Nachkomme Athanagilds und Enkel des heiligen Hermenegilds, Königs Recared I. ältesten Bruders. An Chindaswinth's Hofe fand er also die freundschaftlichste Aufnahme, stieg mit jedem Tage höher in der Gunst des Königs, und erhielt endlich eine nahe Anverwandte desselben zur Gemahlin. Ein Sohn war die Frucht dieser Ehe; derselbe hieß Erwig, ward am Hofe Recesswinth's erzogen, von Wamba mit Wohlthaten überhäuft, zur Würde eines Palatins erhoben, vom König vor allen übrigen Großen seines Hofes ausgezeichnet, und ihm endlich selbst die Krone in nicht allzu entfernter Perspektive gezeiget. Aber schwungsüchtige Entwürfe beschäftigten auch von jetzt an immer mehr und mehr die Seele des beglückten Günstlings; seinem Ehrgeiz lebte Wamba zu lange; zwar war der König dem Greisenalter schon nahe, aber seine dauerhafte feste Gesundheit schien ihm demungeachtet noch eine ziemlich lange Reihe von Jahren zu versprechen. Erwig beschloß durch ein, zwar nicht tödtendes, aber völlig betäubendes Gift die Regierungsjahre seines Wohlthäters zu verkürzen, und reichte ihm einen Trank, der ihm aller Besinnung beraubte. Als der alte König nun in

völliger Betäubung da lag, und beinahe kein Zeichen des Lebens von sich gab, wurden die anwesenden Bischöfe, und vor Allen der heilige Julianus, Erzbischof von Toledo, herbeigerufen. Man gab dem Sterbenden die letzte Oehlung, und da Niemand wußte, auf welche Weise der König in diesen traurigen Zustand war versetzt worden, daher auch, besonders weil derselbe schon in Jahren weit vorgerückt war, an dessen, vielleicht schon in wenigen Augenblicken erfolgenden Tod gar nicht mehr zweifelte; so schnitt man ihm, nach der damals allgemein herrschenden Sitte, die Haare ab, und legte ihm das Gewand eines Büßenden an. *) Erwig übernahm indessen die Leitung der laufenden und dringendsten Geschäfte am Hofe. Aber des Königs starke Natur widerstand der Kraft des Giftes, überwand endlich dessen Wirkung, und nach 24 oder

*) Der Gebrauch, daß ein Kranker, wenn dem Tode nahe, sich den Kopf scheren, und ein Bußgewand anlegen ließ, war so allgemein, und in dem religiösen Sinne der Nation so tief gewurzelt, daß man endlich gar die Unterlassung desselben als den Beweis eines Mangels an Demuth und freudiger Ergebung in den Willen Gottes ansah; daher es auch geschah, daß, wenn ein Sterbender das Bewußtseyn verloren, mithin nicht mehr im Stande war, um das Bußkleid zu bitten, die Anverwandten desselben, oder jene, welche sein Sterbelager umgaben, es ihm selbst anlegten, in der Voraussetzung, daß er, wenn er sprechen könnte, auch darum bitten würde. Wem aber, selbst im Zustande völliger Betäubung, das Bußgewand einmal war angelegt worden, der mußte nach den Gesetzen der Kirche, wenn auch seine völlige Genesung erfolgte, dennoch sein ganzes übriges Leben in dem Zustande der Buße verharren, und war demnach unfähig gemacht, von jetzt an irgend ein zeitliches Amt, oder eine weltliche Würde zu bekleiden.

48 Stunden erwachte Wamba wieder aus seinem Todesschlummer. Als er jetzt erfuhr, wie nahe er dem Tode gewesen, und nun einsah, daß er durch den Verlust seines Hauptbaares und die Anlegung eines Bußgewands unfähig gemacht worden wäre, demüthigte er sich unter der Hand der Vorsehung, ergab sich ohne zu murren in sein Schicksal, und nicht ahnend die Tücke teuflischer Bosheit, ermahnte er sogar sämmtliche Großen seines Hofes, den Erwig zu seinem Nachfolger zu wählen, ließ auch diesem eine von ihm unterzeichnete schriftliche Erklärung, die diesen Wunsch ausdrückte, unverzüglich zustellen; er selbst entsagte noch einmal der Krone, und begehrte in das, wahrscheinlich von ihm selbst gestiftete Kloster Pompliega gebracht zu werden. Bald darauf ward Wamba wieder völlig gesund, ging in das so eben erwähnte Kloster, und lebte noch mehrere Jahre, ein Muster der Buße und ungeheuchelter Frömmigkeit.

26. Um den Wunsch des abtretenden Königs zu erfüllen, ward Erwig von den Palatinen am 16. Oktober des Jahres 680 gewählt, und fünf Tage nachher von dem Erzbischofe von Toledo, dem heiligen Julianus, zum König gesalbt *). Um seine

*) Herr Professor Aschbach sagt hier S. 204.: „Unterdessen übernahm Erwig, wahrscheinlich im Einverständniß mit der Geistlichkeit, die ganze Leitung der „Regierungsgeschäfte 2c.“ Es fragt sich nun: mit welcher Geistlichkeit? natürlich mit keiner andern, als den paar, zufällig gerade am Hofe anwesenden Bischöfen und vorzüglich mit dem heiligen Julianus, Erzbischof von Toledo. Aber nun scheint uns das obige wahrscheinlich im höchsten Grade überflüssig, und gar nicht an seinem Ort; denn da, vermöge der westgoth-

Wahl auf einer Reichsversammlung bestätigen zu lassen, berief Erwig drei Monate darauf das zwölfte toledanische Concilium zusammen; er eilte jetzt um so mehr damit, als Einige der Scharfsehendsten am Hofe den geheimnißvollen Schleier, der Erwig's Throngelangung umgab, durchschaueten, und der Verdacht eines, an Wamba begangenen Verraths immer mehr auf dem neuen König zu lasten begann. Sechs und dreißig Bischöfe, fünf Aebte und

---

schen Reichsverfassung, auch der Erzbischof von Toledo im Namen der hohen Geistlichkeit an der, von den Palatinen vorgenommenen Wahl Antheil hatte; so folgt ganz natürlich und einfach daraus, daß, nachdem er derselben seine Zustimmung gegeben, er nun auch damit einverstanden seyn mußte, daß Erwig die Leitung der Reichsgeschäfte übernahm. Doch dies ist das wenigste; die Hauptsache, worauf es hier ankommt, ist die, daß sehr wohl manche Leser aus jenem wahrscheinlich noch ein anderes zweites wahrscheinlich herleiten könnten, nämlich daß dem Erzbischof auch Erwig's Arglist und Giftmischerei bekannt gewesen wären. Höchst sonderbar wäre freilich eine solche Wahrscheinlichkeit gerade da, wo die völlige Unmöglichkeit gleichsam mit allen Sinnen belastet werden kann. Die allgemein anerkannten höhern Tugenden dieses gottesfürchtigen Erzbischofes, und der kleine Umstand, daß die Kirche ihn nachher unter die Heiligen versetzte, bürgen mehr, als irgend ein anderes historisches Zeugniß, für dessen Unschuld. — Zwar ward einst der Gerechte zu den Sündern gezählt und hing, büßend für aller Menschen Sünden, zwischen zwei Mördern am Kreuzbalken. Aber nie wird Gott zugeben, daß die Kirche, bei welcher sein Geist bis an das Ende der Tage weilt, so sehr in Blindheit falle, daß sie einen Giftmischer oder Mörder den auserlesenen Freunden Gottes zuzählen, und ihn, dem andächtigen Volke zum Muster und zur Verehrung, auf ihre Altäre erheben sollte.

fünfzehen Großen des Reiches waren auf dem Concilium gegenwärtig. Der heilige Julianus führte den Vorsitz. Erwigs Wahl ward für gültig erklärt, und noch überdieß durch einen neuen Canon verordnet, daß derjenige, der einmal in den Stand der Büßenden wäre versetzt worden, sey es auch in einer völligen Geistesabwesenheit desselben geschehen, dennoch darin verharren, mithin der fernern Bekleidung weltlicher Würden für immer unfähig seyn sollte. Daß dieser Canon gemacht ward, um Wamba alle Hoffnung zu benehmen, je wieder den Thron zu besteigen, ist offenbar. Aber die Bischöfe wußten nichts von Erwig's tückischer Arglist gegen seinen Wohlthäter, konnten auch nichts davon wissen. Dies Werk der Finsterniß war ja selbst dem in Toledo residirenden Erzbischof Julianus unbekannt — und daß es ihm unbekannt war, dies bestätiget und bekräftiget uns die allgemein anerkannte Heiligkeit dieses würdigen Oberhirten. — Der Canon war also nicht sowohl gegen Wamba, der ganz gewiß, wie es sein ganzer folgender Wandel beweißt, gar nicht mehr aus seiner frommen Abgeschiedenheit würde haben hervortreten wollen, gerichtet, sondern nur deswegen von dem Concilium gegeben, um Wamba's und seiner Familie zahlreiche Anhänger abzuhalten, durch Aufruhr und Empörung das Reich auf das neue zu verwirren.

27. Hätte dem Erwig nicht ein Verbrechen den Weg zum Thron gebahnt, so wäre er desselben nicht unwürdig gewesen. Er herrschte mit vieler Klugheit, Gerechtigkeit und Milde. Dem Volke erließ er alle rückständige Abgaben, und auf einer Reichsversammlung gab er mit Zustimmung der Bischöfe und übrigen Großen eine Verordnung, kraft welcher die, gegen Staatsverbrecher bestehenden all,

zu strengen Gesetze gemildert, und allen jenen, welche, seit Cintilas Zeiten, wegen Aufruhr, oder verweigerter Heerbannfolge, für ehrlos erklärt, oder ihrer Güter waren beraubt worden, ihre sämmtlichen bürgerlichen Rechte so wie auch ihre, dem königlichen Fiscus heimgefallenen Güter wieder zurückgegeben wurden. Sogar Paulus und dessen Mitschuldigen erhielten bei dieser Gelegenheit ihre Freiheit. Aber troß aller dieser versöhnenden Maßregeln ward dennoch die innere Ruhe im Reiche durch die Anhänger der Familie Wamba's einigemal gestört, jedoch durch Erwigs Klugheit bald wieder hergestellt. — Um den Frieden im Innern des Reiches zu befestigen und zugleich auch seine eigene Familie nach seinem Tode gegen alle Verfolgungen der Anhänger Wamba's zu schützen, fiel Erwig endlich auf den Gedanken, das Haupt der feindlichen Parthei, und durch dasselbe zugleich auch dessen ganzen Anhang theils durch Wohlthaten zu gewinnen, theils durch deren eigenes Interesse unauflöslich an seine Familie zu knüpfen. Der nächste Anverwandte des Wamba war dessen Neffe Egiza; diesen mußte natürlicher Weise Erwig als seinen ärgsten, erbittertsten Feind betrachten. Um ihn zu söhnen, entschloß er sich, ihm die Hand seiner Tochter Cixilona, und mit dieser auch zugleich die Aussicht auf den Thron als Mitgift zu geben. Dankbar nahm Egiza das unerwartete Anerbieten an; aber bevor die Vermählungs-Feierlichkeiten statt hatten, mußte Cixilona's künftiger Gemahl seinem Schwiegervater eidlich versprechen, dessen Familie nicht nur in dem Besitze aller ihrer Güter zu lassen, sondern sie überhaupt gegen jede andere Kränkung, und Verfolgung ihrer Feinde zu schützen. Bald darauf ward Erwig krank. Als er sich dem Tode nahe fühlte, ward sein Gewissen, dessen strafende Stimme ihn während seiner ganzen

ierung beinahe ununterbrochen geängstiget hatte,
noch dringender. Mit Uebergehung seiner eige-
Söhne trat er also mit Genehmigung der an
m Hofe anwesenden Großen und Palatine, am
Nov. 687 Wamba's Neffen die Krone ab,
dem dieser durch einen zweiten Eid ihm hatte
prechen müssen, stets mit Milde und Gerechtig-
zu regieren. Erwig ließ sich hierauf in das Ge-
d eines Büßenden kleiden, und in ein, nicht
entferntes, ganz einsam gelegenes Kloster brin-
wo er wenige Tage darauf verschied. Unge-
drei Monate nachher, starb in seinem Kloster
Pampliega auch König Wamba, dessen Anden-
wie Alphons der Große in seiner Chronik sagt,
Spaniern ewig heilig, ewig unvergeßlich seyn

28. Gleich den vorigen Königen, berief auch
a schon im sechsten Monate nach seiner Thron-
gung ein Concilium, oder einen Reichstag nach
do. Wie auf den frühern Reichsversammlun-
hatte hier wieder der heilige Julianus von To-

rigen geschenkt worden seyn könnten; so befände er sich jetzt in der peinlichsten Verlegenheit, indem er nicht wüßte, wie er in solchem Falle, seine, durch den zweifachen Eid übernommenen, nun aber offenbar sich widersprechenden Verpflichtungen mit einander vereinbaren sollte. — Unstreitig konnte König Egiza nicht leicht Etwas alberneres und abgeschmackteres vorbringen, als diese Zweifel, und wollen wir nicht annehmen — was auch, wie in der Folge es sich zeigen wird, gar nicht der Fall war — daß Egiza der beschränkteste Kopf und größte Einfaltspinsel in seinem ganzen Königreiche gewesen, so müssen wir glauben, daß die, sein Gewissen so sehr belastenden Zweifel blos in einer vorübergehenden Heuchelei ihren Grund hatten; wahrscheinlich bezweckte er damit, der ganzen Nation von der künftigen gerechten, weisen und daher beglückenden Regierung ihres neuen, so ungemein zartfühlenden, gewissenhaften Königs recht große Begriffe beizubringen. — Die Bischöfe erklärten dem König, was ein Eid sey, daß dieser nie zu Uebertretung eines göttlichen Gebotes verpflichten könne, und entbanden also den scrupulösen Monarchen seines ersten Eides für alle solche Fälle, wo derselbe ohnehin keine verbindende Kraft haben könnte, und es daher eigentlich auch gar keiner Lossprechung bedurfte.

29. Hätte Egiza sich wirklich an Erwigs Familie rächen wollen, so konnte er nun durch willkührliche Deutung der Erklärung der Bischöfe, dem in ihm erwachten Rachgefühl freien Lauf lassen. Aber von allem diesem geschah nichts, und es findet sich nirgends eine Spur, daß Egiza während seiner ganzen Regierung irgend ein Glied der Familie seines Vorgängers nur im mindesten gekränkt

*). Ueberhaupt war Egiza ein sehr verstän-
, und dabei im höchsten Grade edler Regent.
Allem beobachtete er stets das rechte Ziel und
ß, und das Zeitgemäße war stets die Richt-
r seiner Verordnungen. Mit Einsicht steuerte
aher eingerissenen Unordnungen, suchte den, durch
bisher so häufigen, stets mit Erschütterungen
Innern verbundenen und eine Menge, einander
lich sich gegenüber stehender Partheien erzeugen-
Thronveränderungen, schwankend und unsicher
rdenen Besitzstand auf das neue wieder zu be-
en, verminderte Steuern und Abgaben, setzte
weise Verordnungen dem zunehmenden Sitten-
rbniß heilsame Schranken, half den, im Laufe
bürgerlichen Unruhen verarmten Kirchen und
ern durch seine Freigebigkeit wieder auf, zeichnete
strenge Sittlichkeit des Wandels vor allen Gro-
seines Reiches sich aus, und suchte, durch eige-
Beispiel ungeheuchelter Frömmigkeit, auch unter
n ganzen Volk einen ächt christlichen Sinn wie-
zu wecken.

Auslande und vorzüglich am römischen Hofe in hoher Achtung stehenden Bischof, den heiligen Julianus von Toledo zu verlieren. Auf den durch diesen Todesfall erledigten Stuhl war Sisebert erhoben worden, ein, zwar aus einem der ältesten und vornehmsten Geschlechter entsprossener, aber dem Geiste der Religion Jesu völlig entfremdeter, arglistiger, ränkesüchtiger, unruhiger Prälat. Durch Künste der Verstellung und geheuchelten Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen, hatte der Schalk die höchste Würde in der Kirche und in dem Staate erhalten, und dieser glückliche Erfolg ermunterte ihn jetzt nur zu noch größerm und kühnerm Frevel. Um über die Krone nach Willkühr zu schalten und Einen aus seinem eigenen Hause auf den Thron zu erheben, stellte sich der unwürdige, pflichtvergessene Metropolit an die Spitze einiger unruhiger, unzufriedener Köpfe, verführte und gewann, weil durch seine Geburt mit dem vornehmsten gothischen Adel verwandt, noch mehrere andere Großen, und ging mit nichts wenigerem um, als den König, dessen Gemahlin, Kinder und sämmtliche Familie zu ermorden. Zum Glück ward das teuflische Komplott, bevor es reif war, entdeckt, und Sisebert unverzüglich verhaftet. Auf die erste Nachricht von der Verhaftung des Erzbischofes griffen die Verschwornen zu den Waffen, aber weder hinreichend vorbereitet, noch schon zahlreich genug, wurden sie mit leichter Mühe überwältiget; und Egiza, abermals Strenge mit Milde verbindend, strafte nur die Schuldigsten, die Häupter der Verschwörung, und begnadigte alle übrige, welche Sisebert's teuflische Arglist zur Theilnahme an dem Frevel verführt hatte. Um über den ruchlosen Bischof Sisebert Gericht zu halten, berief der König ein Concilium nach Toledo. Der Majestätsverbrecher ward von den versammelten Vätern

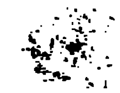
seiner Würde entsetzt; alle seine Güter wurden zum Vortheil des königlichen Fiscus eingezogen; er selbst ward aus dem Schooße der Kirche ausgestoßen und auf ewig verbannt; erst in der Stunde des Todes sollte er, wenn er wahre und tiefe Reue fühlen würde, in die Gemeinschaft der Christen wieder aufgenommen werden *).

---

*) Wenn nach einer langen Reihe weiser und erleuchteter Bischöfe, gottesfürchtiger Aebte und frommer und gelehrter Klostergeistlichen sich einmal ein Sisebert findet, dann hat eine gewisse, und leider sehr zahlreiche Parthei gewonnenes Spiel. Der Eine schlechte, obgleich die Kirche selbst ihn verdammt und aus ihrem Schooße gestoßen hat, muß dennoch stets den ganzen, gewiß ehrwürdigen geistlichen Stand repräsentiren, und über diesem wird nun natürlicher Weise ebenfalls der Stab gebrochen. Wie es scheint, ist es für die Herren ein Axioma geworden, daß die katholische Geistlichkeit, überall und zu allen Zeiten stolz, habsüchtig, herrschsüchtig ꝛc., bei allem ihrem Streben stets blos ihr eigenes, zeitliches Interesse bezwecke. An diese, ihre schönen Prämissen knüpfen sie nun eine Menge Schlüsse, einer immer schmähliger als der andere für unsere Geistlichkeit. Beruft man sich dagegen auf geschichtliche Thatsachen; dann sind sie bald fertig, denn da unsere, weil über den Erdkreis verbreitete, Kirche viele tausend höhere und niedere Geistlichen zählt, sich aber in einer solchen, so ungemein großen Anzahl, stets und zu allen Zeiten einige Siseberte finden werden — (hatte er sich ja schon unter den 12 Aposteln gefunden) so rufen nun tausend, wie aus einer Kehle, Sisebert, Sisebert! da es aber dennoch eigentlich und der Wahrheit nach nicht viele Siseberte gibt; so gefällt es den Herren, versteht sich, völlig nach Willkühr, auch ganz Andere in Siseberte zu verwandeln, und schreien dann z. B. nun auch bis zum Betäuben: Hildebrand, Hildebrand! Ein vernünftiges Wort noch weiter zu sprechen, wird jetzt völlig unmöglich, die historischen Beweise haben

31. Kaum war diese Verschwörung entdeckt und bestraft, als eine neue, noch ungleich teuflischere und verderblichere Verschwörung gleichsam die ganze Strenge einer mächtigen und starken Regierung herausforderte. — Die Juden, gedrückt durch die frühern, gegen sie erlassenen Gesetze, und zum Christenthum angelockt durch Belohnungen, Erhebung in den Adelstand, Befreiung von Zöllen und andern Abgaben, waren größtentheils Christen geworden; aber leider nur dem Scheine nach, und daher im Geheim nur noch desto erbittertere und gefährlichere Feinde der Christenheit. Indessen waren doch viele derselben, welche auch nicht dem Scheine nach zu dem Christenthum sich hatten bekehren wollen, nach Afrika geflohen, und die Araber, welche nun Herren der ganzen nördlichen Küste dieses Welttheils geworden waren, ließen den Juden, gegen Erlegung des gewöhnlichen Kopfgeldes, nicht nur ungestörte Ausübung ihrer Religion, sondern auch völlige Freiheit des Handels, sammt mehrern andern bürgerlichen Rechten und Vortheilen. Als die Juden in Spanien dies erfuhren, beneideten sie das glückliche Loos ihrer Glaubensgenossen jenseits der Meerenge, und seufzeten nur um so mehr jetzt nach dem Augenblicke, wo auch sie das, ihnen immer drückender werdende Joch zerbrechen, und den Gekreuzigten, den sie bisher mit den Lippen anbeten mußten, wieder laut und öffentlich würden lästern dürfen. Nichts war ihnen also erwünschter, und nach nichts sehnten

ja nun die Herren in Fülle, die allgemeine Meinung aller Gelehrten hat darüber entschieden, was bedarf es fernern Zeugnisses, crucifige, crucifige! — — Aber zum Glück spricht nicht so der Mund der ewigen Wahrheit; dieser sagt: Qui vos spernit, spernit me et Patrem meum, qui me misit!



ch mehr, als nach Mohamedanischer Herrschaft
in Spanien. Mittels ihrer Glaubensbrüder
frika knüpften sie demnach geheime Unterhand-
n mit den Sarazenen an, ermunterten sie nach
nien überzuschiffen, gaben ihnen von der Stärke
Schwäche der Städte und von dem innern,
Partheiungen zerrissenen Zustande des Reiches
mögliche Kunde, erboten sich überall ihre Füh-
u seyn, und endlich sogar durch eine Bewegung
nnern ihre Landung zu unterstützen. Die Ara-
nahmen die Einladung an, und rüsteten mit der
en Thätigkeit in ihren Häfen eine Flotte aus.
auch diese Verschwörung, obgleich in das tiefste
imniß gehüllt, und mit der größten Vorsicht
et, entging dennoch nicht der Wachsamkeit des
gs; noch bei Zeiten erhielt Egiza Nachricht da-
und berief sogleich eine Reichsversammlung
Toled. Conc.) nach Toledo. Der Erhaltung
Reiches mußte jetzt jede andere Rücksicht weichen,
gegen das verblendete, und in seiner Verblen-
verstockte Judenvolk zeigten nun die versam-
n Bischöfe eine Strenge, welche nur durch die

Töchter mit christlichen Jünglingen, und alle jüdische Jünglinge mit christlichen Mädchen verheirathet werden. — Das, seiner völligen Reife sich schon nahende Werk der Finsterniß war also jetzt wieder zerstört, und die aus den afrikanischen Häfen ausgelaufene Sarazenen-Flotte ward von jener der Gothen, unter der Anführung des tapfern Theudemirs, abermal völlig geschlagen und zerstreut.

32. Durch die Weisheit und Energie seiner Regierung, durch Privat- und Regenten-Tugenden hatte Egiza, während einer bald zehnjährigen Herrschaft, sich die Liebe und Verehrung aller Stände des Reiches, aller Klassen der Nation erworben, und sein königliches Ansehen war nun so vollkommen befestiget, daß er mit nicht mehr zu bezweifelndem Erfolge sich mit dem Gedanken beschäftigen konnte, seinem Sohne Wittiza die westgothische Krone zu hinterlassen. Mit Genehmigung seiner Großen ernannte er also seinen Sohn zuerst zum Statthalter, oder vielmehr Vicekönig von Gallicien, dem alten Sueven-Reich, und wieß ihm die Stadt Tuy zu seiner einstweiligen Residenz an. Dies war jedoch nur ein Schritt näher zum Ziel, und schon im Anfange des darauf folgenden Jahres erklärte Egiza, und gewissermaßen so ziemlich eigenmächtig, seinen Sohn Wittiza zum Mitregenten über die gesammte westgothische Monarchie; und eine um diese Zeit in Narbonne geschlagene Münze beweißt, daß der Sohn auch über das gothische Gallien gemeinschaftlich geherrscht habe *). Wittiza begab sich jedoch nicht

*) Eine vollständigere Beschreibung dieser Münze und deren Umschrift, findet sich in Herrn Professors Aschbach Geschichte der Westgothen. S. 303.

nach Toledo, sondern blieb, so lange sein Vater lebte, auch als Mitregent in seiner bisherigen Residenz zu Tuy in Gallicien.

33. Drei Jahre genoß Egiza nun die Fülle der schönsten Vaterfreuden; denn eben so lange sah er noch seinen, von der Natur mit den edelsten Anlagen ausgerüsteten Sohn auf dem Throne an seiner Seite. Nach dreizehnjähriger Regierung starb endlich der glückliche Vater im Anfange des achten Jahrhunderts (701.) zu Toledo, und zwar mit dem, einem weisen und tugendhaften Regenten so überschwänglich lohnenden Bewußtseyn, seinem Sohne ein, in seinem Innern völlig beruhigtes, von den, schon zweien Welttheilen so furchtbaren Sarazenen gefürchtetes, und in jeder Hinsicht blühendes und glückliches Reich zu hinterlassen.

XIX.

1. Untergang des westgothischen Reiches. Bei dem völligen Mangel gleichzeitiger, zusammenhängender Nachrichten, und den vielen, gar nicht zu vereinbaren Widersprüchen zwischen den Erzählungen der frühern und jenen der spätern Geschichtschreiber, ist es sehr schwer, ja wohl unmöglich, eine durchaus wahrhafte Geschichte der Regierung der beiden letzten westgothischen Könige Wittiza und Roderich zu geben, oder ein, der Wahrheit vollkommen treues Bild dieser beiden Fürsten zu entwerfen. Zwei Chroniker, welche König Wittiza am nächsten stehen*), geben denselben das



*) Nämlich Isidorus Pacensis, (Isidors von Badajoz)

herrlichste Zeugniß; nur Gerechtigkeit, Weisheit und Milde, sagen sie, umgaben seinen Thron, und die allgemeine Liebe der Nation, von einem Ende Spaniens bis zum andern, war die Stütze desselben *). Andere, und zwar spätere Geschichtschreiber sagen gerade das Gegentheil. Ihnen zufolge, war Wittiza eines der größten Ungeheuer, die je noch einen Thron entehrten; ein Ungeheuer, das nicht nur sich selbst den schändlichsten Lüsten ergab, sondern auch Andern noch jedes Laster gebot, alles moralische Gefühl bei der Nation zu ertödten suchte, die Kirchenzucht auflößte, die Kirche zerrüttete, ein Schisma herbeiführen wollte, und die gesammte Geistlichkeit, den hohen wie den niedern Clerus, in einen bodenlosen Abgrund von Lastern und Zügellosigkeit zu stürzen sich bestrebte; kurz, sie stellen von diesem König ein Zerrbild auf, dessen Bestandtheile, wenn sie auch wirklich — was hier jedoch schwerlich der Fall seyn möchte — aus der Natur genommen wären, doch nirgends so zusammenhängend und von allem Guten so isolirt sich vorfinden; so daß die, in Wittiza's Gemälde sichtbar vorsätzliche Anhäufung der dunkelsten und schwarzesten Farben, eben

---

welcher ungefähr schon 50 Jahre nachher schrieb, und der Fortsetzer der Chronik des Joannes Biclariensis, die mit dem Jahre 721 sich endiget.

*) Unter mehrern andern preiswürdigen, gleich den Anfang seiner Regierung verherrlichenden Regentenhandlungen, warf Wittiza auch alle Bürgschaften und Verschreibungen, welche sein Vater sich sowoh. von mehrern Großen, als auch ganzen Städten und Gegenden, um sich ihrer Treue zu versichern, hatte geben lassen, in öffentlicher Versammlung in das Feuer, und entließ auf diese Weise Jene, welche sie ausgestellt hatten, aller darin eingegangenen, größtentheils sehr lästigen Verbindlichkeiten.

deswegen schon demselben allen geschichtlichen Glauben entzieht*). — Wieder andere und noch spätere Geschichtschreiber suchen diese einander so sehr widersprechenden Erzählungen mit einander zu vereinigen**); aber auf eine Weise, die von ihrem historischen Scharfsinn uns gerade nicht sehr große Begriffe beibringt. Mit leichtem Fuß schwingen sie sich über die ungeheure Kluft, die jene, sich gegenseitig aufhebenden Berichte von einander trennt, und erzählen uns dann, Wittiza sey in den ersten Jahren seiner Regierung das Muster eines trefflichen Regenten gewesen, habe sich aber auf einmal geändert, und in einen der verabscheuungswürdigsten Wütheriche sich verwandelt. Was aber diese gänzliche Umwandlung in Wittiza herbeiführte; welche äußere Umstände und Ereignisse dem Gange seines Lebens eine andere Richtung und Bestimmung gaben, ihn der Stütze, welche die Religion ihm lieh, beraubten, und so nach und nach immer tiefer in

*) Der erste von den, wenigstens zu uns gelangten, Wittiza's Andenken schmähenden Geschichtschreibern, ist ein ausländischer Mönch, der ungefähr hundert Jahre nach dem Tode dieses Königs lebte. Derselbe weis jedoch noch nicht sehr viel Nachtheiliges von ihm zu erzählen, und sagt blos, Wittiza sey den Weibern ergeben gewesen, und habe dadurch Geistlichen und Weltlichen das Beispiel eines ausgelassenen und ausschweifenden Lebens gegeben. (Chron. Moissiacense). An Schmähungen schon bedeutend ergiebiger ist eine spanische Chronik aus dem 9. Jahrhundert; und um vieles noch reichhaltiger als diese, jene des Lucas Tudensis aus dem 13. Jahrhundert.

**) Der Bischof Roderich von Toledo, (Rodericus Simonis) der ebenfalls in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts blühete. Seine Chronik, die von den ältesten Zeiten anfängt, endet mit dem Jahre 1248.

den Abgrund hineinführten: von allem diesem, was doch den Geschichtforscher, dem in der Geschichte der Mensch das Wichtigste ist, vorzüglich interessiren müßte; sagen sie kein Wort. Nur wiederholt werden jetzt alle, diesem Könige zu Last gelegten Greuelthaten, gewöhnlich noch einige neuen hinzugefügt, und die ganze Masse der, über das Andenken dieses Fürsten, gehäuften Schmach wird noch um einige Zentner vermehrt. In einem Labyrinth, dessen Dunkel nur ein höchst schwacher Strahl des Lichts erleuchtet, öffnet sich der Phantasie des Geschichtschreibers ein weites Feld der Vermuthung; aber willkührliche Annahmen, wie scharfsinnig sie auch seyn mögen, können da, wo die Geschichte schweigt, und auch nicht ein einziges Denkmal spricht, zwar eine müßige Neugierde befriedigen, keineswegs aber unsere historischen Kenntnisse wirklich bereichern. Indessen müssen wir gestehen, daß, wenn nicht eine wahrhafte Geschichte, eben weil sie wahr ist, nur gar zu oft die breite Bahn der Wahrscheinlichkeit verließ, des Herrn Professors Aschbachs Erklärung, jedoch nach Abzug dessen, was der geistvolle Herr Verfasser aus seiner eigenen Individualität in die Geschichte hinüber trägt, uns noch am meisten genügen würde. Dieser Erklärung also, in so weit sie mit unserer Ueberzeugung und unsern Grundsätzen übereinstimmt, in ihren Hauptmomenten folgend, möchte Wittiza's Regierungsgeschichte, wenigstens im Umrisse, ungefähr nachstehende seyn.

2. Als Wittiza nach seines Vaters Tod die ungetheilte Herrschaft über das gothische Reich übernahm, regierte er in den ersten Jahren mit Gerechtigkeit, großer Mäßigung und einer, über alle Clas-

sen des Volkes sich erstreckenden Milde. Das Wohl der Nation lag ihm wahrhaft am Herzen, und die Liebe, die er ihr, durch Nachlassung der Rückstände, Linderung der Abgaben und mehrere andere Gnadenakte erwies, ward ihm von derselben mit gleicher Liebe erwiedert. Dieser glückliche Erfolg spornte nur noch mehr seine Thätigkeit. Allen Gebrechen des Staates — und welcher Staat ist davon völlig frei — glaubte er nun nicht frühe genug entgegen kommen zu müssen. Natürlicher Weise konnte Spaniens, in dessen Verfassung liegendes Grundübel, das die Monarchie zu einem Wahlreich machte, seiner Einsicht nicht entgehen. Dieses große, wie alle übrigen kleinern Uebel wollte also Wittiza jetzt in ihren Wurzeln ausrotten. Aber statt so große und tief eingreifende Umänderungen und Verbesserungen in der Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung ꝛc. mit der größten, hier durchaus erforderlichen Behutsamkeit vorzubereiten, statt den, wahrscheinlich sehr häufigen Bemühungen, die Ausführung seiner Plane zu hintertreiben, die nöthige Geduld und den Ernst der Besonnenheit, und den vielen, sich anhäufenden Hindernissen eine unerschütterliche Ausdauer entgegen zu setzen, kurz, statt der Zeit, diesem reichen Säemann so manches Guten und Gedeihenden, auch Etwas zu überlassen, nahm Wittiza nur zu raschen, und gewaltsamen Einschreitungen seine Zuflucht, ließ, weil in dem Wahne eines vorwufsfreien Bewußtseyns, weder durch Hindernisse, noch die Folgen seiner Unbesonnenheit sich schrecken; ward auf diese Weise nach und nach ein eigenwilliger, eigensinniger Reformator, und handelte nun auch ganz in dem Geiste und mit der gewöhnlichen Hitze und dem ungestümen Eifer aller Reformatoren jedes Zeitalters. Eine nothwendige Folge einer solchen Regierung war große Unzufrie-

denheit zuerst unter den Großen; diese erzeugte bald innere Unruhen und aufrührerische Bewegungen, die zwar stets schnell unterdrückt, aber auch von dem, dadurch noch mehr gereizten König immer härter und strenger bestraft wurden. Verschiedene von den Großen verloren durch Blendung das Gesicht, andere wurden hingerichtet, und noch mehrere verbannt und ihrer Güter beraubt. Bitter klagten jetzt diese, und deren zahlreiche Familien, Freunde und Anhänger über Wittiza, bezeichneten ihn als einen herzlosen, ungerechten und grausamen Tyrannen und, zu ohnmächtig, in einer förmlichen Empörung ihre Rache zu befriedigen, nahmen sie zu den gräßlichsten Verläumdungen ihre Zuflucht. Jede Schwachheit des Königs ward jetzt zu einem Laster gesteigert, jede Verirrung zu einem Verbrechen gestempelt, und er selbst noch einer Menge erdichteter, seinem Herzen vielleicht völlig fremder Gräuelthaten beschuldiget. Wie gewöhnlich, fanden diese Lästerungen, weil öfters wiederholt, nun bald, zuerst bei der Leichtgläubigkeit, dann auch anderer Orten, und endlich überall und allgemeinen Glauben; und so sah nun schon ein großer Theil der Nation, besonders des hohen Adels, in Wittiza das gehässige Bild eines vollendeten, fluchwürdigen Tyrannen.

3. Aber in keinem Reiche lagen die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht so nahe beisammen, und flossen so unmerksam in einander, als in Spanien. Diese zart und schwach gezogene Scheidlinie ward von Wittiza's ungestümem Reformationsgeist nun ebenfalls, und nur gar zu bald überschritten; nicht blos den Staat, sondern auch die Kirche und die Geistlichkeit wollte er reformiren. Natürlich geschah jetzt was nothwendig geschehen mußte. Mit Nachdruck und würdevollem Ernste

widersetzten sich die Bischöfe und die gesammte Geistlichkeit den unerlaubten Neuerungen des reformationssüchtigen Königes. Aber Wittiza war kein schwacher, vor jedem Hindernisse sogleich zurückbebender Fürst. Je kräftiger der Widerstand der Bischöfe war, desto höher stiegen seine Kühnheit und sein Trotz, das angefangene Werk zu vollenden, und durch den Zweck, der noch immer in einem reinen Lichte ihm erschien, sich über die Mittel täuschend, erlaubte er sich auch jedes, selbst das schlechteste, so bald es nur zu seinem Ziele ihn führen konnte, und ward auf dieser falschen, so äußerst gefährlichen Bahn nun auch bald von seinem ungestümen, nicht mehr von Klugheit und Gerechtigkeit geleiteten Eifer immer weiter fort und endlich über alle Schranken hinweggerissen, zuerst zu mancherlei Verirrungen und Mißgriffen, und von diesen endlich zu wirklichen Verbrechen und offenbarem Frevel. Um die Kirche in Spanien sich völlig unterwürfig zu machen, suchte er sie zu isoliren, jeden höhern Stützpunkt ihr zu entziehen. Er erschwerte daher, und verbot zuletzt alle Gemeinschaft mit dem römischen Stuhl; und die mahnende Stimme des Oberhaupts der Christenheit nicht mehr hörend, stand er im Begriffe, ein förmliches Schisma, eine wahrhaft ketzerische Spaltung der spanischen Kirche von der römischen in seinem Reiche herbeizuführen. Den Sinderedus, Erzbischof von Toledo, vertrieb er von seinem Sitze, und machte seinen Bruder Oppas, durch dessen Einfluß er die übrige Geistlichkeit ganz nach seinem Willen zu lenken hoffte, obgleich derselbe schon das Bisthum von Sevilla hatte, gegen alle Canons der Kirche auch zum Bischof von Toledo und Primas des Reiches; raubte hierauf der Geistlichkeit einen Theil ihrer Güter, belohnte und beschenkte damit seine Anhänger, und erhob auf die

erledigten bischöflichen Stühle, wie auch zu andern geistlichen Würden nur solche Menschen, bei denen er eine zuvorkommende Bereitwilligkeit zu allen seinen Absichten zu finden glaubte. Um die Geistlichkeit noch mehr zu verbürgern, und mit ihren Neigungen desto fester an zeitliches und irdisches Interesse zu fesseln, wollte er die Ehe unter dem hohen wie niedern Clerus einführen, ermunterte Bischöfe und Priester, sich zu verheirathen, duldete und erlaubte sogar den Concubinat, und sahe es sehr gerne, und freuete sich darüber, wenn Geistliche, weil sie in der Achtung des Volkes dadurch tief herabsinken mußten, sich einem zügellosen Leben, und sogar Ausschweifungen überließen, welche selbst die Stirne des leichtsinnigsten Weltlings mit Schamröthe überziehen würden; und so ward Wittiza, dem die Natur weder Geist, noch ein edles Herz versagt hatte, blos durch den, allen Reformatoren eigenen Absolutismus und Despotismus, nach und nach ein wahrer, göttliche wie menschliche Gesetze mit Füßen tretender Tyrann, ein Feind Gottes und der Kirche, deren wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit und das Heil der Völker er von Grund aus zu zerstören suchte.

4. Aber bei aller der Hartnäckigkeit, mit welcher Wittiza die gehäuften, seinem illussorischen Reformationswerke sich entgegen setzenden Hindernisse bekämpfte, wachte er dennoch stets mit unermüdeter Thätigkeit über der Sicherheit seines Reiches, und die nämliche Kraft, die er jedesmal in der schnellen Unterdrückung aller Unruhen im Innern bisher bewiesen hatte, entfaltete er nun auch gegen Spaniens äußere Feinde. Die Sarazenen, wahrscheinlich unterrichtet von der, unter den Großen und selbst einem Theile des Volks herrschenden Gährung,

rohetem abermals die spanische Küste; sie hatten
ihren Häfen eine neue Flotte ausgerüstet, und
auszulaufen harrte diese nur eines günstigen
ndes. Aber auch Wittiza hatte eine stets segel-
ige Flotte in Bereitschaft; die vorzüglichsten Lan-
gspunkte waren mit Wachethürmen besetzt, und
dem Seeprovinzen vorgesetzten Herzoge hatten
dem König den Befehl, auf das erste Signal,
der ganzen waffenfähigen Mannschaft ihrer Be-
, den bedroheten Punkten entgegen zu eilen.
bald also Wittiza von den feindlichen Bewegun-
der Sarazenen Nachricht erhielt, zog auch er
Flotte zusammen, übergab den Oberbefehl wie-
dem tapfern Theudemir, und dieser schlug nun
Drittenmale in einer offenen Seeschlacht die
te der Barbaren mit großem Verlust in die
ht, verfolgte sie eine Strecke auf dem Meere,
bohrte alle Schiffe, die ihm noch in die Hände
n, in Grund; nur wenige derselben erreichten
er die afrikanische Küste. (709).

5. Dieser glänzende Sieg mußte nothwendig

hang und einem großen Theil der Nation zum König ausgerufen. Aber so dunkel und verwirrt ist die spanische Geschichte dieser Zeit, daß wir weder über das Detail dieser, mit Erfolg gekrönten Verschwörung, noch über Wittiza's Schicksal sichere, sondern blos höchst unzuverlässige, weil einander widersprechende Nachrichten haben. Einigen Geschichtschreibern zufolge, ward Wittiza in dem Treffen gegen Roderich erschlagen, nach Andern, in seinem eigenen Palaste meuchlerisch ermordet. Wieder Andere erzählen, Wittiza sey in die Hände Roderichs gefallen, und dieser, um die seinem Vater angethane Unbild zu rächen, habe ihn ebenfalls, durch Blendung des Gesichts berauben lassen. Endlich wird auch noch behauptet, ein Vergleich wäre zwischen Roderich und Wittiza zu Stande gekommen; Letzterer habe mit Ersterm den Thron getheilt, und noch einige Monate gemeinschaftlich mit demselben geherrscht. — Unstreitig unter den verschiedenen, sich widersprechenden Angaben die unwahrscheinlichste, und die daher am wenigsten Glauben verdient.

6. Noch nie befand sich das westgothische Reich in Spanien in einem so verwirrten, von mächtigen Partheien in seinem Innern so sehr zerrissenen Zustande, als jetzt. Höchst wahrscheinlich hatte auf dem achtzehnten toledanischen Concilium, oder Reichstage, dessen Verhandlungen aber nicht auf uns gekommen sind, Wittiza die Erblichkeit der Thronfolge in seinem Hause, durch sein überwiegendes Ansehen durchgesetzt. Diesem neuen fundamentalen Reichsgesetze zufolge, forderten also jetzt Wittiza's Söhne, Eba und Sisebut die spanische Krone für sich; aber Roderich, von der Geistlichkeit und dem größten Theil der Nation unterstützt, behielt die Oberhand, vermochte je-

doch nicht die mächtige, ihm drohend und feindlich gegenüber stehende Parthei zu unterdrücken, und diese lauerte nun im Stillen auf den Augenblick, unter günstigern Umständen ihre Ansprüche auf das neue wieder mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Indessen war Roderich im wirklichen Besitze des Thrones und der ganzen königlichen Macht. Eine viel größere Masse von Streitkräften stand ihm also zu Gebote, und da alle Gewalt in seinen Händen lag; so konnte er mit ungleich größerer Einheit, Energie und Schnelligkeit handeln, als seine, von einander getrennten, im Verborgenen lauernden und durch die Umstände zu der größten Behutsamkeit gezwungenen Feinde. Wittiza's gestürzte Parthei, an deren Spitze, außer Eba und Sisebut, nun auch der nichtsnutzige, durchaus verdorbene Erzbischof Oppas stand, sah dies wohl ein, und da natürlicher Weise Roderich mit jedem Tage sich noch mehr auf seinem Throne befestigen mußte; so fühlten auch mit jedem Tage jene Partheihäupter immer dringender das Bedürfniß eines kräftigen, fremden Schutzes. Aber keine Macht stand Spanien näher, konnte mithin diesen Beistand schneller und kräftiger leisten, als gerade die Sarazenen in Afrika, und auf diese unselige, trostlose Küste waren daher auch jetzt die Blicke aller schwungsüchtigen und unruhigen, oder doch mit dem gegenwärtigen Zustand unzufriedenen Großen, so wie überhaupt eines jeden, blos auf die Zerrüttung und das Unglück seines Vaterlandes speculirenden Verräthers geheftet.

7. Mit Ausnahme eines kleinen, den Spaniern gehörenden Theils von Mauritanien mit der Feste Ceuta, war die ganze Nordküste von Afrika den Arabern unterworfen, und als Statthalter des

Kaliphen Walid herrschte jetzt dort, wie der Leser sich aus dem vorigen Bande erinnern wird, des tapfern Haßan Nachfolger, der unerschrockene, in allen seinen Unternehmungen bisher glückliche Musa. Für einen Mann wie dieser, dessen Eroberungslust selbst eine bezwungene halbe Welt kaum würde haben befriedigen können, mußte das so nahe gegenüber liegende Spanien eine unwiderstehliche Lockung seyn. Schon hatte er einige Versuche gemacht; jedoch mit schlechtem Erfolge. Die Landungen der Araber in Spanien wurden zurückgeschlagen, und ihre Flotten, wie wir erzählt haben, von den, ihnen auf dem Meere weit überlegenen Gothen zerstört. Eben so fruchtlos waren Musa's Bemühungen, sich der Feste Ceuta zu bemächtigen. Die Stadt ward von dem tapfern Grafen Julian, der auch Statthalter in den, an der Meerenge liegenden Bezirken war, auf das hartnäckigste vertheidiget; und Musa, nachdem mehrere Tausende seiner Leute unter Ceuta's Mauern ihr Grab gefunden, sah sich gezwungen, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Durch Hunger wollte er jetzt die Stadt zur Uebergabe zwingen; aber Wittiza's Flotte, deren Flaggen überall siegreich in diesen Gewässern weheten, vertrieb die Schiffe der Sarazenen, welche von der Seeseite die Stadt einschlossen, versah dieselbe mit Lebensmitteln im Ueberfluß, und nöthigte den Musa, unverrichteter Dinge, und ziemlich schmachvoll vor Ceuta wieder abzuziehen *).

---

*) Auch bei der Geschichte der Eroberung Spaniens durch die Sarazenen, ist die Klage über Mangel an vollkommen befriedigenden historischen Quellen nicht ungegründet. Die spanischen Geschichtschreiber, die natürlicher Weise wenig Lust und Liebe haben konnten,

8. Aber der Tapferkeit und Kriegskunde Julians entsprachen nicht dessen Treue und Vaterlandsliebe. Als ein naher Anverwandte Wittiza's, erkannte er, wenigstens in seinem Herzen, nicht Roderich für seinen rechtmäßigen König, handelte demnach im Einverständniß mit Wittiza's Bruder und Söhnen, und sann nun auf Mittel, mit Hülfe der Sarazenen den Roderich zu stürzen, und Eba und Sisebut wieder den Thron ihres Vaters zu verschaffen. Julian wandte sich also an den Statthalter von Afrika, und zwischen Beiden begann jetzt ein ziemlich lebhafter Briefwechsel. Der Graf machte Musa den Antrag eines ewigen Bündnisses zwischen den Westgothen und Arabern, forderte von ihm ein Hülfscorps, um den Usurpator, wie er Roderich nannte, zu entthronen,

über eine Periode voll Unglück und Nationalschmach sehr umständlich sich zu verbreiten, gehen ganz flüchtig und so schnell als möglich darüber hinweg; ihre Berichte sind daher kurz, abgebrochen, lückenhaft, wenig befriedigend. Ungleich zuverlässigere Quellen möchten dem Scheine nach wohl die arabischen Geschichtschreiber seyn; denn jede Nation wünscht, ihre glücklichen Erfolge und glänzenden Triumphe, mit allen, sie begleitenden Nebenumständen, durch die Geschichte zu verewigen; aber bei der Araber bekanntem, oft ausschweifendem Hange zur Uebertreibung, bei ihrem sichtbaren Anstrengen, von ihrer eigenen Nation alles, was ihr zum Vorwurfe gereichen könnte, zu entfernen und zu verschweigen, sie im Gegentheil stets in das vortheilhafteste, glänzendste Licht zu setzen, und daher ihre Erzählungen immer bis in das wunderbare und romanhafte auszumalen und auszuschmücken, darf man wahrhaftig ihren Berichten nicht allzu sehr trauen, sie nur mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit benutzen; zudem müssen ohnehin schon die, ihren Erzählungen eingewebten, offenbaren Fabeln und Mährchen auch nothwendig gegen das Uebrige gerechte Zweifel erregen.

stellte ihm das Unternehmen als sehr leicht und gefahrlos vor, und versprach ihm Geschenke und ungeheure Beute, Spaniens Reichthümer zum Lohn der zu leistenden Hülfe*).

---

*) Des überall und weit und breit erzählten Mährchens von Grafen Julians Tochter, der Cava oder Florinda — denn nicht einmal über dem Namen ward man einig — wollen wir hier nur in der Kürze erwähnen. Folgendes ist ungefähr das Wesentlichste dieser Fabel. Die Kinder der Großen wurden bei den Westgothen in Spanien am Hofe erzogen; die Söhne dienten als Edelknaben dem König, die Töchter als Hoffräuleins der Königin. Cava, Julians Tochter, ein Mädchen von ausnehmender Schönheit, befand sich nun ebenfalls an Roderichs Hofe. Eines Tages, als sämmtliche Fräuleins in dem Schloßhofe spielten, stand König Roderich gerade auf dem Balkon seines Palastes, und da er für den Augenblick nichts Besseres zu thun wußte, so musterte er einstweilen die unter seinen Augen herumhüpfenden weiblichen Schönheiten; aber am längsten heftete die schöne Cava die Blicke des Königes auf sich; über ihr vergaß Roderich alle Uebrige, konnte sich gar nicht satt sehen, und entbrannte endlich in leidenschaftlicher Liebe gegen das reizende Mädchen. Um Cava zu verführen, versuchte der König alle mögliche Mittel; zu Liebkosungen, Geschenken und den glänzendsten Versprechungen nahm er seine Zuflucht; aber Cava war tugendhaft und alle Bemühungen Roderichs blieben fruchtlos. Dieser Widerstand entflammte nur noch mehr die Leidenschaft des Königes, und von ihr endlich übermannt, schritt er zur Gewalt. Trostlos war die schöne, aber leider jetzt entehrte Cava, und in dem Uebermaß ihres Schmerzens schrieb sie unverzüglich einen ungemein rührenden Brief an ihren Vater, in welchem sie ihn mit ihrem Unglück und ihrer Schmach bekannt machte. Julian, der seine Tochter zärtlich liebte, schwur nun dem gekrönten schändlichen Räuber ihrer Unschuld unversöhnliche Rache. Ohne zu zögern reißte der Graf sogleich nach Toledo, nahm seine Tochter, unter dem Vorwande, daß seine

n. Der treulose Sarazene, zur Eroberung
niens von seinem Kaliphen schon ermächtiget, und
inem Entschluß noch mehr befestiget durch die glän-
e Beschreibung einer Menge spanischer Flüchtlinge
Verräther von der Schönheit des Landes, der
htbarkeit seines Bodens und dem Reichthume sei-
vielen großen und prachtvollen Städte, nahm Ju-
s Antrag mit Freude an, versprach weder selbst
Islam in Spanien zu predigen, noch es predigen
ssen; forderte aber von dem Grafen eine doppelte

sehr gefährlich kranke Gemahlin, Cavas Mutter, dieselbe bei sich zu haben wünschte, vom Hofe, und kehrte mit ihr schleunigst nach Afrika zurück. Aber nun, da er seine Tochter in Sicherheit wußte, eilte Julian auch zur Ausführung des von ihm entworfenen Planes seiner Rache, schrieb auf der Stelle an Musa, den arabischen Statthalter in Tanger, ermunterte denselben, unter Zusicherung seines Beistandes, zur Eroberung Spaniens, und ward auf diese Weise, blos um an König Roderich sich zu rächen, die Ursache des Unterganges und der Zerstörung des westgo-

Bürgschaft seiner Aufrichtigkeit gegen die Moslemen. Die Festung Ceuta sollte er ihm nämlich übergeben, und dann durch einen feindlichen Einfall in Spanien sich zuerst selbst als einen Feind des gothischen Königes erweisen. Julian that Beides, übergab die Stadt Ceuta, bemannte mit eigenen Leuten zwei Schiffe, segelte nach der spanischen Küste, verheerte eine Strecke derselben, und kam nach einigen Tagen mit Gefangenen und ziemlich reicher Beute wieder nach Afrika zurück.

10. Durch diese Expedition hatte zwar Julian Musa's und der Sarazenen Zutrauen gewonnen; denn sie zweifelten nun keinen Augenblick mehr daran, daß er wirklich ein aufrichtiger Verräther seines Vaterlandes sey; aber demungeachtet wollte des Kaliphen Stellvertreter doch vorher durch seine eigenen Leute noch nähere Kundschaft von dem Lande einziehen. Auf seinen Befehl schiffte sich also Tarif*), ein Berber und Musa's Freigelassener, mit einigen hundert Pferden ein. Fußvolk wollte er keines mitnehmen, um, weil es doch blos auf einen Streifzug abgesehen war, bei annähernder Gefahr sich desto schneller wieder auf seine Schiffe zurückziehen zu können. Der Ort, wo die Araber landeten, ward nach dem Namen des Anführers Tarifa genannt, und

*) Dieser Tarif darf mit dem, jetzt ebenfalls bald erscheinenden Tarik nicht verwechselt werden Einige behaupteten zwar, Tarif und Tarik bezeichneten eine und dieselbe Person, und Tarif wäre nur der falsch geschriebene Name des Tarik; aber dies ist offenbar unrichtig, denn der einer kleinen spanischen Halbinsel gegebene Name Tarifa beweißt eben so gut die Existenz des Erstern, als der, dem Felsen Calpe gegebene Name Gebel-Al-Tarik die Existenz des Letztern erweißt.

wegen des auffallenden Contrastes, den das im schönsten Schmuck der Natur prangende Land mit Afrikas oft weiten und öden Sandwüsten bildete, nannten sie dasselbe Algezirat al Ghadra, das heißt, die grünende Insel. Andalusiens *) ganzes Küstenland ward jetzt durchstreift; nirgends fanden die Araber Widerstand; ungestört konnten sie rauben und plündern, trieben zahlreiche Heerden mit sich fort, verbrannten einige Kirchen, machten die unglücklichen Einwohner, die durch schnelle Flucht sich nicht gerettet hatten, zu Gefangenen, und kehrten endlich, ganz bezaubert von dem schönen Lande und mit reicher Beute beladen, ohne einen Mann verloren zu haben, wieder nach Tanger zurück.

11. Dieser glückliche Erfolg gab endlich Musa's bisher immer noch wankenden Entschluß eine feste Bestimmung, und unter dem kriegserfahrnen Tarik mußte jetzt ein, größtentheils aus Berbern bestehendes Heer von zwölftausend Mann sich unverzüglich nach Spanien einschiffen. Um den Muth seiner Krieger noch mehr zu entflammen, ließ Tarik, als die Schiffe schon auf dem Meere wogten, dem ganzen Heere verkünden, daß in der verflossenen Nacht Mohamed, von den vier Ersten seiner Nachfolger begleitet, ihm in einem Traumgesicht erschie-

*) Von dem arabischen Wort Andalos, welches Abend heißt. Die gewöhnliche Ableitung von den Vandalen, daß nämlich das Land zuerst Vandalusien geheißen hätte, ist deßwegen völlig ungegründet, weil das Wort Andalusien vor dem Einfall der Sarazenen ganz unbekannt war. Unter der Benennung Andalusien begriffen die arabischen Geschichtschreiber anfänglich ganz Spanien, als ein, ihnen gegen Abend oder Westen gelegenes Land.

nen, und die Zusicherung gegeben hätte, daß ihr gegenwärtiges Unternehmen von dem glücklichsten Erfolge würde gekrönt werden. Niemand zweifelte an der himmlischen Erscheinung; und des ganzen Heeres nun gewisse Zuversicht eines unfehlbaren Sieges war für Tarik eben so viel, als eine Verstärkung von sechstausend Mann. — Mit der Flotte der Sarazenen vereint, segelte Graf Julian mit 4 Schiffen, mit seinen eigenen Leuten bemannt, nach Spaniens Küste.

12. An der einen Säule des Herkules, auf Europas südlicher Spitze landete Tarik sein Heer. Zwar widersetzten sich der Landung siebenzehn hundert Mann Gothen unter der Anführung des tapfern Theudemir, des ehemaligen Ueberwinders der Sarazenen; da aber die ausgeschifften feindlichen Schaaren immer zahlreicher wurden, mußte Theudemir sich endlich zurückziehen, und Tarik schlug auf dem Berge Calpe sein Lager auf. — Um das Andenken an diese Landung zu verewigen, nannten die Araber diesen Berg Gebel-al-Tarik, d. i. Berg des Tarik, woraus nachher Gibr-al-tar ward.

13. Gleich jenem spätern, verzweifelten Eroberer von Mexico, verbrannte auch Tarik seine Schiffe. „Nur zwischen Sieg oder Tod,“ sagte er zu seinem Heer, „bleibt uns jetzt die Wahl; das Meer im Rücken macht Flucht oder Rückzug gleich verderblich.“ *).

---

*) Daß Tarik seine Schiffe verbrennt habe, wird von arabischen Geschichtschreibern erzählt, die aber, wie wir wissen, ihren Berichten stets Etwas romanhaftes beimischen.

14. Nur fechtend zog der wackere Theudemir sich zurück; aber an König Roderich sandte er einen Eilboten mit folgendem laconischen Schreiben. „Ein zahlreiches feindliches Heer steht auf Spaniens Boden; ob es aus der Erde hervorgegangen, oder vom Himmel herabgestiegen ist, weiß ich dir nicht zu melden. Indessen sende schleunige Hülfe; oder noch

---

müssen. Ohne Zweifel war jedoch Tarik ein zu erfahrner Feldherr, als daß er die absolute Nothwendigkeit einer Verbindung mit Afrika zur See nicht hätte einsehen sollen. Zudem schickte Musa, wie wir sogleich sehen werden, sehr bald darauf dem Tarik eine bedeutende Verstärkung an Mannschaft; aber ohne Schiffe wäre dieß nicht möglich gewesen, und wahrhaftig, Tarik würde dem Statthalter in Afrika einen ungemein schlechten Dienst erzeigt haben, wenn er der, ohnehin nicht sehr ansehnlichen Marine der Araber in Afrika, durch Verbrennung seiner Schiffe, — und dieser werden zu einem Transport von 12000 Mann, größtentheils Reiterei, gewiß nicht wenige erfordert — eine so tiefe, und dabei lange schmerzende Wunde, und zwar auf so ganz närrische Weise geschlagen hätte. — Mit dem kühnen Eroberer einer halben Welt, mit Cortes, der ungefähr 900 Jahre nachher die eine Hemisphäre in Erstaunen setzte, während er die andere zerstörte, hatte es ein ganz anderes Bewandniß; der Weg über das atlantische Meer ist nicht zu vergleichen mit dem Wege über eine Meerenge, die man beinahe mit freiem Auge überblicken kann; die ungeheure Linie über den atlantischen Ocean ist demnach keine militärische Operationslinie. Zudem hatte Cortes von dem europäischen Continent nichts mehr zu erwarten; und so hatte das Verbrennen seiner Schiffe einen vernünftigen Zweck, denn er wollte, wie das verzweifelte Unternehmen es auch erfoderte, seinen Gefährten, Waghälsen gleich ihm, keinen andern Gedanken lassen, als den des Sieges oder eines gewissen Todes.

besser, eile selbst mit der ganzen Macht der Gothen herbei." —

15. Als Roderich Theudemirs Bericht erhielt, war er gerade mit Bezwingung des eben so wilden und unruhigen, als kriegerischen Gebirgsvolkes der Basken beschäftiget. Sogleich sandte er den Eneko, einen seiner Vertrauten, mit einem Theil der Reiterei dem Theudemir einstweilen zu Hülfe; da aber die drohende Gefahr groß war, mithin auch größere Anstrengungen und Zurüstungen erforderte, so betrieb er diese nun auch selbst mit aller nur möglichen Thätigkeit. In der Ueberzeugung, daß bei der, der ganzen Nation drohenden gemeinschaftlichen Gefahr, Leidenschaften und persönliches Interesse verstummen, und alle Gothen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung und Rettung des Vaterlandes sich verbinden würden, ließ Roderich ein allgemeines Aufgebot ergehen; jeder Waffenfähige sollte sich an den Zug seines Herzoges anschließen, und die Gegend von Cordova des gesammten Heeres gemeinschaftlicher Versammlungsplatz seyn. Auf den Ruf des Königes griff Alles zu den Waffen, und in kurzer Zeit hatte Roderich hundert tausend Mann unter seinen Fahnen *). Auch der Bischof Oppas und Wittizas beide Söhne Eba und Sisebut waren mit zahlreichen Schaaren dem Könige

*) Die Stärke von Roderichs Heere wird verschieden angegeben; Einige setzen es nur auf 75000 Mann, und ein arabischer Geschichtschreiber sagt sogar, daß man in dem gothischen Heere nur 40,000 Mann wirklicher Streiter gezählt habe; in diesem letztern Falle, welcher auch für uns eine größere Wahrscheinlichkeit hat, müßte auch des Königs Aufgebot nur an die, der Gefahr am nächsten liegenden Provinzen ergangen seyn.

lichen Heerbanne gefolgt. Wie es scheint, oder vielmehr wie es sich aus dem Folgenden ergibt, waren weder Eba und Sisebut noch Oppas von Julians Bündniß mit Musa, und dem, zwischen beiden geschlossenen Vertrag genau unterrichtet, und hielten daher jetzt die Sarazenen, besonders nach deren frühern, gegen Spanien schon gemachten feindlichen Versuchen, für das, was sie wirklich waren, für die ärgsten und furchtbarsten Feinde des gothischen Reiches. Roderich nahm daher keinen Anstand, Wittizas Söhnen die Führung der beiden Flügel des Heeres zu übertragen; gab ihnen aber eine sehr ernste Ermahnung, sich ja jeder Verbindung mit dem treulosen, nichts als Spaniens Eroberung und den völligen Untergang des gothischen Reiches beabsichtenden Feinde zu enthalten.

16. Aber auch Tariks Heer war indessen bedeutend verstärkt worden; denn kaum hatte Julian den spanischen Boden wieder betreten, als er an alle Freunde und Anhänger des Wittiza'schen Hauses Sendschreiben erließ, in welchen er sie aufforderte, sich mit ihm und seinen Alliirten zu vereinigen; seine und seiner Bundesgenossen Absicht sey blos dem Hause Wittiza wieder die Krone zu verschaffen, die Roderich, nur von seinem Anhange und nicht von der Nation gewählt, demselben geraubt hätte. Diesem verrätherischen Rufe folgte eine Menge Mißvergnügter. Ein nicht unbeträchtliches Corps Christen stand nun bald in den Reihen der Sarazenen, und in den Feldern von Andalusien wehete nun, unter Julians Oberbefehl, das Panier der Christen zugleich mit Mohameds grüner und schwarzer Fahne. Ueberdieß waren zahlreiche Schaaren heimlicher Juden, die längst schon eines solchen Augenblicks mit Sehnsucht harrten, ebenfalls zu Tarik übergegangen, und end-

lich hatte diesem auch Musa noch eine Verstärkung von 7000 Mann, ächter Araber, aus Afrika gesandt. Das Sarazenen-Heer belief sich demnach auf 27000 bis 30,000 Mann. Ungeachtet der unter Edeko von Roderich erhaltenen Verstärkung vermochte also der tapfere Theudemir nicht, das Vordringen der Feinde zu hemmen; täglich hatten kleine Gefechte statt; in einem derselben ward Edeko erschlagen, und arabische Streifpartheien schwärmten auf ihren flüchtigen Rossen schon an den Ufern des Quadalquivir.

17. Bei Xeres de la Frontera unweit von Cadix, stießen Roderichs und Tariks Heere auf einander; der Fluß Guadalade trennte beide feindliche Lager. An Muth und persönlicher Tapferkeit waren die Gothen den Arabern wenigstens gleich*),

*) Es ist unbegreiflich, wie beinahe alle neuern Geschichtschreiber die Gothen unter Roderich als ein verweichlichtes, der Waffen und des Krieges völlig entwöhntes, muthloses Volk schildern können. Zu diesem absprechenden Urtheile bietet die Geschichte auch nicht die mindesten Belege. War allenfalls der Gothen kriegerischer Geist während einer vorhergegangenen, langen, den Krieger entnervenden Friedensperiode entflohen? wäre dies der Fall gewesen; so hätte es unter Receswinths drei und zwanzigjähriger, friedlichen Regierung geschehen seyn müssen. Kein König, weder vor noch nach Receswinth hat je so lange geherrscht. Aber gleich unter Wamba, Receswinths Nachfolger, brach jener blutige, innere Krieg aus, in welchem das Heer des Königes, und zum Theil selbst jenes der Rebellen Alles leistete, was nur immer von tapfern, kriegerischen, unter den größten Mühseligkeiten ausharrenden Truppen gefordert werden kann. Feste, auf steilen Felsen erbaute und tapfer vertheidigte Burgen und Schlösser wurden erstiegen, große,

an Rüstung, zweckmäßiger Verbindung der verschie-

---

ganze Heere als Besatzung in sich schliessende Städte erstürmt, die beschwerlichsten, angestrengtesten Märsche über Gebirge, wie die Pyrenäen, mit ausdauerndem Muth in beinahe unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt, und zwei fränkische Herzoge, die ihre Heere vereint hatten, blos durch den Schrecken, der den Gothen voranging, in die Flucht gejagt. Die wilden und kriegerischen Basken wurden unter Wamba mehr, als noch je vorher geschehen war, gedemüthiget; und unter dem nämlichen König ward endlich auch eine der zahlreichsten Flotten, welche die Sarazenen bisher noch ausgerüstet hatten, und die aus 270 Schiffen bestand, nicht nur geschlagen, sondern völlig zerstört. Unter Wamba's Nachfolgern war Spanien in seinem Innern nie völlig ruhig; bei jedem Thronwechsel mehrten sich die Partheien, und jede derselben stützte sich blos auf ihr Schwert und die Stärke ihres Arms; und als in der Periode der stärksten Gährung, unter Wittiza, die Sarazenen mit ihrer Flotte an der spanischen Küste erschienen, wurden sie abermals von Theudemir völlig geschlagen; und endlich war es ebenfalls dieser tapfere Gothe, der mit einer Handvoll Soldaten sich nicht blos der Landung eines Heeres von zwölftausend Mann widersetzte, sondern auch in mehrere Gefechte sich mit ihm einließ, dessen Vordringen erschwerte und nur fechtend sich zurückzog. Wahrhaftig, so erscheint in der Geschichte kein Volk, dessen kriegerischer Geist im Schooße der Ueppigkeit und am Busen der Wollust gänzlich erstorben ist. Um der Sarazenen schnelle Eroberung Spaniens zu erklären, bedarf es nicht der Hypothese einer völligen Entartung und Erschlaffung der gothischen Nation. Die Erklärungsgründe des plötzlichen Zusammenstürzens des westgothischen Reiches sind ganz anderswo, und zwar eben so leicht zu suchen, als auch zu finden; sie ergeben sich zum Theil schon aus dem, was bisher davon gesagt worden, und werden in der Folge der Geschichte dieses Eroberungskrieges sich noch anschaulicher darstellen.

denen Waffengattungen, taktischer Gewandtheit und militärischer Intelligenz ihnen weit überlegen, und der Gothen ungleich größere Masse von Streitkräften mußte ihnen einen Sieg verbürgen, den nur dreifacher schändlicher Verrath ihnen entreissen konnte. Am 19. Julius 711 an einem Sonntag begann die Schlacht und wüthete ununterbrochen bis zum folgenden Sonntag fort. Nur die Nacht trennte jedesmal die kämpfenden Heere; aber keines verließ das Schlachtfeld, und mit grauendem Morgen begann jedesmal auf das neue wieder die schreckliche Blutarbeit. Nach viertägiger Schlacht war der Wahlplatz mit Leichen bedeckt. Tarik hatte schon gegen 16000 Mann verloren. Bei der Schwäche seines Heeres war ihm dieser Verlust äußerst schmerzhaft. Auch bei den Sarazenen selbst fing der Muth an zu sinken. In der Schlacht am 5ten Tag war daher ihr Angriff, wie ihr Widerstand ungleich weniger kräftig, und schon schien der Sieg sich auf die Seite der Gothen zu neigen, als Tarik vor die Fronte seiner Leute sprengte, und ihnen zurief: „Moslemen, Sieger und Eroberer von ganz Africa! wohin wollt ihr fliehen; hinter Euch ist das Meer, vor Euch der Feind; folget euerm Anführer, der entschlossen ist, entweder hier zu sterben, oder den erschlagenen Gothenkönig mit den Füßen zu zertreten.“ — diese kurze Rede belebte auf das neue den Muth der Araber; die Schlachtordnung ward zwar wieder hergestellt, aber demungeachtet der Sieg auch heute noch nicht entschieden. Indessen war der Untergang des schon so sehr zusammengeschmolzenen Sarazenen-Heeres auf den folgenden Tag beinahe mit Bestimmtheit vorauszusehen. In dieser gefahrvollen Lage griff der mit Schuld und Schande bedeckte Julian zu dem letzten Mittel, welches Verzweiflung dem Verräther darbot. Er selbst, oder seine

n Heerbanne gefolgt. Wie es scheint, oder viel-
: wie es sich aus dem Folgenden ergibt, waren
r Eba und Sisebut noch Oppas von Julians
dniß mit Musa, und dem, zwischen beiden ge-
ssenen Vertrag genau unterrichtet, und hielten
r jetzt die Sarazenen, besonders nach deren frü-
, gegen Spanien schon gemachten feindlichen
suchen, für das, was sie wirklich waren, für
ärgsten und furchtbarsten Feinde des gothischen
hes. Roderich nahm daher keinen Anstand, Wit-
: Söhnen die Führung der beiden Flügel des
res zu übertragen; gab ihnen aber eine sehr ernste
nahnung, sich ja jeder Verbindung mit dem treu-
, nichts als Spaniens Eroberung und den völ-
Untergang des gothischen Reiches beabsichtenden
de zu enthalten.

16. Aber auch Tariks Heer war indessen be-
end verstärkt worden; denn kaum hatte Julian
spanischen Boden wieder betreten, als er an alle
nde und Anhänger des Wittiza'schen Hauses Send-
iben erließ, in welchen er sie aufforderte, sich

lich hatte diesem auch Músa noch eine Verstärkung von 7000 Mann, ächter Araber, aus Afrika gesandt. Das Sarazenen-Heer belief sich demnach auf 27000 bis 30,000 Mann. Ungeachtet der unter Edeko von Roderich erhaltenen Verstärkung vermochte also der tapfere Theudemir nicht, das Vordringen der Feinde zu hemmen; täglich hatten kleine Gefechte statt; in einem derselben ward Edeko erschlagen, und arabische Streifpartheien schwärmten auf ihren flüchtigen Rossen schon an den Ufern des Quadalquivir.

17. Bei Xeres de la Frontera unweit von Cadix, stießen Roderichs und Tariks Heere auf einander; der Fluß Guadalade trennte beide feindliche Lager. An Muth und persönlicher Tapferkeit waren die Gothen den Arabern wenigstens gleich*),

*) Es ist unbegreiflich, wie beinahe alle neuern Geschichtschreiber die Gothen unter Roderich als ein verweichlichtes, der Waffen und des Krieges völlig entwöhntes, muthloses Volk schildern können. Zu diesem absprechenden Urtheile bietet die Geschichte auch nicht die mindesten Belege. War allenfalls der Gothen kriegerischer Geist während einer vorhergegangenen, langen, den Krieger entnervenden Friedensperiode entflohen? wäre dies der Fall gewesen; so hätte es unter Receswinths drei und zwanzigjähriger, friedlichen Regierung geschehen seyn müssen. Kein König, weder vor noch nach Receswinth hat je so lange geherrscht. Aber gleich unter Wamba, Receswinths Nachfolger, brach jener blutige, innere Krieg aus, in welchem das Heer des Königes, und zum Theil selbst jenes der Rebellen Alles leistete, was nur immer von tapfern, kriegerischen, unter den größten Mühseligkeiten ausharrenden Truppen gefordert werden kann. Feste, auf steilen Felsen erbaute und tapfer vertheidigte Burgen und Schlösser wurden erstiegen, große,

Rüstung, zweckmäßiger Verbindung der verschie-

ganze Heere als Besatzung in sich schließende Städte erstürmt, die beschwerlichsten, angestrengtesten Märsche über Gebirge, wie die Pyrenäen, mit ausdauerndem Muth in beinahe unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt, und zwei fränkische Herzoge, die ihre Heere vereint hatten, blos durch den Schrecken, der den Gothen voranging, in die Flucht gejagt. Die wilden und kriegerischen Basken wurden unter Wamba mehr, als noch je vorher geschehen war, gedemüthiget; und unter dem nämlichen König ward endlich auch eine der zahlreichsten Flotten, welche die Sarazenen bisher noch ausgerüstet hatten, und die aus 270 Schiffen bestand, nicht nur geschlagen, sondern völlig zerstört. Unter Wamba's Nachfolgern war Spanien in seinem Innern nie völlig ruhig; bei jedem Thronwechsel mehrten sich die Partheien, und jede derselben stützte sich blos auf ihr Schwert und die Stärke ihres Arms; und als in der Periode der stärksten Gährung, unter Wittiza, die Sarazenen mit ihrer Flotte an der spanischen Küste erschienen, wurden sie abermals von Theudemir völlig geschlagen; und endlich war es ebenfalls dieser tapfere Gothe, der mit einer Handvoll

mäße Nachgiebigkeit zu entwaffnen, die Partheien scharf zu beobachten und ihrem Erkühnen Schranken zu setzen. Bald darauf finden wir ihn in den Gebirgen von Biscaya und Navarra mit Bezwingung und Züchtigung der wilden Basken beschäftiget, und bevor noch diese Angelegenheit ganz beendigt war, kam ihm schon der Krieg mit den Sarazenen auf den Hals. Jetzt hatte Roderich gewiß keine Zeit, sich ausschweifenden Vergnügungen zu überlassen. Mit der größten Thätigkeit und Anstrengung sammelte er in wenigen Wochen ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen, setzte sich an die Spitze desselben, eilte dem furchtbaren Feinde entgegen, und erfüllte in der blutigen, siebentägigen Schlacht alle Pflichten eines kriegskundigen, unerschrockenen und tapfern Monarchen. Es ist unbegreiflich, wie Gibbon und noch neuere Geschichtschreiber die in alten spanischen Romanen, denen auch der Bischof von Toledo und jener von Tuy nachschrieben, enthaltene, höchst alberne Beschreibung von König Roderichs Aufzuge in der Schlacht bei Xeres, als eine Wahrheit aufnehmen konnten. Ihnen zu Folge saß König Roderich bei der Schlacht auf einem, von zwei weissen Maulthieren gezogenen, helfenbeinenen Wagen unter einem Thronhimmel, war in ein mit Seide und Gold gesticktes Gewand gehüllt, hatte auf dem Haupt eine kostbare Perlenkrone und in der Hand den goldenen Scepter als Zeichen seiner Herrscherwürde ꝛc. ꝛc. Sollte man nicht glauben, es sey hier von einem der alten, in Krieg ziehenden Könige von Juda und Israel die Rede, die freilich, weil in den ältesten Zeiten alle asiatische Heere eine Menge Streitwagen in ihre Schlachtreihen stellten, ebenfalls auf einem solchen Wagen stritten; aber gewiß nicht ein mit Perlen gesticktes Diadem um die Stirne, wohl aber einen, das Haupt schützenden, festen Helm trugen, auch nicht einen Scepter, sondern ein, ihren Körper deckendes Schild, und die, zum Angriff wie zur Vertheidigung gleich brauchbare Lanze in der Hand hatten. — Der einzige Vorwurf, den man König Roderich machen könnte, ist, daß er, von einem falschverstandenen kriegerischen Ehrgefühl hingerissen, sich zu rasch in eine entscheidende Hauptschlacht

18. Der Sieg der Sarazenen bei Xeres war nicht blos ein Sieg über Roderich und dessen Heer, sondern über die ganze westgothische Nation, die jetzt, durch innere Partheien gespalten, ohne König, ohne Anführer, ohne Heer, völlig betäubt, nirgends mehr eines vereinten, kräftigen Widerstandes fähig war. Unter den Mauern von Ezija vereinigten sich zwar einige Trümmer des geschlagenen Heeres, und verstärkt durch die Besatzung der Stadt, wagten sie den Sarazenen eine zweite Schlacht zu liefern. Tarik verlor eine Menge seiner Leute, blieb aber am Ende dennoch Sieger, worauf sich Ezija mit Capitulation ergab, welche aber, wie alle übrige Capitulationen, die Mohamedaner nachher nur in so weit, als es ihnen beliebte, zu beobachten für gut

---

mit dem Feinde einließ. Hätte er, bei seiner unverhältnißmäßigen Ueberlegenheit an numerischer Stärke, den Krieg in die Länge gezogen, sich anfänglich bles auf der Defensive gehalten, auch die entfernteren spanischen Provinzen unter die Waffen gerufen, die vielen festen Städte und Schlösser mit starken Besatzungen und hinreichendem Mundvorrath versehen, und dann in der Führung eines solchen Krieges, bei der genauen Bekanntschaft seiner Truppen mit allen Localitäten des Landes, die Talente auch nur eines mittelmäßigen Feldherrn entwickelt; so würde ganz gewiß noch vor Ende des Jahres 711 Tarik schon wieder nach Afrika zurückgekehrt seyn; und eben so gewiß hätte alsdann auch Musa, besonders bei den strengen, von dem Kaliphen erhaltenen Befehlen, in welchen ihm die größte Vorsicht zur Pflicht gemacht ward, es ebenfalls nicht mehr gewagt, den spanischen Boden feindlich zu betreten. König Roderich größtes Unglück war, daß er gerade den Thron bestieg, als beinahe schon die Stunde geschlagen hatte, in welcher, nach Gottes unerforschlichen Rathschlüssen, Spanien eine Zeitlang die Beute der arabischen Räuber werden sollte.

fanden. Vielleicht schmeichelte sich jetzt gar Julian, dessen Täuschung der schlaue Tarik noch immer sehr sorgfältig zu unterhalten wußte, mit der Hoffnung, sehr leicht selbst die gothische Krone, als eine Beute seines Verrathes zu erhaschen. Dem Sarazenen-Feldherrn gab er also den Rath, sich der Städte in Bätica, um einigermaßen im Rücken gedeckt zu seyn, blos durch starke Cavallerieversendungen zu versichern, selbst aber in Eilmärschen gegen Toledo vorzurücken, sich dieses Königssitzes zu bemächtigen, und die zerstreuten Gothen zu verhindern, jetzt schon sogleich wieder zu einer neuen Königswahl zu schreiten.

19. Noch ungleich unmittelbarer, als selbst die unglückliche Schlacht bei Xeres, hatte dieser, an sich kluge, aber teuflische Rath Julians den Sturz des gothischen Reiches zur Folge. Von Musa, dessen Eifersucht Tariks Siege erregt hatten, und der nicht ohne Grund befürchtete, daß seiner eigenen Eroberungssucht nichts mehr zu erobern möchte übrig gelassen werden, war so eben ein Eilbote bei Tarik mit dem Befehle angekommen, nicht weiter vorzurücken, sich blos in dem schon occupirten Lande zu behaupten, und allda zu warten, bis er selbst mit einem neuen Heere in Spanien angekommen seyn würde. Wäre jetzt Musas Befehl befolgt, mithin den Gothen Zeit gelassen worden, sich von ihrer Betäubung wieder zu erholen, und neue Streitkräfte zu sammeln, so würde unstreitig die nunmehr nicht mehr getheilte und gerade durch ihr Unglück zu dem Bewußtseyn ihrer Kraft wieder geweckte, starke und zahlreiche Nation der Gothen die Barbaren bald wieder über die Meerenge zurückgeworfen haben; und daß dieses geschehen seyn würde, dafür bürgt uns, wie wir in der Folge hören werden, jener glückliche Erfolg, mit welchem eine Handvoll tapferer Gothen in

den Gebirgen Asturiens nicht nur dem Andrang der ganzen Macht der Sarazenen widerstand, sondern bald darauf auch zahlreiche Heere derselben in die Flucht schlug. — Als Tarik Musas Befehl vernommen hatte, hielt er, in der Verlegenheit, was jetzt zu thun sey, mit allen höhern Officieren seines Heeres einen Kriegsrath, und hier war es, wo Julian jenen verrätherischen Rath ertheilte, dem alle Anwesenden sogleich beifielen, und den der kriegerische und thätige Tarik nun auch mit reissender Schnelligkeit und dem glänzendsten Erfolge ausführte. — Sein Heer theilte Tarik in vier Abtheilungen; die eine sandte er unter einem christlichen Renegaten nach Corduba, die andere nach Malacca, die dritte nach Elvira, und mit der vierten und stärksten Abtheilung brach er selbst unverzüglich nach Toledo auf.

20. Daß die ganze Nation nichts weniger, als völlig entmuthiget war, bewiesen Cordubas nur aus 400 Mann bestehende Besatzung und deren Anführer. Die Stadt hatte eine sehr starke und hohe Mauer, aber diese unglücklicher Weise eine äußerst schwache Stelle, die, jedem Feinde zugänglich, sehr leicht konnte erstiegen werden. Diese Stelle verrieth dem Feinde ein Schäfer, der dem Mogaith — so hieß der christliche Renegat, der die gegen Corduba gesandte Reiterschaar von 800 Pferden befehligte — zufälliger Weise begegnete. Von einer sehr dunkeln Nacht begünstiget, drang der Feind an der bezeichneten Stelle in die Stadt, sah sich jedoch bald in seiner Erwartung getäuscht, denn der gothische Commandant zog sich mit der Besatzung in eine, mit einem tiefen Wassergraben umgebene Kirche zurück, die er nach und nach, so gut er vermochte, befestigte, und in der er sich drei Monate lang gegen einen, weit überlegenen Feind mit verzweifel-

ter Tapferkeit vertheidigte. Schon hatten viele Sarazenen vor dieser, in eine kleine Feste verwandelten Kirche den Tod gefunden, als es ihnen endlich gelang, das Wasser abzuleiten. Die Besatzung, glaubten sie, werde nun capituliren; irrten sich jedoch abermal, denn das brave gothische Häuflein wollte durchaus von keiner Uebergabe etwas hören; noch mehrere Stürme der Sarazenen wurden glücklich zurückgeschlagen; endlich warfen sie Feuer in die Kirche und steckten dieselbe in Brand; aber jetzt zog die kleine christliche Heldenschaar den Tod in den Flammen einer schmählichen Unterwerfung vor. Alle kamen um; nur der Commandant suchte zu entrinnen, ward aber von den flüchtigen Rossen der Araber bald eingeholt und von ihnen zum Gefangenen gemacht.

21. Malacca und Elvira wurden mit Sturm erobert, einige andere Oerter von Grund aus zerstört; überall floß Blut; eine Menge Einwohner ward erschlagen, und in einem Frauenkloster wurden sämmtliche, zarte, wehrlose Nonnen von den Barbaren erbarmungslos ermordet*). Unter Ta-

*) Es wird erzählt, daß auf die erste, sichere Nachricht von der Annäherung des Feindes, die Nonnen dieses Klosters, in welchem sich viele noch in erster Jugend schöne blühende Jungfrauen befanden, mehr für die Erhaltung ihrer unbefleckten Reinheit, als für ihr Leben besorgt, um sich gegen die Brutalität der wilden Sieger zu schützen, ihre Gesichter mit tiefen Messerschnitten so zerfezt und entstellt hätten, daß von ihrem Anblicke, nunmehr gräßlich und wahrhaft scheuslich, sich jedes Auge mit Ekel und Widerwillen hinwegwenden mußte. Aber die Sarazenen, anfänglich ganz erstaunt über die vielen schrecklichen, larvenartigen Gestalten, hätten bald die wahre Ursache davon errathen, und hier-

18. Der Sieg der Sarazenen bei Xeres war
blos ein Sieg über Roderich und dessen Heer,
ern über die ganze westgothische Nation, die
durch innere Partheien gespalten, ohne König,
Anführer, ohne Heer, völlig betäubt, nirgends
eines vereinten, kräftigen Widerstandes fähig
Unter den Mauern von Eziga vereinigten
zwar einige Trümmer des geschlagenen Heeres,
verstärkt durch die Besatzung der Stadt, wag-
sie den Sarazenen eine zweite Schlacht zu lie-
Tarik verlor eine Menge seiner Leute, blieb
am Ende dennoch Sieger, worauf sich Eziga
Capitulation ergab, welche aber, wie alle übrige
itulationen, die Mohamedaner nachher nur in
eit, als es ihnen beliebte, zu beobachten für gut

---

mit dem Feinde einließ. Hätte er, bei seiner unver-
hältnißmäßigen Ueberlegenheit an numerischer Stärke,
den Krieg in die Länge gezogen, sich anfänglich bloß
auf der Defensive gehalten, auch die entferntern
spanischen Provinzen unter die Waffen gerufen, die
vielen festen Städte und Schlösser mit starken Be-

ließ er sie durch die flüchtigsten arabischen Reiter verfolgen. Die Unglücklichen wurden demnach bald eingeholet, gefangen zurückgebracht, und da sie größtentheils König Roderich angehangen hatten, auf Befehl des von Gott völlig verlassenen Bischofes sämmtlich ermordet. Vermöge der Capitulation ward den Einwohnern Toledos Sicherheit der Person und des Eigenthums zugesagt. Wer auswandern wollte, konnte, obgleich mit Zurücklassung seiner ganzen Habe, ungehindert abziehen. Auch ungestörte Religionsübung ward den Christen zugestanden, und sieben Kirchen wurden ihnen dazu angewiesen, jedoch mit dem Verbote, neue zu erbauen, öffentliche, feierliche Umgänge zu halten, und irgend jemand zu verhindern, sich zu dem Islam zu bekennen. Endlich ward auch den Christen gestattet, in allen bürgerlichen oder peinlichen Fällen von ihren eigenen Richtern, nach den bisher unter ihnen herrschenden Gesetzen, gerichtet zu werden.

23. Tarik hielt sich nicht lange in Toledo auf; zwar bewunderte er der alten Königsstadt prachtvolle Gebäude, auch staunte er nicht wenig über die dort gefundene unermeßliche Beute; aber eine lange Ruhe durfte er weder sich noch seinem Heere gestatten; denn Spanien war bei weitem noch nicht erobert. Die verschiedenen von ihm versendeten Corps waren wieder zu ihm zugestoßen, und die mehrsten Städte, die einer Besatzung bedurften, hatte er größtentheils mit Juden, deren Treue er sich versichert glaubte, besetzt. Mit dem ganzen, nunmehr wieder vereinten Heere brach also jetzt Tarik auf, und zog über die nachherigen Königreiche Castilien und Leon nach Norden. Nicht sehr ferne von Toledo in der Nähe der Stadt Gualarara fiel ihm des gothischen Schatzes kostbarstes Kleinod, näm-

lich des Aëtius Geschenk an König Thorismund in die Hände. Tariks Marsch glich eher einer Reise, als einem Heereszug. Alle Städte wetteiferten in der Bereitwilligkeit, sich dem neuen Joch zu unterwerfen; überall öffneten sich die Thore von selbst, und ward auch hie und da noch ein Befehlshaber schwankend zwischen Ehre und Schande gefunden, so wußte des Verräthers Oppas *) verführerische Rede ihn bald mit der letztern vertraut zu machen; und so stand Tarik nicht eher still, als bis der Ocean und Musa's Ankunft in Spanien dem Laufe seiner Siege eine Grenze setzten.

24. Mit seinen 3 Söhnen, denn dem ältesten Sohne Abdallah hatte er die Statthalterschaft von Afrika übergeben, war endlich Musa selbst im Anfange Aprils des Jahres 712 mit zehntausend Reitern und achttausend Mann Fußvolkes bei Algesiras in Spanien gelandet. Das Heer bestand aus lauter arabischen Kerntruppen; Viele aus Arabiens ältesten und edelsten Geschlechtern dienten in demselben; und Männer, welche mit Ali bei Cufa gefochten hatten, und selbst ein Gefährte des großen Propheten befanden sich in dem Gefolge des, nichts als Krieg und Eroberung athmenden, vier und siebenzigjährigen Greises. Als Musa mit seinen Gefährten an das Land trat, ward er von Julian ehr-

*) Das gewöhnliche Thema, worüber dieser nichtsnutzige Bischof sprach, wenn er den Befehlshaber einer Festung seiner Pflicht untreu machen wollte, war, daß es eine unverzeihliche Thorheit und selbst ein frevelhaftes Unternehmen wäre, wenn eine einzelne Stadt einem Feinde widerstehen wollte, dem Spaniens vereinte Macht auf den Feldern von Xeres nicht hätte widerstehen können.

furchtsvoll begrüßt. Der Graf, obgleich schon ziemlich enttäuscht, und die Treulosigkeit seiner mohamedanischen Bundesgenossen ahndend, bot dennoch auf das neue wieder seine Dienste an, die natürlicher Weise auch der schlaue Sarazene nicht verschmähete.

25. Nach einer andern Richtung, längst der westlichen Küste zog Musa gegen jene Städte, welche Tarik in seinem Siegesflug nicht berührt hatte. Indessen hatten die Gothen sich von ihrer ersten Bestürzung etwas erholt, und des Kaliphen Statthalter fand weit kräftigern Widerstand, als dessen Unterfeldherr gefunden hatte. Aber Julian war Musa's Führer, und ward für ihn nun durchaus dasselbe, was Bischof Oppas dem Tarik gewesen war. Die tapfere Besatzung der wohl befestigten Stadt Carmona war entschlossen, die Festung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Julian schickte einige seiner Leute dahin; da sie Gothen waren, und vorgaben, dem Feinde entflohen zu seyn, nahm der Befehlshaber von Carmona sie auf. In der Nacht öffneten die Verräther die Thore, und die Sarazenen drangen in die Stadt. Sevilla, die ehemalige Residenz der gothischen Könige, bis diese ihren Sitz nach Toledo verlegten, leistete ebenfalls einige Zeit tapfern Widerstand; aber wie es scheint, hatte auch hier schändlicher Verrath wieder die Hand im Spiele; denn die vornehmsten Befehlshaber von Sevilla verließen heimlich ihren Posten, und entflohen aus der Stadt, worauf Musa als Sieger einzog. Die Reihe kam jetzt an die große und volkreiche Stadt Merida. Als Musa gegen dieselbe heranrückte, bewunderte er schon von Ferne die vielen, stolz hervorragenden Denkmäler ehemaliger römischer Größe, die prächtigen Paläste, vielen Kirchen, Wasserlei-

Heer, das er selbst anführte, herrschte etwas Kriegszucht; aber bei den detaschirten Corps ließen in ihrem wilden Siegesrausch sich die Saen allen Ausschweifungen roher, mordlustiger baren.

22. Tarik hatte indessen mit seinem Heere die irge der Sierra Morena überstiegen, und stand vor den Thoren von Toledo. Zwar war schon das blose Gerücht von der Annäherung der Saen, der größte Theil der Einwohner mit sei Schätzen, den heiligen Reliquien und den kostn Kirchengefäßen aus der Stadt nach den nördn Gegenden Spaniens entflohen; aber demungest konnte die, mit einer ziemlich starken Besa versehene Burg mit ihren hohen und festen rmen, und auf einem steilen Felsen erbauet, n Fuß der Tagus bespülte, noch lange Wider leisten, auf geraume Zeit noch das weitere dringen der Feinde hemmen. Aber Verrätherei der Feigheit im Bunde öffnete schon am zwei Tage Toledos Thore, die man auch wahrschein

Menschengeschlecht alle seine Kräfte vereint, und seine ganze Kunst erschöpft habe, um eine solche Stadt zu erbauen.

26. Nach der Einnahme von Merida zog Musa gegen Toledo. Auf die erste Nachricht von der Annäherung seines Oberfeldherrn, ging Tarik demselben bis Talavera entgegen. Als er den Oberfeldherrn zu Gesicht bekam, stieg er, um ihn mit Ehrfurcht zu empfangen, sogleich vom Pferde; aber Musa fuhr hart ihn an, rief ihm zürnend zu, warum er gegen die, von ihm erhaltenen Befehle, sich erkühnt habe, mit unzureichender Macht, so tief in Spanien einzudringen, und bei so gewagtem Spiel das Leben vieler Rechtgläubigen dem Zufalle preis zu geben. Tarik gab ihm zur Antwort, daß blos das Interesse seines Herrn, des Kaliphen, die Richtschnur seiner Handlungen gewesen sey; auf diesen berufe er sich, und der werde von aller Schuld ihn freisprechen. Musa schien besänftiget, empfing von Tarik den, ihm gebührenden Antheil an der Beute, und kehrte mit ihm nach Toledo zurück. Aber allda kaum angekommen, drängte der in der Brust des ehrsüchtigen Greises gegen Tarik tief gewurzelte Neid sich endlich zum Ausbruch. Musa forderte strenge Rechenschaft von Tarik über die ungeheure, von ihm gemachte Beute, beschuldigte ihn, vieles davon verschleudert, unnöthiger Weise vergeudet zu haben; auch daß er durch Mißhandlung der Christen der Moslemen Namen verhaßt gemacht habe, ließ ihn dann in das Gefängniß werfen, und vergaß sich endlich so weit, den Ueberwinder der Gothen sogar thätlich zu mißhandeln.

27. Aber Tarik hatte viele Freunde bei dem Heere, hatte derselben auch an dem Hofe von Das

maseus; durch sie ward der Kaliph Walid von Musa's hartem und ungerechtem Verfahren gegen Tarik unterrichtet; und es dauerte nun nicht lange; so erhielt Erster ein Schreiben des Kaliphen, in welchem ihm geboten ward, den tapfern Feldherrn Tarik alsogleich in Freiheit zu setzen, und demselben das von ihm so glorreich geführte Schwert des Islams wieder zu übergeben. Musa mußte gehorchen; öffentlich versöhnte er sich mit seinem bisher von ihm unterdrückten Gegner. Laut jubelte das Heer, das Zeuge dieser Versöhnung war. Tarik stand dem Musa zur Seite, und beide Feldherren theilten sich nun in die Eroberung der noch übrigen spanischen Provinzen. Tarik zog nach Norden, Musa gegen Westen. Ersterer eroberte Arragonien und Leon, der Andere alles Land diesseits und jenseits des Ebro bis an die Pyrenäen. Aber furchtbar und verheerend war der Zug beider Heere; Städte wurden in Schutthaufen verwandelt, viele Kirchen entweihet, andere zerstört, ohne Ausnahme überall die Glocken zertrümmert, Menschen ermordet, die segenreichsten Gegenden in Einöden verwandelt, und schauderhaft ist das Bild, das selbst arabische Geschichtschreiber von Musa's Verheerungen entwerfen. Aber Saragossas Einwohner behaupteten ihren ehemaligen kriegerischen Ruhm; Tarik vermochte nicht die Stadt zu nehmen, und erst als Musa sich wieder mit ihm vereint hatte, erlag Saragossa nach vielem Blutvergießen dem vereinten Angriffe beider Heere.

28. Während Musa im Westen und Norden beschäftiget war, hatten die Einwohner von Sevilla sich empört, die feindliche Besatzung aus der Stadt getrieben und achtzig Mann davon, größtentheils Araber, erschlagen. Sevillas Beispiel folgten bald noch einige andere Städte, und ein furchtbares Ungewit-

ter zog drohend sich im Rücken der Sarazenen zusammen. Diesen Aufstand zu dämpfen, die Empörer zu züchtigen, und den Süden durch völlige Unterwerfung und Entwaffnung der Einwohner zu beruhigen, gab Musa seinem Sohne Abdalaziz den Auftrag. Musas Söhnen gebrach es weder an Geist noch Kraft, ihren Vater in seinen kühnsten Unternehmungen zu unterstützen. Vollkommen entsprach daher auch Abdalaziz Musas Erwartungen. Der Aufruhr ward gedämpft, Sevilla wieder erobert und die ganze südliche Küste, von Malacca bis nach Valencia unterjocht. Auf seinem Zuge nach Valencia stieß Abdalaziz nun auch auf den tapfern Theudemir. Dieser hatte, nach der unglücklichen Schlacht bei Xeres, mit einigen schwachen Trümmern des geschlagenen Heeres sich nach dem östlichen Theile Spaniens, wo er sehr ansehnliche Herrschaften besaß, zurückgezogen. Da sowohl Tarik wie Musa, auf ihrem Marsch nach den nördlichen Provinzen, nur so viele Besatzungen zurückließen, als durchaus nothwendig war, um sich auf ihren Hauptoperationslinien den Rücken zu decken; so war es dem tapfern und unternehmenden Theudemir gelungen, diese ganze Zeit über seine Unabhängigkeit gegen die in Andalusien zurückgebliebenen Sarazenen zu behaupten. Aber nun kam Abdalaziz mit bedeutender Heeresmacht gegen ihn angezogen. Um jede Schlacht mit dem weit überlegenen Feinde zu vermeiden, blieb jetzt Theudemir stets auf den Höhen, fiel jedoch bei sich darbietender günstiger Gelegenheit auf einzele Truppenabtheilungen des Abdalaziz herab, tödtete demselben viele Leute, zog sich dann zu rechter Zeit wieder auf die Anhöhen zurück, besetzte und vertheidigte alle Gebirgsschluchten und Gebirgspässe, und verzögerte und erschwerte auf diese Weise, so viel er vermochte, das Vordringen des Feindes. Als aber endlich dennoch

en, Obelisken, ꝛc., aber ungleich theurer, als
er von den übrigen Städten, mußte er den Be-
von Merida erkaufen. Die Besatzung wagte
r einen Ausfall, und lieferte unter den Mauern
Stadt den Sarazenen ein Treffen. Diese hat-
schon viele ihrer Leute verloren, als ein, hinter
n Steinbruch und alten Ruinen im Hinterhalt
nder, zahlreicher Haufe Araber plötzlich hervo-
h. Die Gothen, von der Stadt jetzt abgeschnit-
und von der Fronte und im Rücken angegrif-
wurden theils erschlagen, theils von den Sa-
nen zu Gefangenen gemacht. Dieser Unfall ver-
derte zwar um vieles die Streitkräfte von Me-
, aber dennoch entsank den braven Einwohnern
der Muth. Trotz den hölzernen Thürmen der
gerer wurden dennoch alle ihre Stürme zurück-
lagen. Die Belagerung war hartnäckig und
sich in die Länge. Nach großem Verlust an
en verwandelte Musa die Belagerung in eine
ade, und nun ward Merida, ohne Hoffnung
Entsatzes, endlich durch Hunger zur Uebergabe
ungen. Die Einwohner schickten Abgeordnete

zen Fürstenthum ihnen vollkommen freie Religionsübung mit Beibehaltung aller ihrer Kirchen zugestanden. Dafür ward aber Theudemir, als einem, in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu den Sarazenen, stehenden Fürsten die Verbindlichkeit auferlegt, Nichts gegen das Interesse der Kaliphen und dessen Stellvertreter zu unternehmen, die Thore der 7 Städte seines Fürstenthums den Sarazenen zu öffnen, mit deren Feinden sich in keine Verbindung einzulassen, sie im Gegentheil von Allem, was sich auf sie beziehen könnte, sobald er selbst Kunde davon erhalten hätte, bei Zeiten zu unterrichten und vor Schaden zu warnen. Endlich ward noch festgesetzt, daß Theudemir und jeder Adeliche in seinem Fürstenthum jährlich ein Goldstück, vier Maß Weitzen, eben so viele Gerste, und eine gewisse, damit im Verhältniß stehende Quantität Honig, Oel und Weinessig an den Kaliphen bezahlen sollten; die Vasallen, das heißt, nicht Leibeigenen, sondern freien Männer in dem Fürstenthum wurden auf die Hälfte dieser Abgabe angeschlagen. Als der Vertrag geschlossen und von beiden Seiten unterzeichnet war, entdeckte dem Abdalaziz der Abgeordnete, wer er sey. Es war Theudemir selbst. Abdalaziz war überrascht, freuete sich aber, den gothischen Helden vor sich zu sehen. Am folgenden Morgen hielt der Sarazen seinen Einzug; aber nun war die zahlreiche Besatzung verschwunden, und als Abdalaziz seine Verwunderung darüber äußerte, gestand ihm Theudemir ganz unumwunden seine, gegen ihn mit so gutem Erfolge gebrauchte Kriegslist. Er hatte nichts dabei zu fürchten; denn Musa's eben so edler als tapferer Sohn kannte die Heiligkeit der Verträge und zog nach dreitägigem Aufenthalt aus Auriola und dem ganzen Fürstenthum friedlich ab. Aber Theudemir war klüger als Graf Julian; um seinen mit den Saraze-

nen abgeschlossenen, und von Abdalaziz und 4 Moslemen, als Zeugen beschwornen Vertrag auch für die Zukunft gegen jede treulose Deutung eigenmächtiger Statthalter zu schützen, reisete er selbst nach Damascus, fand allda freundliche Aufnahme, bat um Ratificirung des Vertrages, den er dem Al-Walid überreichte, und erhielt denselben nun auch selbst von dem Kaliphen bestätiget und unterzeichnet zurück. Theudemir und Graf Pelagius (Pelajo), von welchem in der Folge noch umständlichere Rede seyn wird, waren also jetzt die einzigen Großen, die troß des über ihrem Vaterlande hereingebrochenen Unglücks und dessen völliger Unterjochung, dennoch nicht ihren edeln Nacken unter das neue Sarazenen-Joch beugten, und auf dem weiten, mit den traurigen Trümmern des zerstörten westgothischen Reiches bedeckten spanischen Boden ganz allein noch als ein, durch sich selbst erhaltenes, selbstständiges und gediegenes Ganzes hervorragten. Was vermag nicht ein wahrhaft großer Geist, wenn er in dem Plane der Vorsehung und als ein Werkzeug derselben handelt. Wahre Regentenweisheit ist demnach: die Wege des Herrn zu erforschen, sie zu erkennen, und auf denselben zu wandeln. — Leider war Fürst Theudemir kinderlos; der Vertrag war also blos für ihn, und nicht auch für seine rechtmäßigen Erben und Nachfolger abgeschlossen. Als er starb, hörte daher das bis dahin bestandene, glückliche Verhältniß dieser kleinen Landschaft wieder auf.

29. Spanien, zu dessen Unterwerfung einst die Alles zermalmende, Welt-beherrschende Roma beinahe zweihundert Jahre bedurfte, hatten nun vierzig bis fünfzig tausend arabische und afrikanische Beduinen in zwei, und zwar nicht einmal ganz vollen Jahren erobert. Aber nicht auf immer — so lag

es in den, hier wie an so vielen andern Stellen der Weltgeschichte unerforschbaren göttlichen Rathschlüssen — sollte die gothische Nation aus der Reihe der Völker vertilgt seyn, nicht auf immer die Hesperische Halbinsel die Beute des Welt- und Völkerverheerenden Islam bleiben. Wie der Phönix aus seiner Asche, sollte auch Spanien aus einigen schwachen, bei dem allgemeinen Schiffbruch erhaltenen, und nach den Küsten Asturiens verschlagenen Trümmern, über welchen aber der Allmacht Arm sichtbar-schützend waltete, bald wieder und zwar noch herrlicher und in noch reinern Formen wieder hervorgehen. Höhere Gotteskraft begleitete, schirmte und leitete also von jetzt an den tapfern Pelajo und jene 1000 gothische Ritter, die mit ihm in dem Asturischen Gebirge Ausena, in einer großen, von der Natur zu einer unbezwingbaren Feste gestalteten Grotte sich gelagert hatten, Alle fest entschlossen, hier auf dem, ihnen noch gelassenen, kaum handbreiten, aber geheiligten Boden ihres Vaterlandes, für die Ehre des Gekreuzigten und ihre Freiheit zu sterben. Die engen Grenzen der asturischen Gebirge umfaßten jetzt das ganze christliche Spanien; aber zu dem natürlichen Heldensinn jener tausend edeln Gothen kam nun noch die höhere Weihe der Religion, und so begannen Pelajo und seine Ritter jetzt schon, und zwar sogleich mit dem glücklichsten Erfolge, jenen merkwürdigen achthundertjährigen Religions- und Freiheitskampf, während welchem, wie wir in dem fernern Laufe der spanischen Geschichte sehen werden, bei einer ungewöhnlichen Fülle großer Charactere und wahrhaft christlicher Heldenseelen, die Grenzen des christlichen Spaniens sich unaufhörlich erweiterten, jene des Sarazenen-Reiches sich immer verengten, und der endlich, nach der Eroberung und Zerstörung Granadas, mit der völligen Vertreibung der Mauren

und des Islams aus Spanien, am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts so glorreich sich endigte.

30. Die weitern Fäden der Lebensgeschichte Musa's, Tariks und Abdallazizes sind zwar nicht mehr mit der spanischen Geschichte verwebt, gehören also auch nicht in das Gebiet derselben. Indessen wird es doch gewiß nur Wenige unter unsern Lesern geben, die nicht wünschen sollten, auch mit den fernern Schicksalen jener Männer, die bisher ihre Aufmerksamkeit so gewaltig gefesselt, jetzt schon gleich bei dem Schlusse des großen historischen Dramas, in welchem sie die Hauptrollen spielten, näher bekannt und vertraut zu werden. Aus diesem Grunde glauben wir nun ebenfalls eine Ausnahme machen, und jenem, eben so natürlichen als gerechten Wunsche unverzüglich befriedigend entgegen kommen zu müssen.

31. Ungeachtet der, im Angesichte des Heeres, auf das Gebot des Kaliphen, zu Stande gekommenen Versöhnung zwischen Musa und Tarik, betrachteten beide Feldherren doch gegenseitig sich immer noch als gefährliche Nebenbuhler. Nicht selten gelangten daher jetzt Klagen bald von Tarik gegen Musa, bald von diesem gegen Tarik, zu dem Thron des Kaliphen in Damascus. Ersterer klagte über Musa's Härte und Willkühr, Musa über Tariks wenige Folgsamkeit und Verschleuderung der Beute. Da dergleichen Beschwerden sich öfters wiederholten, befürchtete endlich Al-Walid mit Recht, daß die Uneinigkeit seiner Feldherren seinem und seines Reiches Interesse in Afrika und Spanien nachtheilig werden könnte, und sandte daher einen seiner Hofbeamten nach Spanien mit dem Befehle an Musa und Ta-

rik, schleunigst mit einander vor ihm in Damascus zu erscheinen. Tarik folgte auf der Stelle dem Ruf seines Gebieters, ging nach Afrika, und von da über Aegypten und Palästina nach Syrien. Diese bereitwillige Folgsamkeit gewann ihm die Gunst des Kaliphen; Walid erlaubte ihm, seine glorreiche Thaten in Andalos (im Lande gegen Abend) vor ihm und seinen versammelten Großen zu erzählen, überhäufte ihn hierauf mit Lobsprüchen und gab ihm eine, seiner Würde und seinen Verdiensten angemessene Stellung an seinem Hofe.

32. Aber anders als Tarik dachte und handelte Musa. Obgleich dem Ziele seiner irdischen Laufbahn schon nahe, glühete doch in seinen Adern noch jugendliches Feuer; tief schmerzte es ihn, sich jetzt plötzlich in dem Laufe seiner Siege gehemmt zu sehen. Dem Boten von Damascus sagte er, daß sein Eifer in dem Dienste seines Herrn, des Beherrschers der Gläubigen, so wie auch für die weitere Verbreitung des Islams in dem Abendlande, ihm jetzt noch nicht erlaube, Spanien zu verlassen, machte ihm aber auch zugleich das Anerbieten der Hälfte aller künftigen Beute, wogegen derselbe versprach, die Sache auf sich zu nehmen und den Kaliphen zu besänftigen.

33. Spaniens Eroberung betrachtete Musa blos als den ersten Schritt zur Unterjochung des ganzen Abendlandes und diese wieder als das sicherste Mittel, den Thron von Constantinopel zu stürzen, und dann alle Kirchen und Tempel zu zerstören, in welchen den Völkern nicht das Islam gepredigt würde. Schon vor einiger Zeit hatte er daher Befehl gegeben zu ganz ungewöhnlichen Rüstungen zur

See wie zu Lande, und in den Häfen Afrika's wie des südlichen Spaniens war jetzt alles in größter Bewegung. Musa's Plan war, mit furchtbarer Heeresmacht über die Pyrenäen zu gehen, Gallien zu erobern, hierauf das Reich der Longobarden in Italien zu stürzen, und in Rom den Mittelpunkt der Christenheit zu zerstören; aus Italien wollte er dann über die Alpen in Deutschland einbrechen, den Barbaren Germaniens den Koran predigen, dem Laufe der Donau, von ihren Quellen bis an das schwarze Meer folgen, Constantinopel erobern, dem byzantinischen Reiche ein Ende machen, und so aus Afrika über Europa zurückkehrend, das unterjochte Abendland, durch Thracien, mit dem ungeheueren Sarazenen-Reich in dem Morgenlande verbinden. Dem von Ehrgeiz und Eroberungssucht verblendeten Musa schien nichts ausführbarer, als diese ungeheure Unternehmung, die, wenn sie hätte gelingen können, die ganze bekannte Welt in einen schrecklichen Schutthaufen übereinander geworfener Trümmer zahlloser zerstörter Völker und Reiche verwandelt haben würde. Ohne Genehmigung des Kaliphen durfte indessen Musa es nicht wagen, zur Ausführung seiner weitaussehenden Plane zu schreiten. Aber Al-Walid und dessen nüchterne Räthe betrachteten diese Eroberungsplane mit ganz andern und zwar gesündern Augen, sie hielten den ganzen Entwurf für eben so unausführbar als ausschweifend, und den Musa selbst für einen ehrgeizigen, durch seine früheren Siege berauschten, gefährlichen Schwärmer. Tarik's Freunde suchten jetzt den Musa noch mehr zu verläumden, dessen ganzes Betragen dem Kaliphen zu verdächtigen; und dieser, dem Musa ohnehin schon abhold wegen dessen Zögerung, auf den ersten Ruf in Damascus zu erscheinen, schickte nun einen zweiten Boten nach Spanien, mit einem

ungleich schärfern und in rauhern Ausdrücken abgefaßten Befehl an Musa, die Statthalterschaft in Spanien seinem Sohne Abdalaziz zu übertragen, und dann ungesäumt dem Boten nach Damascus zu folgen.

34. Musa war indessen nach Gallien aufgebrochen. Der tapfere Pelajo hatte so eben einen, wenigstens aus zehntausend Mann bestehenden sarazenischen Heerhaufen bei Covadonga völlig geschlagen, eine Menge Feinde sammt deren Anführer getödtet, die Besatzung von Gijon zusammengehauen, und sich dieser wichtigen, jenseits der asturischen Gebirge an der See gelegenen Stadt bemächtiget. Um diese, von Musa noch nie erlebte Schmach zu tilgen, stand derselbe jetzt im Begriffe, mit seinem ganzen Heere nach Asturien zu ziehen. Aber bei der Stadt Lugo in Gallien erreichte ihn der Bote des Kaliphen, fiel seinem Pferde im Angesicht des ganzen Heeres in die Zügel, machte ihm öffentlich den Inhalt seines Auftrages bekannt, und gebot, im Namen des Beherrschers der Gläubigen, ihm schleunigen Gehorsam. Der Moslemen damals noch fanatische Verehrung ihres Kaliphen, des Stellvertreters des großen Propheten, erlaubte dem Musa nicht, auch diesem zweiten Befehle nicht zu gehorchen. Seinem Sohne Abdalaziz übergab er also die Statthalterschaft von Spanien, bestimmte Sevilla, weil nicht ferne von dem Meere, zum Sitz der Regierung, und suchte aus der vorhandenen Beute für den Kaliphen die prachtvollsten Stücke aus; Aëtius Geschenk an Thorismund, die Kronen aller gothischen Könige, eine ungeheure Masse gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers und endlich noch eine Menge der kostbarsten und edelsten Steine. Achtzehn, andere sagen, dreissigtausend männliche und

wie zu Lande, und in den Höfen Afrika's wie
südlichen Spaniens war jetzt alles in größter
regung. Musa's Plan war, mit furchtbarer
esmacht über die Pyrenäen zu gehen, Gallien
obern, hierauf das Reich der Longobarden in
en zu stürzen, und in Rom den Mittelpunkt der
istenheit zu zerstören; aus Italien wollte er dann
die Alpen in Deutschland einbrechen, den Bar-
n Germaniens den Koran predigen, dem Laufe
Donau, von ihren Quellen bis an das schwarze
r folgen, Constantinopel erobern, dem byzanti-
en Reiche ein Ende machen, und so aus Afrika
Europa zurückkehrend, das unterjochte Abend-
, durch Thracien, mit dem ungeheueren Sara-
n-Reich in dem Morgenlande verbinden. Dem
Ehrgeiz und Eroberungssucht verblendeten Musa
n nichts ausführbarer, als diese ungeheure
rnehmung, die, wenn sie hätte gelingen kön-
, die ganze bekannte Welt in einen schreckli-
Schutthaufen übereinander geworfener Trüm-
zahlloser zerstörter Völker und Reiche verwan-
haben würde. Ohne Genehmigung des Kali-

brechen schuldig befunden, demnach zu einer Geldbuße von zweimalhunderttausend Goldstücken verurtheilt, hierauf öffentlich gegeißelt, einen ganzen Tag vor dem großen Thor des Palastes dem Volke zur Schau ausgestellt, und dann in eine, noch so ziemlich anständige Verbannung nach Arabien gesandt. — Einen solchen Lohn seiner Thaten hatte freilich der Eroberer Afrika's, und des großen Landes gegen Abend, von dem Stellvertreter seines Propheten nicht erwartet. Aber auch jetzt hatte der unglückliche Greis den Kelch bitterer Leiden noch lange nicht völlig geleert. Des Hofes von Damascus furchtsame und daher blutige Politik erheischte auch den Untergang der ganzen Familie des so schrecklich mißhandelten, und beleidigten Musa. Abdalaziz hatte sich mit Egilona, König Roderichs hinterlassenen Wittwe vermählt, und gegen des Islams Gesetz und der Moslemen Gebrauch, denen zufolge die Gattin eines Gläubigen auch dessen Religion annehmen mußte, war Egilona auch nach ihrer Vermählung eine Christin geblieben. Zu einer andern Zeit und unter andern Umständen würde dies kaum die Aufmerksamkeit des Kaliphen erregt haben; denn Soleiman wie dessen Bruder und Vorfahrer Walid hatten ihre eigene Vernunftreligion, bekümmerten sich wenig um das Islam, hielten den Koran für ein schönes Gedicht, und genossen in schwelgender Ruhe die Früchte von Mohameds Betrug und dessen erster Nachfolger Einfalt und Schwärmerei. Aber jetzt war Abdalazizes Vermählung mit einer Christin in Soleimans Augen ein, des Todes würdiges Verbrechen. Man kannte zu Damascus Abdalazizes Neider und geheime Feinde in dem Heere in Spanien. An diese erging also ein geheimer Mordbefehl, und Musa's edler, tapferer und dabei menschenfreundlicher Sohn ward



mit den Worten gezeiget: „Kennst du d
„dieses Rebellen?" — „Ja ich kenne es,"
aus, „aber ich kenne und betheure auch di
„des Gemordeten, und werde zu Allah fl
„den Mördern gleiches aber gerechteres S
„Theil werde." — Der Gram über den
Tod seines Sohnes senkte den achtzigjähri
in die Grube; er starb auf einer Pilge
Mecca. Auf verschiedene Weise kamen b
auch Musa's übrige Söhne um.

35. Auch die gothischen Verräther
her schon denselben, obschon ungleich gerech
erhalten. Graf Julian und Wittiza's bei
Sisebut und Eba wurden, nach Pelajos
Covadonga, von den Sarazenen verhaftet
den Verlust der Schlacht äußerst ergrimn
beschuldigte sie eines geheimen Einverständ
den Christen in Asturien, erklärte demnach
ihnen geschlossenen Vertrag für aufgehol
ließ allen Dreien die Köpfe abschlagen. Ju
mahlin ward gesteiniget; und seine Söhn
von einem Thurm in Ceuta herabgestürzt
den ruchlosen Oppas betrifft, so hatte d

en Schlacht gefangen, und alsogleich auf Pelajes Befehl enthauptet.

XX.

1. Von dem christlichen Standpunkte historischer Weltanschauung ausgehend, haben wir bisher unsere Leser mit dem bürgerlichen und sittlichen Zustande der Völker in dieser Periode, mit deren wechselseitigen Verhältnissen, Ereignissen und Schicksalen bekannt zu machen gesucht; und wir wünschen, daß es uns gelungen seyn möchte, jeden Leser in den Stand gesetzt zu haben, über das Göttliche oder das diesem Entgegenstrebende in diesem Zeitabschnitte, mithin auch über den, nicht auf Schein und äußerer Form, sondern auf der Wahrheit innerer Gesinnung beruhenden Werth oder Unwerth dieser Völker, nach einer klaren, nicht durch täuschende Wortformeln getrübten, wahrhaft christlichen Lebensansicht zu entscheiden. Hierüber übrigens so ziemlich beruhiget, wenden wir uns nun wieder zu der speciellern Geschichte unserer heiligen Religion und der, nicht nur von Gott selbst gegründeten, sondern durch göttliche Weisheit auch in ihren äußern Verhältnissen geordneten, nicht minder heiligen Kirche. Zwar ist das, was wir zu erzählen haben, nicht sehr erfreulich. Abermals wieder viel Streit, ketzerisches Geschrei und Gezänk; dabei wie gewöhnlich unberufenes Einmischen der weltlichen Macht; mithin gegen die Kirche Gewaltthätigkeiten jeder Art, Druck und Verfolgung und mitunter Grausamkeiten, welche an der Kirche frühere Kämpfe unter den heidnischen Cäsaren erinnern, durch die aber auch jetzt, wie

in einer Moschee, zu Kordova, als er sein
rgengebet verrichtete, von einer zahlreichen Schaar
schwornen überfallen, und troß der tapfern Ge-
wehr seiner Begleiter ermordet. Dem Getödte-
ward der Kopf abgeschlagen, dieser dem Kali-
n nach Damascus, und von da mit einem Ue-
maß rafinirter teuflischer Grausamkeit nach Ara-
gesandt, und dem unglücklichen alten Vater
den Worten gezeiget: „Kennst du das Gesicht
ses Rebellen?" — „Ja ich kenne es," rief Musa
„aber ich kenne und betheure auch die Unschuld
Gemordeten, und werde zu Allah flehen, daß
Mördern gleiches aber gerechteres Schicksal zu
heil werde." — Der Gram über den grausamen
seines Sohnes senkte den achtzigjährigen Greis
die Grube; er starb auf einer Pilgerreise nach
ca. Auf verschiedene Weise kamen bald darauf
Musa's übrige Söhne um.

35. Auch die gothischen Verräther hatten frü-
chon denselben, obschon ungleich gerechteren Lohn
lten. Graf Julian und Wittiza's beide Söhne,

fühlbarer ward der Verfall der Kirchenzucht; und die Geistlichkeit, besonders der niedere Clerus, ganz in Rohheit und Unwissenheit versunken, theilte mit der völlig verwilderten Nation alle unter denselben herrschenden Laster und Ausschweifungen*). In den

*) Als Belege hierzu dienen die Beschlüsse der nachher, unter dem großen Heristaller, zur Wiederherstellung der verfallenen Kirchenzucht, gehaltenen Concilien. Ein vollgültiges, obgleich betrübendes Zeugniß darüber findet sich auch in dem Briefe des heiligen Pabstes Martinus an den heiligen Amandus, Bischof von Mastrich, in welchem der heilige Vater den gottseligen Bischof über die Ruchlosigkeit der Geistlichen seiner Kirche tröstet, deren zügelloses Leben auch vorzüglich den heiligen Amandus bewog, von dem römischen Stuhle sich die Erlaubniß zu erbitten, sein bischöfliches Amt niederzulegen, und von dem, durch fremde Laster besudelten Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit sich in eine völlige Abgeschiedenheit von der Welt und den Menschen zurückzuziehen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es demungeachtet doch auch sehr ehrenvolle Ausnahmen, wie z. B. der heilige Amandus selbst, damals noch gab. Zu keiner Zeit und in keinem Lande hat und wird Gott je seine Kirche so verlassen, daß Er, wie groß auch der Verfall, der Unglaube, Neuerungssucht und Gottlosigkeit seyn mögen, nicht in seiner Barmherzigkeit für eine kleine Anzahl treuer Hirten sorgen sollte. Welches beseligende Gefühl anbetenden Dankes gegen Gott ergreift nicht das Herz, wenn man die freudige Erfahrung macht, daß gerade in Ländern, wo Jene, welche auf Moises und der zwölf Aeltesten in Israel Stühlen sitzen, aus Trägheit oder Feigheit, welche dann gewöhnlich unter der Larve der Demuth erscheinen, ihre Heerden jedem Winde, nur nicht jenem, welcher aus einer höhern Himmels-Region her wehet, sorgenlos überlassen, daß, sagen wir, gerade in solchen Gegenden beinahe in jedem Städtchen oder Flecken ein, der Welt unbekannter, nur von dem

mals, die in der Kirche liegende, sich selbst be-
rende und erhaltende Gotteskraft sich auf das
wieder beurkundet. Ueberhaupt ist größten-
ls diesen ganzen Zeitraum hindurch, beinahe in
n Ländern der Zustand der Kirchen, in ihrern äu-
wie innern Beziehungen, mehr betrübend und
erbeugend als freudig und erhebend. Im Italien,
t nahe an der Quelle göttlicher Wahrheit und
iger Ueberlieferung, steht der Kirche des Sohnes
tes noch der, eben diesen Sohn lästernde ario-
e Wahn, bisweilen sogar trotzend gegen über.
noch lange schleicht an allen bischöflichen Si-
an der Seite des rechtgläubigen Oberhirten ein
nischer Afterbischof im Finstern, um den guten
amen, den jener säet, durch sein ausgestreutes
raut wieder zu ersticken. Rom selbst, obgleich jetzt
nicht, wie einige Decennien später, von der
[illegible] hart geängstet, gedrückt und verfol[illegible]
[illegible] von Ferne bedrohet, ruhet [illegible]
auf einem Felsen erbauet, auf dem [illegible]
unerschütterlichen Grunde seiner innern [illegible]
[illegible]

ache. Die verirrten morgenländischen Schaafe hö-
en wieder die Stimme ihres römischen Oberhirten.
ie Bekehrung aller angelsächsischen Reiche wird
ollendet, und ganz England huldiget dem Gekreu-
igten. Auch die fränkischen Kirchen erheben sich
ieder zu ihrer frühern Lauterkeit und Heiligkeit;
s Heidenthums Ueberreste verschwinden in ganz
allien und dem Lande der Basken. Von Antwer-
n bis längs der Nordseeküste hinauf, stürzen un-
r dem großen Heristaller die Götzentempel zusam-
en, und auf ihren Ruinen erheben sich dem wah-
n, dreieinigen Gott christliche Altäre; und wenn
e Grenzen des Reiches Gottes auf Erden, gegen
sten und Süden, vor Mohameds neuem Götzen-
um sich zurückzogen, so werden dieselben nun
ld gegen Westen und Norden, durch die Bekehrung
vieler Völker zum Christenthum, noch ungleich
ehr erweitert; und endlich sind auch die Tage nicht
ehr ferne, an welchen, unter des großen Carls
nd seiner Nachfolger Regierung, die, nun ebenfalls
dem Zeitlichen mehr gefestete Kirche des Sohnes
ottes auch der ihr gebührende äußere Glanz irdi-
her Glorie und Herrlichkeit umstrahlen wird.

XXI.

1. Fortsetzung der Geschichte der Häre-
ie der Monotheliten. Hätte Constantin, He-
aklius Sohn, länger gelebt; so würde wahrschein-
ch mit des Sergius, Cyrus und Kaisers Heraklius
od auch die Geschichte des monothelitischen Wahns
ch ebenfalls jetzt schließen. Zum Unglück starb, wie
ir wissen, Constantin, welcher der neuen Lehre von
anzem Herzen abhold war, schon im vierten Mo-

rasischen Ländern, selbst in Gallien, wie z. B. in der Provinz Novempopulania gab es noch eine Menge Heiden und Götzendiener. Fromme Missionäre, besonders jene, welche einem höhern Impuls folgend, aus Irland herüber gekommen waren, hatten schon in frühern Zeiten, mit größerm oder mindern Erfolge auch zu diesen Völkern die Lehre des Heils gebracht. Dieses, Gott so wohlgefällige Werk gerieth nun ebenfalls in völliges Stocken, und sogar ganze Völkerschaften, welchen das Licht des Evangeliums schon geleuchtet hatte, sanken jetzt, aus

Auge des Ewigen gesehener und gesegneter frommer Priester im Verborgenen lebt, und dann gerne den Kleinen wie den Großen, sobald sie nur wollen, jenes Himmelsbrod bricht, welches Andere ihnen verkürzen möchten, und leider nur gar zu oft schon wirklich verkürzet haben. — In den außer-europäischen Missionen gibt es große Landerstrecken, auf welchen die christlichen Gemeinden in einem ganzen Jahre kaum ein einzigesmal das Glück haben, einen Priester zu sehen. Aber welche Fülle der Gnaden wandelt

war, schickte Paulus dem Pabste Theodor, Nachfolger des Verstorbenen, die gewöhnlichen Synodalschreiben. Das darin enthaltene Glaubensbekenntniß des Paulus stimmte vollkommen mit jenem der römischen Kirche überein; daher auch der Pabst demselben in seinem Antwortschreiben das gebührende Lob ertheilt, jedoch zugleich auch sein Erstaunen darüber äußert, daß, ganz im Widerspruch mit dem ihm gesandten Glaubensbekenntniß, die Ekthesis des Heraklius noch an den Kirchenthüren in Constantinopel angeschlagen sey; wahrscheinlich werde er den Inhalt dieser Schrift nicht billigen, denn sonst würde er es ja in seinem Synodalschreiben unumwunden erklärt haben. Der heilige Vater macht endlich auch den Paulus noch auf die Unregelmäßigkeit seiner Erhebung aufmerksam. So lange, sagt Theodor, Pyrrhus lebt, und man ihn nicht auf canonischem Wege verurtheilt und seines bischöflichen Amtes entsetzt hat, ist ein Schisma zu befürchten; daher Wir auch anfänglich einigen Anstand nahmen, ob Wir euer Synodalschreiben annehmen sollten. Der Pabst ermahnt hierauf den Paulus, daß er, um das Mangelhafte bei seiner Wahl und Consecration zu ergänzen, unverzüglich ein Concilium von den benachbarten Bischöfen zusammenberufen möchte, um gegen den Pyrrhus den Canons gemäß zu verfahren. Die Gegenwart desselben sey hiezu nicht nöthig, da man ja seine Schriften habe, auch dessen ganzes Betragen jedermann bekannt und gleichsam weltkündig sey. Uebrigens habe er dem Martinus, Diacon und Apocrysiarius der römischen Kirche in Constantinopel den Auftrag gegeben, als päbstlicher Legat dem Concilium beizuwohnen und die Sache des Pyrrhus zu untersuchen. Auch den Bischöfen, welche den Paulus consecrirt und ebenfalls dem Pabste geschrieben hatten, antwortete derselbe ungefähr in dem nämli-

chen Sinne; wobei er jedoch, obgleich in sehr gemäßigten Ausdrücken, ihr äußerst inconsequentes Verfahren nicht unberührt ließ, daß sie nämlich in ihrem Synodalschreiben dem Pyrrhus den gewöhnlichen Bischofstitel und zwar mit dem Zusatz gegeben, daß er blos aus Furcht vor dem aufrührerischen Volk Constantinopel verlassen habe, und hierauf demungeachtet, bei mithin noch nicht erledigtem Stuhle, dennoch schon einen Andern zum Bischof und Patriarchen geweihet hätten. — Dieses päbstliche Schreiben ward, wie es von dem Afterpatriarchen, der den römischen Hof blos hatte täuschen wollen, zu erwarten war, gar nicht beachtet, und nichts geschah von Allem dem, was der Pabst darin verordnet hatte.

3. Pyrrhus war indessen in Africa angekommen, und suchte nun auch in den afrikanischen Kirchen seine monothelitische Irrlehre zu verbreiten. Aber zum Glück begegnete er hier dem, mit hohen Geistesgaben ausgerüsteten heiligen Maximus. Derselbe war aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter entsprossen, ward schon als Kind getauft, erhielt von frommen Eltern eine fromme Erziehung, und von ausgezeichneten Lehrern eine eben so gründliche als vielseitige wissenschaftliche Bildung. Seine Lieblingsstudien waren jene der Philosophie und Theologie. Es dauerte nicht lange, so war Maximus schon als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit bekannt. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit, verbunden mit dem Glanze seiner Geburt, machte endlich auch den Kaiser auf ihn aufmerksam. Heraklius nöthigte ihn, in Staatsdienste zu treten, und übertrug ihm bald darauf das so ungemein wichtige Amt eines Kanzlers. Obgleich nun im Besitze der Gunst seines Monarchen, an dem Hofe in hohen Ehren, und

mit einem ungewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen und Wissenschaften geschmückt, war sein ganzes Aeußere doch ein Bild der Bescheidenheit und Demuth. Nur selten vermochte das Gewühl der Geschäfte oder das Geräusch des Hoflebens die innere Stille seiner Seele zu unterbrechen; und an Allem, was die Leichtfertigkeit der Höfe Anstößiges hat, unberührt vorübergehend, daher in ächt christlicher Gesinnung und Gesittung dem ganzen Hofe mit leuchtendem Beispiel voranschreitend, erbauete sein stets tadelloser Wandel selbst die leichtsinnigsten Weltleute. Indessen hatte Maximus, blos um dem Kaiser zu gefallen, die ihm ertheilte Würde übernommen. Längst war es schon sein sehnlichster Wunsch gewesen, die Welt gänzlich zu verlassen, und nur in den Armen der Religion, weil da allein wahre Ruhe zu finden, auch diese zu suchen. Noch lebhafter erwachte wieder dieser Wunsch in ihm, als er sah und schweigend sehen mußte, wie das Gift der monothelitischen Ketzerei, von dem Kaiser geschützt und geheget, seine Verwüstungen mit jedem Tag weiter verbreitete. Unabänderlich war jetzt sein Entschluß; auf sein wiederholtes Ansuchen gab endlich auch der Kaiser, obgleich ungerne, seine Einwilligung; und nun eilte der bisherige Kanzler des römischen Reiches, sein Amt niederzulegen, allen zeitlichen Ehren und Würden auf immer zu entsagen, und die Schimmerscenen des kaiserlichen Pallastes in Constantinopel mit einer einsamen Mönchszelle im Kloster zu Chrysopolis, nahe bei Chalcedon zu vertauschen. Hier lernte er den Pyrrhus kennen, und als diesen Heraklius bald nachher auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhob, so ward an dessen Stelle der heilige Maximus zum Abt des Klosters erwählt. Indessen war der Aufenthalt des Heiligen in diesem Kloster nicht von langer Dauer. Die im-

seiner Regierung, und da sein Sohn Constans,
r nach Martinas und Herakleonas kurzem Zwi-
egiment den Thron bestieg, noch ein zwölfjäh-
unverständiger Knabe war; so behielt die, lei-
iemlich zahlreiche Parthei der Monotheliten am
die Oberhand. Der Patriarch Pyrrhus, nach
ius Tod das Haupt der neuen Sekte, hatte
Constantinopel verlassen, und sich nach Afrika
chifft; aber damit war nichts gewonnen, denn
lus, Priester und Oeconom der großen Kirche
onstantinopel, ein nicht minder verknöcherter
othelit, ward auf den Patriarchen-Stuhl erho-
Schon diese Erhebung des Paulus war eine
Unregelmäßigkeit; denn als nach jenem, in
Sophienkirche gegen Martina und ihren Sohn,
ebrochenem Aufruhr, die Furcht, von dem to-
n Volke zerrissen zu werden, auch den Pyrrhus
g, Constantinopel zu verlassen, begab er sich
r des Nachts, von einigen seiner Geistlichen be-
t, in die Kirche, und legte auf den Altar seine
le mit den Worten nieder: "Ich entsage nicht
ner Kirche, lege auch jetzt nicht freiwillig mein

en Fragepunkt, mit vorsichtiger Aushebung aller r Beleuchtung desselben dienlichen, und eben so iarfer Sonderung aller äußern, unwesentlichen Um- inde, nie aus dem Auge verlor, auch die schärfste räcision des Ausdruckes ihm zu Gebote stand; so lang es endlich seiner siegenden Logik, deren Stärke durch seine sichere, imponirende Haltung noch mehr erhöhen wußte, seinen Gegner völlig verstummen machen, und ihm ein öffentliches Bekenntniß der nhaltbarkeit der monothelischen Lehre zu entlocken *). aß dabei auf Seite des Pyrrhus keine Verstellung it unterlief, er vielmehr sich vollkommen überzeugt hlte, der Besiegte mithin blos der Wahrheit un- iderstehlichen Kraft seine Waffen willig hingab; ran ist nicht zu zweifeln; Pyrrhus hatte nichts zu fürchten, und es ist nicht der mindeste Grund ge- nkbar, der ihn hätte bewegen können, gegen seine :berzeugung zu sprechen **).

---

*) Alles, was Pyrrhus und Marimus bei diesem Collo- quium redeten, ward von öffentlichen Notarien aufge- zeichnet. Ein handschriftliches Exemplar dieser merk- würdigen Unterredung soll in der vaticanischen Bi- bliothek vorhanden, und von einem gelehrten Jesui- ten, Namens Turino in das Lateinische übersetzt worden seyn. Diese Uebersetzung sammt des griechi- schen Original-Textes findet man bei Baronius, am Ende des achten Bandes seiner Annalen.

**) Wir müssen um so mehr auf diesen Umstand hier auf- merksam machen, da nachher die Monotheliten frech behaupteten und überall verbreiteten, des Pyrrhus Be- kenntniß wäre erzwungen, mit Gewalt ihm abgedrun- gen worden. Eine Behauptung, die auch nicht den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat; indem Pyrrhus gar nichts zu befürchten haben konnte, ja sogar, weil von der Kirche noch nicht verdammt und für einen Irrlehrer erklärt, mit dem heiligen

Sinne; wobei er jedoch, obgleich in sehr gemä-
n Ausdrücken, ihr äußerst inconsequentes Ver-
en nicht unberührt ließ, daß sie nämlich in ih-
Synodalschreiben dem Pyrrhus den gewöhnli-
Bischofstitel und zwar mit dem Zusatz gegeben,
er blos aus Furcht vor dem aufrührerischen
Constantinopel verlassen habe, und hierauf dem-
achtet, bei mithin noch nicht erledigtem Stuhle,
och schon einen Andern zum Bischof und Pa-
chen geweihet hätten. — Dieses päbstliche Schrei-
ward, wie es von dem Afterpatriarchen, der
römischen Hof blos hatte täuschen wollen, zu
rten war, gar nicht beachtet, und nichts ge-
von Allem dem, was der Pabst darin ver-
t hatte.

3. Pyrrhus war indessen in Africa angekom-
und suchte nun auch in den afrikanischen Ki-
seine monothelitische Irrlehre zu verbreiten. Aber
Glück begegnete er hier dem, mit hohen Ge-
ben ausgerüsteten heiligen Maximus. Derselbe

e ganze, bei der Unterredung anwesende zahlreiche ersammlung ersuchte nun den Pyrrhus, durch Be nntmachung seines, nunmehr mit der Lehre der irche übereinstimmenden Glaubensbekenntnisses, seine ihern Irrthümer zu widerrufen. Pyrrhus ver rach es, begehrte aber, daß man ihm vorher noch statten möchte, nach Rom zu reisen, die Gräber r beiden heiligen Apostel zu besuchen, sich dann m heiligen Vater zu Füßen zu werfen, und ihm Gegenwart der römischen Geistlichkeit sein Glau nsbekenntniß und die Abschwörung der monotheli chen Irrlehre zu überreichen. Gerne und freudig ben die Bischöfe und der Statthalter ihre Ein lligung, und in Begleitung des heiligen Maximus

---

sem so ist; so möchte schwer zu erklären seyn, wie es Menschen geben könne, die sich Christen nennen, eines religiösen Sinnes und Gefühles sich rühmen, auch Religion noch unter ihre geistigen Güter rechnen, und dennoch offenbaren, notorisch bekannten Feinden und Herabwürdigern Jesu öffentlich huldigen, ja sogar ihnen Tempel errichten, oder, wenn sie das nicht vermögen, doch ein solches Unternehmen, ein wahres Anomalen des menschlichen Geistes und Herzens, in rednerischem und dichterischem Schwunge — (wobei es freilich dem christlichen Denker ganz kalt über die Haut läuft) — der Welt als etwas Großes und Erhabenes anpreisen können! Wir berühren hier nur die ganz unbegreifliche Inconsequenz in einem solchen Verfahren. Was das Uebrige betrifft; so steht es ja jetzt jedem, ohne dabei Etwas für seine zeitlichen Vortheile befürchten zu müssen, völlig frei, zu wählen zwischen Christus und — Belial.

---

den Mund meiner Apostel, ihm gegebenen Lehren und geoffenbarten Wahrheiten, und hält dann Alles, was ich ihm geboten habe.

4. Die afrikanischen Bischöfe, oder vielmehr

Maximus in freundschaftlichem Verhältniß und traulichem Briefwechsel stand, was auch nachher die Neider des heiligen Maximus demselben, obgleich mit Unrecht zu großem Vorwurfe machen wollten. Mit einem verirrten, durch eigene oder Anderer falsche Grundsätze verführten, jedoch für Belehrung noch empfänglichen Menschen kann man nicht sanft, nicht mild, nicht schonend genug verfahren; nur bei einem, in dem Irrthum verstockten, mit unheilbarem Dünkel geschlagenen, von der Wahrheit sich vorsätzlich hinwegwendenden, und jede Belehrung stolz von sich zurückstoßenden Ungläubigen oder Ketzer, muß man dem Beispiele des heiligen Johannes folgen, der, als er im Begriffe stand, in das Bad zu gehen, aber in denselben Augenblick erfuhr, daß Cerinthus darin wäre, sogleich mit den Worten zurücksprang: »Laßt "uns fliehen, daß nicht über uns einstürze das Bad, "in welchem Cerinthus, der Feind der Wahrheit ist." — Der himmelvolle, weil liebvolle, und daher einst an dem Busen Jesu ruhende, große Apostel wollte uns damit die Lehre geben, daß wir mit Jenen, welche vorsätzlich von der Wahrheit sich abge-

nichts ausrichten würden, kehrten daher unverzüglich wieder zurück, und brachten den Bischöfen die traurige Nachricht, daß in Constantinopel monothelitische Irrthümer, die man als wahre Glaubenslehren den Rechtgläubigen zur Annahme empfehle, an dem bischöflichen Palaste, wie an allen Kirchenthüren angeschlagen wären. Diese Nachricht entflammte nur noch mehr den Eifer der Afrikaner. Die Primaten von Byzacene, Mauritanien, Numidien und Afrika Proconsularis versammelten ihre Bischöfe, verdammten in mehrern Concilien die Irrlehre der Monotheliten, und entwarfen ein gemeinschaftliches Sendschreiben an den Pabst, in welchem sie ihm Bericht erstatteten über das, was während der Anwesenheit des Pyrrhus bei ihnen vorgefallen, über die Maßregeln, die sie diesfalls ergriffen, über ihre Sendung an den Patriarchen Paulus, über deren schlechten Erfolg, und den gegenwärtigen Zustand der Kirche von Constantinopel. Höchst merkwürdig ist in dem Briefe der afrikanischen Bischöfe an den Pabst folgende Stelle: „Niemand wird es wagen, zu läugnen", sagen die Bischöfe, „daß der wahre, ungetrübte und über die ganze Kirche sich ergießende Glaubensquell in Rom gefunden werde. Satzungen aus dem grauesten Alterthum setzen es fest, daß alle, selbst in den entferntesten Provinzen (in Angelegenheiten des Glaubens und der allgemeinen, allen Kirchen zum Grunde liegenden Disciplin) genommenen Beschlüsse ihre gesetzliche Kraft erst durch die päbstliche Bestätigung und die Autorität des römischen Stuhles erhalten." — Das Schreiben an den Pabst ist von 68 Bischöfen unterzeichnet; aber unter den Unterschriften vermißt man jene des Fortunius, Metropolitanbischofes von Carthago. Derselbe hatte frühzeitig sich schon zu dem Monothelis-

hingeneigt, vor ein Paar Jahren seinen bischöf
n Sitz verlassen, und war in Constantinopel mit
lus in Kirchengemeinschaft getreten. An die
lle des Fortunius, sey es, daß er entweder jetzt
nem Concilium von den Bischöfen entsetzt wurde,
diese sichere Kunde von seinem Tode erhalten
en, ward nun Victor auf den Stuhl von Car
o erhoben. Er sandte dem Pabste sogleich sein
nodalschreiben, that ihm darin seine Erhebung
, verdammte die monothelitische Lehre, und bat
zwei seinem Schreiben beigelegte Briefe der
anischen Bischöfe, wovon einer an den Patriar
Paulus, der andere an den Kaiser Constans
htet war, sicher nach Constantinopel gelangen zu
n *).

7. Durch die aus Afrika erhaltenen Berichte
laßt, sandte Theodor jetzt einige Legaten mit
Briefen der afrikanischen Bischöfe nach Constan
el. Er selbst schrieb ebenfalls, obwohl in un
scharfern Ausdrücken, als das erstemal, an

stellen, ungesäumt seine Erklärung über den Willen und die Wirkungsweise Jesu Christi nach Rom zu schicken.

8. Paulus, obgleich ein verstockter Monotheslit, und durch seinen Glauben schon von der römischen Kirche getrennt, wünschte dennoch nichts sehnlicher, als auch in dem Abendlande, und besonders in Rom in dem Rufe eines rechtgläubigen Bischofes zu stehen; aus diesem Grunde hatte er bisher einer bestimmten Erklärung über seine Lehre an den Pabst, so viel er nur immer konnte, auszuweichen gesucht. Aber nun von allen Seiten gedrängt, von den päbstlichen Legaten, dem Sericus und Martinus und endlich auch noch von sämmtlichen afrikanischen Bischöfen, entschloß er sich endlich, an den Pabst zu schreiben. Seinem Briefe schickte er eine lange Einleitung voran, voll süßer Worte und Phrasen über seine Liebe zum Frieden, seine Demuth, seine Geduld, mit der er bisher so viele böse Nachreden und Vorwürfe ertragen; beklagt sich hierauf über die Legaten des Pabstes, die an ihn die Foderung gestellt hätten, sich über den Willen und Wirkungsweise Jesu Christi zu erklären; sagt hierauf, daß er jedoch, um dieser Foderung Genüge zu leisten, nunmehr dem Pabste sein, und aller, von dem Stuhle in Constantinopel abhängenden Kirchen Glaubensbekenntniß vorlegen wolle. Vollkommen rechtgläubig erklärt sich nun Paulus über die heilige Dreifaltigkeit; auch über die Vereinigung zweier Naturen in der Person Jesu; leitet aber nun, nach einer, nur ihm und den Monotheliten eigenen Logik, folgenden Schluß daraus her: „Laßt uns also nur Einen Willen in J. C. „anerkennen, damit wir nicht verschiedene, oder wi„dersprechende Willensäußerungen anzunehmen „genöthiget werden. Nicht, als wollten wir da„durch die beiden Naturen mit einander vermengen,

die eine ganz auslöschen, um gleichsam auf Kosten die andere um so mehr hervorzuheben — enim ad conglomerationem omnino aut asionem duarum naturarum, quae in eo videntur unius voluntatis, hanc producenvocem, aut ad interemtionem alterius tanaliam esse praedicantes; . . . .) „sondern behaupten nur, daß seine menschliche Natur ro) von einer vernünftigen Seele belebt, aber en ihrer innigen Vereinigung mit dem Wort lches Gott ist) auch mit allen göttlichen Gaben ichert, nur einen göttlichen, von jenem des Wor durchaus nicht verschiedenen Willen hatte, welsie in allen ihren Handlungen leitete und bete." Zum Beweise dieser Lehre führt nun Pauinige Texte aus der heiligen Schrift an, und t sich endlich auch noch auf die Aussprüche verner heiligen Kirchenväter, des h. Gregors von inz, des h. Athanasius, des h. Cyrillus rc. rc.).

Wir sehen hier wieder die nämlichen Fechterstreich,

9. Paul konnte leicht voraussehen, daß sein
laubensbekenntniß weder den Pabst, noch die afri-
nischen Bischöfe befriedigen würde. Da jedoch in
nsehung der Letztern es jetzt, wegen der Empörung
s Statthalters in Afrika, in dem persönlichen In-
resse des Kaisers lag, sie für sich zu gewinnen;
nen aber gerade die an dem Narder der Kirchen
geschlagene Ekthesis ein ganz besonderer Gegenstand
r Aergerniß war, sie auch in ihrem letzten Schrei-
n an den Kaiser sich sehr deutlich darüber ausge-
rochen hatten; so gab der arglistige Patriarch jetzt
n Rath, ein anderes kaiserliches Edikt anschlagen
lassen, welches unter dem Schein großer Unbe-
ngenheit befahl, daß die Ekthesis von allen Kir-
en sollte abgenommen werden; übrigens aber, in
ezug auf die vorliegende Streitfrage, durchaus,
ur in andern Ausdrücken, desselben Inhalts, wie

---

gen noch jetzt in jeder Sprache der Brauch ist — so beruft sich nun Paulus auf diese Kirchenväter, deren Ausdrücken stillschweigend einen monothelitischen Sinn unterschiebend, als Bürgen und Gewährsmänner seiner Irrlehre. Indessen war es bei Paulus, so wenig wie bei Sergius und den andern Häuptern der Sekte wirklicher Mangel an gesunder Logik; nur dann, wann sie an Andere schrieben, und diese täuschen wollten, verwirrten sie Sprache und Begriffe, wurden dunkel und hüllten sich in doppelsinnige Worte ein; in ihrem eigenen Briefwechsel aber drückten sie sich klar und bestimmt aus, und fehlten wenigstens nicht gegen die logische Form. So z. B. sagt der monothelitische Bischof Pharus ganz deutlich: „In Christo ist nur „Ein Wille, nämlich der göttliche. In der „Menschwerdung Jesu darf nur Eine Wirkungsweise „anerkannt werden. Die Gottheit ist es allein, die da „wirket, und die Menschheit, blos dessen Werkzeug. „Alles, was göttlich oder menschlich gewirkt wor„den, das ist das Handeln oder Wirken des Wortes „Gottes.“

die Ekthesis, war. Dieses Edikt, welches der
riarch Paulus selbst verfaßt hatte, ward der Ty=
(Formular) genannt. Der Kaiser stellt darin
t die Frage fest, worüber jetzt gestritten ward,
t dann die Gründe an, worauf die Meinungen
beiden Partheien beruhen, und gebietet hierauf,
die Frage von Einem oder Zwei Willen in
unft völlig zu schweigen. „Wir verbieten,“ sagt
Kaiser, „allen unsern katholischen Unterthanen,
die Frage von Einem oder Zwei Willen, von
r oder Zwei Wirkungsweisen in Zukunft zu
en, oder das Geringste davon zu erwähnen,
jedoch dadurch dem zu nahe zu treten,
von den heiligen Vätern von der
nschwerdung des Wortes gelehrt wor=
Unser Wille ist, daß man sich an die heilige
rift, an die fünf allgemeinen Concilien und die
sprüche der Väter halte, deren Lehren der
e zur Richtschnur dienen. Man soll Alles so
, wie es war, bevor die Streitigkeiten began=
und diese betrachten, als wenn sie nie vorge=
wären. Aus diesem Grunde haben

9. Paul konnte leicht voraussehen, daß sein
ubensbekenntniß weder den Pabst, noch die afri-
schen Bischöfe befriedigen würde. Da jedoch in
ehung der Letztern es jetzt, wegen der Empörung
Statthalters in Afrika, in dem persönlichen In-
sse des Kaisers lag, sie für sich zu gewinnen;
en aber gerade die an dem Narder der Kirchen
eschlagene Ekthesis ein ganz besonderer Gegenstand
Aergerniß war, sie auch in ihrem letzten Schrei-
an den Kaiser sich sehr deutlich darüber ausge-
chen hatten; so gab der arglistige Patriarch jetzt
Rath, ein anderes kaiserliches Edikt anschlagen
lassen, welches unter dem Schein großer Unbe-
genheit befahl, daß die Ekthesis von allen Kir-
sollte abgenommen werden; übrigens aber, in
zug auf die vorliegende Streitfrage, durchaus,
in andern Ausdrücken, desselben Inhalts, wie

---

gen noch jetzt in jeder Sprache der Brauch ist — so beruft sich nun Paulus auf diese Kirchenväter, deren Ausdrücken stillschweigend einen monothelitischen Sinn unterschiebend, als Bürgen und Gewährsmänner seiner Irrlehre. Indessen war es bei Paulus, so wenig wie bei Sergius und den andern Häuptern der Sekte wirklicher Mangel an gesunder Logik; nur dann, wann sie an Andere schrieben, und diese täuschen wollten, verwirrten sie Sprache und Begriffe, wurden dunkel und hüllten sich in doppelsinnige Worte ein; in ihrem eigenen Briefwechsel aber drückten sie sich klar und bestimmt aus, und fehlten wenigstens nicht gegen die logische Form. So z. B. sagt der monothelitische Bischof Pharus ganz deutlich: „In Christo ist nur „Ein Wille, nämlich der göttliche. In der „Menschwerdung Jesu darf nur Eine Wirkungsweise „anerkannt werden. Die Gottheit ist es allein, die da „wirket, und die Menschheit, blos dessen Werkzeug. „Alles, was göttlich oder menschlich gewirkt wor„den, das ist das Handeln oder Wirken des Wortes „Gottes.“

auch die Ekthesis, war. Dieses Edikt, welches der Patriarch Paulus selbst verfaßt hatte, ward der Typus (Formular) genannt. Der Kaiser stellt darin zuerst die Frage fest, worüber jetzt gestritten ward, führt dann die Gründe an, worauf die Meinungen der beiden Partheien beruhen, und gebietet hierauf, über die Frage von Einem oder Zwei Willen in Zukunft völlig zu schweigen. „Wir verbieten," sagt der Kaiser, „allen unsern katholischen Unterthanen, über die Frage von Einem oder Zwei Willen, von Einer oder Zwei Wirkungsweisen in Zukunft zu streiten, oder das Geringste davon zu erwähnen, ohne jedoch dadurch dem zu nahe zu treten, was von den heiligen Vätern von der Menschwerdung des Wortes gelehrt worden. Unser Wille ist, daß man sich an die heilige Schrift, an die fünf allgemeinen Concilien und die Aussprüche der Väter halte, deren Lehren der Kirche zur Richtschnur dienen. Man soll Alles so lassen, wie es war, bevor die Streitigkeiten begannen, und diese betrachten, als wenn sie nie vorgefallen wären. Aus diesem Grunde haben wir auch befohlen, daß die, an der großen Kirche angeschlagene Schrift (Ekthesis) abgenommen werde. Diejenigen, welche diesen Geboten nicht Folge leisten, sollen dem furchtbaren Gerichte Gottes anheimfallen; aber auch hier schon unsere Ungnade und unsern Zorn empfinden. Bischöfe und Geistliche sollen abgesetzt, Mönche in den Bann gethan und des Landes verwiesen, öffentliche Beamten ihrer Aemter entsetzt, und die Andern entweder mit Einziehung ihres ganzen Vermögens, oder wenn es Leute von niederm Stande sind, körperlich bestraft und hierauf ebenfalls des Landes verwiesen werden." —

10. Auch abgesehen davon, daß der Kaiser hier

12. Wahrscheinlich war es die nämliche Synode, auf welcher der Pabst auch dem unseligen Pyrrhus das Urtheil der Verdammung sprach. Nachdem derselbe sich einige Zeit in Rom aufgehalten, war er nach Ravenna gegangen. Hier ward er von dem Exarchen Plato auf das freundschaftlichste empfangen. Dieser war erst vor zwei Jahren von dem Kaiser an die Stelle des verstorbenen Isacius zum Exarchen ernannt worden. Da die Bekehrung des Pyrrhus überall großes Aufsehen erregt, und auf die Gemüther einen tiefen, der monothelitischen Parthei nicht wenig gefährlichen Eindruck gemacht hatte, so schrieb der Kaiser dem Exarchen, und gab ihm den Auftrag, alles anzuwenden, den Pyrrhus auf das neue wieder für die Parthei zu gewinnen. Um dem Kaiser zu gefallen, und einen Unglücklichen zu verführen, ließ also der Exarch nichts unversucht; er erwies dem Pyrrhus die größten Ehrenbezeugungen, schmeichelte auf alle Weise dessen Stolz und Eitelkeit, häufte Versprechungen auf Versprechungen und gab ihm im Namen des Kaisers sogar die Versicherung seiner unmittelbaren Wiederherstellung auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel. Der eitle, wetterwendische, von jedem Winde zeitlicher Vortheile hin und her getriebene Pyrrhus gerieth in die Schlinge des Verführers, widerrief sein, dem Pabste überreichtes Glaubensbekenntniß, als eine mit Gewalt ihm abgedrungene Urkunde, beschuldigte den heiligen Maximus und die afrikanischen Bischöfe der Hinterlist und des Betruges, und schickte eine neue, von ihm unterzeichnete, mit den Lehren des Sergius und Paulus übereinstimmende Glaubenserklärung nach Constantinopel. Tief schmerzte den heiligen Vater dieser neue, jeder Hoffnung zur Wiederkehr nur wenig oder gar keinen Raum mehr gestattende Abfall

Pyrrhus; und in dem höchsten Grade entrüstet
einen so unerhörten Verrath, über eine so
dliche Mischung von Heuchelei, Meineid, Feig-
und Treulosigkeit, ließ Pabst Theodor, in Ge-
art der im Concilium versammelten Väter, sich
gesegneten Kelch des Herrn bringen, nahm ei-
Tropfen von dem heiligen Blut, und unter-
ete damit das Verdammungsurtheil des Verrä-
*). Er ward seiner geistlichen Würden entsetzt
das Anathema ward über ihm ausgesprochen.
hus verließ hierauf Ravenna und eilte nach
tantinopel zurück.

13. Sehr gnädig empfieng der Kaiser den
Gefallenen, an dessen schmähliger Verurtheilung
Entsetzung jedoch Paulus nur schwachen, äu-
kalten Antheil zu nehmen schien. Als aber
darauf dem Patriarchen selbst sein Verdam-
gsurtheil angekündiget ward, war er seiner nicht
mächtig; gebährdete sich gleich einem Rasen-
lief in das, für den Pabst zu Constantinopel

12. Wahrscheinlich war es die nämliche Synode, auf welcher der Pabst auch dem unseligen Pyrrhus das Urtheil der Verdammung sprach. Nachdem derselbe sich einige Zeit in Rom aufgehalten, war er nach Ravenna gegangen. Hier ward er von dem Exarchen Plato auf das freundschaftlichste empfangen. Dieser war erst vor zwei Jahren von dem Kaiser an die Stelle des verstorbenen Isacius zum Exarchen ernannt worden. Da die Bekehrung des Pyrrhus überall großes Aufsehen erregt, und auf die Gemüther einen tiefen, der monothelitischen Parthei nicht wenig gefährlichen Eindruck gemacht hatte, so schrieb der Kaiser dem Exarchen, und gab ihm den Auftrag, alles anzuwenden, den Pyrrhus auf das neue wieder für die Parthei zu gewinnen. Um dem Kaiser zu gefallen, und einen Unglücklichen zu verführen, ließ also der Exarch nichts unversucht; er erwies dem Pyrrhus die größten Ehrenbezeugungen, schmeichelte auf alle Weise dessen Stolz und Eitelkeit, häufte Versprechungen auf Versprechungen und gab ihm im Namen des Kaisers sogar die Versicherung seiner unmittelbaren Wiederherstellung auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel. Der eitle, wetterwendische, von jedem Winde zeitlicher Vortheile hin und her getriebene Pyrrhus gerieth in die Schlinge des Verführers, widerrief sein, dem Pabste überreichtes Glaubensbekenntniß, als eine mit Gewalt ihm abgedrungene Urkunde, beschuldigte den heiligen Maximus und die afrikanischen Bischöfe der Hinterlist und des Betruges, und schickte eine neue, von ihm unterzeichnete, mit den Lehren des Sergius und Paulus übereinstimmende Glaubenserklärung nach Constantinopel. Tief schmerzte den heiligen Vater dieser neue, jeder Hoffnung zur Wiederkehr nur wenig oder gar keinen Raum mehr gestattende Abfall

23 *

des Pyrrhus; und in dem höchsten Grade entrüstet über einen so unerhörten Verrath, über eine so schändliche Mischung von Heuchelei, Meineid, Feigheit und Treulosigkeit, ließ Pabst Theodor, in Gegenwart der im Concilium versammelten Väter, sich den gesegneten Kelch des Herrn bringen, nahm einige Tropfen von dem heiligen Blut, und unterzeichnete damit das Verdammungsurtheil des Verräthers *). Er ward seiner geistlichen Würden entsetzt und das Anathema ward über ihm ausgesprochen. Pyrrhus verließ hierauf Ravenna und eilte nach Constantinopel zurück.

13. Sehr gnädig empfieng der Kaiser den tief Gefallenen, an dessen schmähliger Verurtheilung und Entsetzung jedoch Paulus nur schwachen, äußerst kalten Antheil zu nehmen schien. Als aber bald darauf dem Patriarchen selbst sein Verdammungsurtheil angekündiget ward, war er seiner nicht mehr mächtig, gebährdete sich gleich einem Rasenden, lief in das, für den Pabst zu Constantinopel in dem Pallaste Placidia erbaute Oratorium, stürzte

*) Eine furchtbare, gewiß bei allen Anwesenden einen heiligen Schauer erregende Ceremonie. Daß sehr viel Bedenkliches darin liege, wird und kann Niemand entgehen. Aber sicher würde der gottesfürchtige, seinem hohen Berufe stets treue, und von heiligem Eifer für die Ehre Gottes erglühte Pabst sich eine solche schauerliche Handlung nicht erlaubt haben, hätte er nicht wahrscheinlich eine dieselbe billigende Stimme in seinem Innern vernommen. Nur ein einzigesmal ward nachher noch das Nämliche wiederholt, nämlich auf der achten in Constantinopel gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung, als dem Photius, der in das Patriarchat sich eingedrungen hatte, das Verdammungsurtheil gesprochen ward.

allda den Altar, schloß die Kapelle, und verbot den päbstlichen Legaten, hier ferner die heiligen Geheimnisse zu feiern. Da dieses aber nur eine schwache Rache war, welche der Ohnmächtige an dem geheiligten Oberhaupt der Christenheit nehmen konnte; so wüthete er jetzt desto schonungsloser gegen alle Rechtgläubigen, gegen Bischöfe, wie gegen andere Geistlichen, und gegen diese, wie gegen Laien. Bischöfe wurden von ihren Sitzen vertrieben, andere, da sie die Verwüstung, welche Wölfe in Schaafspelzen in ihren Kirchen anrichteten, nicht länger anschauen konnten, verließen sie freiwillig, und flohen nach Rom. Viele Geistliche wurden in Gefängnisse geworfen, gegeißelt, oder mit Stockschlägen schrecklich mißhandelt; auch viele Laien aus allen Ständen eingekerkert, Einige ihres Vermögens beraubt, Andere mit Ruthen gestäupt und des Landes verwiesen; und eine grausame, bald selbst bis nach Italien sich erstreckende Verfolgung der wahren, allein seligmachenden Kirche Jesu nahm jetzt ihren Anfang.

14. Theodor starb noch in dem nämlichen Jahre (649), nachdem er mit erleuchteter Weisheit sechs Jahre und sechs Monate der Kirche des Sohnes Gottes vorgestanden hatte. Vorzüglich gerühmt werden dieses gottseligen Pabstes ganz ungemeine Sanftmuth, Güte und über Armen sich erstreckende Mildthätigkeit. Die ganz zerfallene oder zerstörte Kirche zum heiligen Valentin ließ er wieder aufbauen und prächtig ausschmücken; auch noch zwei oder drei Oratorien wurden auf seine Kosten erbauet und mit reichen Gaben von ihm beschenkt. Nur eine einzige Ordination nahm er vor, in welcher er 21 Priester, 4 Diakone, überhaupt aber 46 Bischöfe weihete.

15. Während des Kirchenregiments des from-
Pabstes Theodor ward die Ruhe der Stadt
, durch den Aufruhr des Chartularius Mau-
auf kurze Zeit gestört. Dieser Mauritius,
ämliche, welcher in der Zwischenzeit, von dem
des Pabstes Honorius bis zur Erhebung des
rinus, den Palast und die Kirche des Laterans
so vielem Anstande rein ausgeraubt und ausge-
dert hatte*), war auf den unglücklichen Gedan-
gerathen, dem Exarchen Isacius den Gehorsam
kündigen. Er brachte einige Truppen zusam-
und ließ sich von diesen und den übrigen, in
außer Rom liegenden Soldaten, nachdem er
Geld unter sie ausgetheilt hatte, einen Eid
bren, daß sie nicht mehr den Isacius, sondern
als Exarchen erkennen wollten. Auf die erste
richt von diesem Aufruhr, schickte der Exarch
rzüglich ein sehr bedeutendes Truppencorps von
enna nach Rom; und kaum war dieses ange-
nen, als sogleich auch alle Soldaten des Mau-
s zu demselben übergingen. Der Aufrührer,
jedermann verlassen, floh in eine der Mutter

aber auf dessen Befehl schon zu Phicocle, (jetzt Cervia) zwölf römische Meilen von Ravenna enthauptet. Aber auch Isacius hatte sich seines Sieges nicht lange zu erfreuen; denn er starb einige Tage darauf plötzlichen und unvorgesehenen Todes. In Gemeinschaft mit Mauritius hatte auch Isacius Laterans Kirche und Palast geplündert, und wahrscheinlich sollte er nun auch gemeinschaftlich mit demselben, vor dem Richterstuhle des Ewigen, des mit einander begangenen sacrilegischen Frevels wegen, Rechenschaft ablegen. Auf den Isacius folgte Plato in dem Exarchat, blieb jedoch nur kurze Zeit auf diesem hohen Posten, und ward durch Olympius, von dem bald umständlichere Rede seyn wird, in der Würde eines Exarchen ersetzt.

XXII.

1. Nur sechs Wochen blieb nach Theodors Tod die Kirche ohne Oberhaupt, und Martin I., ein geborner Toscaner und ehemaliger päbstlicher Legat in Constantinopel, ward schon im Julius des Jahres 649 auf den römischen Stuhl erhoben. Der Kaiser hatte sehr geeilet, die Pabstwahl zu bestätigen; er hoffte, durch diese Willfährigkeit den neuen Pabst zu gewinnen, der jetzt auch, theils in mehrern Briefen des Kaisers, theils auch mündlich von den kaiserlichen Beamten in Rom, auf das dringendste angesonnen ward, den Typus anzuerkennen, und das, gegen denselben von seinem Vorfahrer ausgesprochene Verdammungsurtheil wieder zurückzunehmen.

2. Die Schalkheit des Paulus und seiner

fen, deren verderbliche Lehre, und geheimen
lichen Absichten zu durchschauen, hatte nie-
besſere Gelegenheit gehabt, als der Pabst
nd seines Aufenthaltes in Constantinopel. Um
em Kaiser auf einmal alle Hoffnung zu be-
n, in dem gegenwärtigen Oberhaupt der
e je eine feige, desselben unwürdige Nachgie-
t zu finden, begann er, von dem Flammenei-
es heiligen Maximus noch mehr dazu ermun-
sein Pontificat alsogleich mit der Zusammen-
ung eines, mehr als gewöhnlich, zahlreichen
liums. Ohne die Aebte, Priester und Dia-
zu zählen, fanden sich mit Einschluß des Pab-
hundert und fünf Bischöfe darauf ein;
da diese, mit Ausnahme der Bischöfe aus den
ogthümern Benevent, Spoleto und Toscana,
e den Longobarden unterworfen waren, größ-
eils ihre bischöflichen Sitze in Ländern hatten,
e dem Kaiser gehorchten; so macht die Uner-
kenheit, mit welcher sie, trotz ihrer Abhängig-
von diesem Monarchen, dennoch, und ohne
Zorn zu fürchten, die Sache der Wahrheit

3. Die erste Sitzung am 3. Oktober eröffnete Theophylakt, erster Notar der römischen Kirche, indem er sich an den Pabst wandte, und ihn bat, den jetzt hier versammelten Vätern die Ursache und den Zweck ihrer Zusammenberufung zu eröffnen. Der Pabst nahm hierauf das Wort und hielt an das Concilium eine Anrede, in welcher er zu verstehen gab, daß er entschlossen sey, zum Zeugniß der Wahrheit in Kerker, Marter und Tod zu gehen. In einer gedrängten geschichtlichen Darstellung erinnert zuerst der Pabst die Bischöfe an Alles, was seit achtzehn Jahren von Cyrus, Sergius, Pyrrhus, und Paulus geschehen, um die monothelitische Ketzerei in die Kirchen einzuführen; er spricht hierauf von den letztern Gewaltthätigkeiten des Paulus, daß er den päbstlichen Altar in dem Palaste Placidia gestürzt, die Legaten verfolgt, und schonungslos gegen Rechtgläubige gewüthet habe. „Jedermann weiß," fährt nun der heilige Vater fort, „daß unsere Vorfahren in dem apostolischen Amte, gedrungen durch die Vorstellungen und Bitten der Rechtgläubigen, zu keiner Zeit unterlassen haben, durch gründlich belehrende Schriften, durch Ermahnungen und Verweise, theils in Briefen theils durch Abgeordnete, jene Bischöfe aufzufordern, daß sie, eigener neuen und unhaltbaren Lehre entsagend, wieder zum wahren Glauben der katholischen Kirche zurückkehren möchten; aber ihr Herz war verhärtet, und obgleich sie Ohren hatten, hörten sie dennoch nicht. Aber jetzt fühlte auch ich mich bewogen, sowohl durch die Verkehrtheit jener Bischöfe, als auch durch die Gefahr, welcher sie das Heil der, von ihnen verführten Seelen aussetzen, sowie durch die vielfältigen, auch an unsern apostolischen Stuhl gelangten Bitten und Klagen, Euch hier vor mir zu versammeln, um gemeinschaftlich

r den Augen Gottes, der uns sieht und uns
et, zu untersuchen, und uns zu berathen, was
Ansehung jener untreuen Bischöfe und ihrer
hen Lehre, uns zu thun und zu verfügen
mt. So lasset uns denn vereiniget in dem
rn, und unter seinen Augen uns prüfen als
e, denen der Apostel die Weisung gegeben, zu
n auf uns selbst, so wie auf die, uns anvertraute
de, und auf unserer Hut zu seyn gegen Wölfe
Verräther. Furchtlos und ohne Scheu sage
ach unter dem Beistand Gottes ein jeder von
seine Meinung, so wie der heilige Geist
be ihm eingeben wird." — Von jenen Bischö-
welche nicht zu dem Concilium gekommen wa-
wurden nun dem Pabste deren Briefe über-
in welchen sie die Gründe ihrer Nichterschei-
angaben, und zugleich den monothelitischen
m mit der beigefügten Erklärung verdam-
aß sie in ihrem Glauben vollkommen mit [illegible]
hen Kirche, dieser Grundsäule der Wahr[illegible]
wären. Nachdem diese Briefe von ein[illegible]

chöfe an den verstorbenen Pabst Theodor, und
lich auch der letztern Bischöfe Schreiben an Kai-
Constans vorgelesen.

5. Die dritte Sitzung, welche 9 Tage nach
zweiten gehalten ward, dauerte sehr lange, denn
e Schriften der Monotheliten, von dem arabi-
en Bischof Theodor von Pharus an, welchen
in als den ersten Urheber und Stifter des Mo-
thelismus betrachten kann, bis auf jene des Pa-
archen Paulus, wurden in derselben abgelesen.

6. In der vierten, zwei Tage darauf gehal-
en Sitzung, legt der Pabst den versammelten
schöfen die häufigen Widersprüche der Monothe-
n vor, und zeigt, daß sie in den Schriften,
lche sie einander zusenden, eine ganz andere, ihre
rlehre ganz klar und deutlich aussprechende Sprache
ren, als in jenen, welche sie an solche, wie z. B.
Pabst Honorius schreiben, welche sie zu täuschen
d zu betrügen suchen. — Nun ward auch der Ty-
s des Kaisers vorgelesen, und über denselben von
n versammelten Vätern einstimmig erklärt, daß
ar des Typus angegebene Absicht zu loben sey,
ser aber der Wirkung desselben nicht entspreche;
dem sey er gegen die Regel der Kirche, die zwar
er Irrthümer, (oder noch nicht erörterte Fragen)
cht aber über längst schon festgestellte, wahre Glau-
nslehren Stillschweigen auferlege. Zu gleicher
it verbieten, die Wahrheit zu bekennen und den
rthum zu verwerfen, sey unkatholisch und ver-
erflich. — Auf Befehl des Pabstes wurden hierauf
e Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Constanti-
pel vorgelesen, ferner von dem Concilium von
phesus die zwölf Anathematismen des heiligen Cyril-

lus; die Glaubenserklärung der Kirchenversammlun von Chalcedon, so wie auch jene des fünften, z Constantinopel unter Kaiser Justinian I. gehalten ökumenischen Conciliums. Nun war noch übrig auch die (auf die vorliegende Frage sich beziehenden Schriften heiliger Kirchenväter vorzulesen; aber d es schon sehr spät war, so ward diese Lectüre a die folgende Sitzung vertagt und die gegenwärtig geschlossen.

7. In der fünften und letzten, am 31. O tober gehaltenen Sitzung befahl der Pabst, Auszüg aus den Schriften mehrerer heiligen Väter als Be weise vorzulesen gegen die Behauptung der Mono theliten, daß den Vorzüglicheren unter den heilige Vätern die Lehre von zwei Willen unbekannt gewe sen sey. Bevor jedoch dieses geschah, begehrte Con tius von Neapel, daß man aus den Acten des fün ökumenischen Conciliums jene Stelle vorlesen möchte, durch welche die Autorität der heiligen Väter der Kirche auf das neue wieder festgesetzt ward; dieselbe lautet also: „außer den Beschlüssen der vier ökume „nischen Concilien, bekennen wir uns ebenfalls zu „Allem, was heilige Väter und Kirchenlehrer ge „lehrt haben, Athanasius, Hilarius, Basilius, Gre „gor der Theolog, Gregor von Nissa, Ambrosius, „Augustinus, Theophilus, Johannes von Constanti „nopel, Cyrillus, Leo und Proclus. Auch nehmen „wir die Schriften aller übrigen Väter an, die „ohne zu straucheln, bis an ihr Ende die wahre „Lehre in der Kirche vorgetragen haben.“ — Unter den heiligen Vätern, aus deren Schriften jetzt Aus züge vorgelesen wurden, befanden sich sogar meh rere, wie z. B. Athanasius, Severianus, Augusti nus etc., welche sich deutlich sogar des Ausdrucks

weier Willen bedienten*), während aus den
Aussprüchen der Uebrigen die nämliche Lehre nicht
minder klar und gleichsam von selbst hervorgeht;
denn wenn der heilige Basilius sagt: "Quorum
una operatio, una est essentia" so lehrt er ja
offenbar zwei Willen; denn sonst müßte in Christo
auch nur Eine Natur seyn. — Als man mit dem
Lesen aller, auf die vorliegende Frage sich beziehen-
den Stellen aus den Kirchenvätern, welches eine ge-
raume Zeit erforderte, endlich fertig war, wurden
auch auf Geheiß des Pabstes die Worte, Ausdrücke
und Wendungen der gegenwärtigen Neuerer mit je-
nen der frühern, längst schon von der Kirche ver-
dammten und von ihr getrennten Irrlehrer vergli-
chen, und da sich nun hier eine ganz auffallende
Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung ergab; so
machte der Pabst die sehr richtige Bemerkung, daß
die monothelitischen Irrlehrer noch ungleich größere
Schälke wären, als die frühern Ketzer, indem diese
es doch aufrichtig gestanden, daß sie die Lehren der
heiligen Väter bekämpften; jene aber, um die Schwa-
chen desto leichter zu verführen, eine vollkommene
Gleichförmigkeit mit den vorzüglichern Kirchenlehrern
lügenhaft behaupteten.

8. Hierauf erfolgte endlich der Spruch. In
zwanzig Anathematismen verdammt das Concilium
den Monothelismus, dessen Lehrer, Verbreiter und
Anhänger; so wie auch Alle, welche den, von der

*) Der heilige Athanasius in seiner Schrift gegen den Apollinaris sagt: Quando Christus ait: Pater, si fieri potest etc. Veruntamen non sicut ego volo etc. duas voluntates ostendit, tam humanam, quod est carnis, quam divinam, quod est deitatis.

selbe entweder zum schuldigen Gehorsam gegen d
Kirche zurückgekehrt, oder, wenn er in seiner V
kehrtheit beharrte, seines bischöflichen Amtes völ
entsetzt und ein Anderer an seiner Stelle gewählt [...]
würde. Aus verschiedenen, bei dieser Gelegenh
von dem Pabste nach dem Morgenlande geschrieben
Briefen erhellt auch der schon damals so traurige u
verlassene Zustand der Christenheit in den von d
Sarazenen eroberten Ländern. Die mehrsten bischöfli
chen Kirchen standen verlassen und verwaißt; über
gebrach es an Dienern des Altars, die das W
Gottes verkündeten, die Sacramente spendeten, u
dem rechtgläubigen Volk das Brod brachen; ab
desto frecher erhoben dafür überall alte, wie neue k
tzerische Sekten ihr Haupt: Nestorianer, Jakobiten
Eutychianer, Severianer rc. bemächtigten sich der k
tholischen Kirchen, führten überall das große Wort,
und verdrängten um so leichter die Rechtgläubigen, da
diesen die Sarazenen, in der ihnen beigebrachten Mei
nung, daß die mit den Kirchen in Rom und Constan
tinopel in Gemeinschaft stehenden Christen, weil dem
Kaiser innigst ergeben, stets der Sarazenen ge
heime und unversöhnliche Feinde bleiben würden, ganz
abhold waren, daher auch auf deren Unkosten alle al
ten und neuen Sekten, wo sie nur konnten, zu be
günstigen suchten.

11. Der Pabst schrieb bei dieser Gelegenheit
auch an verschiedene abendländische Bischöfe, unter
andern, an Amandus von Mastrich. Dieser heilig
Bischof, dem die Gottlosigkeit der Geistlichkeit seiner
Kirche sein Oberhirtenamt ungemein erschwerte, hatte
im vorigen Jahre sich an den Pabst mit der Bitte ge
wendet, ihm zu erlauben, sein bischöfliches Amt nie
derzulegen, und die Leuchte des Evangeliums zu er
nigen der noch im Heidenthum versunkenen Völker u

Austrasien zu tragen. Martin beantwortete jetzt dieses Schreiben, gewährte dem heiligen Amandus zwar nicht seine Bitte, lobte aber dessen Eifer, tröstete ihn über die Beschwernisse, welche die Verkehrtheit seiner Geistlichkeit ihm mache, und schickte ihm die, gegen den Monotheli̇smus und dessen Anhänger gefaßten Beschlüsse des Conciliums. Aber der heilige Amand kam bald darauf (650) selbst nach Rom, und da er nun in einer langen Unterredung dem Pabste alle Beweggründe, warum er seine Kirche verlassen zu dürfen wünsche, näher und umständlicher entwickeln konnte, so erhielt er auch von dem heiligen Vater die Bewilligung seines Gesuches. Amand ging hierauf in die Provinz Novempopulania, und predigte den dort wohnenden heidnischen Basken das Evangelium, aber beinahe ohne allen Erfolg, obgleich einigemal offenbare Wunder die Wahrheit seiner Lehre bekräftigten. Eines Tages ward er mitten unter der Predigt von einem der Anwesenden mit einer äußerst albernen, aber witzig seyn sollenden Frage unterbrochen; dieselbe hatte offenbar blos zum Zweck, die Zuhörer recht zum Lachen zu reizen. Trauernd erhob der Heilige seinen Blick gegen Himmel, und in dem nämlichen Augenblick verlor der Frevler den Verstand, ward von einem bösen Geist besessen, fing an zu rasen, und starb nach wenigen Stunden in der Raserei. Aber selbst dieses eben so sichtbare, als furchtbare Gericht Gottes machte keinen Eindruck auf die verhärteten Herzen. Amand verließ also die Provinz und die heidnischen Gascogner, ging wieder nach Flandern, und zog sich in das, von ihm gegründete Kloster von Elnon zurück, wo er bald wieder strenge Zucht und heiligen Wandel unter der ganzen Klostergemeinde einführte, ein sehr hohes Alter erreichte und erst in dem Jahre 679 als ein Greis von 90 Jahren starb.

2. Um dieselbe Zeit fühlte auch noch ein
galliſcher Biſchof, der heilige Emmeran
*), in ſich den Beruf, ein Apoſtel der Hei
werden, ſeine Kirche demnach zu verlaſ
nd den heidniſchen Avaren das Wort vom
zu predigen. Auf ſeinem Wege nach Pan
durchzog er Deutſchland und kam nach Re
rg, wo der, von dem fränkiſchen Könige Si
III. über Baiern geſetzte Herzog Theodo
. Dieſer Herr ſtellte dem frommen Biſchofe
möglichkeit vor, ſeine Reiſe weiter fortzuſe
Gegen die Avaren, ſagte er ihm, wäre er
eit ein paar Jahren gezwungen, ununterbrochen
zu führen, und noch unlängſt hätten dieſe wil
lker die ganze Gegend an der Ens furchtbar
t; zu ſeiner Bedeckung würde er ihm ein
Heer mitgeben müſſen, jede andere Beglei
iel zu ſchwach und unzureichend ſeyn. Der
bat hierauf den heiligen Emmeran, lieber
in Baiern zu bleiben, wo er nicht minder
nen apoſtoliſchen Eifer Arbeit in Fülle finden

enigen, damals noch in Baiern vorhandenen
löster *).

13. Unter augenscheinlichem Segen von Oben
beitete Emmeran drei Jahre mit dem rastlosen
ifer eines heiligen, von Gott gesandten Apostels.
ie hielt er sich sehr lange in Regensburg auf. Er
rchzog das ganze Land, ging in alle Städte, Bur-
n, Flecken und Dörfer, begnügte sich nicht blos,
den Kirchen von der Kanzel zu predigen und
s Volk zu lehren, sondern ging auch zu den Leu-
i in die Häuser, gab hier Jedem noch einen be-
ndern, seinen Fähigkeiten und Verhältnissen ange-
ssenen umständlichern Unterricht, und zwar nicht
os in den Lehren des Glaubens, sondern auch in
en Pflichten des Christenthums; ertheilte überall
ath, Trost und Belehrung, weckte hier die Träg-
t der Lauen, entflammte dort noch mehr den Eifer
: Frommen, kurz, er lehrte, ermahnte, bat, lobte
d strafte, je nachdem das Heil eines Jeden es er-
derte; dabei führte er, unter harten Abtödtungen,
äußerst strenges Leben; wenn er einen ganzen
ig rastlos sich abgemühet hatte, unsterbliche See-
i seinem Gott zu gewinnen, so durchwachte er
ch die darauf folgende Nacht im Gebet, welches

*) Der Herzog wollte, daß Emmeran der Christen in Baiern Bischof seyn sollte; aber seine Demuth gestattete ihm nicht, in Baiern dieses hohe Amt, worin der Pabst ihn gerne bestätiget haben würde, anzunehmen. Demungeachtet wird er von Einigen den Bischöfen von Regensburg zugezählt. Daß ein so erleuchteter Heiliger, wie Emmeran, an der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten in Baiern großen Antheil wird genommen haben, daran ist freilich nicht wohl zu zweifeln.

2. Um dieselbe Zeit fühlte auch noch ein
r gallischer Bischof, der heilige Emmeran
)*), in sich den Beruf, ein Apostel der Hei-
n werden, seine Kirche demnach zu verlas-
nd den heidnischen Avaren das Wort vom
zu predigen. Auf seinem Wege nach Pan-
durchzog er Deutschland und kam nach Re-
rg, wo der, von dem fränkischen Könige Si-
III. über Baiern gesetzte Herzog Theodo
e. Dieser Herr stellte dem frommen Bischofe
möglichkeit vor, seine Reise weiter fortzuse-
Gegen die Avaren, sagte er ihm, wäre er
eit ein paar Jahren gezwungen, ununterbrochen
zu führen, und noch unlängst hätten diese wil-
ölker die ganze Gegend an der Ens furchtbar
t; zu seiner Bedeckung würde er ihm ein
Heer mitgeben müssen, jede andere Beglei-
iel zu schwach und unzureichend seyn. Der
bat hierauf den heiligen Emmeran, lieber
n in Baiern zu bleiben, wo er nicht minder
nen apostolischen Eifer Arbeit in Fülle finden
Wirklich gab es auch noch eine Menge Hei-

one zu zieren. Aber vor geraumer Zeit schon Theodos schöne Tochter gegen einen jungen ischen Edelmann eine heftige Leidenschaft ge-, und der leichtsinnige Jüngling, der Siegbald, war in gleich heftige Liebe gegen die Prin-t entbrannt. Lange wußten die beiden Lieben- ihren Umgang den Augen des Herzoges und n ganzen Hofes zu entziehen. Aber leider be-en endlich die Spuren ihrer Unbesonnenheit an immer sichtbarer zu werden, und nun war der nblick gekommen, wo es ihr durchaus unmög-ward, ihre Schmach, wie ihr Unglück länger zu verbergen. Landbert, Theodos ältester n, ein feuriger und ungestümer Jüngling g heftig in seine Schwester, ihm ihren Verfüh-zu nennen. Uta zitterte für das Leben ihres ebten; und in der Angst ihrer Seele nannte sie neran, in der Hoffnung, daß er schon jenseits baierischen Grenze seyn würde, als Vater des es, das sie unter ihrem Herzen trug. Wü- und fest entschlossen, in dem Blute des Ver-rs die Schmach seines Hauses abzuwaschen, nun Landbert mit einer Rotte wilder Kriegs-te dem Bischofe nach. Drei Tagreisen von nsburg in der Gegend von Helfendorf, in dem hum Freisingen, ereilte er den Heiligen. Gleich n Rasenden fiel er ihn an, machte ihm die bit-n Vorwürfe, nannte ihn einen Heuchler und ührer, und überhäufte ihn mit den niedrigsten nähungen. Umsonst betheuerte Emmeran seine huld, umsonst beschwor er den Wüthenden, daß, t er seinen Worten und Betheuerungen keinen iben beimessen wolle, er ihn in Rom, wohin zt gehe, vor dem heiligen Vater möchte ankla-lassen; dort werde er noch klarer, noch überzeu-er, als hier, seine Unschuld erweisen können.

Aber Feuer der Hölle glühete in dem Busen Landberts, und der Zorn, dieser schreckliche, den ganzen innern und äußern Menschen zerrüttende Affekt, ließ dem Rasenden keinen Raum mehr zur Besinnung; Er befahl, den Heiligen sogleich zu greifen, an einen Baum zu binden, und unter allen nur erdenkbaren Martern den grausamsten Tod ihn sterben zu lassen. Zwei der Kriegsknechte, als sie hinzutraten, um die Befehle ihres Herrn zu befolgen, wurden bei dem Anblick des Heiligen zurückgeschreckt; sie schlugen auf ihre Brust, und riefen aus: »Herr Jesu lasse nicht zu, daß unsere Hände sich mit dem Blute deines Dieners beflecken.« Aber die Andern aus der Rotte spotteten ihrer, ergriffen den Mann Gottes, banden ihn an eine Waldleiter, schnitten ihm zuerst die Finger ab, nachdem sie vorher alle Gelenke eines jeden Fingers durchschnitten hatten, rissen ihm dann die Augen aus dem Kopfe, schnitten ihm Nase und Ohren ab, hieben ihm hierauf zuerst beide Arme, und dann auch beide Füße ab; und als unter allen diesen Qualen dennoch stets das Lob Gottes auf den Lippen des heiligen Märtyrers schwebte, er oft laut betete, und sogar einen Psalmen sang, ergrimmten auch darüber die Kannibalen, und schnitten ihm zuletzt noch die Zunge aus dem Halse; ohne ihn seiner Bande zu entledigen, ließen sie ihn so schreckbar verstümmelt liegen und eilten davon. Indessen kamen die, den heiligen Emmeran begleitenden Geistlichen, welche die Furcht vor den Kriegsknechten anfänglich zerstreut hatte, wieder zurück, fanden den Diener Gottes in seinem Blute schwimmend, und riefen die in der Gegend herumwohnenden Landleute zu Hülfe. Sogleich kamen diese in Menge herbeigelaufen, banden den Sterbenden los, und legten ihn auf einen Wagen, um ihn nach Aschheim an der Isar, nicht ferne von Mün-

zu bringen. Der heilige Emmeran starb je-
schon unterweges, und ward nun zu Aschheim
der, dem heiligen Apostel Petrus geweihten Kirche
aben. (652) Das Gerücht von der grauenvollen
nordung Emmerans setzte ganz Regensburg in
recken und Trauer. Aber Gott verherrlichte sei-
treuen Diener durch viele, an dessen Grabe in
heim gewirkte Wunder. Herzog Theodo, der
Emmerans Tugenden und Heiligkeit ohnehin
n einen sehr hohen Begriff hatte, entdeckte nun
sowohl den Mörder desselben, als auch die Ur-
e, die dieser Gräuelthat zum Grunde lag. Auf
en Befehl ward Emmerans Leichnam, als eine
ige Reliquie, mit der größten Feierlichkeit, in der
che von Aschheim wieder erhoben, nach Vöhring
der Isar geführt, von da auf einem Floß die
nau abwärts nach Regensburg gebracht, und in
nach dem heiligen Georg genannten Kirche bei-
tzt. Durch vielfache wunderbare Krafterweisun-
, gefiel es auch hier dem Allmächtigen, seinem
ner vor den Menschen Zeugniß zu geben. Lande
, des Rechtes der Erstgeburt und mithin auch
Nachfolge in dem Herzogthum verlustig erklärt,
nach Ungarn! Uta ward von ihrem Vater
dem Hofe verbannt, ging nach Italien, und
m in einem der dortigen Klöster den Schleier.
die Missethaten seiner Kinder zu sühnen, er-
ete Theodo gegen das Ende seines Lebens bei
t Grabe des Heiligen ein Kloster, das viele
hrhunderte hindurch blühete, sich endlich zu einer
nittelbaren Reichsabtei erhob, und erst nach Auf-
ng der ehemaligen deutschen Reichsverfassung,
als auch in Baiern das Regiment der Vanda-
begann, aufgehoben und zerstört ward*).

*) Aribo mit dem Beinamen Cirinus, Bischof von Frei-
singen, welcher hundert Jahre nachher blühete, ward.

der Lebensbeschreiber des heiligen Emmeran. In der Erzählung dieses Bischofes von dem Märtyrertode des Heiligen sind verschiedene, nicht ganz unmerkwürdige Umstände verwebt, die wir jedoch, weil von vielen sehr heftig bestritten, weder in unsere Erzählung verflechten, noch auch unsern Lesern gänzlich vorenthalten wollen. Wir glauben daher, in gegenwärtiger Note das Wesentlichste davon nachholen zu müssen. Dem Bischofe Aribo zufolge war die Prinzessin Uta, als sie die Ueberzeugung hatte, daß sie bald Mutter werden würde, in den tiefsten Kummer versenkt; mehr als für ihr eigenes Leben zitterte sie für jenes ihres Geliebten, dessen Tod unvermeidlich war, sobald das Verbrechen, das er, überwältiget von leidenschaftlicher Liebe, begangen hatte, ihrem Vater oder Bruder kund werden würde. Von Allen verlassen, sah sie niemand um sich her, bei dem sie Rath oder Trost suchen durfte. Nur in dem heiligen Emmeran glaubte sie den Mann zu erblicken, auf dessen Theilnahme, zarte Schonung und Verschwiegenheit sie mit Zuversicht rechnen konnte. In der, sie unaufhörlich folternden Angst ihrer Seele wandte sie sich also an den heiligen Mann, entdeckte ihm ihr Geheimniß, und flehete zu ihm um Rath und Beistand. Emmeran ward tief gerührt, und blos den Eingebungen seines liebevollen Herzens folgend, gab er der unglücklichen jungen Fürstin den Rath, wenn sie ihren Zustand nicht länger würde verheimlichen können, ihn als *den Thäter anzugeben*. Was Emmeran durch diesen Rath bezweckte, war: erstens *augenblickliche*, grausame Strafe von den Schuldigen abzuwenden; zweitens ihnen *Zeit zu gewinnen*; und drittens, von Rom aus ihnen sichere *Verzeihung* und *Aussöhnung* zu erwirken. Da Emmeran gerade im Begriffe stand, nach Rom zu gehen, so lag es offenbar in seinem Plane, dem Pabste das Geheimniß zu entdecken, und ihn zu bitten, die schöne Rolle des Vermittlers zu übernehmen; und was würde, besonders in den damaligen Zeiten, die vermittelnde, ermahnende und bittende Stimme des geheiligten Oberhaupts der ganzen Christenheit über das Gemüth eines christlichen und christlich gesinnten Fürsten nicht vermocht haben! An dem Erfolg war gar nicht zu zweifeln; kurz, was

Emmeran einmal in Rom; so waren auch Uta und Siegisbald gerettet, und Friede und Freude kehrten wieder in zwei blutig gepreßte, zerschlagene Herzen zurück. Unglücklicher Weise ward Uta früher, als man glauben konnte, zum Geständniß ihrer Verirrung gebracht; Emmeran war noch nicht jenseits der baierischen Grenze; und so erfolgte nun die dem Leser schon bekannte, das Leben des Heiligen so grausam endigende, schauervolle Catastrophe. — — Gegen diese Erzählung wird nun hauptsächlich eingewendet, daß es unbegreiflich sey, wie ein Heiliger sich eine so grobe und zugleich alberne (!) Lüge habe erlauben, auf sein heiliges Amt die größte Schande wälzen, und selbst dem Christenthum ein Brandmal habe aufdrücken können. — Darauf kann man aber in Kürze ungefähr folgendes erwiedern. Erstens, darf man das Leben und Handeln der Heiligen nicht immer mit dem Masstab gewöhnlicher Menschen abmessen. Gott ist wunderbar in seinen Heiligen, und wunderbar ist Alles in ihnen. Ein sehr weiser, chinesischer Kaiser pflegte zu sagen: „Die Sünde meines Volkes ist meine Sünde“ — und ein anderes nicht minder weises, chinesisches Sprichwort sagt: „wenn dein Nachbar sündiget, so sündigest auch Du“ — der in beiden Sprüchen liegende, selbst dem Christenthum Ehre machende Sinn bedarf keiner Erklärung; gewiß wird er jedem unserer Leser sich von selbst aufschließen; und sehr wohl konnte gerade in diesem Sinne der Heilige die Prinzessin ermächtiget haben, zu sagen, daß er der Sünder sey. Die Theologie eines von Liebe glühenden Herzens mag wohl zu Zeiten eine andere seyn, als die Büchertheologie des kalten Verstandes; und irret sich dann auch jene, so ist doch ihr Irrthum keine Ketzerei, und der unschuldige Irrthum vielleicht bisweilen Gott selbst noch wohlgefälliger, als eine Wahrheit, errungen vom Kopf auf Unkosten des Herzens und der Liebe. Wegen der Schmach, die auf sein heiliges Amt zurückfallen, so wie auch des verderblichen Eindruckes wegen, den es auf eine noch junge Christenheit machen konnte, war Emmeran ganz unbesorgt, er überließ dies alles, wie er auch der Prin-

zessin sagte, der Vorsehung, in deren Hände er den, von seiner Nächstenliebe entworfenen Plan zutrauungsvoll niederlegte, wohl wissend, daß der Herr, dem Liebe und Barmherzigkeit die wohlgefälligsten Opfer sind, gewiß nicht, eben dieser Opfer wegen, sein eigenes Werk — denn alles, was Menschen Gutes thun, kann ja doch blos Gott zugeschrieben werden — so plötzlich und zürnend wieder zerstören werde. Uebrigens konnte die, für die Religion und Emmerans heiliges Amt schmähliche Illusion des Herzoges und seines Hofes — denn daß noch außerhalb diesem ziemlich engen Kreise, ein so verständiger und edler Fürst, wie Theodo, die Schmach seiner eigenen Tochter nicht sogleich weltkundig würde gemacht haben, war mit aller Bestimmtheit vorauszusehen — nur von äußerst kurzer Dauer seyn. Schon nach wenigen Wochen wäre das Dunkel, das über dem Geheimniß lag, von einem heiligen Pabst selbst zerstreuet, und dann die, alles mit Liebe deckende, vermittelnde, ausgleichende und aussöhnende Macht der Kirche nur noch freudiger und dankbarer anerkannt worden. Wir müssen gestehen, daß wir hier weder Lüge, noch Albernheit, noch Schande finden; im Gegentheil erscheint uns der Heilige nur noch bewunderungswürdiger, und der Triumph der, keine Gefahr scheuenden, alles überwindenden, ächtchristlichen Nächstenliebe nur noch herrlicher und schöner. Zwar ließ Gott es geschehen, daß ein höllischer Geist Emmerans menschenfreundlichen Plan zerrüttete; aber wer vermag, Gottes unerforschliche Rathschlüsse zu ergründen? Gott ließ es zu, weil er seinem treuen Knechte die schönste aller Martyrerkronen bestimmte; denn Emmeran starb als Märtyrer seiner, an der Liebe Gottes entzündeten und erglühten, und daher über die ganze Schöpfung, über alle lebende, empfindende und vorzüglich leidende Wesen sich ergießenden, sich hingebenden, selbst aufopfernden Liebe. — Tiefe Blicke in das innere Leben der Heiligen zu werfen, ist sehr schwer; möchte aber dennoch durchaus nothwendig seyn, um das Leben eines Heiligen auch heilig zu beschreiben. — Uebrigens sind wir weit entfernt, uns hierüber in einen gelehrten, oder gar theologischen Streit einlassen zu

Emmeran einmal in Rom; so waren auch Uta und Siegisbald gerettet, und Friede und Freude kehrten wieder in zwei blutig gepreßte, zerschlagene Herzen zurück. Unglücklicher Weise ward Uta früher, als man glauben konnte, zum Geständniß ihrer Verirrung gebracht; Emmeran war noch nicht jenseits der baierischen Grenze; und so erfolgte nun die dem Leser schon bekannte, das Leben des Heiligen so grausam endigende, schauervolle Catastrophe. — Gegen diese Erzählung wird nun hauptsächlich eingewendet, daß es unbegreiflich sey, wie ein Heiliger sich eine so grobe und zugleich abderne (!) Lüge habe erlauben, auf sein heiliges Amt die größte Schande wälzen, und selbst dem Christenthum ein Brandmal habe aufdrücken können. — Darauf kann man aber in Kürze ungefähr folgendes erwiedern. Erstens, darf man das Leben und Handeln der Heiligen nicht immer mit dem Maßstab gewöhnlicher Menschen abmessen. Gott ist wunderbar in seinen Heiligen, und wunderbar ist Alles in ihnen. Ein sehr weiser, chinesischer Kaiser pflegte zu sagen: „Die Sünde meines Volkes ist meine Sünde" — und ein anderes nicht minder weises, chinesisches Sprichwort sagt: „wenn dein Nachbar sündiget, so sündigest auch Du" — der in beiden Sprüchen liegende, selbst dem Christenthum Ehre machende Sinn bedarf keiner Erklärung; gewiß wird er jedem unserer Leser sich von selbst aufschließen; und sehr wohl konnte gerade in diesem Sinne der Heilige die Prinzessin ermächtiget haben, zu sagen, daß er der Sünder sey. Die Theologie eines von Liebe glühenden Herzens mag wohl zu Zeiten eine andere seyn, als die Büchertheologie des kalten Verstandes; und irret sich dann auch jene, so ist doch ihr Irrthum keine Ketzerei, und der unschuldige Irrthum vielleicht bisweilen Gott selbst noch wohlgefälliger, als eine Wahrheit, errungen vom Kopf auf Unkosten des Herzens und der Liebe. Wegen der Schmach, die auf sein heiliges Amt zurückfallen, so wie auch des verderblichen Eindruckes wegen, den es auf eine noch junge Christenheit machen konnte, war Emmeran ganz unbesorgt, er überließ dies alles, wie er auch der Prin-

auch der heilige Berar, Bischof von Mans, gerade mit dem Bau eines Nonnenklosters beschäftiget, auf denselben Gedanken, jedoch nur in Beziehung auf die Reliquie der heiligen Scholastika, Schwester des heiligen Benedicts, verfiel und, wie Mumolus dem Aigulf, nun gleichen Auftrag einigen Mönchen aus der Stadt Mans ertheilte. Unterweges begegneten sich Aigulf und die Mönche aus Mans, theilten sich gegenseitig die von ihren Obern erhaltenen Aufträge einander mit, und gingen nun gemeinschaftlich das fromme Werk zu vollenden. Aber schwer war es, als sie auf Monte Casino angekommen waren, das Grab des Heiligen zu entdecken. Lange wandelten sie forschend über den Schutthaufen und unter den Ruinen des zerstörten Klosters umher. Endlich zeigte ein, am Fuße des Berges wohnender alter Landmann den Ort, wo der Sage nach der heilige Erbauer des nun in Trümmern liegenden Klosters begraben seyn sollte. Freilich konnte jene Sage ihnen noch keine völlige Gewißheit geben; aber ihre vollkommene Beglaubigung erhielt dieselbe jetzt bald durch die fernere Erzählung des Bauers. „Seit einiger Zeit,“ sagte er, „bemerkt man jede Nacht über jenem Ort eine Feuersäule, welche die ganze Gegend erhellt, und einen himmlischen Glanz über dieselbe verbreitet: Alle, die hier herum wohnen, haben es schon oft gesehen, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr die nächste Nacht selbst Zeuge davon seyn.“ — Natürlicher Weise folgten Aigulf und die andern Mönche aus Mans der Einladung des Bauers, durchwachten einen Theil der Nacht im Gebete, sahen, wie plötzlich eine feurige Säule sich vom Himmel auf jenen Ort herab senkte, und erkannten nun freudig hierin die, ihnen erbarmungsvoll zu Hülfe eilende Hand der Vorsehung. Gleich am folgenden Tage fingen sie an, an der bezeichneten Stelle zu graben. Einige Landleute, die sie gedungen, hal-

sen ihnen bei der Arbeit; schwer und mühsam ging diese im Anfang von statten; aber bald wurden ihre Anstrengungen überschwänklich belohnt; sie fanden zwei Särge, die sie an deren äußern Zeichen und Merkmalen, in Verbindung mit der wunderbaren Beleuchtung dieser Stätte, sogleich für die des heiligen Benedicts und dessen Schwester Scholastica erkannten. Mit frohem, und gegen Gott dankbarem Herzen, erhoben sie nun die heiligen Reliquien, traten unverzüglich ihre Rückreise an, und kamen, ohne daß ihnen der mindeste Zufall unter Weges zugestoßen wäre, wohlbehalten wieder nach Frankreich zurück.

19. Den Zurückkommenden ging der heilige Abt Mumolus an der Spitze seiner ganzen, zahlreichen Klostergemeinde in feierlichem Zuge entgegen, und unter dem Jubel des weit her strömenden Volkes wurden die aus Italien mitgebrachten Schätze der Abtei von Fleury gebracht. Des heiligen Benedicts geheiligte Gebeine blieben daselbst; und bald schien es, als wenn mit diesen kostbaren Reliquien auch der Geist des großen Patriarchen aller abendländischen Orden nach Frankreich gekommen wäre, denn zu einer Zeit, besonders unter des Majordomus Ebroins Herrschaft, als die Ausgelassenheit der Weltleute auch die Geistlichkeit angesteckt hatte, waren die, durch Einfalt des Herzens wie der Sitten sich auszeichnenden Mönche in Frankreich wahre Muster frommer, der Welt entfremdeter, nur mit überirdischen Dingen beschäftigter, heiliger Anachoreten. — Die Reliquie der heiligen Scholastika ward nach Mans, in die Kirche des, von dem heiligen Berar, Bischof von Mans, außerhalb der Stadt erbauten Nonnenklosters gebracht, von dem gottesfürchtigen Bischofe und dessen gesammter Geistlichkeit mit der größten Feierlichkeit empfangen, und mehrere Tage nacheinander der Verehrung der Gläu-

bigen öffentlich ausgestellt. Zu Ehren dieser Heiligen ward die Klosterkirche nun die Kirche zur heiligen Scholastica genannt; und die, lange Zeit an den Gräbern beider Heiligen, von Gott gewirkten Wunder waren sprechende Beweise, daß die nach Fleury und Mans gebrachten Schätze wirklich die ächten Reliquien des heiligen Benedicts und dessen Schwester, der heiligen Scholastika waren *).

XXIII.

1. Was der Pabst vorausgesehen und in mehrern seiner Briefe deutlich zu verstehen gegeben, ging nun bald in Erfüllung. Bevor noch die Beschlüsse des im Lateran gehaltenen Conciliums in Constantinopel bekannt waren, schickte schon der Kaiser einen seiner Kämmerlinge, den Olympius als Exarchen nach Italien. Diesem gab er den Befehl, nicht nur die italienischen Bischöfe, sondern auch alle große Grundeigenthümer auf alle Weise zu bearbeiten, den Typus

*) Das nachher wieder aufgebaute Kloster von Monte Casino machte der Abtei von Fleury den Besitz der wahren Reliquien des heiligen Benedicts streitig. Da aber der Diakon Paul Warnfried, welcher selbst Mönch von Casino war, und unter der Regierung Carls des Großen lebte, ausdrücklich sagt, daß man Gebeine des heiligen Benedicts nach Frankreich gebracht habe; so ist die Aechtheit der in Fleury aufbewahrten Reliquien außer allem Zweifel gesetzt; obgleich es mehr als wahrscheinlich ist, daß nicht alle Gebeine Benedicts nach Frankreich gebracht worden, sondern auch auf Monte-Casino noch einige seiner Reliquien geblieben sind.

anzunehmen, und diese Annahme durch ihre Unterschrift zu bekräftigen. Was den Pabst betrifft, sagte der Kaiser; so wird dieser durchaus nicht dazu zu bewegen seyn. Ihr müßt also, wenn Ihr sehet, daß Ihr Euch auf das Heer in Italien verlassen könnt, Euch der Person des Pabstes bemächtigen, und ihn gefangen hierher nach Constantinopel senden. Solltet Ihr jedoch befürchten müssen, daß dadurch ein Aufruhr in dem Heere entstehen könnte; so haltet Euch ruhig, bis Ihr die Truppen in Rom und Ravenna gewonnen habt, und der Unterwürfigkeit der Provinzen versichert seyd.

2. Als Olympius in Ravenna ankam, war das Concilium in Rom noch versammelt. Durch allerlei Intriguen suchte anfänglich der Exarch, ein Schisma unter den Bischöfen zu veranlassen und als dieses nicht gelang, dachte er ernstlich daran, sich der Person des Pabstes zu bemächtigen. Aber die allgemeine Liebe des Volkes bewachte den heiligen Vater. Alle Eingänge seines Palastes waren Tag und Nacht besetzt, und erschien er im Oeffentlichen; so umgab ihn jederzeit eine ungemein zahlreiche Begleitung, stets bereit, jeder frevelhaften Gewalt mit Nachdruck zu begegnen.

3. Da der Exarch sah, daß er auf geradem Wege nicht zu seinem Ziele gelangen konnte, nahm er zu einem, in den Annalen der Verruchtheit wahrhaft unerhörten, Bubenstück seine Zuflucht. Unter dem Scheine der Andacht begab er sich nach Rom, um an einem großen Feste die heilige Communion aus den Händen des Pabstes zu empfangen; gab aber seinem, ihm stets zur Seite stehenden Waffenträger den Befehl, den Pabst während der heiligen Handlung zu ermorden, welches um so leichter ge-

schehen konnte, da nach damaliger Kirchensitte die Communicanten nicht hervortraten, sondern der Pabst jedem derselben an dessen Platz die heilige Eucharistie reichte. Aber auch diese Gräuelthat unterblieb, und der Waffenträger sagte nachher eidlich aus, daß er, obgleich aufmerksam auf den, ihm bezeichneten Augenblick, dennoch wie mit einer Art Blindheit geschlagen, von der ganzen heiligen Handlung, die wirklich vorging, nicht das Mindeste gesehen hätte. In dieser wunderbaren Verblendung seines Waffenträgers erkannte Olympius die, den Pabst schützende Hand der Vorsehung, ward heftig in seinem Innern erschüttert, ging zu dem heiligen Vater, warf sich ihm zu Füßen, bekannte seine Schuld, söhnte sich mit ihm aus, und entdeckte ihm des Kaisers gefährliche Anschläge gegen ihn. Kurze Zeit darauf erhielt Olympius Befehl, mit Truppen nach Sicilien zu schiffen, und die Sarazenen wieder aus dieser Insel zu vertreiben. Olympius schiffte sich ein, und landete glücklich in Sicilien. Aber der Feind war an Zahl ihm weit überlegen; gleich in dem ersten Treffen ward er geschlagen, und starb wenige Tage darauf an einer in der Schlacht erhaltenen Wunde.

4. Martin I. war ein Pabst von hervorleuchtender Heiligkeit; unerschütterlich in der Vertheidigung des wahren Glaubens, war er fest entschlossen, lieber den grausamsten Verfolgungen entgegen zu gehen, als an dem, von Gott ihm anvertrauten heiligen Pfand zum Verräther zu werden. Für die ganze Christenheit, und besonders für die Römer, welche täglich Zeugen seiner Tugenden waren, war er ein Gegenstand der höchsten Verehrung. Einfältig in seinen Sitten, weil einfältigen Herzens, verschmähete Martin aller äußern Pracht, war aber desto verschwenderischer

gegen Arme und Nothleidende. Große Summen schickte er nach Sicilien, nach Afrika und selbst nach dem fernen Orient, um Christen aus der Sclaverei der Sarazenen zu befreien, oder wenigstens deren hartes Schicksal zu erleichtern. Ganz Italien segnete ihn als einen Engel des Friedens, verehrte ihn als einen treuen Nachfolger des Apostels, auf dessen Stuhl Jesus Christus ihn erhoben hatte. Nur an dem Hofe von Constantinopel, seit dem des Kaisers Zorn gegen den Pabst bekannt war, erhob sich die Stimme der Verleumdung. Martins Aussöhnung mit dem Olympius war jetzt nichts, als ein geheimes, zwischen Beiden, gegen das Interesse des Kaisers und des Reiches geschlossenes Complott; ihr nachheriges gegenseitiges Wohlwollen blos ein gemeinschaftliches Streben, den Sarazenen Italien in die Hände zu spielen; des Pabstes reiches, zur Befreiung der Christensclaven nach Afrika geschicktes Almosen nichts als Subsidiengelder, den Sarazenen in Geheim bezahlt, um sie zu ermuntern, desto eher nach Italien zu schiffen. Es versteht sich von selbst, daß weder der Kaiser, noch der Hof diese boshaften Anklagen glaubten, sondern sie blos ersonnen waren, um unter gerichtlichen Formen gegen den Pabst, als einen Staatsverbrecher desto grausamer zu verfahren.

5. An die Stelle des Olympius ward nun Theodorus Calliopas als Exarch nach Ravenna gesandt. Diesem gab der Kaiser den Befehl, den Pabst ohne weiters in Rom verhaften, und durch den Theodor Pellurus, einen kaiserlichen Kämmerling, der jetzt mit ihm nach Italien gesandt ward, nach Constantinopel transportiren zu lassen. Des Kaisers Befehle zu vollstrecken, führte Calliopas, sobald er in Ravenna angekommen war, alle darin

liegenden Truppen nach Rom, und hielt am 15. Juni, an einem Samstage seinen Einzug in die Stadt. Den Exarchen zu bewillkommen, hatte der Pabst einige der Vornehmsten seiner Geistlichkeit ihm entgegen gesandt. Calliopas empfieng sie mit vielem Anstand, äußerte auch gleichfalls großes Verlangen, dem Pabste seine Ehrerbietung zu bezeigen, entschuldigte sich aber, daß er, weil jetzt noch von der Reise zu ermüdet, erst morgen dem Pabst in dem lateranischen Palast seinen Besuch abstatten werde. Des Exarchen Absicht war, sich schon am Sonntag der Person des Pabstes zu versichern: da er aber hörte, daß eine zahllose Menge Volkes sich versammelt habe, um der Messe des heiligen Vaters beizuwohnen, stand er von seinem Vorhaben ab, gieng daher auch nicht nach dem Lateran, sandte aber am Montag Abgeordnete an den Pabst, und ließ ihm sagen, er habe zu seinem größten Erstaunen erfahren, daß der päbstliche Palast in einen Waffenplatz verwandelt sey; eine ungeheure Menge Wurfsteine und Waffen jeder Gattung fände sich allda aufgehäuft, und er müsse diese sonderbaren Vorbereitungen als offenbare Vorboten einer förmlichen Rebellion gegen den Kaiser betrachten. Statt aller Antwort, ersuchte der Pabst die Abgeordneten, den Palast selbst zu durchsuchen, durch eigenen Augenschein sich vom Gegentheil zu überzeugen, gab auch sogleich Befehl, sie überall herumzuführen, auch nicht einen Winkel in dem ganzen großen Gebäude undurchsucht zu lassen. Von Seiten des Exarchen war dies nur eine List; er suchte nämlich dadurch blos zu erforschen, ob, wenn er allenfalls mit Gewalt in die päbstliche Wohnung eindringen wollte, er auch Widerstand, und zwar kräftigen Widerstand finden würde.

6. Des Exarchen verrätherische Absichten lagen nun offen am Tage, und der Pabst, weit entfernt, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen, nahm blos zu dem, von der Ehrfurcht gebotenen, und durch bestehende Staatsgesetze gesicherten Kirchenasyl seine Zuflucht. In der Kirche zum heiligen Johannes im Lateran, neben dem Altar, ließ der schon seit 8 Monaten kranke, an heftigen Schmerzen der Fußgicht schwer leidende Pabst sein Lager aufschlagen. Aber kaum hatte er in der folgenden Nacht, von seiner gesammten Geistlichkeit umgeben, hier einige Augenblicke geruhet, als Calliopas, der vor allem, nur nicht vor einem sacrilegischen Frevel zurückschreckte, mit einer zahlreichen Schaar Gewaffneter ankam. In einem Augenblicke waren alle Thüren der Kirche gesprengt. Mit gezückten Schwertern und gespannten Bogen drangen die Soldaten herein, und unter dem Geklirr der Waffen und der umgestürzten Leuchter und Lampen, rückten sie nun gegen einen kranken, wehrlosen, heiligen Pabst und dessen ehrwürdige, nicht minder wehrlose Geistlichkeit, wie gegen einen, in seinem Lager verschanzten Feind heran. Durch das wilde Waffengetöse der Soldaten hatte Calliopas blos die, den Pabst umgebenden Geistlichen zu schrecken gesucht, und nun ließ er ihnen sogleich einen Befehl des Kaisers vorlesen, in welchem ihnen geboten ward, unverzüglich zu einer neuen Pabstwahl zu schreiten, indem Martins Wahl ungültig, er selbst ein Eingedrungener sey. Einstimmig protestirten sämmtliche anwesende Geistlichen gegen diese Gewaltthat, und alle zeigten sich bereit, mit ihren eigenen Leibern dem Pabst eine Brustwehr zu bilden. Aber Martin, der bisher mit ruhigem Auge den, um ihn her getriebenen Frevel betrachtet hatte, erhob sich jetzt von seinem schmerzhaften Lager, erklärte,



rung und jedes Trostes zu berauben,
Menschen, ihn zu besuchen, gestattet.

9. Am 17. September des Jahres
Schiff endlich in dem Hafen von Constan
Pellurus und seines Gleichen suchten ei
darin, die Leiden des Pabstes bei jeder
noch zu vermehren; einen ganzen Tag
ihn an dem Ufer des Meeres auf ein
Decke liegen, ausgesetzt dem Gespötte und
digungen eines rohen Pöbels, der ihn
und dem man gesagt hatte, es sey ein ga
schon zum Tode verurtheilter Landesver
gen Abend ward er in einen dunkeln und
geworfen, in welchem er, ohne die minde
rung oder Erfrischung in seiner Krank
und neunzig Tage schmachten mußte
Dezember ward der Pabst in den Pala
cellarius, (Schatzmeister) eines durchau
nen, den Launen seines Despoten unbe
nenden Höflings, zum öffentlichen Verh
Der ganze Senat war allda versamme
seine ausgestandenen Leiden und lange

ß der Gefangene sich nicht auf den Füßen erhal
n könnte; aber diese Entschuldigung ward von
m Unmenschen, der bei diesem Gerichte den Vor
ß führte, trotzig verworfen; und auf die Schul
rn zweier, ihn bewachenden Soldaten gestützt,
and nun der Gerechte vor dem ungerechten
ichter.

10. Da man sich den Schein zu geben suchte,
cht in Angelegenheiten des Glaubens und der Re
gion, sondern blos wegen Staatsverbrechen gegen
n Pabst gerichtlich zu verfahren; so enthielt auch
r Anklageakt nicht das Mindeste, was auf den
onotheli smus, oder die Verdammung der mono
elitischen Bischöfe, oder auch auf das von dem
abste über den Typus gefällte Urtheil sich bezog;
d als Martin, der natürlicher Weise die wahre
rsache seiner Einkerkerung und Verfolgung wohl
nnte, in seinen Antworten etwas auf den Typus
d Monothelismus sich Beziehendes wollte einflie
n lassen, ward ihm sogleich, und zwar mit vieler
ohheit Stillschweigen geboten, mit dem Bedeuten,
ß er jetzt nicht über Glaubenslehren, sondern
er Staatsverbrechen vernommen würde.

11. Der Anklageakt umfaßte zwei Haupt
nkte; der erste betraf des Pabstes Theilnahme an
r Verschwörung des Olympius*); der zweite

*) Diese, blos auf einer teuflischen Fiktion beruhende Verschwörung war keine andere, als die nämliche, von der wir so eben, etwas weiter oben, schon Erwähnung machten; nämlich des Pabstes vertrauter Umgang mit Olympius, nachdem dieser die Schändlichkeit, oder vielmehr Gottlosigkeit der, vom Kaiser erhaltenen Aufträge eingesehen, und sie dem Pabst ent-

sein geheimes **Einverständniß mit den Sarazenen**. Des Pabstes Vertheidigung war klar und einfach; denn die Wahrheit bedarf nicht der Künste einer falschen Rhetorik. Aber der Sacellarius, dessen Beisitzer, wie der ganze Senat, bloß die Büttel eines ungerechten **Despoten**, waren jetzt nicht hier, um zu untersuchen, zu **prüfen**, und nach Recht und Gerechtigkeit zu sprechen, sondern bloß um zu **verdammen***). Als das Verhör mit dem

---

deckt hatte; daher auch, während seines kurzen Aufenthaltes, als Exarch, in Italien, keinen Versuch mehr machte, Bischöfe und Laien, durch List oder Gewalt, zur Annahme des elenden Machwerks, Typus genannt, zu verführen.

*) Die ihm vorgelegten Fragen beantwortete der Pabst lateinisch; da aber die wenigsten von den anwesenden Richtern und Senatoren diese Sprache verstanden; so mußte ein gewisser Innocenz, der bei dem Gerichte die Stelle eines Dollmetschers versah, die Antworten des Pabstes sogleich in das Griechische übertragen. Innocenz gab sich alle Mühe, die Worte des Pabstes stets mit der größten Treue wieder zu geben; da aber das Wahre und Treffende, das darin lag, die feilen und feigen Richter eben so sehr beschämte, als verwirrte; so verlor der Sacellarius endlich die Geduld, fuhr den Innocenz hart an, und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er in seiner Uebersetzung viel zu umständlich sey, und dadurch nur den Geschäftsgang unnöthiger Weise lähme und hinhalte. — Der Sacellarius wollte dadurch dem Innocenz einen Wink geben, daß er sich weit größeres Verdienst erwerben würde, wenn er die Reden des Pabstes verstümmele, sie durch seine Uebersetzung entkräfte, und das Sachgemäßeste und Treffendste davon gänzlich hinweg ließ. — Welch ein sauberes Gericht, und dazu noch niedergesetzt über das Oberhaupt der gesammten Christenheit, den sichtbaren Stellvertreter Jesu Christi auf Erden. O, des Gräuels menschlicher Verworfenheit! Auch wir haben in einem

Pabste beendiget war, begann jenes der Zeugen; es waren ihrer vier und zwanzig, welche gegen den Pabst auftraten; sämmtlich gehörten sie einem Stande an, der trotz aller ihm eigenen Wildheit und Verkehrtheit, und mancher ihm anklebenden, höchst verwerflichen Ausschweifungen, doch vielleicht niemals noch positive Ehrlosigkeit sich zu Schulden kommen ließ. Alle 24 falsche Zeugen waren nämlich Officiere aus dem Heere. Sie erboten sich, ihr Zeugniß eidlich zu bekräftigen. Als man ihnen wirklich den Eid auftrug, und sie sich auch schon völlig bereit zeigten, denselben zu schwören, wandte der Pabst sich an die Richter, und sagte ihnen lächelnd: „Sind „dies wohl Zeugen, wie die Gesetze sie fodern? „Aber warum wollt Ihr zugeben, daß diese Leute „schwören und ihre Seelen verderben? Lasset sie „doch ohne Schwur aussagen, was sie mögen, und „dann fällt ebenfalls ein Urtheil, welches Euch nur „immer beliebt." — Zornig riefen jetzt die beschämten Richter: „Wir sind Christen und Rechtgläubige"! *). Ruhig erwiederte der Pabst: „O! möchtet Ihr es doch seyn; und könnte ich einst an jenem Tage des furchtbaren Gerichts Euch wahrhaftes Zeugniß darüber geben." Indessen wurden doch nicht alle Zeugen vernommen; man begnügte sich mit den Aussagen von drei oder vier Zeugen,

---

benachbarten Lande ähnliche Richter und Gerichte erlebt, und werden wahrscheinlich, so Gott will, sie bald noch ferner erleben.

*) Gerade so — macht hier der gelehrte und verehrungswürdige Herr Domkapitular Katerkamp die Bemerkung — riefen auch ehemals die Juden und Pharisäer: „Wir sind Abrahams Söhne und Mosis Schüler!"

worauf das Verhör geschlossen ward, und der Sa-
cellarius den Saal verließ, um dem Kaiser Bericht
zu erstatten.

12. Auf Befehl des Despoten ward der Pabst
jetzt in einen der Vorhöfe des Palastes, wo die
kaiserlichen Stallungen waren, gebracht. Eine un-
geheure Menge Volkes war versammelt; auch der
Senat begab sich dahin, und um jetzt ebenfalls das
Vergnügen eines, eines Tyrannen würdigen Schau-
spiels zu genießen, legte Constans sich an das Fenster;
damit er aber das schuldlose Opfer seiner Grausam-
keit recht nach Herzenslust betrachten könnte, ward
der Pabst auf eine, in der Mitte des Hofes sich
erhebende Terrasse getragen; und gestützt auf die
Schultern zweier Henkersknechte, stand das gehei-
ligte Oberhaupt der gesammten Christenheit nun
hier, dem Volke zur Schau, der monotheliti schen
Sekte zum Triumphe, und dem feigsten aller Ty-
rannen zur Augenweide. Endlich erschien wieder
der Sacellarius; „siehst Du,“ schrie der höfische
Heuchler dem Pabst entgegen, „wie dich Gott in unsere
„Hände gegeben hat. Du hast Gott verlassen, da-
„her er Dich ebenfalls verließ.“ — Auf einen Wink
des Sacellarius, traten Henkersknechte herbei, nah-
men dem Pabste Mantel und Stohle, zogen ihm
seine Kleider aus, und ließen ihm blos noch die Tu-
nik, da sie aber auch diese boshafter Weise auf
zwei Seiten aufgerissen hatten; so stand der Pabst
jetzt halb entblößt, und sein völlig abgezehrter, ei-
nem Skelette ähnlicher Körper ward an mehreren
Orten sichtbar. Der Sacellarius übergab ihn nun
dem Stadtpräfekten, mit den Worten: „Lasset ihn
nur gleich in Stücken hauen,“ und hierauf sich an
das Volk wendend, forderte er dieses ebenfalls auf,
das Anathema diesem Gottlosen hier zu

sprechen, diesem Feinde des Kaisers und des Staates. Aber aus der zahllosen Menge erhoben nur ungefähr zwanzig erkaufte Sclavenseelen ihre Stimme und sprachen das Anathema nach. Alles Volk hatte den Blick gegen die Erde gesenkt, in manchem Auge glänzte sogar eine Thräne.

13. Mit einem Eisen um den Hals, mit schweren Ketten beladen, und von Schergen umgeben, auf die er sich stützen mußte, ward jetzt der Pabst, auf einem langen Umwege, durch alle Straßen von Constantinopel nach dem Gefängniß der Präfektur geschleppt. Vor ihm her ging der Henker mit entblößtem Schwert, um anzuzeigen, daß der mit Ketten Beladene ein, zum Tode verurtheilter Verbrecher sey. Diese beispiellos unwürdige, unmenschliche Behandlung des ersten und obersten Bischofes der Christenheit rührte selbst die rohesten Menschen aus den niedrigsten Classen; sogar Heiden und Ketzer fühlten sich zu dem leidenden Heiligen hingezogen. Trauer und warme Theilnahme an dem unverdienten Schicksal des Gott ergebenen Kreuzträgers waren daher auf allen Gesichtern zu lesen; nur über des Pabstes Angesicht waren Ruhe und himmlische Heiterkeit verbreitet, und es war offenbar blos der Herz erhebende Gedanke: gewürdiget zu werden, des Namens Jesu wegen Schmach, Bande und Verfolgung zu leiden, welcher dem, schon seit länger als einem Jahre kranken, von den heftigsten Gichtschmerzen gefolterten, durch die härtesten Entbehrungen völlig entkräfteten, und in allen seinen Gliedern und Gebeinen wahrhaft zermalmten und zerschlagenen Pabste noch die nöthige physische Kraft ertheilte, um in diesem völlig erschöpften Zustande, und nach Allem, was er heute schon gelitten

hatte, noch einen so mühsamen, mehrere Stun- erfodernden Weg zu machen.

14. Als man mit ihm endlich bei dem P- .torium angelangt war, rissen und schleppten Sol- gen und Henkersknechte ihn die hohe und rau- steinerne Treppen so ungestüm und schonunglos hin- daß er einigemal niedersank, Knie und Schienbe- stark verwundete, und die Treppen an mehrern S- ten mit seinem Blute färbte. Mit Ketten bela- halb nakt, von Kälte erstarrt, und kaum mehr a- mend, ward er auf eine harte Bank geworfen welche in diesem Kerker ihm zum Lager dien- sollte. Die Mutter und Tochter des Aufsehers über die Gefängnisse, zwei fromme Frauen, gerührt von den Leiden des erhabenen Dulders, wünschten dem- selben einige Erleichterung zu verschaffen, wagten es jedoch nicht aus Furcht vor dem Kerkerknecht, an welchen der Pabst noch angeschlossen war. Aber in dem Busen des Präfekts schlug noch ein mensch- ches Herz; er bemerkte den schönen Zug des Mit- leides in den beiden Frauen, ließ also den Pabst von dem Knecht losschließen, und diesen unter ei- nem Vorwand abrufen. Die beiden Frauen brach- ten nun in den Kerker des Pabstes ein Bette, leg- ten ihn darein, breiteten warme Decken darüber und suchten, so gut sie konnten, ihn zu erwärmen. Aber der Pabst war so völlig entkräftet, daß er die Sprache verloren hatte, und diese erst gegen Abend wieder erhielt Jetzt schickte auch der Präfekt seinen Hausmeister mit einigen Lebensmitteln an den Pabst, ließ ihn trösten, und ihm sagen, er möchte doch ja nicht unter seinem Kummer erliegen; man hoffe zu Gott, daß sein Schicksal sich bald ändern werde. Der Pabst ließ dem Präfekten für seine Theilnahme und milde Gaben danken, ihn aber auch zugleich

sichern, daß er nichts sehnlicher wünsche, als
d des Märtyrers Todes gewürdiget zu werden.

15. Am folgenden Tage machte der Kaiser
n Patriarchen Paulus einen Besuch. Schon seit
igen Wochen lag derselbe krank; sein Uebel, allen
nsten der Aerzte trotzend, hatte sich indessen zu-
ends vermehrt, und Paulus, ohne Hoffnung der
edergenesung, befand sich jetzt auf jener furchtba-
Scheidelinie, wo hinter ihm die Zeit sich schließt,
vor ihm die Pforten der Ewigkeit sich öffnen;
alle Täuschung verschwindet, wo mithin der
nsch, nicht mehr von Leidenschaft verblendet, in
klaren und reinen Spiegel der Wahrheit sein
zes, zurückgelegtes Leben überschaut, und das lange
erdrückte und betäubte Gewissen nun wieder sein
rbittliches Richteramt übernimmt. In diesem Zu-
de befand sich Paulus, als der Kaiser bei ihm
rat; um ihn zu trösten, erzählte ihm nun Con-
s recht umständlich des Pabstes ganze Leidens-
hichte des gestrigen Tages, alle Erniedrigungen,
er erlitten, alle Schmach, die man ihm angethan,
alle die grausamen Mishandlungen, die er einen
zen Tag über, vom Morgen bis zum Abend,
e erdulden müssen. Aber mit einem Blicke des
setzens wandte sich Paulus von dem Kaiser gegen
Wand. „Ach!" schrie er im Tone der Verzweife-
g, „dieß wird jetzt meine Verdammniß
ch vermehren!" Als der Kaiser hierüber Er-
ung foderte, sagte der Patriarch, „Wie! ist dies
Art, wie man den ersten Bischof der Christen-
it behandeln darf?" Er bat nun den Kaiser, daß,
n ihm sein eigenes, und seines Patriarchen
lenheil am Herzen lägen, er mit der, an dem
st genommenen Rache sich begnügen, und den Leiden
lben unverzüglich ein Ende machen möchte; von

den, ihm fälschlich angeschuldigten Verbrechen hab' derselbe ohnehin, wie er es ja selbst wisse, keines begangen. Auf des Kaisers verhärtetes Herz machte diese Ermahnung keinen Eindruck; er hielt sie für die Wirkung einer, durch Fieberhitze zerrütteten Phantasie, stand auf, und nahm ganz kalt von dem Sterbenden Abschied.

16. Acht Tage darauf starb der Patriarch Paulus, und Pyrrhus schickte sich nun an, seinen ehemaligen Patriarchenstuhl wieder zu besteigen. Aber die zahlreiche monothelitische Parthei wollte dies nicht zugeben. Des Pyrrhus, dem Pabste Theodor in Rom überreichter schriftlicher Widerruf, sagte sie, mache ihn jetzt des Episcopats unfähig. Kaiser Constans begünstigte jedoch den Pyrrhus, und in der Hoffnung, vielleicht irgend einen, einer für den Pyrrhus günstigen Deutung fähigen Umstand von dem Pabste zu erfahren, gab er Befehl, denselben noch einmal auch über diesen Punkt zu vernehmen.. Ein Commis des Sacellarius, ein gewisser Demostenes nebst einem Schreiber wurden also zu Martin in das Gefängniß gesandt. Bei seinem Eintritt äußerte Demostenes gegen den Pabst sein Erstaunen, wie es möglich sey, daß er, nachdem er auf die höchste Ehrenstufe erhoben worden, sich durch seine eigene Schuld in einen solchen Abgrund des Elendes habe stürzen können. Statt aller Antwort, bemerkte blos der Pabst, daß er für Alles, was geschehen, Gott von ganzem Herzen danke. Natürlicher Weise ließ Demostenes, dem nur leere Worte zu Gebot standen, es dabei bewenden, ging ohne weiters zu dem Zwecke seiner Sendung über, und so begann nun folgendes Verhör. Frage: der Kaiser will wissen, was in Rom vorgefallen, als der ehemalige Patriarch Pyrrhus sich allda befand; kam derselbe auf fremden

Befehl, oder aus eigenem Antriebe dahin? — Antwort: Keines Menschen Befehl oder Ansehen, sondern blos sein eigener, freier Wille führte ihn nach Rom. Frage: Wodurch ward Pyrrhus veranlaßt, einen schriftlichen Widerruf zu verfassen, und solchen dem Pabste zu überreichen; ward er allenfalls von irgend jemand dazu gezwungen? Antwort: Nein, er verfertigte und übergab seine Widerrufungsschrift aus eigener, innern Ueberzeugung. Frage: Als Pyrrhus nach Rom kam, ward er als Bischof von Euren Vorfahrer, dem Pabste Theodor empfangen? Antwort: Bevor noch Pyrrhus nach Rom reißte, hatte der Pabst schon an Paulus und die Bischöfe, die ihn in Constantinopel gewählt hatten, geschrieben, und ihnen sein Erstaunen zu erkennen gegeben, daß sie jetzt schon zu einer neuen Wahl geschritten, da Pyrrhus doch noch am Leben, und nicht auf canonischem Wege seiner bischöflichen Würde entsetzt worden sey. Da derselbe aber nun gar reumüthig zu den Füßen des heiligen Petrus zurückkehrte, und seine Irrlehre widerrief: welchen Grund hätte da der Pabst haben können, ihn nicht als einen rechtmäßigen Bischof zu empfangen, und als solchen auch zu ehren? Frage: Von Wem erhielt Pyrrhus in Rom seinen nöthigen Unterhalt? Antwort: Von der römischen Kirche. Frage: Welche Gattung von Brod ward ihm gegeben? Antwort: Wie, kennt Ihr so wenig die Liebe der römischen Kirche? jeder Fremdling, sey er auch von dem niedrigsten Stande, der nach Rom kommt, und um gastfreundliche Aufnahme bittet, erhält Alles, was er bedarf. Man gibt ihm schönes, weißes Brod, und verschiedene Sorten von Wein, und zwar nicht nur ihm selbst, sondern auch den Seinigen, die er mitbringt. Der heilige Petrus weißt Niemand zurück. Lernet daraus, wie man einen Bischof behandeln muß. Frage:

Aber man hat uns berichtet, Pyrrhus sey in Bande nach Rom gebracht, und allda in das Zeughaus ein gesperrt worden, wo man ihn so großes Ungemach habe dulden lassen, daß das äußerste Elend ihn end lich gezwungen, jenes Glaubensbekenntniß schriftlich und mündlich abzulegen, welches er nachher, sobald er sich nur frei fühlte, überall verläugnete, und öf fentlich widerrief. Antwort: Von allem diesem ist nichts geschehen. Uebrigens habt Ihr ja hier meh Personen, welche damals in Rom waren, unter an dern auch den Patricier Plato, welcher zu jener Zeit Exarch von Ravenna war, und öfters von seinen Leu ten einige an Pyrrhus sandte. Plato also, wie die Uebrigen müssen sehr wohl wissen, was sich in Rom zur Zeit des Pyrrhus zugetragen hat; wenn sie sich nicht scheuen, die Wahrheit zu sagen, so könnt Ihr Alles am besten von ihnen erkunden. Doch wozu alle diese Reden? Ich bin in eurer Gewalt; machet mit mir was euch beliebt; aber wenn man mich auch in Stü cken zerhauen sollte, wie man ohnehin schon dem Prä fekt, als ich ihm überliefert ward, den Befehl erthei hat, werde ich doch nie mit der Kirche in Constanti nopel in Gemeinschaft treten. Wie ist es möglich daß jetzt noch von Pyrrhus die Rede sey, der schon so oft seiner Würde und seines Amtes entsetzt worden und dem mehrere Concilien einstimmig das Anathem gesprochen haben. — Demostenes und seine Le staunten über die Standhaftigkeit des Pabstes schrieben auch diese letzten Worte desselben nieder verließen hierauf das Gefängniß, und erstatteten dem Sacellarius ihren Bericht.

17. Welcher Künste, Lügen und Ausflüchte sich Pyrrhus bedient haben mag, um seine Geg zu Stillschweigen zu bringen, ist unbekannt. Ge nug er besaß die Gunst des Kaisers, und bei

aun zum zweitenmale den Patriarchenstuhl von Con-
tantinopel, genoß aber nicht lange die Früchte sei-
es doppelten Verraths; denn schon im fünften Mo-
ate seines zweiten Pontificats rief der Tod ihn ab,
m dem ewigen, allwissenden Richter über ein, blos
er Welt und ihrer Eitelkeit gelebtes, durch Abfall,
Meineid, Lügen und Treulosigkeit vielfach besudeltes
Leben, Rede und Antwort zu geben.

18. Kaiser Constans wagte es nicht, den Pabst zum Tode zu verurtheilen. Nachdem man hn also beinahe 3 Monate (80 Tage) in dem Gefängniß der Präfektur gehalten hatte, ward endlich as Exil über ihn verfügt und Martin nach dem aurischen Chersoneß verbannt. Seinen Freunden n Constantinopel und denen, die mit ihm gleichgesinnt waren, ward jetzt gestattet, ihn noch einmal u besuchen. Alle trauerten und weinten; nur der Pabst verlor seine gewöhnliche Heiterkeit nicht, tröstete und stärkte alle, die bei ihm waren, nahm reundlichen Abschied von jedem; und als dennoch Einer in seinen Klagen fortfuhr, sagte ihm der Pabst: „Mein Bruder! Alles was geschieht, geschieht zu unserm Besten; denn es geschieht ja „nicht ohne Zulassung Gottes. Du solltest eher „über meine Lage dich erfreuen, als darüber klagen.“ — „Ja wohl, treuer Diener Jesu Christi,“ rwiederte nun jener, „freue ich mich über die Herrlichkeit, die der Herr Dir bereitet, aber ich bejammere auch den Untergang so vieler, die Dich „verfolgen, und ihre Seele verderben.“ — Heitern Sinnes verließ der Pabst sein Gefängniß, ward an em grünen Donnerstag, welcher in dem Jahre 655 auf den 26. März fiel, ganz heimlich und der Stadt unbewußt auf ein Schiff gebracht und langte



merkt — grösstentheils noch Götzendie
ner solchen wilden Gemüthsart waren,
selbst das natürliche Menschengefühl,
doch bei allen barbarischen Völkern fin
zu fehlen schien. Der taurische Cherson
her auch das Land, wohin man damal
ten und gefährlichsten Verbrech
weisen pflegte. Natürlicher Weise wa
an einem solchen Ort der Verbannung
heiligen Vaters um nichts gebessert; auc
ten ihn Mangel und Noth, auch hier
das neue wieder den größten und härte
rungen sich unterwerfen. Aber in eine
an einen seiner vertrautesten Freunde i
nopel klagte er schmerzhaft über die G
der Rechtgläubigen in Rom, besonder
schen Geistlichkeit, die in seinem traur
verlassenen Zustande ihm nicht die min
stützung sende, sich wenig darum beküm
noch athme, oder schon todt sey. „J
hofft," sagt er in einem andern Schre
„meine Freunde in Rom mir einige Le
„ein Land schicken würden, wo man

„ten. Hat die Kirche in Rom auch kein Gold und
„Silber, so hat sie doch Korn, Wein und Oel,
„und ich glaube, mich um ihre Söhne wenigstens
„doch so verdient gemacht zu haben, daß sie mich
„in meinem gegenwärtigen Elende nicht ganz ohne
„alle Hülfe hätten lassen sollen. Aber bei allem
„dem lobe und preise ich Gott, der unsere Leiden
„uns nach seiner erbarmenden Weisheit zumißt. In=
„dessen muß ich erstaunen über die Unempfindlichkeit
„des römischen Clerus, der aus eitler Menschen=
„furcht, und um die Ungnade des Kaisers sich nicht
„zuzuziehen, sogar das Gebot des Herrn, das Ge=
„bot der Liebe vergißt. Demungeachtet ringe ich
„Tag und Nacht für die Römer im Gebete, daß
„Gott, durch die Fürbitte seines heiligen Apostels,
„sie in den wahren Glauben erhalte und stärke, be=
„sonders den Hirten, (Pabst Eugenius) der jetzt
„ihr Vorstand ist. Doch was ängstige ich mich we=
„gen meines elenden Körpers, Gott wird für ihn
„sorgen, und in seiner Barmherzigkeit nicht länger
„mehr zögern, mich zu sich zu rufen."

20. Gott erhörte das vertrauungsvolle Gebet seines treuen Dieners; denn er starb noch in demselben Monate, nämlich am 16. September des Jahres 655. Begraben ward er in einer, eine halbe Stunde von der Stadt Cherson gelegenen, der jungfräulichen Mutter des Erlösers geweihten Kirche; und viele Wunder geschahen an seinem Grabe. Nachher ward sein Leichnam zuerst nach Constantinopel und von da nach Rom gebracht, und in der, dem heiligen Silvester, wie auch dem heiligen Martin von Tours geweiheten Kirche beigesetzt. Von dem Tage seiner Consecration bis zu jenem seines Todes, saß der heilige Pabst Martin I. sechs Jahre, vier Monate und neunzehn Tage auf

Stuhl des heiligen Petrus. Die lateinische,
die griechische Kirche zählen ihn den Heiligen
die Letztere setzt ihn in die Reihe heiliger Be-
er, die Erstere unter die Zahl heiliger Märty-
und wahrhaftig, kein Märtyrer hat vielleicht
gelitten, ist Jahre lang eines so qual- und
ervollen Todes gestorben, wie dieser heilige
st. Um seinem treuen Knechte einst eine noch
ere Glorie, noch höhere Wonne zu bereiten, ge-
tte Gott dem Satan, der durch die Irrlehre
Monothelismus eine seiner verderblichsten Ten-
en zu verwirklichen, die ersten Grundfesten un-
Glaubens zu stürzen suchte, dessen Plan aber
diesen Pabst zerstört wurden, nun auch gegen
lben ungleich heftiger, als gegen irgend einen
rn Heiligen, der bis jetzt seinem Reiche gefähr-
geworden, wenigstens eine Zeit lang zu wü-
. — In seiner Lebensbeschreibung des heiligen
gius erzählt der heilige Audoënus, Bischof
Rouen, ein strenger Freund der Wahrheit und
genosse Pabst Martins des Ersten, daß derselbe
rend der kurzen Zeit seiner Verbannung einen

Andenken dieses großen Heiligen jedes Jahr am 12. November; die griechische Kirche aber am 14. April.

XXIV.

1. Nach dem Tode des Pyrrhus ward ein gewisser Petrus, ebenfalls ein Monothelit, auf den Stuhl von Constantinopel erhoben. Aber des Erstern feierliche Abschwörung seines Irrthums in Rom hatte der Sache der Monotheliten eine tödtliche Wunde geschlagen. Daß Alles, was Pyrrhus in Rom gethan, nicht die Wirkung eines fremden Zwanges, sondern blos seiner innern Ueberzeugung gewesen, dieß lag klar am Tag. Es war offenbar eine Folge seiner, in Carthago erfolgten Bekehrung durch den heiligen Maximus; auf diesen fiel also auch jetzt die ganze Schwere der Ungnade des Kaisers, und der, an seinem Hofe in allen kirchlichen Angelegenheiten unumschränkt herrschenden, monothelitischen Parthei. In dem nämlichen Jahre, in welchem der heilige Pabst Martin in Cherson starb, wurden nun auch der heilige Maximus und dessen treuer Schüler Anastasius, den er schon 37 Jahre an seiner Seite hatte, nebst noch einem andern Anastasius, welcher ehemals päbstlicher Apocrysiarius in Constantinopel gewesen war, auf kaiserlichen Be-

---

legatus est, et totus Septentrio atque incolae Septentrionis, qui ad sepulchrum ejus confluunt, et morborum curationes experiuntur. Atque utinam faxit Deus, ut nos Martini viam ingrediamur, eandemque sortem subeamus.

ötzlich in Rom aufgehoben, auf ein Schiff
t, und nach Constantinopel transportirt.

. Schwerlich hat vielleicht jemals noch eine
sich so große Mühe gegeben, so viele, theils
, theils schlaue Versuche gemacht, so viele
ancherlei Künste angewandt, und mit so vie-
rtnäckigkeit darauf hingearbeitet, einen Recht-
gen für ihren Irrthum zu gewinnen, als jetzt
onotheliten es sich angelegen seyn ließen, den
Maximus zu ihrer Parthei und in ihre
gemeinschaft zu ziehen. Der Grund davon
icht zu errathen. In der Person des Pyr-
var der Monothelismus besiegt und überwun-
orden; diese Schmach sollte jetzt der Ue-
des heiligen Maximus zu der monotheliti-
Parthei wieder tilgen, und diese nun auch
Seits, durch ihren Triumph über den heiligen
ius, zugleich über Rom und den Katholicis
riumphiren.

. Sobald das Schiff, welches die drei neuen

stellte man ihn zuerst vor den Richterstuhl des Sacellarius, und auch des Senats. Von den Anklagen, die man gegen ihn erhob, übertraf immer eine die andere an Dummheit, Bosheit und Albernheit*). Während der Verhöre über die ihm angeschuldigten Staatsverbrechen ward er jedoch auch öfters über seinen Glauben befragt. Man sagte ihm, daß, wenn er mit der Kirche in Constantinopel in Gemeinschaft treten würde, der Kaiser ihn begnadigen, und die, wegen seiner gegen den Staat begangenen Verbrechen, auf welchen, nach den Gesetzen, die Todesstrafe stünde, über ihn verhängte Untersuchung niederschlagen wollte. In seinem Gefängnisse wurden daher zwischen ihm und den Bischöfen, mehrere Colloquien gehalten; auch Patricier und Senatoren kamen zu ihm, disputirten sich mit ihm herum, und gingen dann, bisweilen völlig beschämt, bisweilen auch wüthend vor Zorn wieder fort. Auch in der Art, wie man ihn behandelte, wurden allerlei Versuche gemacht, jetzt gab man ihm Geld, Lebensmittel und Kleidungsstücke, gleich darauf nahm man ihm wieder Alles ab, und ließ ihn beinahe erfrieren und Hungers sterben. Die Verfügung des Exils über ihn sollte eine neue Probe seyn. Maximus ward also sammt den beiden Anastasius nach Thracien verbannt, jedem aber ein anderer Ort der Verbannung angewie-

*) So z. B. ward er angeklagt, vor 16 Jahren Aegypten an die Sarazenen verrathen, bald darauf den Statthalter von Afrika zur Empörung ermuntert, und darin bestärkt, und endlich, durch Erzählung eines Traumes, den Pabst Theodor abgehalten zu haben, an Gregorius zu schreiben, und ihn zu ermahnen, von seiner Empörung gegen den Kaiser abzustehen; und noch mehr anderes ähnliches abgeschmacktes dummes Zeug.

sen, und der heilige Maximus auf das feste Schloß Bizya gebracht. Aber auch hieher folgte ihm beinahe auf dem Fuße der monothelitische Bischof Theodosius von Bithinien; gleich darauf kam auch noch ein anderer Theodosius an, und mit diesem ein gewisser Paulus. Beide waren kaiserliche Hofbeamten und, wie es sich von selbst versteht, in der Theologie stark bewandert. Das Disputiren ging also auch jetzt in Bizya auf das neue wieder an. Aber der Bischof von Bithinien, wie auch Paul und der andere Theodosius waren, wie es scheint, ziemlich vernünftige Männer; sie schüttelten öfters die Köpfe, sagten, die Sache sey sehr verwickelt, wußten dem heiligen Maximus nichts zu antworten, und kehrten, eben so klug als sie gekommen waren, wieder nach Constantinopel zurück. Eine Folge ihrer Sendung war, daß man den heiligen Maximus aus Bizya wieder nach Constantinopel, zwar nicht in die Stadt, aber in das nahe dabei gelegene Kloster Rege brachte. Der Kaiser hatte Anfangs befohlen, dem Maximus auf eine, seinem ehrwürdigen Alter, seinem anerkannten hohen Rufe, und seiner am kaiserlichen Hofe ehemals begleiteten Würde, angemessene Weise zu begegnen. Leider hatte diese schonende Behandlung bald ein Ende. Selbst die allernothwendigsten Bedürfnisse wurden ihm nicht gereicht. Zum Glücke, daß er an strenges Fasten gewöhnt war, und sein von Alter, Hunger, Blöße, Kälte, und der nun schon so lange anhaltenden Quälerei völlig abgezehrter Körper nur äußerst wenige Nahrung mehr bedurfte. Mehrere Conferenzen und Colloquien folgten nun schnell auf einander; besonders zeichneten sich die beiden Patricier, Epiphanes und Terilus dabei aus. Süße Worte und grobe Schmähungen, lockende Versprechungen und die fürchterlichsten Drohungen, schmeichelnde Ehrenbezeigungen und die niedrigsten Mißhandlungen wurden abwechselnd angewandt; und

wenn den Herren ihre Dialektik nicht mehr recht forthelfen wollte, schlugen sie mit Fäusten auf den heiligen Maximus, rauften ihm den Bart, spieen ihm in das Gesicht, traten ihn mit Füßen und zerrissen ihm die Kleider; und beinahe einmal hätte der Heilige unter diesen sehr handgreiflichen theologischen Demonstrationen den Geist aufgegeben, wäre nicht der Bischof Theodosius von Bithinien in das Mittel getreten, und hätte den Herren begreiflich gemacht, daß dieses eigentlich doch nicht die wahre Art sey, über Glaubensfragen sich gegenseitig zu verständigen. Endlich fiel man gar auf den Gedanken, den heiligen Maximus von den, nicht ferne von Constantinopel, im Lager stehenden Soldaten steinigen, oder in Stücken zerreißen zu lassen. Maximus ward nämlich zum zweitenmale nach Perbere verbannt. Der Weg dahin führte durch die Gegend, wo gerade jetzt das Heer lagerte. Unter den Soldaten und dem ganzen Heere verbreitete man nun geflissentlich das Gerücht, der Abt Maximus habe die Mutter des Herrn gelästert, und werde morgen oder übermorgen durch das Lager geführt werden. Aber die Soldaten, weit bessere Menschen, als ihr Kaiser und dessen Bischöfe, Patricier und Senatoren, glaubten die schändliche Verläumdung nicht. In dem ganzen christlichen Orient war Maximus seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit wegen berühmt. Schaarenweise gingen also die Soldaten, selbst auf Geheiß ihres christlichen Feldherrn dem ehrwürdigen Abt entgegen, empfiengen ihn mit der größten Ehrerbietung, begehrten seinen Segen, und riefen ihm zu: „Gott sey, heiliger Mann! deine Stütze und deine Krone.“ — Als aber die, um Maximus sich drängenden Haufen immer größer und zahlreicher wurden, und die Soldaten endlich laut murreten über die harte Behandlung des from-

men, gottesfürchtigen Abtes, suchte man ihn, so ei-lig als möglich, aus dem Lager wieder zu entfer-nen, und brachte ihn nun ungesäumt nach Perbera, dem Ort seiner Verbannung*).

5. Fruchtlos hatte jetzt beinahe schon andert-halb Jahre die monothelitische Parthei alle möglichen Experimente mit dem heiligen Maximus gemacht. Was aber ihre Wuth nun auf das Höchste ent-flammte, war, daß sie sehen mußte, wie die Stand-haftigkeit und das Ansehen des heiligen Mannes zahllose Rechtgläubige in ihrer Trennung von der

*) Bei den Soldaten, welche dem heiligen Maximus ent-gegen gingen, befanden sich auch selbst mehrere Tribu-nen, Centurionen und Fahnenträger, auch einige Prie-ster und Diaconen, welche im Lager den Gottesdienst versahen. Bei ihrer Ankunft warf der heilige Maximus sich auf die Knie, und betete einige Augenblicke; die Soldaten thaten das nämliche. Als der Heilige sich wieder erhoben hatte, bat man ihn mit allen Merkma-len der größten Ehrerbietung, sich niederzulassen; wor-auf einer aus der Schaar das Wort nahm, und zu ihm sagte: "Mein Vater! man wollte uns bereden, daß Ihr der jungfräulichen Mutter des Erlösers den Namen einer Mutter Gottes versagtet; wir beschwören Euch daher, hebet dieses Aergerniß." — Als Maximus dies hörte, warf er sich auf das neue wieder auf die Erde, hob die Hände und sprach, obgleich unter einem Strom von Thränen, mit vernehmbarer lauter Stimme: »Wer immer nicht bekennt, daß Maria, die heilige, hochbe-gnadigte Jungfrau, die Mutter Gottes, des Schöp-fers Himmels und der Erde ist, der sey verflucht vom Vater, vom Sohne und vom heiligen Geiste; von al-len himmlischen Mächten und allen Heiligen nun, und in alle Ewigkeit." — Thränen füllten jetzt die Augen aller Umstehenden, und von allen Seiten rief man ihm zu: "Ehrwürdiger Vater! welch großes Unrecht thut man Euch nicht an!"

Kirche von Constantinopel erhielt, und immer noch mehr darin bestärkte. Da die gottlosen Heuchler jetzt auch nicht einen Schein von Hoffnung mehr hatten, den heilgen Maximus für sich zu gewinnen, so ward in ihrem höllischen Rathe endlich der Untergang desselben beschlossen, und zwar mit jener, dem tückischen Verfolgungsgeiste jeder Sekte aller Zeiten stets eigenen Härte und Grausamkeit. Maximus und die beiden Anastasius wurden vor ein förmliches Concilium citirt. Dem zufolge brachte man eiligst die drei Gefangenen aus den Orten ihrer Verbannung wieder nach Constantinopel zurück. Das Concilium anathematisirte zuerst den heiligen Sophronius von Jerusalem, den heiligen Pabst Martin und alle, welche ihrer Lehre anhingen (das heißt, alle Rechtgläubige, mithin die ganze abendländische Christenheit.) Nachdem diese frevelhafte, oder vielmehr sacrilegische Posse vorüber war, wurden, zuerst Maximus und dessen Schüler Anastasius, und dann auch der ehemalige Apocrysiarius Anastasius herein geführt, und über alle drei, als hartnäckige Feinde der Kirche, das Anathema dreimal mit der größten Feierlichkeit ausgesprochen; aber damit nicht zufrieden, erklärte ihnen nun dies Afterconcilium, daß, nachdem jetzt ein canonisches Urtheil über sie ergangen, die Gerechtigkeit es noch fordere, daß sie ihrer Gottlosigkeit wegen auch nach den weltlichen Gesetzen bestraft würden, obgleich es gar keine, auch noch so grausame Strafe gebe, welche ihrem unerhörten Frevel angemessen seyn könnte. Ihre wahre Bestrafung wollte daher das Concilium dem e w i g e n R i c h t e r überlassen, mithin von der Strenge der Gesetze abweichen, sie nicht, wie sie es verdient, zum Tode verurtheilen; und gemeinschaftlich mit dem Senate sprachen nun die versammelten heuchlerischen Bischöfe folgendes

Urtheil: Maximus, dessen Schüler Anastasius
wie auch Anastasius, der ehemalige päbstliche
crysiarius in Constantinopel, sollen mit O
nen öffentlich gepeitscht und zerfleischt werden;
soll die Zunge, mit der er so viele Gottesl
gen schon ausgesprochen, aus dem Halse g
ten, die rechte Hand, mit welcher er nicht
gottlose Schriften verfertiget, abgehauen,
hierauf durch alle zwölf Quartiere der Stadt
Volke zur Schau und warnenden Beispiel h
geführt, dann auf ewig an die äußerste Gren
Reiches, in das rauhe Land der Lazier ver
und dort für die ganze Lebenszeit in Ketten
Banden gehalten werden. — Der anwesende S
präfekt ließ jetzt die Verurtheilten sogleich e
fen, und die grausame, unmenschliche Strafe
mit gleicher Grausamkeit und Unmenschlichkeit
ihnen vollzogen.

6. Am 8. Junius des Jahres 657 ka
Maximus und die beiden andern Kreuzträ
dem Lande der Lazier an. Sogleich wurden
einander getrennt; man nahm ihnen jetzt auch
das Wenige, was sie mitgebracht hatten, ab,
jedoch bei Maximus nichts, als eine Nadel
etwas Faden. Maximus sollte nach dem, nc
ter entfernten Bergschloß Schemari gebracht
den; aber der, nunmehr 77jährige, grausa
fleischte und verstümmelte, von der langen
den härtesten Entbehrungen zurückgelegten Re
lig erschöpfte und kaum mehr athmende Grei
mehr weder auf einem Pferde sich halten,
Erschütterung eines Wagens ertragen, und
weniger einen Weg von mehrern Meilen
zurücklegen. Auf einer, aus Weiden gefl
Bahre mußte er dahin getragen werden. Al

jetzt seinen Leiden ein Ende. Für den Na-
su hatte er gekämpft, geblutet, und alles er-
. Unüberwunden war er in dem heißen Kampf
n, und seiner harrte nun auch die Krone
:gers. Den Mönch Anastasius, des heiligen
us Schüler, rief Gott schon im folgenden
Julius zu sich, und drei Wochen darauf,
am 13. August 657, starb auch der heilige
us. Den Tag seines Todes hatte er vor-
gt, und an demselben feiert auch jetzt noch
che jährlich sein Andenken.

Anastasius, der Apocrysiarius lebte noch
e in seiner Verbannung; anfänglich, von Al-
:blößt, in dem größten Elende. Aber ein
Befehlshaber, Namens Gregorius ward in
nd geschickt. Mit der Ankunft desselben än-
ch auch die Lage des Anastasius. Gregor
:lte ihn mit großer Liebe, versetzte ihn in ein
und sorgte für alle seine Bedürfnisse. Ge-
n Monothelismus und die Anhänger dieser
e, verfertigte er, obgleich die rechte Hand
'gehauen war, dennoch, beinahe wunderbarer
eine Menge gründlich durchdachter Schriften.
n Rumpfe des vordern Arms ließ er zwei
Stäbe, und zwischen diesen eine Feder befe-
und schrieb nun mit der nämlichen Leichtig-
iit welcher er auch vor seiner Verstümmelung
ben hatte. Beide Anastasius werden eben-
on der Kirche den Heiligen beigezählt.

. Obgleich von den Schriften des heiligen
ius der größte Theil verloren gegangen, so
ch verschiedene derselben auch noch auf uns
nen; unter andern auch sein Buch von der



Constantinopel, ihm auf dem Patriarc
folgt. In Ansehung des Sterbjahres d
chen Petrus sind die Meinungen getheil
nennen das Jahr 656, Andere das Jah
streitig eine an sich höchst gleichgültige
aber jetzt dadurch einige Bedeutsamkeit e
wenn man dieses Sterbjahr mit Gewißh
teln könnte, auch alle Zweifel verschwind
ob Thomas ein rechtgläubiger, wie P
oder ein monothelitischer Bischof, wie
behauptet *), gewesen sey. Wäre des
Thomas Synodalschreiben an den Pab
nach Rom gekommen; so würde dasselb
die Frage am besten zu entscheiden im S
so wie auf der andern Seite, wenn das
wirklich des Patriarchen Petrus Sterbja
wäre, obige Frage sich von selbst würde
ten können, indem in diesem Falle Th
im demselben Jahre den Patriarchenstuhl

---

*) Pagius beruft sich auf die Verhandlungen d
gen 6. ökumenischen Conciliums in Constan
ches die Beweise der Rechtgläubigkeit des

:hin dem gegen den heiligen Maximus gehaltenen ncilium in Constantinopel beigewohnt, und höchst hrscheinlich sogar den Vorsitz bei einem Conci- n geführt hätte, das durch seine Beschlüsse den hren Glauben zu stürzen und den Irrthum auf Thron zu erheben suchte, das ferner Päbsten, chöfen und Aebten von anerkannter Heiligkeit das ithema sprach, und endlich gar, mit schwerer itschuld sich belastend, das von dem Senat ge- den heiligen Maximus und dessen Schüler aus- rochene, eben so ungerechte als unmenschliche Ur- l feierlichst sanktionirte. Wie aber auch übrigens m diesem seyn möchte; so wäre es gewiß immer schwer zu erklären, wie zu einer Zeit, wo der ser, dessen vornehmste Beamten, der ganze Se- , und überdies alle Hofbischöfe, Hofkapläne Hofprediger dem Monotheli̇smus hartnäckig an- igen, plötzlich ein Rechtgläubiger auf den erle- en Patriarchenstuhl hätte erhoben werden können.

XXV.

1. Nach der Gefangennehmung und Hinweg- ung Martins I. übernahmen in der Abwesenheit lben der Archypresbiter, der Archidiacon und der micerius Notariorum die Verwaltung der römi- n Kirche. Indessen drang der Hof von Con- tinopel immer hartnäckiger auf eine neue Pabst- l. Fünfzehn Monate widersetzte sich die röm. Geistlichkeit der Forderung des Kaisers. Aber war zu befürchten, daß Constans endlich aus ner Machtvollkommenheit einen Pabst ernennen, wahrscheinlich einen seiner monothelitischen Bi-

schöfe auf den römischen Stuhl erheben möchte. U
ein so bejammernswerthes Schisma zu verhin
fügte sich endlich die römische Geistlichkeit den Z
dringlichkeiten des Kaisers, und Eugenius, e
geborner Römer, ward, eigentlich nicht zum Pab
sondern blos zum einstweiligen Verweser des ob
sten Kirchenregiments erwählt. Das Pabstthum d
Eugenius beginnt also erst mit dem Tode Ma
tins I. und da auch Eugenius schon an dem ers
Junius des Jahres 657 starb, so beschränkt sich di
eigentliche Dauer seiner päbstlichen Regierung bl
auf die Spanne Zeit von zwei Jahren und einig
Monaten.

2. Merkwürdiges weiß die Geschichte nich
von diesem Pabste zu erzählen; außer daß seine Le
gaten in Constantinopel, bethört durch die, von dem
Kaiser ihnen erwiesenen Ehrenbezeugungen, in die
ihnen gelegte Schlinge geriethen, ein verworrenes
und geschraubtes Glaubensbekenntniß, das ihnen der
Patriarch Petrus übergab, für orthodox hielten,
und mit demselben in Kirchengemeinschaft traten.
Diesen Schritt seiner Legaten mißbilligte jedoch der
Pabst im höchsten Grade, und als das Synodal
schreiben, in welchem der Patriarch Petrus seine
Erhebung dem Pabst kund that, ein eben so gedreh
tes, erkünsteltes und zweideutiges Glaubensbekennt
niß enthielt, und dieses, dem Herkommen gemäß
in der Kirche zu St. Maria ad Präsepe, (heut zu
Tage Santa Maria Maggiore) in Gegenwa
der Geistlichkeit und des versammelten Volkes vor
gelesen ward, stieg der Unwille darüber bei den
Letztern auf einen solchen Grad, daß es dem Pab
nicht gestattete, das heilige Opfer darzubringen, als
bis er das unlautere Glaubensbekenntniß verdamm

d verworfen hatte *). Der Bibliothekar Anasta-
s rühmt ungemein des Pabstes Eugenius ausge-
chnete Frömmigkeit und hohe Tugenden, mit wel-
n jedoch, wie es uns wenigstens scheint, und wir
frichtig gestehen müssen, der von dem heiligen

*) In der Glaubensformel, welche der Patriarch Petrus den päbstlichen Legaten in Constantinopel vorgelegt, und dann auch an den Pabst nach Rom geschickt hatte, suchte derselbe die beiden einander geradezu widerstrebenden Lehren der Katholiken und Monotheliten, mit Hülfe äußerst dunkler, verworrener und zweideutiger Ausdrücke mit einander zu vereinigen. Mit den Letztern nahm er daher in Jesu Christo einen Willen, und dann auch mit den Katholiken wieder zwei Willen an. Den einen Willen der Monotheliten nannte er voluntatem substantialem (substantiellen, wesentlichen Willen) und die zwei Willen der Katholiken voluntates naturales (natürliche Willen) so daß aus diesen zwei natürlichen Willen nur ein einziger, nämlich der substantielle Wille, gebildet werde. Das Sinnlose dieser Lehre läßt sich mit Händen greifen, denn auf diese Weise müßte der göttliche Wille, um mit dem menschlichen Willen in einem dritten zu verfließen, und sich zu vermengen, nothwendig Etwas von seiner Göttlichkeit verlieren, und eben so viel von dem menschlichen Willen dafür annehmen, und dieser hingegen ebenfalls von dem menschlichen etwas ablegen, und eben so viel göttliches dafür aufnehmen; und so wäre dann in Jesu Christo, welchem der Monothelit drei Willen beilegt, eigentlich weder ein ganz rein göttlicher, noch ganz menschlicher Wille; mithin Er Selbst auch weder vollkommen wahrer Gott, noch vollkommen wahrer Mensch. — — Wenn, um einen groben Irrthum zu begründen, menschliche Spitzfindigkeit sich erschöpft, und ihre höchste Stufe erklimmt hat; dann wird sie, wie die Philosophen aller Zeiten es bewiesen haben, wahrer, platter, nackter Unsinn, der aber alsdann, um seine Blöße zu bedecken, sich hinter eine recht breite, verworrene und unverständliche Darstellung zu verstecken sucht.



*) Pabst Eugenius war sehr freigebig un
wohlthätig gegen die Armen, unter de
Gaben stets mit vollen Händen austh
Menschenfurcht kann also die einzige Urs
seyn, warum er den heiligen Martin, i
noch immer das, von Gott gesalbte, geh
haupt der Christenheit erblicken mußte, i
bannung ohne alle und auch die mindest
Aber Menschenfurcht geziemt auch nicht
sten und niedrigsten Jünger Jesu, viel w
Apostel, und gewiß also am allerwenig
nem Fürsten der Apostel. Indessen
hoffen, und uns damit beruhigen, daß a
andere, gar nicht zu errathende Umständ
seyn können, welche den Pabst Eugeni
das erste und süßeste Gebot Jesu, näml
bot der Liebe gegen den heiligen Martin
Wahrscheinlich hatte Gott, um seinen t
Martin nachher in der Ewigkeit desto m
herrlichen, demselben das Maas seiner
derruflich zugemessen; und so könnte dann
Eugenius, den die Kirche den Heiligen
von dessen Tugenden sie allen Geschlechter
sehr wohl während seines Gebetes eine i
barung geworden seyn, welche es ihm
hierin den weisen, erbarmungsvollen A
Vorsehung vorgreifen zu wollen.

des Eugenius, bestieg Vitalianus aus Segni, einer bischöflichen Stadt in Campanien den römischen Stuhl. Nach dem, von jeher bestehenden Brauch ordnete er sogleich Legaten nach Constantinopel, um seine Wahl und Consecration dem Kaiser zu melden. Constans empfieng die päbstlichen Legaten mit ungemeiner Freundlichkeit; und als sie wieder nach Italien zurückkehrten, schickte er durch sie dem heiligen Petrus in Rom ein ganz ungewöhnlich reiches Geschenk, ein nämlich durchaus in goldenen Buchstaben geschriebenes Evangelienbuch, dessen Einband mit einer Menge der kostbarsten Edelsteinen von ausnehmender Größe besetzt war. Constans wußte, daß sein, an dem heiligen Pabst Martin geübter, grausamer Frevel, auf die ganze abendländische Christenheit einen, für ihn höchst nachtheiligen Eindruck gemacht hatte; um diesen, so viel als möglich, nach und nach wieder auszulöschen, machte er jetzt das erwähnte Geschenk, und heuchelte gegen Rom eine Willfährigkeit, die seinem verdorbenen Herzen durchaus fremd war.

4. Unter dem Pontificat des Vitalianus kam Kaiser Constans nach Rom. An der Spitze seiner ganzen zahlreichen Geistlichkeit, ging der Pabst demselben entgegen, und empfieng ihn mit allen, seiner hohen Herrscherwürde gebührenden Ehrenbezeigungen. Auch der Kaiser erwies sich in seinem Aeußern ungemein freundlich gegen den Pabst, machte auch den Kirchen mehrere Geschenke, ließ sich aber solche bald darauf zehen- und hundertfach wieder bezahlen; denn ein paar Tage vor seiner Abreise plünderte er alle Kirchen rein aus, ließ sogar sämmtliches, darin befindliche Metall hinwegnehmen, und raubte der Stadt Rom alle ihre noch übrigen Kunstschätze; so daß sein Besuch für die Römer beinahe eben so

verderblich war, als jener, welchen ihnen einst der arianische Vandalen-König Genserich im Jahre 561 gemacht hatte. Constans ging hierauf nach Sicilien, um dort, nachdem er die Insel zu Grunde gerichtet hatte, wie der Leser schon weiß, sich im Bade mit einem Wassereimer das Gehirn entzwei schlagen zu lassen.

5. Um den römischen Stuhl zu kränken, hatte Constans, während der Gefangenschaft des Pabstes Martin, eine Verordnung erlassen, welche den Bischof Maurus von Ravenna und dessen Nachfolger von der Gerichtsbarkeit des heiligen Stuhles frei sprach. Dieses Edict hatte Maurus nun wirklich geltend gemacht, und behauptete jetzt eine völlige Unabhängigkeit von dem römischen Stuhle. Vitalianus wollte ihn wieder zu seiner Pflicht zurückführen; als er nicht gehorchte, schleuderte der Pabst gegen ihn den Bannstrahl, und nun erfrechte sich Maurus, auch seiner Seits das Oberhaupt der Kirche mit dem Bann zu belegen. Erst in dem Jahre 677 unterwarf die Kirche von Ravenna sich wieder dem römischen Stuhle.

6. Nach der, im Jahr 668 erfolgten Ermordung des Kaisers Constans zu Syrakus, erzeigte Pabst Vitalianus dem Sohne und Nachfolger desselben, Constantin, während der Unruhen in Sicilien, sehr wesentliche Dienste, und machte dadurch den jungen, ohnehin den Monotheliten abgeneigten Fürsten den Rechtgläubigen nur noch günstiger. Leider, erntete Vitalianus nicht mehr die Früchte der jetzt für die Kirche so glücklichen Regierungsveränderung; denn er starb am 27. Jänner 672, nachdem er ungefähr fünfzehn Jahre, mit Tauben-Ein-

falt und Schlangen-Klugheit, der Kirche des Sohnes Gottes vorgestanden hatte.

7. Nur zwei Monate und dreizehn Tage blieb der päbstliche Stuhl unbesetzt, und Adeodatus, oder Deodatus, ein geborner Römer ward von der Geistlichkeit, mit der Genehmigung des Kaisers darauf erhoben. Er war ein Benedictiner-Mönch und sehr frühe in das Kloster zum heiligen Erasmus auf dem Berge Celius getreten, wo er während der ganzen Zeit seines Mönchstandes, durch aufrichtige Frömmigkeit und eine ganz besondere Herzensgüte, unter allen übrigen Brüdern sich auszeichnete. Bei seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl ward daher von ihm auch die Roga sehr bedeutend erhöhet und vermehrt. Man nennt Roga das Geschenk an Gelde, welches dem Volke, bei der Erhebung eines Pabstes, gereicht wird. Dieser schöne Gebrauch, wodurch jeder neue Pabst den Antritt seiner Regierung mit einem Akt der Milde und Freigebigkeit bezeichnet, besteht auch noch bis auf den heutigen Tag.

8. Das Pontificat dieses Pabstes war nicht von sehr langer Dauer, und beschränkt sich blos auf vier Jahre und einige Monate. Auf uns gekommen ist von ihm nichts, als eine berühmte Bulle, in welcher er dem, der Abtei zum heiligen Martin von Tours, von dem Erzbischofe Chrodobert von Tours ertheilten Privilegium, wodurch sie der Gerichtsbarkeit des Diöcesanbischofes entzogen wird, die päbstliche Bestätigung ertheilte. Indessen, wie es scheint, war dieser heilige Pabst von dergleichen Exemtionen kein allzugroßer Freund. In seiner, in Form eines Diploms gegebenen Bulle, sagt Adeodat, daß er anfänglich großes Bedenken getragen,

ein Gesuch zu genehmigen, das, dem Herkommen und den Ueberlieferungen der Kirche zuwider, Klöster der Gewalt und nöthigen Aufsicht der Bischöfe entziehe, blos in Rücksicht auf die von dem Erzbischofe von Tours und den übrigen gallischen Bischöfen eingereichten Vorstellungen, und aus Achtung für die, von dem Könige zu Gunsten dieses Klosters ausgestellte Urkunde, habe er sich bewogen gefunden, eine Ausnahme zu machen, und dem Abte des Klosters zum heiligen Martin von Tours seine Bitte zu bewilligen *).

*) Dergleichen, den Abteien und Klöstern ertheilte Freiheitsbriefe finden wir schon sehr frühe, und zwar in dem Orient noch früher als in dem Abendlande; denn dort wurden schon im vierten Jahrhundert die zahlreichen Klostergemeinden zu Tabene ganz allein von dem heiligen Pachomius regiert; so wie im fünften Jahrhundert das berühmte Kloster von Lerins blos unter seinem Abt stand; so daß der Bischof von Frejus nur die Geistlichen in demselben zu ordiniren hatte. Die ältesten von den Päbsten ertheilten Freiheitsbriefe sind jene des Pabstes Hormisda im Anfange des sechsten Jahrhunderts, und unter welchen sich einer befindet, welchen dieser Pabst auf Bitten des heiligen Cäsarius von Arles bewilligte. Diese Exemtionen vermehrten sich ungemein in dem sechsten Jahrhundert, und wie es aus den Zeugnissen Gregors des Großen erhellt, waren die Päbste damals schon gewöhnt, dergleichen Freiheiten zu ertheilen. Er selbst ertheilte mehrere derselben, sowohl an Klöster und Abteien in Italien, als auch in Frankreich. Diese Exemtionen wurden größtentheils bewilliget auf Bitten frommer Bischöfe selbst, daher sie auch die päbstlichen Bullen oder Diplomen zu unterzeichnen pflegten, um durch diese Unterschriften ihrer Seits ihre vollkommene Beistimmung zu beurkunden. Auch auf Begehren der Monarchen, oder anderer, durch Rang und hohe Würden, ausgezeichneten Laien

wurden sie bewilliget, besonders für die, von solchen erlauchten Personen selbst gestifteten Klöster; und es geschah z. B. blos auf Bitte der Königin Brunhilde, daß selbst Gregor der Große die berühmten drei Freiheitsbriefe der Stadt Autun ertheilte. — Auch in den folgenden Jahrhunderten vermehrten sich noch immer diese, Abteien und Klöstern gegebenen Exemtionen. Aber in neuern Zeiten fing man an, desto mehr über sie zu klagen, große Einwendungen dagegen zu erheben, und sie, als der Zucht und dem Herkommen der Kirche zuwider, heftig zu bestreiten. Indessen war es aber ja doch die Kirche selbst, nämlich es waren Päbste und Concilien, die dergleichen Freiheiten ertheilt hatten; die Kirchenzucht ward dadurch keinesweges gefährdet, und noch weniger die so durchaus nothwendige, hierarchische Unterordnung gestört; im Gegentheil ward durch diese Freiheiten der Eifer frommer Klostermänner nur noch mehr geweckt, und ihre Klöster, worauf es vorzüglich hier ankam, wurden gegen Bedrückungen und willkührliche Eingriffe neidischer und schelsüchtiger Bischöfe, wovon besonders in Spanien die toledanischen Concilien sprechende Beweise liefern, in Sicherheit gestellt. Ueberhaupt wird man nicht finden, daß solche Exemtionen die Unzufriedenheit wahrhaft frommer, durch Heiligkeit ausgezeichneter Bischöfe erregten, im Gegentheil waren es gerade diese, welche sie öfters für Klöster und Abteien ihrer Diöcesen in Rom nachsuchten; und wenn der heilige Bernhard seine Stimme dagegen erhob; so klagte er nur über die, zu seiner Zeit davon gemachten Mißbräuche, da einige Aebte den Versuch wagten, solche Freiheiten für sich und ihre Klöster mit Geld zu erkaufen. Nur diesen und ähnlichen Unfug rügte der heilige Bernhard, und die, auf langem kirchlichen Herkommen gegründeten, und dem dabei beabsichtigten Zweck der Kirche vollkommen entsprechenden Exemtionen wollte und konnte er um so weniger bestreiten, da der Orden der Cisterzienzer, dem er angehörte, eben dieselbe Freiheit genoß. Gegen die Sache selbst klagte der heilige Bernardus eben so wenig, als bis dahin wahrhaft erleuchtete Bischöfe, oder gelehrte, aber dabei auch fromme Theologen geklagt

ser die schädlichen Folgen aller, bisher noch gemachter Versuche, die Monophysiten zu vereinigen; die Spaltung sey dadurch stets nur noch größer, den Ungläubigen noch mehr Aergerniß und Anstoß gegeben worden. Der Kaiser äußert hierauf den Wunsch, daß die Vorsehung es doch bald so fügen möchte, daß sämmtliche Bischöfe der Christenheit zusammen treten könnten, um dem, die Kirche spaltenden Streit ein Ende zu machen, und den wahren Glauben, nach den Entscheidungen der fünf Concilien und den Aussprüchen der bewährtesten heiligen Kirchenväter festzustellen. Da dieses aber, fährt der Kaiser fort, jeßt nicht wohl möglich ist*),

---

*) Worin dieses Hinderniß bestand, ist nicht leicht zu errathen. Wahrscheinlich bezieht es sich auf die Bischöfe in den, der Herrschaft der Sarazenen unterworfenen Ländern, Syrien, Aegypten und Palästina. Dieser Umstand konnte allerdings eine Versammlung aller morgenländischen Bischöfe erschweren, wäre aber demungeachtet dennoch zu heben gewesen; denn ganz gewiß würde der Kaliph, der den Christen ihre, durch Erdbeben gestürzte Kirche in Edessa, auf seine Kosten wieder neu hatte aufbauen lassen, der Abreise jener Bischöfe, sobald man ihm den Zweck derselben nur ganz gerade und unumwunden vorgelegt hätte, keine Hindernisse gesetzt haben. Man muß es gestehen, die Sarazenen und auch nachher die Türken, Seldschiucken wie osmanische Türken haben zwar zu allen Zeiten, bald mehr, bald weniger, jedoch stets auf geradem Wege, am hellen Tage und nie nach julianischer Manier, die Katholiken gedrückt, ihnen ihre Kirchen hie und da genommen, dieselben geplündert, beraubt, Geld von denselben erpreßt. Alles dies haben Sarazenen und Türken gethan; aber demungeachtet kann man ihnen deßwegen doch nicht sehr böse seyn; denn geschah nicht auch das Nämliche und noch weit mehr, selbst unter unsern Augen in dem christlichen Europa, und sogar in ehemals ganz erzkatholischen Ländern? Aber

so bitte er den Pabst, einige, in der Lehre des Heils und den heiligen Schriften gründlich unterrichtete Männer nach Constantinopel zu senden, die zugleich auch alle hierzu nöthigen Bücher und Schriften mitbringen möchten, um die im Streit liegende Frage gemeinschaftlich mit den beiden Patriarchen, Theodor von Constantinopel und Macarius von Antiochien zu untersuchen und auch zu entscheiden. Der Kaiser verspricht ihnen freundliche und ehrenvolle Aufnahme, und daß, wenn auch die Vereinigung nicht zu Stande kommen würde, sie dennoch unbelästiget und in voller Sicherheit wieder sollten zurückkehren können. Sendet uns also, fügt der Kaiser hinzu, drei Legaten von Eurer Kirche, oder auch mehrere, wenn Ihr es für

---

was unstreitig Sarazenen und Türken zur größten Ehre gereicht, ist, daß sie bei allem politischen Druck, doch nie auch einen kirchlichen Druck ausübten, sich nie in die innere Verwaltung rein kirchlicher Angelegenheiten mischten. In den Ländern des Großsultans konnte von jeher z. B. der Bischof von Babylon ungestört an das Oberhaupt der Christenheit nach Rom schreiben, Hirtenbriefe an seine, ihm untergeordneten Geistlichen erlassen, seiner Gemeinde Bet- und Fasttage ordnen, die allenfalls unter ihr herrschenden Laster in väterlichen Pastoralschreiben rügen, solche mit Kirchenstrafen belegen und die Verirrten zur Haltung der Gebote Jesu ermahnen und anhalten. Alles dies konnte und kann er thun, ohne daß er dazu das placet weder eines Pascha's noch des Divans in Constantinopel, oder gar des Großsultans bedarf, und ohne daß es je noch einem Commis in dem Büreau irgend einer türkischen Regierung eingefallen wäre, über dergleichen bischöfliche Hirtenbriefe und Pastoralschreiben sich zum Censor aufwerfen zu wollen. — Die Türken sind keine so üble Leute, als man glaubt; sie haben manches Gute, das auch bei uns Anerkennung und Nachahmung zu finden verdiente!

ser die schädlichen Folgen aller, bisher noch gemachter Versuche, die Monophysiten zu vereinigen; die Spaltung sey dadurch stets nur noch größer, den Ungläubigen noch mehr Aergerniß und Anstoß gegeben worden. Der Kaiser äußert hierauf den Wunsch, daß die Vorsehung es doch bald so fügen möchte, daß sämmtliche Bischöfe der Christenheit zusammen treten könnten, um dem, die Kirche spaltenden Streit ein Ende zu machen, und den wahren Glauben, nach den Entscheidungen der fünf Concilien und den Aussprüchen der bewährtesten heiligen Kirchenväter festzustellen. Da dieses aber, fährt der Kaiser fort, jetzt nicht wohl möglich ist*),

*) Worin dieses Hinderniß bestand, ist nicht leicht zu errathen. Wahrscheinlich bezieht es sich auf die Bischöfe in den, der Herrschaft der Sarazenen unterworfenen Ländern, Syrien, Aegypten und Palästina. Dieser Umstand konnte allerdings eine Versammlung aller morgenländischen Bischöfe erschweren, wäre aber demungeachtet dennoch zu heben gewesen; denn ganz gewiß würde der Kaliph, der den Christen ihre, durch Erdbeben gestürzte Kirche in Edessa, auf seine Kosten wieder neu hatte aufbauen lassen, der Abreise jener Bischöfe, sobald man ihm den Zweck derselben nur ganz gerade und unumwunden vorgelegt hätte, keine Hindernisse gesetzt haben. Man muß es gestehen, die Sarazenen und auch nachher die Türken, Seldschucken wie osmanische Türken haben zwar zu allen Zeiten, bald mehr, bald weniger, jedoch stets auf geradem Wege, am hellen Tage und nie nach julianischer Manier, die Katholiken gedrückt, ihnen ihre Kirchen hie und da genommen, dieselben geplündert, beraubt, Geld von denselben erpreßt. Alles dies haben Sarazenen und Türken gethan; aber demungeachtet kann man ihnen deßwegen doch nicht sehr böse seyn; denn geschah nicht auch das Nämliche und noch weit mehr, selbst unter unsern Augen in dem christlichen Europa, und sogar in ehemals ganz erzkatholischen Ländern? Aber

bitte er den Pabst, einige, in der Lehre des Heils
id den heiligen Schriften gründlich unterrichtete Män-
r nach Constantinopel zu senden, die zugleich auch
le hierzu nöthigen Bücher und Schriften mitbringen
öchten, um die im Streit liegende Frage gemein-
)aftlich mit den beiden Patriarchen, Theodor von
onstantinopel und Macarius von Antiochien zu
itersuchen und auch zu entscheiden. Der Kaiser ver-
richt ihnen freundliche und ehrenvolle Aufnahme,
id daß, wenn auch die Vereinigung nicht zu Stande
mmen würde, sie dennoch unbelästiget und in voller
)icherheit wieder sollten zurückkehren können. Sen-
t uns also, fügt der Kaiser hinzu, drei Legaten von
urer Kirche, oder auch mehrere, wenn Ihr es für

---

was unstreitig Sarazenen und Türken zur größten Ehre gereicht, ist, daß sie bei allem politischen Druck, doch nie auch einen kirchlichen Druck ausübten, sich nie in die innere Verwaltung rein kirchlicher Angelegenheiten mischten. In den Ländern des Großsultans konnte von jeher z. B. der Bischof von Babylon ungestört an das Oberhaupt der Christenheit nach Rom schreiben, Hirtenbriefe an seine, ihm untergeordneten Geistlichen erlassen, seiner Gemeinde Bet- und Fasttage ordnen, die allenfalls unter ihr herrschenden Laster in väterlichen Pastoralschreiben rügen, solche mit Kirchenstrafen belegen und die Verirrten zur Haltung der Gebote Jesu ermahnen und anhalten. Alles dies konnte und kann er thun, ohne daß er dazu das placet weder eines Pascha's noch des Divans in Constantinopel, oder gar des Großsultans bedarf, und ohne daß es je noch einem Commis in dem Büreau irgend einer türkischen Regierung eingefallen wäre, über dergleichen bischöfliche Hirtenbriefe und Pastoralschreiben sich zum Censor aufwerfen zu wollen. — Die Türken sind keine so üble Leute, als man glaubt; sie haben manches Gute, das auch bei uns Anerkennung und Nachahmung zu finden verdiente!

gut findet, und mit diesen, aus Euerm Concilium*), noch zwölf Bischöfe mit Einschluß der Metropoliten. Constantin schließt endlich sein Schreiben, indem er den Pabst in Kenntniß setzt von den Befehlen, die er seinem Exarchen in Italien ertheilt habe. Derselbe war nämlich von dem Kaiser beauftragt worden, für die nach Constantinopel gehenden Legaten und Bischöfe alle nur mögliche Sorgfalt zu tragen, ihnen das nöthige Reisegeld zu reichen und, wenn die Umstände es erfordern sollten, sogar auch einige Kriegsschiffe zu ihrer Bedeckung ihnen mitzugeben.

3. Als Constantins Brief in Rom ankam, lag Pabst Domnus schon in der St. Peterskirche in der Gruft, und Agatho saß auf dem Stuhle des Fürsten der Apostel (679.) Er war aus Sicilien gebürtig, und vor seiner Erhebung Mönch gewesen. Der hervorspringende Zug in seinem Charakter, oder vielmehr das Element desselben war eine ganz ungemeine, wahrhaft himmlische Sanftmuth; und da der Sanftmüthige stets das Reich Gottes in seinem Busen trägt, so war auch zu jeder Zeit eine ganz ungewöhnliche, nie getrübte Heiterkeit über dem Gesicht und dem ganzen Wesen dieses Pabstes verbreitet.

3. Pabst Agatho säumte nicht, dem frommen Wunsche des Kaisers zu entsprechen. Er schrieb an alle abendländische Kirchen, nämlich an die Kirche in Frankreich, in England, Spanien und Italien, befahl den Bischöfen, sich unverzüglich in Provinzial-Concilien zu versammeln, uvd in denselben über die,

*) Nach der damaligen Sprache der Orientalen hießen die Synoden aller abendländischen Bischöfe das Concilium des Pabstes.

von den Monotheliten erregte Streitfrage ihre Meinung und ihren Glauben auszusprechen; worauf alsdann jedes Concilium aus seiner Mitte einen Abgeordneten nach Rom schicken sollte, um als Repräsentant seiner Kirche dem dort, unter dem Vorsitze des Pabstes selbst, zu haltenden Concilium beizuwohnen. Alle diese, von dem Pabste angeordneten Concilien wurden noch in demselben Jahre (679) gehalten. Das Concilium in Frankreich sandte die Bischöfe von Arles, Toul und Toulon nach Rom *). Gar gerne hätte der Pabst auch den Erzbischof Theodorus von Cantorburi als Repräsentant der Kirche von England in Rom gesehen; nicht blos weil er von dessen Gelehrsamkeit sich vieles versprach, sondern vorzüglich, weil er wahrscheinlich den Theodorus, der, aus Cilicien gebürtig, ein Grieche war, nach Constantinopel zu schicken im Sinne hatte. Aber die Verhältnisse seiner Kirche erlaubten dem Theodor nicht, sich lange von derselben zu entfernen; er lehnte also die Einladung ab; und da gerade der heilige Wilfrid von York, der im vorigen Jahre den Friesen in Nord-Deutschland das Evangelium geprediget hatte, sich jetzt in Rom befand, so repräsentirte dieser bei dem römischen Concilium die englische Kirche.

5. Im folgenden Jahre darauf (680) versammelte nun auch der Pabst ein Concilium in Rom. Hundert und fünf und zwanzig Bischöfe waren auf demselben gegenwärtig. Die Irrlehre der Monotheliten ward auf das neue verdammt, und die wahre, auf den Entscheidungen der fünf ökumenischen Concilien und den klaren Aussprüchen vieler der vorzüglich-

---

*) Sie hießen Felix, Adeodat und Taurinus.

sten heiligen Kirchenväter gegründete Lehre abermals festgestellt. Der Pabst und das Concilium ernannten hierauf, der Erstere seine Legaten, das Andere seine Abgeordneten nach Constantinopel. Zu päbstlichen Legaten wurden ernannt Theodorus, Georgius, Johannes und Constantinus; die beiden erstern waren Priester, und von den zwei letztern war der eine Diacon, der andere Subdiacon der römischen Kirche. Die von dem Concilium abgeordneten Bischöfe waren Abundantius von Porto, und dann die Bischöfe von Regio und Paterne, welche gleichen Namen führten und beide Johannes hießen. Von den Aktenstücken dieses Conciliums ist nichts auf uns gekommen, als die beiden Schreiben, nämlich des Pabstes und des Conciliums an den Kaiser. Das erstere enthält die Lehre der Kirche von der allerheiligsten Dreifaltigkeit und dem hochheiligen Geheimniß der Menschwerdung, besonders in Beziehung auf die bestrittene Frage von *Einem* oder zwei Willen in Jesu; worauf alsdann eine bestimmte, auf Stellen aus der heiligen Schrift und den Schriften heiliger Kirchenväter, so wie auch auf Entscheidungen der Päbste begründete Verdammung der monothelitischen Irrlehre folgt. Der Pabst sagt bei dieser Gelegenheit, daß, seit der Gründung des Christenthums, der römische Stuhl, Kraft der, dem heiligen Petrus von Jesu Christo gegebenen Verheißung, sich (in Glaubenssachen) noch niemals geirret, noch nie den Weg der Wahrheit verlassen hätte *) — Das Schreiben des Conciliums an den

*) Eine Rechtfertigung mehr für den verstorbenen Pabst *Honorius*, dessen Briefe in dieser Glaubensangelegenheit, und zwar alle ohne Ausnahme, wirklich, wie der gelehrte Cardinal *Bellarmin* sich ausdrückt, lauter epistolae catholicissimae sind.

Kaiser ist ungefähr desselben Inhalts. Die Bischöfe entschuldigen sich darin über ihren Mangel an Wissenschaft und Beredtsamkeit. Die unruhigen, gefahrvollen Zeiten, sagen die Bischöfe, und die unaufhörlichen Streifereien der Barbaren, welche die Kirchen plündern, deren Diener in das äußerste Elend versetzen, und sie zwingen, von *ihrer Händearbeit zu leben*, erlauben es uns zwar nicht, große Fortschritte in den Wissenschaften zu machen; aber demungeachtet, und ob wir gleich aller Güter dieser Welt beraubt sind, haben wir doch das höchste und kostbarste Gut, nämlich den wahren Glauben, und die Ueberlieferungen unserer Kirchen ungetrübt zu erhalten gewußt; dieses einzige Gut ist uns geblieben, für welches wir auch jeden Augenblick zu sterben bereit sind. Die Bischöfe legen hierauf dem Kaiser ihr Glaubensbekenntniß vor, das durchaus ein gründliches Studium der Schriften der Kirchenväter, und jene gesunde Logik verräth, die in einer gedrängten Reihe bündiger Schlüsse und Folgerungen den Irrthum in seiner ganzen Richtigkeit darstellt. Endlich bemerken die Bischöfe auch dem Monarchen, daß sie ihren Abgeordneten die ausdrückliche und bestimmte Weisung gegeben hätten, die in Frage gestellte Glaubenslehre nicht als etwas noch *Ungewisses* zu betrachten, erst noch lange zu untersuchen, und darüber zu disputiren, sondern blos die, darüber von den Päbsten, dem römischen Concilium und den davon abhängenden Synoden*) einstimmig festgestellte Lehre ganz einfach vorzulegen und zu erklären. Uebrigens ist das Schreiben des Conciliums in einem Styl abgefaßt, dessen verwor-

*) Nämlich von den Concilien aller abendländischen Kirchen.

rene Weitschweifigkeit, in Verbindung mit den häufigen, bis zum Ermüden vorkommenden Wiederholungen, freilich der Bischöfe Klage über Mangel an Beredtsamkeit so ziemlich zu rechtfertigen scheint.

6. Ungemein erfreulich und ehrenvoll war die Aufnahme der römischen Deputirten in Constantinopel. Der Kaiser empfieng sie in dem großen, dem heiligen Petrus geweihten Oratorium seines Palastes. Hier überreichten sie ihm die Briefe des Pabstes und der in dem römischen Concilium versammelten Väter. Constantin sprach zu jedem freundliche Worte und ermahnte sie endlich sämmtlich, das sie hier erwartende Geschäft ohne alle Bitterkeit, ganz in dem Geiste der Religion Jesu, das heißt, im Geiste der Liebe zu behandeln. Zu ihrer Wohnung wurde ihnen der geräumige, kostbar möblirte Palast der Placidia angewiesen; und als sie nachher zu der feierlichen, der Eröffnung des Conciliums vorangehenden Procession nach der Blackerner, der Mutter des Erlösers geweihten Kirche eingeladen wurden, schickte ihnen der Kaiser Wagen und Pferde von Hofe, beides ungemein reich und kostbar geschmückt, und ordnete ihnen auch noch überdies ein sehr zahlreiches und glänzendes Gefolg.

7. Seinem Patriarchen, dem Georg — denn der monothelitische Theodor, obgleich er noch lebte, saß nicht mehr auf dem Patriarchenstuhl — gab Constantin den Befehl, die von seiner Kirche abhangenden Bischöfe, so wie auch alle Metropolitanbischöfe ungesäumt zu einem Concilium nach Constantinopel zu berufen. Dem Patriarchen Macarius von Antiochien, in welchem der Monothelismus gleichsam Fleisch und Blut geworden war, und der sich jetzt gerade am Hoflager befand, ertheilte der

Kaiser den nämlichen Auftrag; und von ihrem aufrichtigen Verlangen nach einer Wiedervereinigung der Kirchen gaben nun alle orientalischen Bischöfe den sprechendsten Beweis, indem sie so sehr eilten, dem Rufe der beiden Patriarchen zu folgen, daß das Concilium, obgleich die römischen Abgeordneten erst gegen die Hälfte des Monates September (10) in Constantinopel angekommen waren, dennoch schon am siebenten November des Jahres 680, mithin im zwölften Regierungsjahre Constantins, eröffnet werden konnte.

XXVII.

1. **Sechstes öcumenisches Concilium.** Noch waren nicht, wie es auch nicht wohl seyn konnte, alle orientalische Bischöfe in Constantinopel angekommen. Nur 40 Bischöfe, theils aus Thracien, theils aus den nächstgelegenen Gegenden Asiens waren demnach bei der ersten Sitzung gegenwärtig. Der Kaiser selbst eröffnete in eigener Person das Concilium, das in dem kaiserlichen Pallaste, in dem, seiner Wölbung und muschelförmigen Rundung wegen, Trullos genannten Saale gehalten ward. Wie bei den drei letzten allgemeinen Concilien, lagen auch jetzt wieder mitten in dem Saale, auf einem etwas erhabener stehenden, schön gezierten Pulte die heiligen Evangelienbücher; rings umher bildeten die versammelten Väter einen halben Kreis. Der Kaiser, umgeben von den Großwürdeträgern seines Reiches, hatte natürlicher Weise den obersten Platz. Aber nun führten auch hier wieder die päbstlichen Legaten den ehrwürdigen Reigen an; stets werden sie in den Akten des Conciliums zuerst genannt,

und erhielten demnach auch jetzt ihre Sitze nächst dem Kaiser, zu dessen linken Seite*); unmittelbar an sie schlossen sich die, von dem römischen Concilium abgeordneten Bischöfe an; dem Kaiser zur Rechten saßen die beiden Patriarchen von Constantinopel und Antiochien, und dann folgten rechts und links alle übrigen anwesenden Bischöfe**).

1. Sitzung. 2. Die päbstlichen Legaten nahmen zuerst das Wort, und entwickelten in einer kurzen, an den Kaiser gerichteten Rede, die Veranlassung, wie den Zweck der gegenwärtigen Versammlung. "Vor ungefähr 40 Jahren" sagten die Legaten, "führten Sergius, Patriarch des Stuhles von Constantinopel und noch einige andere Bischöfe eine neue Lehre in der Kirche ein, behauptend, daß man in Jesu Christo nur Einen Willen und Eine Wirkungsweise annehmen müsse. Der heilige Stuhl von Rom verwarf diesen Irrthum, und ermahnte, von demselben abzulassen; aber dieses geschah nicht; daher

*) Bekanntlich war damals in der Kirche die linke Seite die ehrenvollere.

**) Obgleich bei der ersten Sitzung nur 40 Bischöfe anwesend waren, so vermehrte sich doch mit jedem Tage ihre Anzahl; denn täglich kamen wieder andere Bischöfe an; so daß in den letztern Sitzungen über 160 Bischöfe gegenwärtig waren. Außer diesen wohnten auch noch einige Priester, Aebte und Mönche, größtentheils aus Italien oder Constantinopel den Sitzungen bei. Das Concilium dauerte vom 7. November 680 bis zum 16. September 681. In Allem wurden siebzehn, oder auch achtzehn Sitzungen gehalten; siebzehn nämlich nach den griechischen Abschriften, und achtzehn nach der Rechnung und den Berichten der Römer.

Kaiser den nämlichen Auftrag; und von ihrem aufrichtigen Verlangen nach einer Wiedervereinigung der Kirchen gaben nun alle orientalischen Bischöfe den sprechendsten Beweis, indem sie so sehr eilten, dem Rufe der beiden Patriarchen zu folgen, daß das Concilium, obgleich die römischen Abgeordneten erst gegen die Hälfte des Monates September (10) in Constantinopel angekommen waren, dennoch schon am siebenten November des Jahres 680, mithin im zwölften Regierungsjahre Constantins, eröffnet werden konnte.

XXVII.

1. **Sechstes öcumenisches Concilium.** Noch waren nicht, wie es auch nicht wohl seyn konnte, alle orientalische Bischöfe in Constantinopel angekommen. Nur 40 Bischöfe, theils aus Thracien, theils aus den nächstgelegenen Gegenden Asiens waren demnach bei der ersten Sitzung gegenwärtig. Der Kaiser selbst eröffnete in eigener Person das Concilium, das in dem kaiserlichen Pallaste, in dem, seiner Wölbung und muschelförmigen Rundung wegen, Trullos genannten Saale gehalten ward. Wie bei den drei letzten allgemeinen Concilien, lagen auch jetzt wieder mitten in dem Saale, auf einem etwas erhabener stehenden, schön gezierten Pulte die heiligen Evangelienbücher; rings umher bildeten die versammelten Väter einen halben Kreis. Der Kaiser, umgeben von den Großwürdeträgern seines Reiches, hatte natürlicher Weise den obersten Platz. Aber nun führten auch hier wieder die päbstlichen Legaten den ehrwürdigen Reigen an; stets werden sie in den Akten des Conciliums zuerst genannt,

Wahrheit erweisen wollen, ist sehr schwer, weil un möglich; aber unter allen Scheinbeweisen hätte un streitig Macarius keinen schlechtern und erbärmlichern vorbringen können; auch riefen sogleich die Legaten und selbst mehrere der, von dem Stuhle von Constantinopel abhängenden Bischöfe, ja sogar einige der anwesenden Magistratspersonen dem Macarius zu, daß er die Worte des heiligen Cyrillus mißbrauche, eine ganz falsche Deutung ihnen gebe; in dem ja in dieser Stelle offenbar blos von dem göttlichen, weil allmächtigen Willen in Jesu die Rede sey. Des Macarius Beweis ward von dem Concilium stillschweigend verworfen, hierauf mit dem Lesen fortgefahren, und endlich auch der zweite Band der ephesischen Akten vorgelesen. Aber Macarius fand keinen neuen Beweis mehr — (einen, dem erstern ähnlich, hätte er wohl noch finden können) — und da der Tag sich jetzt zu neigen anfieng, indem das Vorlesen eine geraume Zeit erfordert hatte, so ward die Sitzung von dem Kaiser geschlossen.

2. Sitzung. 4. In der zweiten, drei Tage darauf gehaltenen Sitzung wurden die Akten des Conciliums von Chalcedon vorgelesen. Als man, in dem Briefe des heiligen Leo an Flavianus, an die Stelle kam, wo dieser erleuchtete, große Pabst sagt: „Jede Natur wirkt nach der ihr eigenen Weise, jedoch mit „Theilnahme der andern; das Wort wirkt Gött„liches, das Fleisch Menschliches; das eine er„weiset sich durch Wunder, das andere unterliegt „menschlichen Leiden“ erhoben sich die päbstlichen Legaten und foderten den Macarius auf, zu erklären, was er auf diese, die Lehre von zwei, innigst vereinten, jedoch unvermischten Willen und Wirkungsweisen in Jesu, so klar enthaltende Stelle zu

erwiedern habe." — Macarius, der nichts zu antworten hatte, verschanzte sich jetzt hinter dem todten Buchstaben, das heißt, hinter dem wörtlichen Ausdruck, und sagte, er finde nicht, daß der heilige Leo hier von zwei Willen oder zwei Wirkungsweisen spreche. Von dem Kaiser befragt, ob er denn finde, daß der Pabst Leo hier von Einer Wirkungsweise spreche, gab Macarius zur Antwort, daß er nicht von der Zahl, sondern mit dem heiligen Dionysius, dem Areopagiten, von der gottmenschlichen Wirkung (voluntas deivirilis, theandrica*)) spreche. Abermals aufgefordert, sich hierüber näher zu erklären, wich Macarius jeder Erklärung dadurch aus, daß er im Tone scheinbarer Demuth dem Kaiser sagte, er könne sich hierüber kein Urtheil erlauben, sondern halte sich buchstäblich an die Worte des heiligen Dionysius. — Mit dem Lesen der übrigen chalcedonischen Aktenstücke ward nun bis zum Ende fortgefahren, und da sie nichts enthielten, woraus Macarius auch nur den Schein eines Beweises hätte schöpfen können, die Sitzung für heute geschlossen.

5. In der dritten, am 13. November gehaltenen Sitzung wurden die Verhandlungen des fünften ökumenischen, in Constantinopel unter Justinians I. Regierung, gehaltenen Conciliums vorgelesen. Sämmtliche Akten bestanden aus mehrern, mit fortlaufenden Nummern bezeichneten Heften, quaterniones genannt. Aber gleich in den ersten drei Heften fand man den vorgeblichen Brief des Patriarchen Menas von Constantinopel an den Pabst 3. Sitzung.

*) Man sehe der Fortsetzung d. G. d. R. J. 7. Band, 22. Abschn. §. 7.

Vigilius. Als man ihn ebenfalls vorlesen wollte, gaben es die päbstlichen Legaten nicht zu, indem sie erklärten, daß dieser Brief von Menas nie sey geschrieben, sondern demselben fälschlich unterschoben, und erst weit später den Akten der fünften Synode beigefügt worden*). Sie baten den Kaiser, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, dieses falsche Aktenstück nur genauer untersuchen zu lassen; und nun ergab es sich, nach genau angestellter Prüfung, ganz offenbar, daß alle drei Hefte erst nachher von einer fremden Hand den Akten vorgeheftet worden, indem sie nicht nur in ganz andern Schriftzügen, als alle übrigen Hefte gefertiget waren, sondern auch derjenige, welcher den Betrug gespielt, nicht einmal die Besonnenheit gehabt hatte, die auf den Heften oder Quaternionen stehenden, fortlaufenden Nummern zu bemerken; so daß das Heft, welches eigentlich das erste war, aber durch Vorheftung der drei unächten Hefte nun das vierte hätte werden müssen, dennoch mit Nr. 1. das fünfte mit Nr. 2. u. s. w. bezeichnet waren. Der Betrug lag nun offen am Taze, und der vorgebliche Brief des Menas ward von dem Concilium als eine, von dem Patriarchen Sergius gemachte Fälschung anerkannt.

6. Als man hierauf zu dem sechszehnten Heft kam, welches die Verhandlungen der siebenten Sitzung des constantinopolitanischen Conciliums enthielt, fand man abermals ein vorgebundenes Quadrifolium, und in diesem zwei Briefe des Pabstes Vigilius an den Kaiser Justinian und dessen Ge-

---

*) Ueber des Patriarchen Menas vorgeblichen Brief sehe man im 7. B. der Forts. die §§. 15 und 16 im 22. Abschnitte.

mahlin, die Kaiserin Theodora, in welchem der Pabst dem Theodorus von Mopsuesta das Anathema sprach, weil er in Christo nicht anerkenne eine Person und — Eine Wirkungsweise. Gegen diese beiden Briefe erhoben sich sogleich die Legaten, kühn behauptend, daß Pabst Vigilius diese Briefe gar nicht geschrieben haben könne, oder wenn er auch sie geschrieben, man dieselben verfälscht haben müsse, denn, sagten sie, hätte Pabst Vigilius die Lehre von nur Einer Wirkungsweise wirklich, wie es aus seinem, dem Theodor von Mopsuesta gesprochenen Anathema nothwendig gefolgert werden müßte, als ein Dogma aufgestellt, und das Concilium dieses genehmiget, so würde er auch in seiner Glaubensdefinition durchaus der Einen Wirkungsweise haben erwähnen müssen. Auf Begehren der Legaten ward nun eben diese Glaubensdefinition der 5ten allgemeinen Synode vorgelesen, und man fand nicht eine Sylbe darin, welche sich auch nur von weitem auf die Lehre von Einer Wirkungsweise bezogen hätte. Die Legaten baten hierauf den Kaiser, dieses offenbar unterschobene Aktenstück, um von dessen Unächtheit sich auch noch durch andere Merkmale zu überzeugen, näher und schärfer untersuchen zu lassen. Der Kaiser genehmigte das Begehren der Legaten, verschob jedoch die Sache auf eine bequemere Zeit, ließ die noch übrigen Aktenstücke vorlesen, und schloß alsdann die Sitzung *).

---

*) Diese Briefe des Vigilius wurden nachher in der 14. Sitzung verworfen und für verfälscht erklärt. Es hatte eigentlich damit folgende Bewandniß. Pabst Vigilius hatte wirklich dieselben Briefe an Kaiser Justinian und die Kaiserin Theodora geschrieben, aber sie kamen auf dem fünften allgemeinen Concilium nicht zum Vorschein, wurden wenigstens nicht den Akten desselben beigeschlos-

7. Das Resultat aller bisherigen Vorlesungen und Prüfungen war nun, daß in den Verhandlungen der Concilien, auf welche Macarius sich berufen hatte, nichts gefunden ward, welches dem Monothelismus zur Stütze oder zum Beweis hätte dienen können. Jetzt blieb dem Patriarchen von Antiochien nichts mehr übrig, als noch einen Versuch zu machen, ob er mit seinen, aus den Schriften heiliger Väter gezogenen Beweisen vielleicht glücklicher seyn möchte. Der Kaiser wollte, daß Macarius diese Beweise schon in der nächsten Sitzung vorlegen sollte; aber er bat um Aufschub, um Zeit zu gewinnen, die nöthigen Auszüge zu machen und auch zu ordnen, indem, wie er sagte, es nicht an Stellen fehle, welche sämmtlich die Lehre von Einem Willen enthielten. Auf Antrag des Patriarchen Georgs von Constantinopel wurden also jetzt in der vierten, am 15. November gehaltenen Sitzung bloß die Briefe des Pabstes Agatho und des römischen Conciliums an den Kaiser vorgelesen.

4. Sitzung.

8. In der fünften, drei Wochen nachher, am 7. December gehaltenen Sitzung, überreichte Macarius zwei Rollen, mit der Aufschrift: „Stellen aus den heiligen Vätern, welche die Lehre von einem Willen enthalten.“ Auf Befehl des Kaisers wur

5. Sitzung.

---

sen. Der monothelitische Patriarch Paulus fand sie in dem Archiv seiner Kirche, dachte sogleich, sie zu seinem Zwecke zu benutzen; ließ daher eine neue Abschrift davon fertigen, in welcher er zu dem, von Vigilius wirklich dem Theodor von Mopsuesta gesprochenen Anathem, bei den Worten: „weil er in Christo nicht erkenne eine Person“ nun auch noch hinzufügen: „und eine Wirkungsweise, und mischte sie trügerischer Weise unter die Akten der 5. Synode.

den beide Rollen vorgelesen. Worauf der Kaiser die Sitzung schloß, und das Concilium auf zwei Monate vertagte.

XXVIII.

1. Am 12. Februar des Jahres 681, ward das Concilium wieder eröffnet und hielt seine sechste Sitzung, in welcher Macarius zu den beiden Rollen seiner aus den Schriften heiliger Väter gezogenen Beweise noch eine dritte Rolle, als einen Anhang überreichte; auch diese ward sogleich öffentlich abgelesen, worauf der Kaiser befahl, daß alle drei Rollen des Macarius von den päbstlichen Legaten, dem Patriarchen von Constantinopel und den anwesenden weltlichen Behörden versiegelt werden sollten. Die Legaten nahmen nun das Wort, und erklärten, daß die von dem Patriarchen von Antiochien ausgezogenen Stellen nicht nur keine Beweise für den Monothelismus enthielten, sondern auch noch, und zwar alle ohne Ausnahme, von ihm wären theils verstümmelt, theils verfälscht worden. Um dieses zu erweisen, verlangten sie, daß alle Schriften der Väter, aus welchen jene Auszüge gemacht worden, aus der Bibliothek der Patriarchalkirche herbeigebracht würden. Sie selbst überreichten nun ebenfalls zwei Rollen, wovon die eine viele Stellen heiliger Väter, in welchen die Lehre von zwei Willen in Christo deutlich ausgesprochen war, die andere aber Auszüge enthielt aus den Schriften allgemein anerkannter, von der Kirche längst schon verdammter Häretiker, die sämmtlich zu dem Monothelismus sich hinneigten und in deren Lehren 6. Sitzung.



8. Sitzung. 3. In der achten, höchst merk
sung erhob sich Georg, Patriarch v
nopel und, von dem Kaiser befragt,
in den Briefen des Pabstes Agatho u
ciliums in Rom, aufgestellten Grun
standen sey, gab er zur Antwort: „I
Schreiben mit der größten Aufmerks
alle darin gemachten Auszüge aus
der Kirchenväter genau mit dem Gr
chen, und beide durchaus übereinstimm
Ich bekenne mich daher von ganzem
darin enthaltenen Lehre, und bin von
vollkommen überzeugt." — Jetzt wu
den übrigen Bischöfen deren Stimm
beiden Briefe gefordert. Die Suffrag
Constantinopel stimmten sämmtlich,
Worten, vollkommen gleichförmig m
triarchen. Theodor, Bischof von
„Ich glaube und bekenne Alles, w
Briefe lehren, und daß zwei Naturen
len und zwei Wirkungsweisen in Jesu
Noch mehrere Bischöfe erklärten sich
Weise *); als plötzlich die Abstimmun

Bischof Theodor von Melitene unterbrochen ward. Mit einem Papier in der Hand, trat er hervor und sagte: „Ich bin ein einfacher, ungelehrter Mann, und bitte blos, daß man dieses Papier lesen möge.“ Einer der kaiserlichen Secretäre nahm es ihm ab, und las es vor. Das Wesentlichste seines Inhalts war ungefähr Folgendes: „Alle die Väter, aus welchen von beiden Theilen Auszüge gemacht worden, haben vor dem fünften Concilium geblühet; aber demungeachtet hat keines der vier Concilien, und auch nicht das fünfte, in Beziehung auf das hochheilige Geheimniß der Menschwerdung, etwas anders, als blos die zwei Naturen in Christo zu glauben, geboten. Man bittet also kaiserliche Majestät, nicht zu gestatten, daß diese Richtschnur unserer Väter überschritten, oder jetzt noch ein Gestorbener verdammt werde, es sey, daß er zwei Willen und zwei Wirkungsweisen, oder nur einen Willen und Eine Wirkungsweise gelehrt habe; jedoch mit Ausnahme derer, welche die Kirche schon früher als Irrlehrer erkannt, und als solchen ihnen das Anathema gesprochen hätte.“ — Von dem Kaiser aufgefordert, zu sagen, wer diese Schrift verfaßt, und wer sie ihm gegeben hätte, nannte Theodor von Melitene verschiedene Bischöfe, Priester und Diakonen, und mit dem Finger auf den, hinter dem Stuhl des Macarius, stehenden Schüler desselben, den Stephanus zeigend, sagt er, daß dieser es sey, der ihm die Schrift zugestellt, und den Gebrauch, den er davon gemacht, zu machen gerathen habe. Aber nun erhoben sich die von Theodor namentlich bezeichneten Bischöfe, Priester und Diakonen, be-

---

denn der heilige Geist habe sie diktirt, und der Mund des heiligen Petrus selbst sie ausgesprochen.

schuldigten ihn der Unwahrheit, erklärten, daß di
Schrift ohne ihr Wissen und Zuthun verfertig
worden, und bekannten sich sämmtlich zu der Lehr
von den zwei Willen und Wirkungsweisen in Jesu.
Mit der Abstimmung, welche durch diesen Vorfal
war unterbrochen worden, ward nun wieder fortge
fahren, und als noch vierzehn Bischöfe ganz gleich
förmig mit den Vorigen gestimmt hatten, riefen die
Uebrigen wie mit einer Stimme aus: „wir alle be
kennen uns zu der nämlichen Lehre; Anathema allen
Denen, welche nur einen Willen und eine Wir
kungsweise in Jesu annehmen.“ — Der Patriarch
Georg trat jetzt vor den Kaiser, ihn bittend, so
gleich zu verordnen, daß der Name des Pabstes
Vitalianus wieder in den Dyptichen eingetragen
werde; denn er ward, sagte Georg, blos auf eine,
Euer Majestät, von Macarius von Antiochien und
noch mehreren andern in Constantinopel anwesenden
Bischöfen überreichte Vorstellung, in denselben ge
tilgt*). Der Patriarch verlangte zugleich, daß eben
jene Vorstellung jetzt dem Concilium möchte über-
geben werden, weil man aus den Unterschriften am
besten ersehen könne, wer aus menschlichen Rück

*) Schon früher wollte man den Kaiser bereden, den Na men des Pabstes Vitalianus aus den Dyptichen der griechischen Kirche ausstreichen zu lassen; aber Constan tin, welcher den Vitalian, der ihm in seinen sicilian schen Angelegenheiten wichtige Dienste geleistet hatte, sehr schätzte, gab dies nicht zu. Erst als die Ankunft der römischen Legaten in Constantinopel sich verzögerte, be nutzten Macarius und die mit ihm gleichgesinnten Bi schöfe diese Gelegenheit, gaben jener Verzögerung eine böse Deutung, und erwirkten endlich von dem Kaiser, daß der Name des Vitalians nicht mehr in den Dyp tichen genannt ward.

sichten, (nämlich aus Anhänglichkeit an den Patriarchen Macarius) sich von der allgemeinen Kirche zu trennen gesonnen sey. Als der Kaiser des Patriarchen Gesuch genehmigte, erscholl der Saal sogleich von den lautesten und frohesten Zurufungen: „Lange lebe der Kaiser, der rechtgläubige Monarch, der Friede stiftende Augustus, der neue Constantin, der neue Marcian! Gleiche frohe Segenswünsche wurden hierauf auch für den Pabst Agatho und den Patriarchen von Constantinopel gesprochen. Auf Antrag des Conciliums forderte der Kaiser den Patriarchen von Antiochien auf, seinen Glauben zu erklären über die allerheiligste Dreifaltigkeit, das hochheilige Geheimniß der Menschwerdung, die beiden Willen in Jesu, und ob er die Briefe des Pabstes und dessen Conciliums als Richtschnur des wahren Glaubens annehme. Macarius erwiederte: „Ich sage nicht zwei Willen und zwei Wirkungsweisen; sollte man mich auch gliedweise zerstückeln und in das Meer werfen.“ — Von Photinus, einem Secretäre des Kaisers wurden jetzt die von Macarius übergebenen drei Rollen herbeigebracht und entsiegelt. Man schritt zur Vergleichung der darin enthaltenen Auszüge mit den Schriften der Väter, aus welchen dieselben entnommen waren, und nun ergab es sich, daß alle ausgezogene Stellen entweder verstümmelt, oder verfälscht waren. Man wußte nicht, ob man mehr über die große Portion von Frechheit, mit welcher Macarius begabt war, oder über dessen Geistes-Beschränktheit staunen sollte; denn beinahe jede von ihm angeführte Stelle bewies gegen den Monothelismus, sobald man nur die Verbindung zwischen dem Nachsatz, den er vorsätzlich hinweggelassen hatte, und den Vordersätzen wieder herstellte. Als man ihn über diese Verstümmelung zur Rechenschaft zog, sagte er ganz unbekümmert, er habe die Aus-

züge seinem Zwecke und seinen Absichten an passend machen müssen. Aber diese schamlose Antwort empörte das ganze Concilium. Von allen Seiten erscholl der Ruf: „Anathema dem neuen „Dioscorus! Verderben dem neuen Appolinaris! „Macarius ist des bischöflichen Amtes unwürdig; „man nehme ihm das Pallium!“ Dieses wurde ihm nun wirklich von dem Bischof Basilius von Creta genommen, und bald darauf die achte Sitzung geschlossen.

9. Sitzung. 4. Die neunte Sitzung ward schon am folgenden Tage, am 8. März gehalten. Aber Macarius erschien nicht darin, auch nicht in den folgenden, und bis zur 14. Sitzung ward die Kirche von Antiochien nicht mehr in dem Concilium vertreten. Man verglich jetzt die noch übrigen Auszüge des Macarius. Alle wurden verfälscht oder verstümmelt befunden. Das Concilium wandte sich hierauf an Stephanus, des Macarius Schüler und Gehülfen, warf ihm seine Verfälschungen und Untreuen vor, und erklärte ihn seiner priesterlichen Würde entsetzt, worauf er von einigen Clerikern aus dem Saale gestoßen ward.

10. Sitzung. 5. In der zehnten Sitzung wurden die, von den römischen Legaten übergebenen Rollen entsiegelt. Die Eine enthielt 36 Stellen aus dreizehn Kirchenvätern, nämlich aus dem heiligen Leo, dem h. Ambrosius, h. Johannes Chrysostomus, h. Athanasius, h. Gregor von Nyssa, h. Cyrillus von Alexandrien, h. Epiphanius, h. Gregor von Nazianz, h. Augustinus, Justin dem Märtyrer, Johannes von Scythopolis, und den beiden Patriarchen von Antiochien, dem h. Ephrem und h. Anastasius. Alle Auszüge standen im vollkommensten Einklange mit

den Schriften der genannten Väter. In dieser Sitzung ward auch dem Bischofe Petrus von Nicomedien, und den übrigen, in gleicher Lage mit ihm sich befindenden Bischöfen und Diakonen das Glaubensbekenntniß abgenommen *).

6. In der eilften Sitzung wurden die Briefe des Patriarchen Sophronius vorgelesen. Diese Vorlesung hatte die Kirche von Jerusalem durch ihren Abgeordneten schon in der 10. Sitzung verlangt, war aber von dem Concilium auf die eilfte aufgeschoben worden. Man las hierauf auch die übrigen von Macarius verfertigten Schriften, und fand sie sämmtlich, eine immer mehr als die andere, häretisch. Bei dem Schlusse der Sitzung erklärte der Kaiser, daß, da dringende Reichsgeschäfte ihm nicht mehr gestatteten, bei den Sitzungen gegenwärtig zu seyn, er die beiden Patricier Constantinus und Anastasius, wie auch den Polyeuktes und Petrus, Männer von consularischer Würde, zu kaiserlichen Commissarien ernannt, und sie beauftraget habe, in seinem Namen den fernern Verhandlungen des Conciliums beizuwohnen **). 11. Sitzung.

*) Petrus von Nicomedien befand sich unter jenen, welche von Theodor von Melitene, als Verfasser der von ihm übergebenen Schrift waren bezeichnet worden. Zwar hatten sie sämmtlich, wie der Leser schon weiß, dagegen protestirt; da aber dennoch Theodors Aussage einigen Verdacht auf sie warf; so war von dem Concilium gut gefunden worden, daß sie ihr Glaubensbekenntniß noch besonders in einer der folgenden Sitzungen überreichen sollten.

**) Von jetzt an kam der Kaiser bis zur letzten Sitzung nicht mehr in die Versammlung. Blos um durch seine Gegenwart jede Störung zu verhüten, und daß

12. Sitzung. 7. Die zwölfte Sitzung wurde schon am folgenden Tage oder längstens zwei Tage nachher gehalten. Man las darin die Briefe des Sergius an den Cyrus, und den Pabst Honorius, und des letztern Antwort an den Patriarchen. Die kaiserlichen Commissarien fragten, ob die versammelten Väter nicht für gut fänden, den Patriarchen Macarius, im Falle er seinen Irrthum bereuen würde, bei seiner Kirche und in seiner Würde zu lassen; aber das ganze Concilium erklärte einstimmig, daß, Kraft der heiligen Canons, Macarius, in Betracht seiner hartnäckigen Beharrung im Irrthum, seiner schändlichen, den Frieden der Kirche störenden Umtriebe, und seiner boshaften Verfälschung und Verstümmelung der heiligen Väter, nicht länger mehr Bischof seyn könne, das Concilium im Gegentheil den Kaiser bitten müsse, ihn aus Constantinopel zu verbannen. Die syrischen Bischöfe baten hierauf um einen neuen Patriarchen, und daß man den Stuhl von Antiochen unverzüglich wieder besetzen möchte.

13. Sitzung 8. In der dreizehnten Sitzung, gehalten am 28. März, ward endlich über alle in den Monotheliſmus verwickelte Personen das Urtheil gefällt; dasselbe lautete, wie folgt: „In Folge des Erkenntnisses, welches das Concilium genommen von den „Briefen des Sergius, vormaligen Bischofes von

---

bei diesem wichtigen Geschäfte alles mit der gehörigen Ruhe, Besonnenheit und Würde behandelt werde, hatte Constantin den bisherigen Sitzungen beigewohnt. Aber jetzt, da es zum Spruch kommen sollte, hielt er sich davon entfernt, um der ganzen Christenheit zu zeigen, daß er weder die Stimmfreiheit der Bischöfe beschränken, noch auch des mindesten Einflusses auf die Entscheidungen des Conciliums sich anmaßen wolle.

„Constantinopel, an den Cyrus und Honorius, ehemaligen Pabst und Bischof des alten Roms, und des Letztern Antwort an den Sergius, hat das Concilium diese Schriften durchaus von der Lehre der Apostel, den Entscheidungen der Concilien und Aussprüchen der heiligen Väter abweichend, aber völlig gleichförmig gefunden mit den falschen Lehren der Ketzer. Wir verwerfen und verdammen sie daher als Schriften, welche geeignet sind, die Seelen zu verderben. Aber so, wie wir diese gottlosen Lehrsätze verdammen, vertilgen wir auch zugleich die Namen derjenigen, die sie gelehrt, aus dem Andenken der Kirche, nämlich die Namen des Sergius, Pyrrhus, Petrus, Paulus, zählen denselben auch noch bei den Theodorus, ehemaligen Bischof von Pharan, von welchen allen der heilige und hochwürdigste Pabst Agatho in seinem Schreiben Erwähnung gemacht, und sie gleichfalls verworfen und verdammt hat; wir sprechen ihnen sämmtlich das Anathema. Mit diesen fühlen wir uns noch ferner verpflichtet, auch den Honorius, ehemaligen Pabst des alten Roms, zu anathematisiren, und ihn aus der Kirche zu stoßen, indem aus seinem Brief an den Sergius erhellt, daß er sich dem Irrthum desselben hingegeben, und dessen Lehre durch sein Ansehen bekräftiget hat. Wir haben endlich auch den Brief des Sophronius, ehemaligen Bischofes von Jerusalem, höchst frommen und seligen Andenkens genau geprüft, ihn mit den Lehren der Apostel und heiligen Kirchenväter übereinstimmend gefunden, und als eine, der Kirche nützliche Schrift anerkannt; daher wir auch verordnen, daß der Name des Sophronius in den Dyptichen eingetragen werde." —

7. Die zwölfte Sitzung wurde schon am fol
n Tage oder längstens zwei Tage nachher ge
n. Man las darin die Briefe des Sergius an
Cyrus, und den Pabst Honorius, und des letz
Antwort an den Patriarchen. Die kaiserlichen
missarien fragten, ob die versammelten Väter
für gut fänden, den Patriarchen Macarius,
falle er seinen Irrthum bereuen würde, bei sei
Kirche und in seiner Würde zu lassen; aber das
e Concilium erklärte einstimmig, daß, Kraft der
gen Canons, Macarius, in Betracht seiner hart
gen Beharrung im Irrthum, seiner schändlichen,
Frieden der Kirche störenden Umtriebe, und sei
boshaften Verfälschung und Verstümmelung der
gen Väter, nicht länger mehr Bischof seyn
e, das Concilium im Gegentheil den Kaiser
n müsse, ihn aus Constantinopel zu verbannen.
syrischen Bischöfe baten hierauf um einen neuen
iarchen, und daß man den Stuhl von Antio
unverzüglich wieder besetzen möchte.

8. In der dreizehnten Sitzung, gehalten am

as Fest fiel dieses Jahr (681.) auf den vierzehn-
t April. Am ersten Tage desselben hielt Johan-
s von Porto, einer der, von dem römischen Con-
ium abgeordneten Bischöfe, in der Sophienkirche
Gegenwart des Kaisers und aller Großen des
eiches, den feierlichen Gottesdienst in lateinischer
prache. Diese ehrenvolle Auszeichnung der Abge-
dneten der römischen Kirche machte auf das Volk,
s, wenn nicht gereizt oder verführt, sein natür-
hes richtiges Gefühl nie verläugnet, einen ganz
gemein gefälligen Eindruck, und in lateinischer
prache erschollen die weiten Hallen der prächtigen
rche, nach beendigtem Gottesdienst, noch lange
n den frohesten Zurufungen und lautesten Segens-
ünschen für den Kaiser, den Erhalter des Glaubens,
t frommen, gottgefälligen **Beschützer der
rche.**

11. Die fünfzehnte, zwölf Tage nach Ostern 15. Sitzung.
haltene Sitzung, zeichnete sich blos durch die Er-
einung eines halb verrückten monothelitischen Mönchs
s. Er hieß Polychronius, war Mönch und Prie-
r, trieb sich schon einige Zeit in Constantinopel her-
, und verrückte und bethörte durch seine, von ex-
vagirenden Verheißungen begleiteten, monotheliti-
en Lehren eine Menge schwacher, oder einfältiger
enschen aus dem Volke. Vor das Concilium ge-
llt, und von demselben aufgefordert, sich über sei-
n Glauben zu erklären, gab er zur Antwort, daß
aten für ihn sprechen sollten, und daß er die
hre Lehre von Einem Willen, durch ein Wunder
einem Todten, auf den er sein Glaubensbekennt-
s legen, und dadurch in das Leben zurückrufen
lle, erweisen werde. In Erwägung des schon
nlich bedeutenden Anhanges, den dieser Schwär-
r leider hatte, und daß, wenn man seinen tollen

Vorschlag zurückweisen wollte, das Volk ihn alsdann nur um so mehr noch für einen Wunderthäter halten und sich von ihm verführen lassen würde, nahm das Concilium das Anerbieten des Tollhäuslers an. Sämmtliche versammelte Väter, wie auch die kaiserlichen Commissarien und übrigen Behörden verließen also den Sitzungssaal, und begaben sich, von zahllosen Volkshaufen begleitet, nach dem großen Hofe in den Bädern des Zeurippus. Die Probe ward nun angestellt, ein erst kürzlich Verstorbener herbeigebracht, und auf eine prächtige, in Silber gestickte Decke gelegt. Polychronius trat hinzu, murmelte allerlei Zeug über der Leiche, ging unzähligemal um sie herum, flüsterte dem Todten alle Augenblicke Etwas in das Ohr, und erst, als dieses ärgerliche Possenspiel beinahe zwei Stunden gedauert hatte, gestand er endlich, daß es ihm unmöglich sey, den Todten wieder lebendig zu machen. Aber das herumstehende Volk gerieth nun in Wuth. „Fluch und Schmach" riefen tausend Stimmen, „auf den neuen Simon, den Zauberer! Anathema dem Betrüger Polychronius!" Aber demungeachtet beharrte dieser auf seiner monothelitischen Lehre von nur Einem Willen und einer Wirkungsweise in Christo, ward demnach von dem Concilium seiner priesterlichen Würde entsetzt, ihm als einem Ketzer und Betrüger das Anathema gesprochen, und er selbst nachher mit dem Macarius, Stephanus, Anastasius und noch einigen andern Schülern des ehemaligen Patriarchen von Antiochien, nach Rom verbannt, und dem weitern Verfügen des Pabstes überlassen.

12. Die Sitzungen des Conciliums wurden jetzt wieder, man weiß nicht warum, beinahe 4 Monate lang unterbrochen. Am 9. August versammelten sich endlich wieder die Bischöfe. Ein gewisser Con-

16. Sitzung

stantin, der sich für einen Priester aus der Stadt Apamea ausgab, begehrte vor dem Concilium zu erscheinen. Er ward vorgelassen. „Hätte man,“ sagte er, als er in den Saal getreten war, „mich bei Zeiten gehört; so würde manches Unheil weniger in der Christenheit geschehen seyn. Längst schon suchte ich Zutritt zu dem Concilium zu erhalten, wandte mich daher einigemal an den Patricier Theodor, ihn bittend, mir hierin behülflich zu seyn. Jetzt da endlich mein Wunsch in Erfüllung gegangen ist, will ich, wenn die versammelten Väter es genehmigen, dasjenige, was Gott mir über den Glauben geoffenbaret hat, in syrischer Sprache aufsetzen, und das Concilium mag es dann in das Griechische übersetzen lassen.“ — Man bemerkte dem Constantin, daß, da er so eben in griechischer Sprache sich ganz richtig ausgedrückt, er nun wohl auch den Bischöfen seine Offenbarungen in griechischer Sprache mittheilen könnte. Er begehrte einen Aufschub von sechs Tagen; da ihm dieser aber verweigert ward; so rückte er mit seinem Geheimniß heraus, welches in dem Vorschlag bestand, die katholische Lehre mit der monothelitischen mittelst des Lehrsatzes zu vereinigen: Es gebe in Jesu Christo zwei Wirkungsweisen, aber nur Einen Willen. Dieser Vorschlag ward natürlicher Weise von dem Concilium verworfen. Man suchte den Constantin eines Bessern zu belehren; als man aber sah, daß er gar keiner Belehrung mehr fähig wäre, ließ das Concilium ihn aus dem Saale hinausjagen. — Die Bischöfe erklärten den kaiserlichen Commissarien, daß ihr Geschäft nun vollkommen beendiget sey.

13. In der siebenzehnten, einen Monat nach- 17. Sitzung
her gehaltenen Sitzung ward blos die Glaubensdefinition, welche das Concilium geben wollte, besprochen und entworfen; daher auch von den Grie-

chen dieser Zusammentritt nicht als eine Sitzung betrachtet und gezählt wird.

18. Sitzung. 14. Die achtzehnte und letzte, am sechszehnten September 681 gehaltene Sitzung verherrlichte der Kaiser wieder durch seine Gegenwart. Keine war noch so zahlreich gewesen, wie diese; außer den Aebten, Priestern, Mönchen und Diaconen, und den ziemlich zahlreichen weltlichen Behörden waren über hundert und sechzig Bischöfe gegenwärtig. Die in der vorigen Sitzung festgestellte Glaubensdefinition, ward nun bekannt gemacht. Das Concilium bestätiget darin die Beschlüsse und Entscheidungen der fünf frühern allgemeinen Concilien, wiederholt die Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Constantinopel; bezeichnet namentlich die von ihm verdammten Urheber, Verbreiter und Anhänger des monothelitischen Irrthums, und spricht ihnen auf das neue wieder das Anathema; erkennt hierauf den Brief des Pabstes Agatho und dessen Conciliums an den Kaiser vollkommen gleichförmig mit den Entscheidungen der heiligen Synode von Chalcedon, dem Briefe des heiligen Pabstes Leo an Flavianus, und der Lehre des heiligen Cyrillus von Alexandrien, und entscheidet endlich, nach einer kurzen und gedrängten Darstellung der wahren Lehre von dem hochheiligen Geheimniß der Menschwerdung, daß in Jesu Christo, vollkommen in der Gottheit, und vollkommen in der Menschheit, zwei eigenthümliche Willen und zwei eigenthümliche Wirkungsweisen sind (duae naturales voluntates et duae naturales operationes) und zwar ungetheilt, ungetrennt und unvermischt; wobei das Concilium doch ausdrücklich erklärt, daß es, indem es zwei Willen in Christo erkenne, doch nicht zwei entgegengesetzte annehme, sondern einen göttlichen, welcher der Leitende und

stantin, der sich für einen Priester aus der Stadt Apamea ausgab, begehrte vor dem Concilium zu erscheinen. Er ward vorgelassen. „Hätte man," sagte er, als er in den Saal getreten war, „mich bei Zeiten gehört; so würde manches Unheil weniger in der Christenheit geschehen seyn. Längst schon suchte ich Zutritt zu dem Concilium zu erhalten, wandte mich daher einigemal an den Patricier Theodor, ihn bittend, mir hierin behülflich zu seyn. Jetzt da endlich mein Wunsch in Erfüllung gegangen ist, will ich, wenn die versammelten Väter es genehmigen, dasjenige, was Gott mir über den Glauben geoffenbaret hat, in syrischer Sprache aufsetzen, und das Concilium mag es dann in das Griechische übersetzen lassen." — Man bemerkte dem Constantin, daß, da er so eben in griechischer Sprache sich ganz richtig ausgedrückt, er nun wohl auch den Bischöfen seine Offenbarungen in griechischer Sprache mittheilen könnte. Er begehrte einen Aufschub von sechs Tagen; da ihm dieser aber verweigert ward; so rückte er mit seinem Geheimniß heraus, welches in dem Vorschlag bestand, die katholische Lehre mit der monothelitischen mittelst des Lehrsatzes zu vereinigen: Es gebe in Jesu Christo zwei Wirkungsweisen, aber nur Einen Willen. Dieser Vorschlag ward natürlicher Weise von dem Concilium verworfen. Man suchte den Constantin eines Bessern zu belehren; als man aber sah, daß er gar keiner Belehrung mehr fähig wäre, ließ das Concilium ihn aus dem Saale hinausjagen. — Die Bischöfe erklärten den kaiserlichen Commissarien, daß ihr Geschäft nun vollkommen beendiget sey.

13. In der siebenzehnten, einen Monat nachher gehaltenen Sitzung ward blos die Glaubensdefinition, welche das Concilium geben wollte, besprochen und entworfen; daher auch von den Grie- 17. Sitzung

Breve an den Kai
dammung wäre ge
ungemein gewagte, u
ziemlich nahe gränzen
Pabstes Agatho Sch
seines Vorgängers H
nur mit einer Sylbe
dem Pabst seine Ge
Kaiser den päbstlichen
von Constantinopel
dessen mehr als die
neuen Pabstwahl, an
zahlenden Summe de
ward, jedoch unter d
wieder der neu Erwä
licher Wahlbestättigun

16. Bald dara
und zwar bevor noch
nopel in Rom wiede
Jahre und sechs M
Sohnes Gottes vorg
nation zehen Priester
sen noch 18 Bischöfe
in der St. Peterskirc
682, an welchem T
sein Andenken feiert*)

---

*) Ueber die Aechth
Honorius sind in n
nicht ungegründete
tende Männer, wi
de Marca, Ba
der Cardinal Bar
ben hier abermals e
blicken geglaubt; u

die Leichtigkeit, oder vielmehr der *Leichtsinn*, mit welchem man bei dieser Verdammung zu Werke ging, und die Flüchtigkeit, mit der man über eine so wichtige Sache hinwegeilte, da man dem, gegen den Pabst ausgesprochenen Verdammungsurtheile, blos jenen, von Sergius an ihn geschriebenen Brief, der doch von den, schon so vieler Fälschungen überwiesenen monothelitischen Häuptern sehr wohl ebenfalls verfälscht worden seyn konnte, ganz allein zum Grunde legte, dabei auch nicht einmal, wie es doch die große Wichtigkeit des Gegenstandes durchaus erfordert hätte, jedem einzelnen Bischofe seine Stimme abnahm, und endlich auch die Antwort des Pabstes auf den Brief des Sergius beinahe gar keiner Prüfung unterwarf, oder bei der Untersuchung desselben mit einer solchen Seichtigkeit und Oberflächlichkeit verfuhr, daß man den darin doch so deutlich ausgesprochenen, grundkatholischen Sinn gar nicht auffaßte: kurz, es ist nicht zu läugnen, daß alles dies zusammengenommen jene Zweifel nicht wenig zu rechtfertigen scheint. Zudem ist es eine bekannte Sache, daß die Griechen das *Handwerk der Verfälschung* schon in den frühesten Zeiten, ununterbrochen, und wahrhaftig stets unter sehr großem Segen getrieben haben. Schon der heilige Pabst Leo (epist. 83. ad Palaest.) klagt bitter darüber, daß selbst noch zu seinen Lebzeiten die Griechen sein Sendschreiben über die Menschwerdung des Wortes verfälscht hätten. Gregor der Große, (l. 5. epist. 14.) sagt geradezu, daß die Akten des ephesinischen und auch des chalcedonischen Conciliums von den Griechen verfälscht worden wären. Pabst Nicolaus in seinem Schreiben an den Kaiser Michael, verweißt diesen Monarchen auf einen Brief des Pabstes Adrian, jedoch mit den Worten: si tamen non falsata *moré Graecorum* est. Unzählige andere, nicht minder überzeugende Beweise ähnlicher Betrügereien der Griechen in Verfälschung der Urkunden findet man in den Werken des *Franz Marchesi* und des Paters *Bonaventura von St. Elias*. So sehr nun diese gehäuften Beweise griechischer Verfälschungsfertigkeit auch hier auf eine abermalige Verfälschung eines Aktenstückes der sechsten Synode hindeuten, so muß man doch gestehen, daß die, das Gegen-

dem Pabst seine Geneigtheit zu be
Kaiser den päbstlichen Gesandten, r
von Constantinopel einen Schenku
dessen mehr als die Hälfte von
neuen Pabstwahl, an den kaiserliche
zahlenden Summe der römischen Ki
ward, jedoch unter der Bedingung,
wieder der neu Erwählte, erst nach
licher Wahlbestättigung, consecrirt r

16. Bald darauf starb der
und zwar bevor noch seine Legaten
nopel in Rom wieder angekommen
Jahre und sechs Monate hatte er
Sohnes Gottes vorgestanden, und
nation zehen Priester, drei Diacon
sen noch 18 Bischöfe geweihet. Be
in der St. Peterskirche am 10. Jä
682, an welchem Tage auch jetzt
sein Andenken feiert*).

---

*) Ueber die Aechtheit der Verdam

ist schwer zu fassen," sagten Galliens heilige Bischöfe damals, »Kraft welches Gesetzes der Obere von seinem Untergebenen gerichtet werden kann. Jener, welcher der Heerde des Herrn vorsteht, muß freilich von der Art seiner Verwaltung Rechenschaft geben, aber nicht der ihm untergebenen Heerde, sondern blos dem höchsten Herrn der Heerde selbst. (Man sehe hierüber unserer Fortsetzung 3. Band, den ganzen 36. Abschnitt oder wenigstens die §§. 8, 17 und 19.) — Und um wie viel mehr hätte man nicht eben so, wie dem Pabste Symmachus, auch dem Pabste Honorius, wäre er noch am Leben gewesen, die Selbstrechtfertigung gestatten müssen, Ihm, dessen Briefe, die, wie wir schon bemerkten, der gelehrte Cardinal Bellarmin epistolas catholicissimas nannte, schon so laut und so klar seine Unschuld aussprachen, auch selbst den schwächsten Schatten eines Verdachtes irgend einer Ketzerei so völlig verschwinden machten. Wann hat je noch die Kirche einen Verbrecher, oder Irrlehrer verdammt, ohne ihn vorher gehört zu haben? und wer ist hier der Angeklagte? Ein mit Wissenschaft und allen christlichen Tugenden geschmückter, von Gott seiner Kirche zum Oberhaupt gesetzter, mit der ganzen Kraft der höchsten Weihe angethaner Pabst! — Haben vielleicht die Bischöfe des sechsten Conciliums den wahren Sinn jener Briefe des Honorius nicht gehörig aufgefaßt; so ist dies blos eine Folge der Leichtfertigkeit, mit der man bei dem Geschäfte zu Werke ging, vielleicht gar, und zwar sehr wahrscheinlich, die Folge einer, in dem Herzen der griechischen Bischöfe tief verborgenen, aber jetzt sich kundgebenden, geheimen Leidenschaftlichkeit. Aber daß sie wirklich die Briefe des Honorius nicht verstanden, nicht von weitem in den, darin doch so klar und offen liegenden Sinn eingedrungen sind, dies beweisen ihre eigenen, in der Verdammungsformel vorkommenden Worte: quia in omnibus ejus (Sergii) mentem secutus est, et impia dogmata confirmavit. In den Augen dieser Bischöfe war also ein Pabst, Einer der Nachfolger des Apostelfürsten, Einer der Felsen, auf welche Christus seine Kirche bauete, ein — Häretiker.

theil beweisenden Gründe bei weitem überwiegende sind, so daß nach genauer Erwägung derselben al[le] Zweifel über die Aechtheit der gegen Honorius ausg[e]sprochenen Verdammung völlig dahin schwinden. [...] gewiß war auch eben diese Verdammung, welche nur ein, mit äußerst wenigen Ausnahmen, blos von Grie[-] chen zusammengesetztes Concilium aussprechen konn[te,] eine unerhörte, von der frechsten und schamlosesten An[-] maßung zeugende Handlung, von welcher auch, Gott sey Dank, die ganze Geschichte unserer heiligen Reli[-] gion nicht ein einziges Beispiel mehr aufzuweisen hat. Daß selbst wahre, den Canons gemäß zusammenberu[-] fene, und unter der Leitung des Oberhaupts der Kirche verfahrende Concilien, zwar nicht in Glaubensa[-] chen, aber dennoch Thatsachen (res facti) sich irren können, ward von jeher anerkannt; und daß die sechste allgemeine Synode, in Verdammung eines ge[-] setzmäßig gewählten, von der ganzen Christenheit als deren geheiligtes Oberhaupt anerkannten frommen und erleuchteten Pabstes sich geirret, und zwar gröblich geirret habe, wird schwerlich jemand in Abrede stellen mögen. Prima sedes omnes judicat et a nemine judicatur: war schon in den frühesten Zeiten die Richtschnur für alle Concilien. Als in dem Jahre 501 ...

vom Pabste Johannes für den Honorius geschriebene Apologie ward auch nicht einer nur augenblicklichen Aufmerksamkeit gewürdiget, und in den wahren Sinn der Worte des Pabstes Honorius einzudringen, dazu hatte man ebenfalls keine Zeit; kurz man eilte nur über Hals und Kopf ein Urtheil zu sprechen, wie allenfalls nur ein, aus schismatischen Bischöfen bestehendes Concilium es hätte aussprechen können, und wie wirklich ein Concilium es aussprach, dessen Glieder vielleicht, obgleich ihnen noch unbewußt, schon den Keim des großen, künftigen Schisma in sich trugen. Sprechen wir jetzt gerade und unumwunden von der Sache: der Verdammung des Honorius lag höchst wahrscheinlich blos der böse Wille der Griechen zum Grunde. Die schon zu den Zeiten des heiligen Gregors von Nazianz in der Brust vieler Häupter der griechischen Kirche keimende, aber auch von diesem Heiligen scharf gerügte, jedoch indessen immer noch mehr genährte, und endlich in dem 9. Jahrhundert eine völlige Trennung herbeiführende Schelsucht gegen die abendländische Kirche und besonders den Pabst der alten Rom war allem Anschein nach, wo nicht die einzige, doch wenigstens zur Hervorbringung des unerhörten Verdammungsurtheils, die am stärksten mitwirkende Triebkraft. Wie viele geheime und verdeckte Versuche waren nicht früher schon gemacht worden, den Stuhl von Constantinopel immer eine Stufe um die andere höher, und nach und nach endlich mit dem römischen Stuhl auf gleiche Höhe zu stellen? Diese so beliebte Parallelisirung des Stuhles von Rom und Constantinopel spricht sich, was freilich nicht sehr auffallen kann, in den verschiedenen Briefen der monothelitischen Bischöfe einigemal ganz unverkennbar aus. Aber auch jetzt davon abstrahirt; so waren schon mehrere morgenländische Patriarchen, blos durch Aussprüche der Päbste in ihren Concilien, verdammt, entsetzt und aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen werden. Diese Urtheile waren jeder Zeit so gerecht, und alle Canons und Satzungen der Kirche waren dabei so sorgfältig beobachtet, daß auch die Griechen, ungeachtet ihres anfänglichen Widerstandes, dennoch am Ende stets die

[redacted]

ckungen des Neides, oder irgend e
keit sich regen, da geht, wie der
sagt, die Weisheit verloren: sa
ut quid, et quove ordine
ciatur (Gr. l. 5. Moral.) — Da
gaten nicht dagegen protestirten,
thaten, bald wieder zum Schweig
fühlten; dies erinnert unwillkührli
Schreiben der Bischöfe des römische
haltene Klage über Mangel an
gründlicher Gelehrsamkeit, wegen t
licher und unruhiger Zeit. Ma
daß die sechste Synode ein von de
anerkanntes, öcumenisches Concil
war auch das Concilium von Chal
gab es den berüchtigten, offenb
Grunde ruhenden 28. Canon.
von Leo dem Großen nicht genehm
theil standhaft und mit dem größt
worfen; die Entscheidungen der se
gegen wurden, ihrem ganzen Inha
Agathos Nachfolger bestätiget. Ab
men, ist auch diese päbstliche Best
von entscheidendem Gewicht; den
Thatsachen können Päbste wi
Concilien wie Päbste sich irren.
Seite gesetzt, so war Leo's II. Be
dammung des Honorius offenbar b

chen als ein Panier des Aufruhrs gegen den römischen Stuhl zu erheben. Um also ein größeres Uebel abzuwenden, um eine abermalige Spaltung, deren Folgen, wie deren Dauer nie zu berechnen sind, zu verhüten, bestätigte Leo die Verdammung des Honorius, jedoch durchaus nicht in dem Sinne des Conciliums, denn er sprach das Urtheil seinem erhabenen Vorfahrer in dem obersten Hirtenamt, nicht als einem in den monotheletischen Wahn verstrickten, und davon angesteckten Häretiker, sondern blos als einem Solchen, der durch seine, in Leichtsinn und Nachläßsigkeit ausartende Nachsicht, dem Monotheliismus gestattet hätte, immer tiefere Wurzeln zu schlagen, und seine Zweige noch weiter zu verbreiten, - - - - cum Honoriâ, qui flammam haeretici dogmatis non, ut decuit Apostolicam authoritatem incipientem extinxit, sed n e g l i g e n d o confovit etc. sind Leos II. Worte in seinem Briefe an die spanischen Bischöfe, als er ihnen die, von ihm bestätigten Beschlüsse und Entscheidungen der sechsten Synode sandte *). Wahrscheinlich mochte Leo II. auch von der Verdammung eines Todten, der seinen, nie sich trügenden Richter schon gefunden hat, gerade so gedacht haben, wie auch einst Pabst Vigilius davon dachte. Unser Aller Lehrer und Richter ist nur Einer, und dieser Eine ist J e s u s C h r i s t u s, und dessen auf Erde sichtbarer Statthalter und höchster Ausspender aller seiner Gnadenschätze ist der, in der ewigen Roma thronende Pabst, das bedeutungsvolle N a c h b i l d des wunderbaren, in heiliges Dunkel gehüllten Priesterkönigs Melchisedech, der wahrhaft heilige Vater, der Patriarch aller Patriarchen, und oberste Seelenbischof der gesammten, über den ganzen Erdkreis verbreiteten katholischen Christenheit. — — That Pabst Honorius

*) An den angelsächsischen König E r v i g i u s schrieb Leo bei dieser Gelegenheit: — — — Honorius, qui immaculatam Apostolicae traditionis regulam, quam a praedecessoribus accepit, maculari p e r m i s i t.

auch einen Mißgriff; so war dies die Folge einer, gerade bei den schönsten und liebevollsten Charakteren, nur gar zu leicht in Schwachheit übergehenden, allzugroßen Milde; hätte er, als der Monotheletismus sich schon vollkommen entwickelt hatte, die Ekthesis und der Typus erschienen waren, und die verderbliche Tendenz der Irrlehrer klar am Tage lag, also ungefähr zu den Zeiten des Agatho gelebt; so würde er ganz gewiß auch die Sprache des heiligen Martinus, wie des Pabstes Agatho geführt, und seine natürliche Milde der nun nothwendigen apostolischen Strenge haben weichen müssen. Es ist wahr, der Pabst war von dem heiligen Sophronius gewarnt worden; aber getäuscht durch des Sergius großen Ruf der Frömmigkeit, und Andere nach sich beurtheilend, faßte er den geschraubten und künstlich gedrehten Brief desselben ganz in katholischem Sinne auf, beantwortete ihn auch in demselben Sinne, und die ganze Frage, weil irregeleitet durch die heuchlerische Tücke des Sergius, bloß als einen grammatikalischen Wortstreit betrachtend, glaubte er, des Sophronius allzugroßen Eifer zügeln zu müssen, und legte beiden ein, jedem fernern Gezänke ausweichendes Stillschweigen auf *); aber zu gleicher Zeit stellte er in seinen beiden Briefen an Sergius den

*) Auch dieses Auflegen heilsamen Stillschweigens haben schon vor dem Honorius andere Päbste und heilige Bischöfe für gut gefunden; und so gebot, unter mehrern Andern, selbst der heilige Athanasius, über eine, in Beziehung auf das hohe, ewig anbetungswürdige Altarssacrament, dieses heilige Grundmysterium unsers Glaubens und unbegreiflicher, sich so tief zu uns herablassender göttlicher Liebe und Erbarmung, erhobene müßige Frage in Zukunft gänzlich zu schweigen. Wäre Honorius Gebot von Sergius, Cyrus und den übrigen monothelitischen Häuptern befolgt worden; so würde wahrscheinlich der anfänglich nur schwach zündende Funke einer neuen Häresie aus Mangel an äußerer Luft, von selbst wieder erstickt seyn.

[redacted]

wahren Glauben fest, und lehrte, »daß zwei Naturen in Jesu Christo mit gegenseitiger Theilnahme wirken, nämlich die göttliche Natur das Göttliche, und die menschliche das, was des Fleisches ist; und daß man also zwei innigst vereinte, aber unvermischte Naturen in Christo bekennen müsse, deren jede das ihr Eigenthümliche wirke.« Kann wohl die Lehre von zwei Willen deutlicher und klarer ausgesprochen werden, als hier geschieht? Nur daß Honorius sich nicht des, damals auch noch nicht allgemein üblichen Ausdruckes zweier Willen bedient, jedoch ganz das Nämliche blos allein unter andern Worten lehrt. Des Pabstes Honorius einziger, und gewiß sehr verzeihlicher Fehler war, daß er, im Vertrauen auf seine eigene tiefe Kenntniß in der Wissenschaft des Heils und göttlicher Erbarmungen, über die, von Sergius und Sophronius an ihn gelangten Berichte, gleichsam als Privattheolog, und nicht in einem Concilium, oder mit Zuziehung einiger Priester seiner Kirche entschied. Es widerfuhr ihm nun, was auch dem, von Gott seinem Volke zum Richter gesetzten Josua geschah, der von den Gabonitten betrogen ward, weil er vorher nicht Gott darum befragt hatte. Hätte Honorius zwei oder drei Bischöfe oder eben so viele Priester seiner Kirche, im Namen Jesu versammelt, so würde Jesus Christus mitten unter ihnen gewesen seyn, und des göttlichen Stifters unserer Kirche sichtbarer Statthalter, dem Er seine Lämmer und seine Schafe zu weiden übertragen hatte, wäre nicht von dem tückischen, arglistigen, und verschmitzten constantinopolitanischen Oberpfaffen betrogen worden. — — In Glaubenssachen haben die Beschlüsse und Entscheidungen eines wahren allgemeinen Conciliums für alle Kirchen bindende Kraft; sich ihnen blindlings zu unterwerfen, ist jedes Katholiken heiligste Pflicht; aber über Thatsachen theilen auch sie das gemeinschaftliche Erbe der Menschheit — den Irrthum, errare humanum est; und so hat auch die sechste Synode in der Verdammung eines Pabstes, wir wiederholen es, sich gröblich geirret; auch erheben sich gegen sein, über Honorius gefälltes Urtheil die mächtigsten, untrüglichsten und unverwerflichsten Zeugnisse. Es erhebt sich dagegen das, auf den ausdrücklichen Verheißungen

Jesu Christi beruhende Dogma von der Infallibilität der Päbste in Glaubenssachen. Ego rogavi pro te, Petre, ut non deficiat fides tua; daß aber unsers göttlichen Erlösers allmächtiges Gebet nicht nur den damaligen Apostelfürsten, sondern auch dessen Nachfolger umfaßte: wer kann daran zweifeln; wer hätte je noch daran gezweifelt? Es erheben sich ferner noch dagegen eine endlose Reihe großer Päbste, erleuchteter und gelehrter Bischöfe, Prälaten und Doktoren; und endlich ist es gerade dieses sechste Concilium, das, am lautesten gegen sich selbst zeugend, sein gegen Honorius gefälltes Urtheil auch selbst wieder vernichtet, und einstimmig dessen völlige Nullität verkündet. In dem Schreiben nämlich des Agatho an den Kaiser, hatte dieser Pabst die Reinheit und Mackellosigkeit des Glaubens aller seiner Vorfahrer auf dem apostolischen Stuhle, so wie deren treue und salbungsvolle Verwaltung des Kirchenregiments so deutlich und kräftig ausgesprochen, daß der Sinn seiner Worte gar nicht mißverstanden werden kann. »Consideret vestra tranquilla Clementia« sagt Pabst Agatho an einer Stelle in diesem Schreiben an den Kaiser, »quoniam Dominus, qui fidem Petri non defecturam promisit, confirmare eum fratres suos admonuit, quod omnes Apostolicos Pontifices meae exiguitatis Praedecessores confidenter fecisse semper, cunctis est cognitum.« – – An einem andern Ort in dem nämlichen Briefe sagt Agatho: »Nec post inoliti erroris diuturnitatem (praedecessores mei) a commonitione siluerunt, sed semper hortati sunt, ac contestati, exhortantes eos (vid. Monothelitas) in orthodoxae fidei unanimitate remeantes amplecti, et indesinenter ab Apostolicis meae humilitatis praedecessoribus exhortati, atque commoniti, usque hactenus distulerunt.« — — Ferner: Haec Apostolica Christi ecclesia per Dei omnipotentis gratiam a tramite apostolicae Traditionis nunquam errasse probabitur, nec Haereticis novitatibus depravata succubuit. — — Endlich: Ecclesia Romana, gratia ac praesidio Beati Petri ab omni errore illibata permanet. Dieser Brief des

Pabstes Agatho ward nun in der 8ten Sitzung von den versammelten Vätern mit einem solchen Enthusiasmus aufgenommen und anerkannt, daß das ganze Concilium, wie mit einer Stimme ausrief: Per Agathonem Petrus loquebatur! Das Concilium bezeugt selbst, daß es der heilige Geist sey, der den Inhalt dieses päbstlichen Breve diktirt habe: Tanquam ex Spiritu sancto dictatos per os sancti ac beatissimi Principis Apostolorum Petri, et digito ter beatissimi Papae Agathonis scriptos etc. Wie konnten nun die versammelten Väter gegen den Pabst Honorius, der doch auch unter jene Praedecessores gehört, welchen, nach dem eigenen Ausdruck des Conciliums, der heilige Geist selbst ein so herrliches Zeugniß ertheilt, noch ein Verdammungsurtheil fällen? Welcher Widerspruch, welcher Unsinn! wohl wahr, was der heilige Gregorius sagt, daß, wenn die Weisheit verloren geht, wenn sapientia perditur, quid et quove ordine faciendum sit, nesciatur. — Die Verdammung des Honorius wirft einen Trauerflor über alle Verhandlungen der sechsten Synode*), und bleibt ein ewiger, nicht zu vertilgender Flecken in der Geschichte der griechischen Kirche. — Die allgemeine Kirche ist der mystische Leib Jesu Christi: aber nur da, wo alle Glieder unter ihrem Haupte vereint sind, erblicken wir einen Körper, und derselbe ist ein bloser Rumpf; so bald das Haupt ihm fehlt. Nicht die Glieder sind es, die das Haupt leiten; sondern es ist das Haupt, das alle Glieder lenkt, leitet, und den nöthigen Impuls ihnen ertheilt. Nichts ist daher ungereimter, unbegreiflicher, und empörender, als die, obschon in ungleich spätern Zeiten, gewagte schnöde Behauptung: concilium supra Pa-

---

*) Versteht sich mit Ausnahme der darin gegebenen Glaubensdefinition, welche im Ganzen nur eine Wiederholung war, der in den frühern allgemeinen Concilien entworfenen Glaubensbekenntnisse, jedoch mit besonderer Anwendung auf die neu entstandene Irrlehre des Monothelismus.



hern Geistes, der ununterbrochen
des heiligen Petrus schwebt, und mi
seiner Erbarmungen ihn deckt? Welch
der Welt unbekannte Weisheit, herr
Zeiten in den Rathschlüssen des
welche alles überschauende, oft selbst
Zukunft durchdringende, und doch s
einfalt gepaarte Klugheit nicht in
handlungen; welche Festigkeit in sei
dem Wechsel der Jahrhunderte sich
benden Grundsätzen; und endlich we
seiner, selbst in Stürmen und in s
ten, sich dennoch nie verläugnenden,
gen Politik *), während die sogena
gleich dem Rohr von jedem Win
lich eine andere Gestalt gewinnt,
Werke wieder zerstört? Wohl gab es
so zahl- als glorreichen Schaar gro
Einige, die eine traurige Ausnahm
sehen wir nicht selbst in dem hei
zwölf Apostel Einen, der blos beru
auserwählt war? Zudem sind j

*) Auch die Beschlüsse der Provinzial
dieselben nicht blose Erneuerungen
hender Canons sind, oder sich auf

nur höchst wenige; und selbst die Mackel, mit welchen diese Wenigen die Heiligkeit ihres Charakters besudelten, sind größtentheils von der Art, daß sie in einem weltlichen, selbst der bessern und edlern, Regenten blos wenig bemerkbare, leicht verfliegende Staubflecken seyn würden, und nur durch den Contrast, den sie mit der geheiligten, über alles Irdische erhabenen päbstlichen Würde bilden, in einem so grellen, zurückstoßenden Lichte uns erscheinen. Wir selbst, wenigstens diejenigen, deren Blick bis nahe an ihre Kindheit schon mehr als ein halbes Jahrhundert überschaut: welche große und heilige Päbste schmückten nicht unter unsern Augen nach einander den römischen Stuhl? Pius VI., Pius VII., Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI. von dessen hohen Tugenden, obgleich erst unlängst auf den päbstlichen Thron erhoben, dennoch schon allen Völkern der Christenheit verkündet wird. Wie belehrend, tröstend, stärkend und erbauend war nicht das Beispiel dieser heiligen Päbste in jenen verhängnißvollen Zeiten, die wir schon erlebt haben, besonders in jener traurigen Epoche, wo alle Blicke der Katholiken trauernd und klagend nach dem verwaißten Rom, und dem, mit Räubern überfüllten Erbe des heiligen Petrus gerichtet waren; und wie belehrend, stärkend und erhebend wird es für uns nicht auch ferner noch seyn in den wahrscheinlich weit verhängnißvollern Zeiten, die wir ebenfalls, vielleicht eher als wir glauben, noch erleben werden? Welche große, starke und dabei doch so liebenswürdige Charaktere; welche unerschütterliche Standhaftigkeit unter den heftigsten, wildesten Stürmen; welche erhabere Ruhe mitten unter den drohendsten Gefahren; welches fromme, gottgefällige stille Dulden und Leiden; welcher lebendige Glaube, und daher welche stete Heiterkeit der Seele bei allen und den größten Drangsalen, und endlich welche kindliche, bedingungslose Hingebung in die Hände und Rathschlüsse der Vorsehung! Und so waren mit wenigen Ausnahmen unsere ehrwürdigen und heiligen Päbste zu jeder Zeit und in jedem Jahrhundert; ununterbrochen war die Hand des Herrn mit ihnen, und stets wirksam das Gebet des in den Kreuztod gehenden göttlichen Erlösers, daß des Petrus

17. Unter dem Pontificat des Agatho, nämlich in dem letzten Jahre desselben wüthete in Rom und in den mehrsten Städten Italiens eine furchtbare, ganze Familien hinwegraffende, die bevölkertesten Städte beinahe in Einöden verwandelnde Pest. Täglich starben so viele Menschen, daß man kaum ihre Leichen begraben konnte. Wer fliehen konnte, floh auf die Berge. Städte und Burgen standen beinahe menschenleer, und in dem volkreichen Pavia wuchs auf den öffentlichen Plätzen und in den sonst besuchtesten Straßen das Gras hervor. Zufolge

---

Glaube nicht wanke. Um die Kirche des Sohnes Gottes zu regieren, bedürfen also die Päbste nicht durchaus nothwendig der Concilien; ihr natürlicher, von Gott ihnen beigeordneter Staatsrath steht ihnen zur Seite; es sind dies die, mit vollem Recht mit dem Purpur geschmückten Priester und Diaconen ihrer Kirche; und was würde auch jetzt, besonders in unsern Zeiten, wo beinahe sogar Provinzial-Concilien eine unmögliche Erscheinung geworden sind, aus unserer Kirche werden, wenn nicht die ganze Fülle apostolischer Kraft und Gabe auf dem sichtbaren Statthalter Jesu ruhete? Man mache nicht die ehemals schon erhobene, wahrhaft aberwitzige Frage: welche Fürsorge nämlich zu treffen sey, wenn selbst ein Pabst eine Irrlehre verbreiten würde. Dies ist gerade so, als wenn man fragen wollte, was zu thun sey, wenn der Himmel einfiel. So wenig der Himmel einfallen wird, so wenig und noch weniger kann ein Pabst ein Irrlehrer werden. In dem Laufe von beinahe zweitausend Jahren ist noch keiner es gewesen; und jetzt, wo allen Zeichen der Zeit nach, höchst wahrscheinlich die heilige Reihenfolge der Päbste sich bald schließen, und Christus selbst kommen wird, den Erdkreis zu richten, und das Regiment zu übernehmen, werden ganz gewiß auch in dieser, vielleicht nur Spannen langen Zeitfrist keine andere, als an den Brüsten heiliger Lehre gesäugte und an ihr erstarkte Päbste der Kirche des lebendigen Gottes vorstehen.

wie wenigstens erzählt wird, einer besondern Offenbarung von Oben, errichtete man in der Peterskirche ad vincula (in den Banden) genannt, dem heiligen Märtyrer Sebastianus zur Ehre einen Altar, worauf die schreckliche Seuche alsogleich aufhörte. Diese, durch die Fürbitte des heiligen Märtyrers den Städten Italiens von Gott erzeigte Wohlthat ward bald in der ganzen Christenheit ruchbar; und so entstand nun der fromme Gebrauch, in Zeiten der Pest, oder anderer mörderischer und ansteckender Krankheiten, diesem Heiligen Kirchen zu weihen, oder Altäre zu errichten, und ihn als einen, durch seine Fürbitte bei Gott, gegen solche schreckliche Landplagen ganz besonders schützenden Patron zu verehren. Wirklich findet man auch in den meisten größern Städten, wo es mehrere Kirchen gibt, stets entweder eine, nach diesem Heiligen genannte Kirche, oder einen Ihm zu Ehren errichteten Altar.

XXIX.

1. Auf den, durch Agatho's Tod erledigten römischen Stuhl ward Leo II. ein geborner Sicilianer, erhoben, jedoch, weil die kaiserliche Bestätigung ziemlich lange ausblieb, erst im Monate October consecrirt. Er bestätigte das sechste Concilium nach dessen ganzem Inhalte, und verdammte daher ebenfalls diejenigen, welche diese Synode verdammt hatte. Zu Gunsten der Kirche von Ravenna gab Leo eine Constitution, welcher zufolge den Ravennaten die, von jedem neuen Erzbischofe für das Pallium an die römische Kirche zu zahlende Gebühr auf immer erlassen ward; verbot aber zugleich

die jährliche Gedächtnißfeier des Erzbischofes Macarus, so wie alle öffentlichen Gebete für die Seele des Verstorbenen, weil derselbe in dem Schisma und seinem Ungehorsam gegen die römische Kirche selbst noch auf dem Sterbebette beharrte.

2. Leo II. saß nicht lange auf dem Stuhle des heiligen Petrus, und starb, nach einer kurzen Regierung von 1 Jahr und 9 Monaten, am Ende Junius des Jahres 684. Dieser Pabst war eben so fromm als gelehrt, der heiligen Schriften sehr kundig, der lateinischen wie der griechischen Sprache gleich mächtig, dabei auch mit der Gabe der Beredtsamkeit geschmückt, und besaß noch überdieß ein ganz ausgezeichnetes Talent für die Musik, wovon eine von ihm selbst componirte Psalmodie, so wie auch die von ihm gemachte Verbesserung des Hymnengesanges, die besten Beweise sind. In einer Ordination weihete er neun Priester, drei Diakone, und drei und zwanzig Bischöfe. Den Macarius, ehemaligen Patriarchen von Antiochien und die übrigen Häretiker, welche das Concilium ihrer geistlichen Würden entsetzt und der Kaiser nach Rom verbannt hatte*), vertheilte Leo in verschiedene Klöster. Hartnäckig beharrten Alle bei ihrem ketzerischen Wahn,

*) Man wird es, und zwar mit Recht, sehr sonderbar finden, daß Verbrechern gerade die erste, angesehenste und berühmteste Stadt der ganzen Christenheit zum Ort ihrer Verbannung angewiesen ward; aber Macarius und die Uebrigen hatten es ausdrücklich verlangt, daß man ihr Schicksal dem Pabst, an welchen sie höchst wahrscheinlich appellirt hatten, anheim stellen möchte. Diese Bitte ward ihnen von dem gütigen Kaiser gewahrt und Rom zum Verbannungsort angewiesen.

bis auf zwei, welche ihr Herz den Wirkungen der Gnade nicht verschlossen, ihren Irrthum erkannten, demselben entsagten, und ein rechtgläubiges Glaubensbekenntniß dem Pabste zu Füßen legten, worauf Leo ihnen die Absolution ertheilte, sie in seine Kirchengemeinschaft aufnahm, und die heilige Eucharistie mit eigenen Händen ihnen reichte.

3. Anastasius rühmt ungemein die großen Tugenden dieses Pabstes, besonders dessen Demuth und grenzenlose Freigebigkeit gegen die Armen. Die Kirche hat Leo II. den Heiligen beigezählt, feiert aber dessen Andenken nicht mehr an dem Sterbetag desselben, sondern seit ungefähr zwei hundert Jahren an dem 28. Junius, an welchem Tage ehemals das Fest des heiligen Pabstes Leo des Großen gefeiert ward; als aber die Kirche dieses Fest auf den eilften April verlegt hatte; setzte sie die Gedächtnißfeier Leo II. auf den Tag, an welchem vorher das Fest Leo's des Großen begangen ward, nämlich auf den 28. Junius, um gleichsam diesen Tag durch das Andenken an einen andern, ebenfalls heiligen, und durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Leo zu heiligen.

4. Dem Leo II. folgte auf dem apostolischen Stuhle Benedikt II., ein geborner Römer. Schon als ein noch sehr zarter Knabe, war er dem Dienste der Kirche geweihet worden, hatte mit großer Auszeichnung mehrere kirchliche Würden begleitet, und stand in dem Rufe der Heiligkeit, bevor er noch den päbstlichen Stuhl bestieg, von welchem jedoch schon nach 8 Monaten und etlichen Tagen Gott ihn wieder abrief, um ihm jenseits eine noch herrlichere, als selbst die päbstliche, Krone zu reichen. Der allgemein anerkannten Heiligkeit dieses Pabstes ertheilte

der fromme Kaiser Constantin auch dadurch ein öffentliches und schönes Zeugniß, daß er ihm nicht nur die Haarlocken seiner Söhne Justinia und Heraklius sandte, wodurch dieser heilige Pabst der Adoptiv-Vater der beiden Prinzen ward; sondern auch an die Geistlichkeit, den Senat, das Volk und das siegreiche Heer in Rom ein Edict erließ, durch welches die schändliche, nun schon, seit zweihundert Jahren, von der Kirche bejammerte und beweinte Knechtschaft, welcher zu Folge ein neu erwählter Pabst erst, nach angelangter kaiserlichen Wahlbestätigung, consecrirt werden durfte, auf immer aufgehoben ward*). Kurz vor seinem Tode erfuhr Benedict, daß Theophanes, Nachfolger des Macarius auf dem Stuhle von Antiochien gestorben sey. Der liebvolle heilige Vater wünschte den Macarius in seiner vorigen Würde wieder herstellen zu können, ermahnte ihn daher, von seinem Irrthum abzulassen, und in den Schoos der allgemeinen Kirche zurückzukehren, gab ihm 30 Tage Bedenkzeit und sandte täglich einen Priester seiner Kirche Namens Bonifacius zu ihm, um durch fromme und gelehrte Gespräche dem Verirrten seinen Wahn zu benehmen. Aber alle Bemühungen des heiligen Pabstes waren fruchtlos, und verstockt beharrte Macarius bei seiner Irrlehre. Während seiner kurzen Regierung weihete Benedict II. zwölf Bischöfe, ließ die nach dem heiligen Apostel Petrus genannte Kirche, wie

*) Hic (Benedictus II.) suscepit divales jussiones clementissimi Constantini magni principis ad venerabilem Clerum et populum atque Selcissimum exercitum Romanae civitatis, per quas concessit, ut persona, qui electus fuerit ad sedem Apostolicam, e vestigio absque tarditate Pontifex ordinatur. — (Anast. in vit. Bened. II.)

ach jene des heiligen Laurentius in Lucina mit
Marmor und Porphyr ausschmücken, zwei andere
Kirchen auf dem flaminischen Wege ausbessern und
ollkommen wieder herstellen, und hinterließ der
Geistlichkeit und den Klöstern in der Stadt Rom
n Vermächtniß von dreisig Pfund Gold. Das
est dieses heiligen Pabstes feiert die Kirche am 8.
Mai, als dem Tage seiner Begräbniß in der St.
Peterskirche.

5. Nach des heiligen Benedict Tod ward Jo-
annes V. ein geborner Syrer, aus der Gegend
on Antiochien auf den päbstlichen Stuhl erhoben.
r war ein Mann von großer und tiefer Einsicht,
isgebreiteter Gelehrsamkeit und hervorleuchtender
römmigkeit. Von der Weisheit dieses Pabstes
aubte die Kirche sich zu großen Erwartungen be-
chtiget, die aber Johannes äußerst schwankender
Gesundheitszustand leider wieder vereitelte; ununter-
rochen krank, konnte er kaum und nur mit großer
eschwerniß die nöthigen bischöflichen Weihen vor-
hmen, und starb nach einer kurzen Regierung von
nem Jahre und zwei Monaten schon wieder am
. August des folgenden Jahres 687.

6. Während des Pontificates Johannes V.
ahm Kaiser Justinian II. das, von seinem from-
en Vater Constantin zu Gunsten der römischen
irche erlassene Edict, Kraft dessen ein neu gewähl-
r Pabst sich nach seiner Wahl sogleich durfte con-
criren lassen, wieder zurück, ermächtigte aber, um
lzu großen Zeitverlust zu verhüten, seinen Exar-
en in Italien, der jedesmalichen Pabstwahl die
iserliche Bestätigung zu ertheilen. Das Uebel war
tzt noch ärger, als vorher; denn die, größtentheils
ubsüchtigen Exarchen benutzten nun diese Ermäch-

tigung, um sich einen nur noch unerlaubtern und störendern Einfluß auf die Pabstwahlen zu erlauben. Um jedoch von einer andern Seite sich den Schein einiger Ehrerbietung gegen die römische Kirche zu geben, befreiete Justinian sie von der, von den Exarchen ihr ungerechter Weise auferlegten Lieferung an Getreide, welche sie von ihren, in Sicilien und Kalabrien gelegenen Gütern jährlich liefern mußte.

7. In dem nämlichen Jahre starb auch Theodor, Patriarch von Constantinopel, und hatte zu seinem Nachfolger, was schon lange nicht mehr geschehen war, einen schlichten Laien, der Paulus hieß, bisher einer der Secretäre des Kaisers gewesen war und, auf den Patriarchenstuhl erhoben, sechs Jahre und einige Monate der Kirche von Constantinopel vorstand.

8. Eine, über der neuen Pabstwahl ausgebrochene Spaltung zwischen der Geistlichkeit und dem Heere, war Ursache, daß nach Johannes V. Tod der Stuhl des h. Petrus 2 Monate und 18 Tage unbesetzt blieb. Der Erzpriester Petrus hatte die Stimmen des Clerus, ein gewisser Theodor jene des Heeres. Als die Geistlichkeit sich nach der Kirche in dem Lateran, als dem gewöhnlichen Wahlort begeben wollte, fand sie die Kirchenthüren von Wachen besetzt, die ihr den Eingang versperrten. Die Officiere und Deputirten des Heeres waren in der Sebastianuskirche versammelt. Zwischen beiden Theilen gingen nun Boten hin und her, um wo möglich eine Uebereinkunft zu treffen. Als man gegenseitig nicht verstehen konnte oder wollte, beschloß die Geistlichkeit, keinem von Beiden ihre Stimmen zu geben, ging in den lateranischen Palast, und

ählte einstimmig den Priester Conon zum Pabste.
: war aus einem thracischen Geschlecht entsprossen,
er in Sicilien geboren und erzogen worden. In
ihren war er schon ziemlich weit vorgerückt; aber
hatte ein ungemein einnehmendes Aeußere, und
ne freundlichen Gesichtszüge, in welchen Sanft-
uth und Wohlwollen sich spiegelten, in Verbin-
ng mit seinen, Ehrfurcht einflößenden, weißgrauen
aaren, hatten ihm längst schon die Herzen der
)mer gewonnen. Der Senat und das Volk sand-
ı daher, sobald sie Conons Wahl erfuhren, so-
ich Deputirten nach dem Lateran, um ihn als
abst zu begrüßen. Als das Heer sah, daß der
el und das Volk das Wahldecret unterzeichnet
tten, gab es endlich nach, unterzeichnete ebenfalls,
d erkannte Conon als rechtmäßig gewählten Pabst.
86.)

9. Leider fiel Conon gleich nach seiner Erhe-
ng in eine Krankheit; genas zwar wieder, ward
:r nie mehr völlig gesund, befand sich stets in
em leidenden Zustande, und starb schon im fol-
iden Jahre 687 am 13. Oktober, nachdem er
ht einmal ein ganz volles Jahr der Kirche des
)hnes Gottes vorgestanden hatte.

10. Unter Conons Pontificat kam auch der
lige Kilian mit seinen zwei Gefährten nach Rom.
war ein Benedictiner-Mönch aus Irland, und
em der ältesten, adeligen Geschlechter des Landes
sprossen. Glühender Eifer für der Menschen
:il trieb ihn aus dem Kloster und seinem Vater-
ıde. Zu den Heiden wollte er die Leuchte des
angeliums tragen. In Begleitung zweier, ihm
nz ergebenen Brüder aus dem Kloster, nämlich
s Priesters Coloman und des Diacons To-

Wahrheiten des Evangeliums zu
er aber sein apostolisches Amt an
schloß er, mit seinen Gefährten
hen, die Gräber der beiden heilig
suchen, und dann von dem heili
Segen, und die zu seinem künftig
nöthige Vollmacht zu erbitten.
ward sogleich ausgeführt; und Kil
Totnan kamen glücklich in der H
stenheit an. Der Pabst empfan
Freude, als er die Absicht der dre
den Zweck ihrer Reise nach Rom
Zärtlichkeit eines wahren Vaters
Kilian und seine beiden Begleite
seinen Segen, gab dem Erstern
macht, und consecrirte ihn sogar
mit er mit der vollen Kraft ein
sein, Gott so gefälliges Werk beg
lian und seine Gefährten kehrten
Würzburg zurück, und fingen sogl
unter überschwänklichem Segen, i
gend das Evangelium zu predigen.
hörte den Heiligen Gosbert, w

zahllose Menge Volkes die heilige Taufe. Mit jedem Tage nahm Gosbert in Frömmigkeit und christlicher Weisheit zu; aber leider war er mit Geilana, seines verstorbenen Bruders Frau vermählt. Als der h. Kilian ihn hinreichend im Glauben gegründet und befestiget glaubte, sagte er zu ihm: „Mein Sohn! noch fehlt dir Eines, um Gott ganz wohlgefällig zu seyn; um Ihm mit vollem und lauterm Herzen zu dienen, mußt Du Dich entschließen, Dich von Deiner Gemahlin zu trennen, denn Deine Ehe ist gegen das göttliche Gesetz.“ — „Dies mein Vater,“ erwiederte Gosbert, „ist das Schwerste, was Du noch von mir verlangt hast; da ich aber aus Liebe zu Gott schon so vieles verlassen habe; so will ich dennoch, so schwer es mir fällt, und so sehr ich meine Gemahlin liebe, meinem Gott auch dieses Opfer bringen.“ Kilian war mit dieser Bereitwilligkeit des Herzoges, sich ganz dem Willen Gottes zu ergeben, vollkommen zufrieden; da aber Gosbert gerade im Begriffe stand, einen Feldzug anzutreten; so verschob er die Trennung von seiner Gemahlin bis zu seiner Rückkehr in sein Land. Unglücklicher Weise theilte Geilana nicht die frommen Gefühle und Empfindungen des Herzogs; der Gedanke an eine Trennung war ihr unerträglich; sie fühlte sich unglücklich, und in ihrer Verzweifelung faßte sie den Entschluß, den Urheber ihres Unglückes während der Abwesenheit ihres Gemahls aus der Welt zu schaffen. Zwei, von ihr gedungene Bösewichte übernahmen den Auftrag, Kilian und seine beiden Gefährten zu ermorden. Gegen Mitternacht machten sie sich auf den Weg, ihr blutiges Werk zu verrichten. Kilian lag in seinem Bette, und befand sich in einem halb wachenden, halb schlafenden Zustand, als plötzlich eine, von überirdischer Majestät und himmlischem Glanze

umflossene Erscheinung vor ihm stand, und ihm zurief: „Kilian, dein Tagwerk ist vollendet; nahe bist du dem letzten Kampfe; aber auch in diesem wirst du Sieger seyn.“ — Der Heilige wußte die Erscheinung zu deuten; stand auf, weckte seine Gefährten; die Lampen wurden angezündet, und man begab sich sogleich zum Gebete in die Kapelle. Bald darauf traten die Mörder ein. Kilian, Coloman und Totnan wurde ermordet; ihre Leichen, sammt ihren priesterlichen Gewandten, dem Altarschmucke und den heiligen Büchern, die sie mitgebracht hatten, noch in derselben Nacht begraben, und damit keine Spur der graunvollen Mordthat möchte entdeckt werden, ließ Geilana über dem Ort, wo die Heiligen begraben lagen, einen Pferdestall bauen.— Als endlich der Herzog zurück kam, den Kilian und dessen Gefährten nicht sah, und nach ihnen forschte, sagte ihm Geilana, daß sie abgereißt wären, um auch in andern entfernteren Gegenden ihr Predigeramt fortzusetzen. Aber bald enthüllte jetzt Gott selbst das schauerliche Werk der Finsterniß. Einer der Mörder verlor den Verstand, lief rasend überall umher und rief laut aus, daß der von dem Blute des, von ihm ermordeten Kilians gefärbte Dolch über seinem Kopf schwebe. In seiner Raserei stieß er sich das Schwert durch den Leib, nannte aber, bevor er seinen unglücklichen Geist aushauchte, noch den Gehülfen bei seiner Mordthat. Auf Gosberts Befehl ward dieser nun ergriffen, und gebunden vor ihn gebracht, der Herzog hatte alle Christen an seinem Hoflager um sich versammelt; sie sollten bestimmen, welche Strafe der Mörder verdiene. Aber von Geilana gewonnen, erhob sich einer der Anwesenden und sagte: „Herr! denkt an Euch selbst, und auch an uns, die wir alle die Taufe erhalten haben; wollt Ihr meinem Rathe folgen; so lasset

diesen Unglücklichen sogleich seiner Bande entledigen und gebt ihn frei; denn ist der Gott, den jene Fremdlinge uns predigten, wirklich so mächtig, als sie sagten; so wird er selbst die Bestrafung des Mörders übernehmen; wo nicht, so ist es rathsamer, unsere große Göttin Diana wieder, nach dem Brauch unserer Väter, zu verehren.« — Der von Liebe zu Geilana verblendete, unglückliche Herzog nahm diesen Vorschlag an. Der Mörder erhielt seine Freiheit; ward aber auf der Stelle rasend, zerfleischte sich mit seinen eigenen Zähnen, und starb noch an demselben Tage in der Raserei. Einige Tage darauf fiel auch Geilana in Wahnsinn, und die Unglückliche entleibte ebenfalls sich selbst. Die Hand des rächenden Engels ergriff das ganze herzogliche Haus. Gosbert wurde bald darauf von einigen seiner eigenen Leute, die sich gegen ihn verschworen hatten, ermordet, sein Sohn Heran, der Nachfolge in der Herzogswürde verlustig erklärt und aus dem Lande gejagt, kurz, die ganze Familie von der Erde vertilgt. — Des heiligen Kilians Gebeine, durch besondere Offenbarung entdeckt, wurden in dem folgenden Jahrhundert von dem Bischofe Burkard in der Domkirche zu Würzburg beigesetzt. Mit Recht ehret die Stadt diesen Heiligen als ihren Schutzpatron, und mit doppeltem Rechte kann man ihn auch als den ersten Bischof von Würzburg betrachten; denn da der Pabst ihn zum Bischofe weihete; so verstand es sich von selbst, daß er auch Bischof der Kirche, die er gründen würde, seyn sollte. Eigentlich ward zwar das Bisthum Würzburg ungefähr erst 50 Jahre nachher errichtet; aber der heilige Kilian hatte doch zuerst den Samen des Glaubens und heiliger Lehre in Würzburg gesäet, und mit seinem Blute den Boden, worin er gesäet hatte, befruchtet. Aber nichts ist fruchtbarer, als

1. Der erhöhete, und daher
derblichere Einfluß der Exarchen au
len zeigte sich schon nach Conons T
ward bei einer Pabstwahl folgend
mals beobachtet. Der Senat, das
Heer hatten zwar Antheil an der
demungeachtet war der Einfluß der
leitend und vorherrschend. Sie ve
einer Kirche, gewöhnlich in der Ki
begannen da ihre Berathungen, und
den, welchen sie für den Würdigst
Wahl ward unverzüglich dem Sena
bekannt gemacht, und nun eilten
vornehmsten Einwohner Roms herb
Pabst, den man auf den erhöheten
setzte, zu begrüßen, ihm die Füß
durch diesen Fußkuß ihre Zustimmung
zu bekräftigen *). Das Wahldecret
gesetzt, von der Geistlichkeit, dem
Heere unterzeichnet, und dann an
den Exarchen gesandt. Indessen

weilen, daß ehrsüchtige Priester, schon vor der
ahl, sich einen Anhang unter dem Volke oder
n Heere zu machen suchten; gelang ihnen dieses;
nn erlaubten sich gewöhnlich auch der Senat oder
s Heer einen Vorgriff in das Wahlgeschäft, und
zeichneten der Geistlichkeit den Candidaten, den sie
f den päbstlichen Thron erhoben zu sehen wünsch-
. Stimmte nun der Clerus damit überein; so
g alles friedlich von Statten; war dieser aber
schlossen, einem Andern seine Stimme zu geben;
entstand ein, bisher doch größtentheils bald wie-
vorübergehendes Wahlschisma, woran natürlicher
eise das Volk stets Antheil nahm, und nicht sel-
blutige Händel erregte.

2. Ein ähnlicher Fall ereignete sich nun auch
t. Ein schwungsüchtiger Diacon, Namens Pas-
l, hatte durch mancherlei Intriguen, schon wäh-
d der letzten Krankheit des Pabstes Conon, sich
e Menge Anhänger in Rom zu verschaffen ge-
ßt. Um seines Sieges desto sicherer zu seyn,
rieb er auch an den Exarchen Johannes Pla-
s, und versprach diesem die 100 Pfund Gold,
lche der verstorbene Pabst der Clerisei und
Klöstern von Rom als ein Vermächtniß hinter-
sen hatte. Der Exarch schlug sogleich ein; schickte
stweilen einige seiner vertrauten Officiere nach
m, um das Heer zu Gunsten des Paschal zu
nmen, und versprach, sobald als möglich, selbst
hin zu kommen, um die Wahl zum Vortheil sei-
Schützlings zu leiten. Aber der Erzpriester
eodor hatte ebenfalls viele Freunde unter dem
lke. Sobald also der Pabst gestorben war, ent-
nd sogleich eine Spaltung über der Wahl seines
chfolgers; die Einen wählten den Theodor, die
dern den Paschal. Beide Partheien bemächtig-

ten sich unverzüglich des Laterans. Theodors Anhänger hielten den innern, jene des Paschals den äußern Theil des Palastes besetzt. Da beide Partheien hartnäckig auf ihrer Wahl bestanden; so mußte man jeden Augenblick blutiges Handgemeng befürchten. Um, wo möglich, dieses zu verhüten, und die Stadt gegen Mord und Plünderung zu schützen, welche der zügellose Pöbel bei solchen Gelegenheiten sich gar gerne erlaubt, versammelte sich ein großer Theil des Senats, viele der vornehmsten Einwohner der Stadt, und aus dem Heere mehrere Officiere von höherm Range, in dem kaiserlichen Palaste, um sich über die Mittel zu berathen, fernern Unordnungen Einhalt zu thun. Das beste Auskunftsmittel, das man finden konnte, war einen Dritten zu wählen, und zwar den Sergius, einen sehr würdigen, aber bisher noch wenig bekannten Priester in der Stadt. Man ließ ihn sogleich rufen, zog ihn aus einem Volkshaufen hervor, und führte ihn in die, in dem kaiserlichen Palaste erbauete, und nach dem heiligen Märtyrer Cäsarius genannte Kapelle, wo er nun förmlich zum Pabst gewählt ward. Aus der Kapelle ging der Zug, unter der Begleitung eines zahllosen, von allen Seiten herbeiströmenden Volkes nach der Kirche in dem Lateran. Die Thüren waren gesperrt und von Innen barricadirt. Aber die nun ungleich zahlreichere Begleitung des Sergius sprengte die Thüren und erzwang den Eingang. Der Erzpriester Theodor gab sogleich nach, ging in die Kirche, und bezeugte dem Sergius seine Unterwerfung. Aber Paschal wollte Anfangs durchaus nicht weichen; ward jedoch bald dazu gezwungen, und kam nun ebenfalls in die Kirche, um mit der gewöhnlichen Ceremonie des Fußkusses den neuen Pabst zu begrüßen.

3. Sergius war jetzt allgemein als Pabst anerkannt. Aber nun kam auch der Exarch Platys in Rom an. Daß für den Paschal jetzt nichts mehr zu thun sey, sah der Exarch wohl ein; aber bei allem dem wollte er doch auch nicht das ihm versprochene Geld verlieren; er forderte es also von dem neuen Pabste, und drohete, ihn nicht eher zu bestätigen, als bis man ihm die hundert Pfund Gold ausgezahlt haben würde. Alle Gegenvorstellungen waren fruchtlos. Der Pabst mußte die hundert Pfund dem Exarchen auszahlen lassen; dieser bestätigte nun die Wahl, steckte das Geld in die Tasche und kehrte nach Ravenna zurück. Um dem Exarchen das Geld geben zu können, hatte Sergius allerlei Kirchengeräthe, große silberne Leuchter, Lampen rc. versetzen müssen.

4. Paschal, der durch Simonie zur päbstlichen Würde hatte hinaufschwingen, und den Stuhl des heiligen Petrus besudeln wollen, ward bald darauf loser Künste der Zauberei angeklagt, und in ein Kloster eingesperrt. Hier lebte er noch 6 Jahre, gab aber nie auch nur das mindeste Zeichen der Reue über seinen vergangenen heillosen Wandel, und starb endlich den unglücklichen Tod des unbußfertigen Sünders.

5. Sergius, aus einer syrischen Familie aus Antiochien entsprossen, war in Palermo geboren, kam frühzeitig nach Rom, trat in den geistlichen Stand, und erhielt, da er selbst ein trefflicher Sänger war, den Auftrag, junge Cleriker in dem Kirchengesang zu unterrichten. Er erstieg nach und nach alle Stufen der Weihe, ward endlich vom Pabste Leo II. zum Priester des Titels der heiligen Susanna ad duas domos ordinirt, und stand als Pabst, er selbst ein Muster der



mit Disciplinar-Angelegenheiten besch
Mangel wollte man nun abhelfen, u
lungen des neuen, ausschließlich mit
Kirchendisciplin sich beschäftigenden
ten, weil sie blos das, den beiden
noch Fehlende ergänzten, auch nur
hang oder Nachtrag zu denselben seyn
chen dieses Concilium das fünft-se
lium quinisextum) nannten. Me
Balsamon und Zonaras Zeugniß,
schöfe waren dabei zugegen; sie hielte
wieder in dem, seiner muschelförmig
gen, Trullos genannten Saal des
lastes, und ihr, wenigstens von ihr
Zweck war, einen allgemeinen der g
Richtschnur dienenden Disciplinarco

7. Ob reine, oder unlauter
geheime Zwecke der Zusammenberufu
liums zum Grunde lagen: dies wolle
dahin gestellt seyn lassen. In der E

---

*) Ueber das Jahr ist man nicht ein
kann aber nur allenfalls ein paar

n diesem Concilium gegebenen Canons, deren es
er 200, mithin mehr machte, als noch irgend ein
deres Concilium gemacht hatte, sprechen die Bi-
öfe, wirklich von einem Verfalle, „wodurch das
eheiligte Volk und das königliche Priesterthum, für
velche Christus gestorben ist, durch innere Unord-
nung und Verkehrtheit von der göttlichen Heerde ab-
erissen und zerstreut worden, und aus Unwissenheit
nd Leichtsinn von dem Wege der Tugend abgewi-
hen sey ꝛc.“ Es ist sehr begreiflich und leuchtet von
bst ein, daß bei den vielen Spaltungen und den da-
r immer zunehmenden Verwirrungen, welche eine
inahe ununterbrochene Reihe von Häresien in den
ientalischen Kirchen herbeiführte, nothwendig auch
er Eifer in der Geistlichkeit, wie in den Gemein-
n völlig erkaltet, die Kirchenzucht in Verfall ge-
then, und christliche Gesinnung und Gesittung
inahe in allen Herzen erstorben seyn mußten.
iesem Elende nun hülfreich zu begegnen, den wah-
n Geist des Christenthums wieder in allen Ge-
üthern zu erneuern, war demnach unstreitig sehr
ilsam und im höchsten Grade lobenswerth. Wenn
ir aber von der andern Seite sehen, daß Kally-
kus, welcher dem Paulus auf dem Patriarchen-
uhl von Constantinopel gefolgt war, als er das
oncilium, welches einen, für die ganze Kirche
eltenden Codex entwerfen sollte, zusammen be-
ef, den Pabst auch nicht mit einer Sylbe davon
Kenntniß setzt; bei einem so wichtigen Geschäfte
e dabei doch durchaus so nothwendige Mitwirkung
s Oberhaupts der Christenheit nicht nur nicht ver-
ngt, sondern sogar ihr auszuweichen sucht, und
ch demungeachtet das Concilium sich in einem seiner
anons den Namen eines öcumenischen beigelegt, des-
egen aber auch die päbstlichen Vicarien im Orient,
wie die, zu den Sitzungen eingeladenen Apocry-

siarien, welche doch nichts, als blose Geschäftsträger der römischen Kirche waren, plötzlich in päbstliche Legaten verwandelt, um seine willkührlichen Entscheidungen, dem Scheine nach auf die höchste Autorität in der Kirche stützen zu können; kurz, wenn man alle diese krummen Wege betrachtet, auf welchen dieses Concilium, gleich in seinem Beginn, einherschreitet; so wird man freilich in die Versuchung geführt zu glauben, daß wirklich geheime, sehr unlautere Absichten, mitunter vielleicht auch der, immer sichtbarer werdende Antagonismus der Griechen gegen den Pabst und die abendländische Kirche, schon der Zusammenberufung dieses Afterconciliums *) zum Grunde lagen. Wie diesem aber nun auch seyn mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß dieses Concilium, indem es eine der wichtigsten und heiligsten apostolischen Disciplinen auf eine versteckte arglistige Weise aufhob und zerstörte, die Reinheit der Kirche, dieser auserlesenen Braut Jesu, auf das schändlichste zu beflecken erfrechte.

8. Da eine verkehrte Lehre nie leichtern Eingang findet, und daher auch desto gefährlicher wird, als wenn sie im Gefolge mehrerer Wahrheiten erscheint, und gleichsam hinter diesen sich verhüllt; so machte auch das Concilium manche Verordnungen, welche nicht das Mindeste enthalten, das den Traditionen der römischen Kirche, den Aussprüchen der Päbste, oder den guten Sitten zuwider ist, im Ge-

*) Gewöhnlich zählt man zwar das Quinisextum nicht zu den Afterconcilien; aber es ist doch nicht einzusehen, warum man ihm nicht ebenfalls diesen Ehrentitel beilegen sollte; besonders da es sich für ein öcumenisches ausgab, auch dessen Sprache führte, und es doch durchaus nicht war.

[redacted]

entheil die letztern noch auf alle Weise befördert. (Z)uerst also erklärt sich das Concilium vollkommen (o)rthodox über die Grundlehren des Glaubens, nimmt (di)e sechs allgemeinen Concilien ehrerbietig an, und (v)erdammt alle Irrlehren, welche auch diese ver(d)ammt hatten, von der Häresie des Arius bis auf (di)ne der Monotheliten. Hierauf bestimmt das Con(ci)lium die ältern Canons, die zur Richtschnur dienen (so)llen, nämlich die 85 Canons der Apostel *); ver(w)irft aber die von dem heiligen Clemens gesammelte(n) apostolischen Constitutionen **). Auf die Canons

*) Der von der römischen Kirche angenommene Codex Dionysianus zählt ihrer nur fünfzig. Man kann nicht läugnen, daß diesen Canons ein unverkennbares Gepräg des grauesten, heiligen Alterthums aufgedruckt ist. Das in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts versammelte Concilium von Nicäa, führt dieselben schon als alte Satzungen der Väter an. Indessen ist es nicht minder erwiesen, weder alle 50 apostolische Canons des Dionysius, und noch viel weniger die 85 der Griechen von den Aposteln herrühren können, indem viele derselben Dinge und Bezeichnungen enthalten, die offenbar den Zeiten der Apostel fremd sind. Da man nun nicht unterscheiden kann, welche Canons wirklich von den Aposteln, und welche andere von den theils unmittelbaren, theils noch spätern Nachfolgern der Apostel sind; so hat diese, obgleich höchst schätzbare Sammlung dennoch in der Kirche kein canonisches Ansehen.

*) Die apostolischen Constitutionen unterscheiden sich dadurch von den apostolischen Canons, daß die letztern kurz gefaßte Sprüche, jene aber ungleich ausführlichere Vorschriften sind. Man schreibt sie zwar dem h. Clemens zu, aber, allem Ansehen nach, mit Unrecht. Höchst wahrscheinlich wurden sie von einem Unbekannten in dem dritten Jahrhundert zusammengetragen und nachher noch hie und da verfälscht. Sie enthalten Vorschriften der Kirchenzucht, des häuslichen



then kann.

9. Nach dieser, mit griechisch
Schau gestellten Orthodoxie, schreite
endlich zu dem, was es nothwendig
rigste betrachten mußte, nämlich z
für den Clerus. Um seinen, die
ciplin zerstörenden Verordnungen g
zu verschaffen, läßt er abermals e
Einleitung vorangehen. Die Röm
das Concilium, halten sich dem B
an der Regel; jene aber, die von
Constantinopel abhangen, geben hi
und suchen, um Ausschweifungen z
nungsvolle Duldsamkeit mit Streng
Dieser Richtschnur folgend, verord
cilium, daß die Bischöfe, selbst die
kommene Enthaltsamkeit beobacht
ferner nicht gestattet werden dürfte,

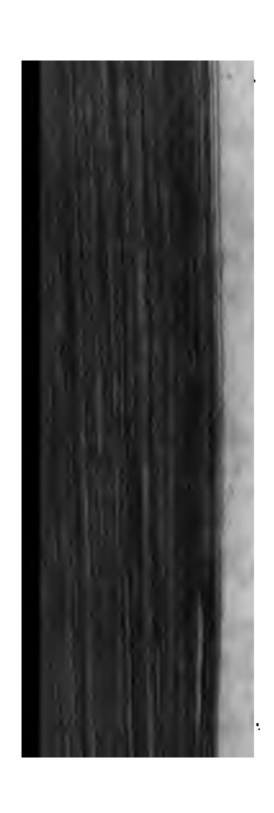
Lebens und der christlichen Moral.
les darin, das der Apostel wür

die höhern Weihen erhalten haben, sich nachher noch verheirathen. Aber dafür erlaubt nun das Concilium in seinem 12. Canon, daß Subdiaconen, Diaconen und Priester, wenn sie sich vor erhaltener Weihe schon verheirathet hatten, ihre Frauen beibehalten, auch noch ferner, gleich Verehlichten mit ihnen leben dürfen, und nur an jenen Tagen Enthaltsamkeit beobachten sollen, wenn sie sich zur Feier der heiligen Geheimnisse dem Altare nähern; und fügt endlich zu diesem, die apostolische Disciplin zerstörenden Canon noch mit heuchlerischer Pietät hinzu: damit kein Brandmal dem Ehestande aufgedrückt werde, den der Schöpfer selbst eingesetzt, und der Erlöser durch seine Gegenwart geehrt habe. — Welche sonderbare Logik! dem Ehestande wird also ein Brandmal aufgedrückt, wenn Männer, zu etwas Höherm, ja wohl zu dem Höchsten berufen, und durch Gottes Gnade gekräftiget, aus Liebe zu Jesu und dem Seelenheile ihrer Mitmenschen, auf eine natürliche Freiheit verzichten und, wie Jesus Christus selbst sagt, des Reiches Gottes wegen sich entmannen. Aber beinahe noch empörender ist es, daß die unwürdigen Väter dieses Conciliums ihren schändlichen Canon auf eine, gerade das Gegentheil aussprechende Verordnung der, im Jahre 400 gehaltenen, fünften Synode von Carthago dadurch zu stützen suchen, daß sie jener Verordnung, durch eine abermalige, offenbare Fälschung, eine ganz andere, ihr völlig fremde Deutung zu geben sich erfrechen. Die Verordnung des carthaginensischen Conciliums sagt, daß die Subdiaconen, Diaconen, Priester und Bischöfe, wenn sie verheirathet wären, sich juxta priora statuta (den alten Satzungen zu Folge) ihrer Frauen vollkommen enthalten, und so leben sollten, als wenn sie keine hätten. Die Griechen verfälschten nun

priora statuta in pr
dann diesen Ausdruck mit
idious horous, worunte
Zeiten verstanden werden
die ganze Verordnung so,
schen Bischöfe gesagt hätten
hen Stehenden nur zu ge
nämlich die heiligen Gehein
des Umganges mit ihren F
Aber wie in jeder, auch
Schlinge des Truges der
zuerst gefangen wird; so g
cilium durch seine Fälschun
dersprüch. Das carthagi
sagt: Subdiacone, Diacone
fe 2c. woraus also folgt,
Deutung auch die Letztern
denen doch das Concilium
Enthaltsamkeit zur Pflicht
Freiheit haben müßten, nu
horous) ausgenommen,
Sinnlichkeit, gleich den
nen 2c. ihren Lüsten zu frö

10. Da aber das
Quinisextum wohl voraus
abendländischen Kirchen die
zurückstoßen, sondern auch
ihm den Stempel der Ve
Nullität aufdrücken wurden;
nen — man darf wohl sage
zigen Anhang, sich so gut,
gegen diese künftige Schmac
Das Concilium bemerkt näm
non zu keinem Gesetze f
wolle, die unter den Va

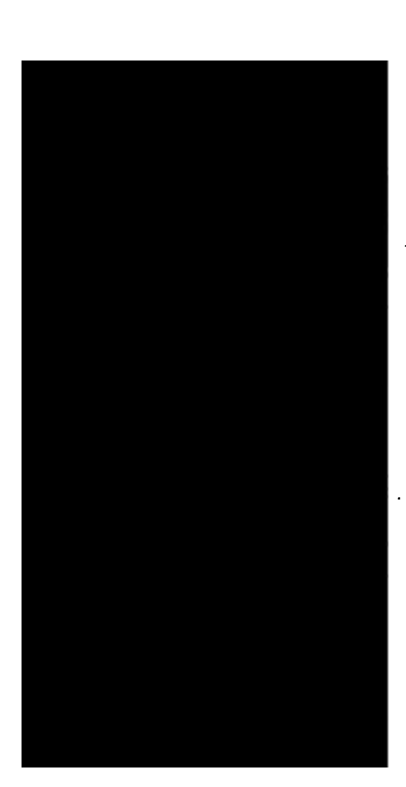
unter werden alle Priester Italiens und sämmtlicher abendländischer Reiche verstanden.) „Wenn diese," fährt es fort, „allenfalls glauben, sich über den apostolischen Canon erheben zu müssen, welcher verbietet, sein Weib unter dem Vorwande der Religion zu verlassen (welche schamlose Textverwechselung und Sinnverdrehung!) und wenn sie mehr thun, als geboten ist, und sich von ihren Frauen, mit beiderseitiger Einwilligung trennen; so verbieten wir ihnen, auf was immer für eine Art beisammen zu wohnen; sie sollen uns dadurch beweisen, daß es ihnen mit ihrem Versprechen Ernst ist; doch gestatten wir ihnen auch dies blos wegen ihrer Schwachheit, wegen ihres Mangels an Muth, und der Leichtfertigkeit ausländischer Sitten." — Zu Folge der Entscheidung dieses, schwerlich von dem Geiste Gottes erleuchteteten und geleiteten Conciliums, ist es also Schwachheit, Mangel an Muth und eine Unvollkommenheit, wenn der Mensch, sich, sein Fleisch und seine Sinnlichkeit bezähmend und beherrschend, ewige Enthaltsamkeit gelobet, um ganz und ungetheilt blos seinem Gott und dessen heiligem Dienste sich zu weihen; und der h. Johannes, der große Vorläufer, nach Jesu Zeugniß, größer als irgend einer, den das Weib gebar, war also doch noch schwach und unvollkommen im Vergleich mit einem Beweibten, einen Rudel von Kindern erzeugenden griechischen Geistlichen. Aber welche Stirne mußten wohl Leute, und zwar gar Bischöfe haben, um so gemein, so fleischlich, so unwahr und würdelos von einer Tugend zu sprechen, die Jesus Christus, dessen Apostel, so viele große Päbste, erleuchtete Kirchenväter und ausgezeichnete Heilige, als eine der größten evangelischen Vollkommenheiten, als eine der kostbarsten Perlen des Christenthums, die nur durch ganz besondere göttliche Gnade erlangt, aber auch jedem demü-



Trullos— denn auch unter dieser B
net man öfters das Concilium Quin
vernichtet und zerstört *). Von jetz
zu höhern Weihen Aspirirende stets da
dem Empfang derselben sich zu vereh
ging dieser Unfug gar so weit, daß
welche unverehlicht die höhern Weihe
ten, auch nach dem Empfang derselb
nach den Töchtern des Landes sich
ebenfalls Frauen sich beizulegen; so
alle Bischöfe in der griechischen Kirc
noch geschehen muß, blos aus dem
nehmen gezwungen war, indem man
übrige Clerus, ohne Ausnahme, ver
Weibern belastet war.

12. Uebrigens machte dieses C
sehr zweckmäßige, die guten Sitten
nons. Zu sehr großem Verdienste k
doch dieses nicht anrechnen; denn wo
ein schismatisches oder Afterconciliu

cht hie und da auch etwas Gutes und Vernünftiges
rordnet hätte? Indessen findet sich auch unter diesen
anons Manches so ziemlich Albernes, weil im höch-
en Grade Uebertriebenes, wie z. B. das Gebot, sich
on dem Blute und dem Erstickten zu enthalten; eine
erordnung, welche die Kirche aus sehr weisen Grün-
n längst schon aufgehoben hatte. Offenbar erneuerte
as Concilium dieses veraltete Statut blos deßwegen,
m die griechische Kirche auch hierin in einen allgemein
merkbaren Gegensatz mit der römischen Kirche zu
ellen; und so waren nun Entehrung und tiefe Her-
bwürdigung der königlichen Priesterwürde, Befleckung
es Altars, und des Clerus fortwährende, schimpfliche
nechtschaft im Dienste der Sinnlichkeit, das einzige
leibende Resultat der leider ewig merkwürdigen Sy-
ode von Trullos.



Berichtigung

Seite 30 Zeile 11, statt 688 ließ
— 401 — 4, — Pontificat

Außer diesem sind in unserm Verlage erschienen:

Abendmahlslehre, die alte, durch katholische und nicht katholische Zeugnisse alter und neuer Zeit beleuchtet. gr. 8. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthl. 6 gr.

Binterim, Dr. A. J., die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, mit besonderer Rücksichtnahme der christkatholischen Kirche in Deutschland. 6 Bände, jeder Band in zwei bis drei Theilen. gr. 8. Jeder Theil 2 fl. 42 kr. oder 1 Rth. 16 gr.

Ueber den Werth und die Wichtigkeit dieses Werkes haben sich übrigens die beiden katholischen Literaturzeitungen, die Zeitschriften: der Katholik, der Religionsfreund und die Tübinger Quartalschrift sehr vortheilhaft ausgesprochen, und es bleibt daher für dasselbe nichts mehr zu sagen übrig.

Binterim und Mooren, die alte und neue Erzdiözese Köln; in Dekanate eingetheilt, oder das Erzbisthum Köln mit den Stiften, Dekanaten, Pfarreien und Vikarien sammt deren Einkommen und Collatoren, wie es 1) im vierzehnten Jahrhundert, vor Luthers Zeit; 2) im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, nach Luthers Zeit war, 3) nebst der allerneuesten Einrichtung im neunzehnten Jahrhundert. Aus mehreren noch ungedruckten Urkunden, Dokumenten, Dekanatsstatuten rc. historisch dargestellt. 5 Bände. gr. 8.

Der Subscriptionspreis ist für jeden Band netto 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr. sächs. (1 Rthlr. 17 Silbergroschen.)

Bullet, Abbé, Geschichte der Gründung des Christenthums, aus jenen jüdischen und heidnischen Schriftstellern zusammengetragen, welche einen gründlichen Beweis für die Wahrhaftigkeit dieser Religion darbieten. Aus dem Französischen übertragen von P. S. Weckers. gr. 8. 3 fl. oder 1 Rth. 16 gr.

Frayssinous, Denis de, das Christenthum vertheidigt gegen die Irrthümer und Vorurtheile der Zeit. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. von Moy. 1r Band 2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

etsch, Adrian, sämmtliche Predigten. Neue Aufl. in 8 Thl.
Fastenpredigten 2 Theile gr. 8. 3 fl. 12 kr. oder 1 Rth. 21 gr.
Feiertagspredigten 2 Theile 3 fl. 12 kr. oder 1 Rth. 21 gr.
Sonntagspredigten 4 Theile. 6 fl. 45 kr. oder 4 Rth.

tholik, der, eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung. 11r Jahrgang, 1831. 4 Bände in 12 Monatheften. 8 fl. oder 5 Rth.

rs, Fr. v., kathol. Lit. Zeitung 22r oder der neuen Folge 6r Jahrgang 1831, in 12 Heften.

autheimer, M., vollständige Erklärung des Katechismus des Pater Canisius, mit Bezugnahme auf den bischöfl. Mainzer Katechismus. 6 Theile.
6 fl. oder 3 Rth. 12 gr.

1r Theil: vom Glauben.
2r — des apostolischen Symbolums 1r Artikel.
3r — des apostolischen Symbolums 2r bis 12r Artikel.
4r — von der Hoffnung, von der christlichen Liebe, und von den 10 Geboten Gottes 1s bis 3s Gebot.
5r — von den 10 Geboten Gottes 1s bis 10s Gebot, und von den Geboten der Kirche.
6r — die sieben heiligen Sakramente.

en der Heiligen; ein Auszug aus dem Leben der Väter rc., bearbeitet von Dr. Räß und Dr. Weis. 4 Bände. 166 Bogen in gr. 8. 9 fl. oder 5 Rth. 16 gr.



